Andengotik
Hugo Yoël Santander Ferreira
Der Vampir von Körpen

EDITORIAL
SANTALEY

Hugo Noël Santander Ferreira

Andengotik

Der Vampir von Körpen

EDITORIAL SANTALEY
Santaley Consulting – E-Book- und Printredakteure
Originalausgabe, August 2025
Santaley Consulting
Bucaramanga, Santander
Hugo Noel Santander Ferreira © 2025

Dieses Buch oder beliebige Teile davon dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in keiner Form vervielfältigt oder verbreitet werden, ausgenommen die Verwendung kurzer Zitate in einer Buchrezension.

ISBN: 9798277654491

Zifferblatt und Gehäuserückseite
© Leyla Tobías de Santander
Innenlayout der digitalen und gedruckten Ausgabe von
Leyla Tobías de Santander
Fotografie von Hugo Noël Santander Ferreira

Gedruckt und digital ursprünglich veröffentlicht in den Vereinigten Staaten von Amerika
Erste Ausgabe
Alle Rechte vorbehalten

„Dies ist der Geist Abels, den sein Bruder erschlagen hat; und er erhebt seine Anklage gegen ihn, bis sein Same von der Erde getilgt sein wird.“

1 Henoch 22,7

INDEX

Prolog: Das 19. Jahrhundert, das in uns weiterlebt 9
Die esoterische Architektur der Macht 13
1. Der Selbstmord von Candelario Obeso 15
2. Die Goldenen 39
3. Der Teleskopkobold 58
4. Die Staatsmission 80
5. Der Geist des Chicamocha 104
6. Die Goldschnabelschlange 127
7. Genipperteinga: Die Tafel 151
8. Genipperteinga: Die Zeugnisse 164
9. Der Chicamocha Canyon 189
10. Der Kiefer des Teufels 207
11. Die Unbegrabene 217
12. Das Ultimatum Preußens 251
13. Die Umgebung von Santacruz 283
14. Fauna und Flora der Hölle 295
15. Psalm 91 310
16. Das gespenstische Santacruz 323
17. Das Irrenhaus 338
18. Der teutonische Vampir 354
19. Eine weitere Hochzeit des Barons 371
20. Die Träger 395
21. Die Natur rebelliert 407
22. Elegie der Wissenschaft 424
23. Das Duell 453
24. Himmel und Hölle 476
Nächte des neunzehnten Jahrhunderts 504

Prolog: Das 19. Jahrhundert, das in uns weiterlebt

Das kolumbianische 19. Jahrhundert atmet hier wie ein lebendiger, fiebriger Organismus, durchdrungen von Widersprüchen, die in jeder Seite pulsieren. Das Historische verwandelt sich in zuckendes Fleisch, in Blut, das aus geheimen Bündnissen und aus Schweigen voller ererbten Verrats hervorquillt. Der Schrecken entspringt der Substanz des Landes selbst, seinen jungen Institutionen, seiner modernisierenden Euphorie, die fieberheißen Dampf ausstößt. Dieser Roman vollzieht einen Exorzismus mit der unerbittlichen Präzision eines Skalpells und der heiligen Resonanz eines Propheten, der das Unaussprechliche heraufbeschwört.

Der Autor schreibt, als habe er in der Dämmerung eines Friedhofs einen verbotenen Namen eingefangen. Er ruft die Vergangenheit mit der Kraft eines uralten Rituals herbei. In diesem Ruf enthüllt er eine Wahrheit, die erhellt: Das lateinamerikanische 19. Jahrhundert strömt weiterhin durch unsere offenen Adern und fließt wie ein unterirdischer Fluss in die Gegenwart hinein. Der Vampir erscheint, spricht vollkommenes Deutsch, trägt Kaperbriefe bei sich und Koffer voller Schopenhauer und des Schattens von Bismarck.

Die Szenerie entfaltet sich zwischen Bucaramanga, Bogotá und Körpen, von 1830 bis 1883. Die Hauptstadt Santanders formt sich am Rand eines moralischen Zusammenbruchs, wo der Duft frisch gerösteten Kaffees sich mit dem metallischen Gestank des Blutes mischt, das in stillschweigenden Abmachungen vergossen wurde. Zwischen Choleraepidemien, undurchsichtigen Geschäften, diplomatischen Streitigkeiten und einem modernisierenden Fieber, das nach Delirium riecht, tritt die verstörendste Figur der jüngeren kolumbianischen Literatur hervor: Baron Otto von Genipperteinga.

Ein preußischer Ingenieur mit Blicken so eisig wie die baltischen Fjorde, geformt in Akademien, in denen die Vernunft als Waffe der Souveränität geschärft wird; ein so vollkommener Deutscher, dass er wie von dämonischer Präzision gemeißelt scheint. Er bringt eine Doktrin mit, die seine Wildheit in Gleichungen kleidet: die rassische Perfektionierung durch gesellschaftliche Architektur. Das Monströse an ihm liegt in seiner absoluten Modernität.

Der Baron saugt Autonomie ebenso wie Vitalität auf. Er operiert im grellen Tageslicht, zeichnet Dekrete ab und errichtet Strukturen. Seine Institutionen – Banken, Schulen, Krankenhäuser, Minen, Eisenbahnen – funktionieren wie Kanülen, die in die Arterien der entstehenden Nation eingeführt werden. Seine Beredsamkeit betört die Eliten mit Versprechen von progressiver Hygiene, demografischer Ordnung und zivilisatorischen Pädagogiken.

Die Eliten neigen das Haupt, dankbar für den Erwachsenen, der kommt, um das mestizische Haus zu disziplinieren. Dieser Baron verkörpert den heimtückischsten Vampirismus des Kontinents: jenen, der sich im Mantel der Legalität vollzieht. Er überredet seine Opfer dazu, den Biss zu erbitten, der sie ausbluten lässt.

Am entgegengesetzten Pol erhebt sich Tomás Fines, ein junger Jurist aus Bogotá, genährt durch die Lichter der französischen Aufklärung, das liberale Ideal und die christliche Hingabe. Sein Drama entspringt einem Übermaß an Bewusstsein für die Zeit, die ihm zu leben zukam. Er glaubt noch immer, dass das Gesetz die Geschichte korrigieren könne, dass die Vernunft die Barbarei zähme, dass der Glaube die Politik erhelle.

Der Roman versenkt ihn in ein Labyrinth, in dem solche Gewissheiten zerfallen. Gerechtigkeit verwandelt sich in Vergeltung, Wissenschaft in Aberglauben, Glaube in ein Werkzeug der Herrschaft. Seine Abstammung enthüllt verborgene Minen. Sein Heldentum, rührend in seiner Zerbrechlichkeit, entsteht aus innerem Beben mehr als aus großartigen Taten.

Tomás erscheint verwundet, eifersüchtig, hochmütig und zuweilen naiv. Er muss klären, ob die Gerechtigkeit über das Blut triumphiert, ob die Wahrheit Verzicht oder Opfer fordert. Sein Krieg wird in der Seele geführt.

Von den Rändern her, wo das wahrhaft Menschliche pulsiert, treten Gestalten hervor, die die Würde mit einer uralten Hartnäckigkeit bewahren. Macaregua, letzter Taita der Yariguí, kippt das moralische Gleichgewicht allein durch seine Gegenwart. Seine Erinnerung widersetzt sich dem Weißwaschen durch Katechismen und Kodizes. Seine Worte gehen Kolumbien selbst voraus.

María del Carmen trägt den Glauben, wenn die Institutionen zerfallen. Ihre geistige Kraft, niemals naiv, hält dem umgebenden Zynismus stand. Um sie kreisen Indigene, Handwerker, Arbeiter,

Geistliche, Kranke, Witwen und Diplomaten, die die unsichtbaren Schichten der Nation sichtbar machen.

Ihr Widerstand besteht aus harten Loyalitäten, lebendiger Erinnerung, beredtem Schweigen und unwiderruflichen Worten.

Die Meisterschaft von *Andes Gótica* liegt in der harmonischen Verschmelzung von Geschichte, Theologie und gotischem Horror. Der Roman integriert sie ohne Hierarchien in ein Weltgefüge, in dem vielfältige Wirklichkeiten koexistieren. Erniedrigung vor europäischen Imperien, zum Zahlenspiel reduzierter Völkermord, medizinische Experimente mit visionären Pflanzen, kirchliche Manipulation der Furcht, geisterhafte Kutschen, Schatten, die Atem spenden, und Engel mit flammender Waffe stehen selbstverständlich nebeneinander.

Das Übernatürliche funktioniert als Erkenntnisinstrument. Es benennt das Unnennbare. Es setzt die amputierten Teile des nationalen Narrativs wieder ein. Das Gatische erhebt sich als moralischer Realismus in seiner rohesten Form.

Der zeitgenössische Leser erkennt jeden Schatten: die Verführung durch den ausländischen Zivilisierer, die lokale Elite, die sich gierig dem externen Kapital hingibt, die Vorstellung, dass der Fortschritt die Opferung ganzer Völker rechtfertige, die giftige Mischung aus Religion, Pseudowissenschaft und Macht, die ewige Umkehrung von Opfer und Täter, das Fehlen einer Pädagogik des Gedächtnisses.

Andes Gótica hält einen Spiegel hoch, der brennt. Der Roman zeigt die tiefe Kontinuität zwischen dem 19. und dem 21. Jahrhundert. Wir verhandeln weiterhin die Seele des Landes im Austausch gegen Entwicklungsprojekte.

Seine 470 Seiten bilden eine unausweichliche Herausforderung für jeden, der den lateinamerikanischen historischen Roman neu konfigurieren möchte. Sie verschmelzen Horror, Politik, Metaphysik und Archiv mit unnachgiebiger Strenge und verstörender Schönheit. Sie erwecken das Gatische aus unseren eigenen kontinentalen Ruinen neu zum Leben.

Der Roman hinterlässt geistige und spirituelle Narben. Er bietet eine klare Hoffnung, die befragt. Er fordert Erinnerung. Er fordert Unterscheidung. Er fordert die Abkehr vom Erbe des Henkers.

Andes Gótica verlangt nur eines: einen ehrlichen Blick. Dieser Blick eröffnet den Weg. Erst nach der Konfrontation mit der Vergangenheit erhebt sich die wesentliche Frage:

Welche Nation wollen wir wiedererwecken, wenn wir endlich den Sarg dessen schließen, was wir für begraben hielten?

Leyla Margarita Tobías Buelvas
Sincelejo, 2025

Die esoterische Architektur der Macht

Prolog zur deutschen Ausgabe von Andes Gótica

Wir leben in einer angeblich säkularen Welt. Dennoch hören wir ständig von geheimen Allianzen zwischen Politik und Magie: Minister, die Wahrsager konsultieren; Präsidenten, die den Rat von Astrologen suchen; mächtige Wirtschaftsführer, die Medien, Heiler und spirituelle Seher aufsuchen. Hinter den Fassaden moderner Rationalität wirkt ein uraltes Prinzip fort: Macht sucht stets Verbündete in unsichtbaren Kräften und bewahrt das Geistige in Ritualen und Aberglauben. In dieser Spannung bleibt auch die alte Ehrfurcht vor Macht und Gesetz bestehen, jene Strenge, die die Römer kennzeichneten und die in unserem Zeitalter der Rechte und Freiheiten einen einschüchternden, mitunter furchterregenden Charakter annimmt.

Andes Gótica behandelt die Archäologie der Macht, indem es – durch Geschichte, Inspiration und literarische Imagination – die sozialen Beziehungen im Bucaramanga des 19. Jahrhunderts darstellt, einer Epoche unbestreitbaren Fortschritts, gleichermaßen geprägt von übernatürlichen Omen, Prophezeiungen, Beschwörungen und Wundern wie jenem von Lourdes in Frankreich. In *Andes Gótica* wird das Universum nicht nur durch Bestechungen, Gesetze, Armeen oder ökonomische Dominanz geregelt, sondern auch durch Zeichen, Geister und geheime Liturgien, die Denken und Handeln dessen formten, was heute Santander ist.

„Intuition“, „Instinkt“ oder „Wille“ des 21. Jahrhunderts waren damals Glaube und Spiritualität, bedrängt von Dämonen und beschützt von Heiligen. Trotz der nominalistischen Bemühungen der Moderne, solche Überzeugungen zu kontrollieren, stärkt Spiritualität weiterhin den größten Teil der Menschheit, wie Studien nach der jüngsten Pandemie zeigen: Am besten vorbereitet und am wenigsten mental erschüttert durch den Angriff eines Virus waren jene, die an eine unsterbliche Seele und eine Gottheit glaubten.

Im Santander des 19. Jahrhunderts, dem Schauplatz dieses Werkes, überlagerten sich diese Welten in Kämpfen und Niederlagen, die Generationen aus Scham verschwiegen oder beschönigt haben. Europäische Ingenieure, kreolische Großgrundbesitzer, indigene

Krieger, Priester, Rebellen und wandernde Prediger rangen darum, ein unwegsames Land voller Abgründe und Wüsten zu beherrschen. Der mächtige Baron Genipperteinga, die Stimmen der Schluchten, die unergründlichen Rituale der Berge und die metaphysischen Schatten sind keine historischen Rekonstruktionen realer Personen, sondern archetypische, universale Darstellungen jener unsichtbaren Architektur der Macht, die jede Gesellschaft – auch die unsere des 21. Jahrhunderts – inszeniert.

Sowohl heute als auch im 19. Jahrhundert hat sich die Intelligenzija gefragt, wie die Mehrheit des Volkes – jene manipulierbare Masse, wie sie Ortega y Gasset und Canetti beschrieben – zur Beute von Nosferatus werden kann, die hypnotisieren, und von Doktor-Caligari-Figuren, die bannen, ebenso wie von Politikern, die aussaugen und versklaven. Ihren Gegnern schickt man Mörder, oder man legt sie in ein Krankenhausbett, stets im Namen ihres höheren Wohls.

Die Entscheidungen, die das Leben von Millionen verändern, entstehen tatsächlich in unsichtbaren Bereichen, durch Verschwörungen, die wir nur als ferne Echos vernehmen.

Andes Gótica ruft dazu auf, uns in jenen wiederzuerkennen, die mit diesen Kräften ringen – manche, die den Versuchungen von Unterschlagung, Bestechung, Diebstahl und Mord nachgeben, andere, die jedem Einzelnen widerstehen. Seine Helden sind auch eine Hoffnung für unsere von Kriegen und Verbrechern heimgesuchten Länder, die seit fünfhundert Jahren ein zivilisiertes Zusammenleben verhindert haben.

Wie Gandhi bilden sie die Mehrheit der kolumbianischen Bevölkerung, die auf Raub und Tötung verzichtet hat – jene nicht-gewalttätige Mehrheit, die die Vampire, die uns regiert haben, vergeblich in ihre Höllen zerren wollten; jene, die zeigen, dass es immer Kolumbianer gab, gibt und geben wird, die bereit sind, alles zu verlieren – sogar ihr Leben –, bevor sie ihre Seele verlieren.

Hugo Noël Santander

1. Der Selbstmord von Candelario Obeso

Tomás Fines, ein Jüngling mit olivfarbener Haut und schwarzem Haar mit einer leicht schiefen, gebrochen wirkenden Nase und durchdringenden Augen, stieg die Calle 10 von der Seite der Kathedrale her hinauf, neben der Plaza de Bolívar. Ein intermittierender Regen fiel auf die gepflasterten Gehwege, die nur schwach von dem gelblichen Schimmer der Gaslampen erleuchtet wurden, die alle zwei Ecken angebracht waren.

Der Glockenturm der Kathedrale, in ein Bett aus bläulichen Wolken gebettet, verkündete die Mitternacht, und Tomás beschleunigte seinen Schritt. Er würde zu spät kommen. Der Dichter Candelario Obeso hatte ihn zu sich bestellt, um ihm das Manuskript seiner Novelle über seine Liebschaft mit der Tochter des Generals Melo zu übergeben. Er habe sie geschrieben, sagte er, um sich vor Präsident Aquileo Parra zu rechtfertigen, nachdem die Präsidentengarde ihn im vergangenen Monat ertappt hatte, wie er über das Dach seines Hauses kletterte.

„Ein Dichter, der auch ein Dieb ist?", hatte Präsident Parra ihn gefragt. „Wollten Sie mein Haus oder das des Generals Melo überfallen?"

Sieben Monate lang hatte er seinen Ruf aus Liebe riskiert und sich immer wieder gesagt, dass er am nächsten Tag seine Abenteuer aufgeben würde. Seine Worte hatten ihm alles im Leben eingebracht, von seiner Bildung bis zu seinen Liebesaffären, also griff er auf sie zurück.

„Ich kann Ihnen nicht vor Ihren Wachen antworten", entschuldigte sich Candelario. „Sperren Sie mich diese Nacht in ein Gefängnis mit einem Stapel Papier, Feder und Tinte ein, und morgen werde ich Ihnen eine Novelle über das Geschehene überreichen."

Parra akzeptierte aus Respekt vor den Décimas von Candelario, die die santafereñische Gesellschaft so sehr faszinierten. Sein Gedicht Canción del Boga Ausente (Lied des abwesenden Fährmanns) war von Rufino José Cuervo und Miguel A. Caro gefeiert worden, den prestigeträchtigsten Philologen und Grammatikern Kolumbiens in der hispanischen Welt:

Qué trijte que ejtá la noche,

la noche qué trijte ejtá:
no hay en er cielo una ejtreya...
Remá! remá!

Wie traurig die Nacht ist,
die Nacht: wie traurig sie ist:
kein einziger Stern am Himmel...
Ruder weiter! Ruder!

Tomás, damals junger Artikelschreiber bei El Duende, hatte der Poesie von Obeso einen Leitartikel gewidmet, was genügte, damit der Dichter ihn in seinen engsten Kreis aufnahm.

Doch in jener regnerischen Nacht, während er die steile Straße hinaufstieg, nagte etwas Unbekanntes an Tomás' Eingeweiden: eine nebelhafte Vorahnung, ein Schatten.

Er erinnerte sich an die letzte, angespannte literarische Tertulia in der Casa Liberal, ihren Duft nach Portwein und das Murmeln gebildeter Stimmen, an jenes Haus mit einem hinteren Salon, in dem Dichter, Grammatiker und Journalisten sich donnerstags versammelten. Die Decke mit Walnussbalken, der purpurne Stoff der runden Tische und die Öllampe, die wie eine ermüdete Sonne hing, bildeten eine Szene, die Espronceda begeistert hätte.

Candelario, in grauer Wollweste und mit fiebrigen Augen, deklamierte Fragmente aus dem Boga Ausente. Als er fertig war, legte sich ein dichtes Schweigen über den Raum.

Es war Santos – der zynische Romancier –, der zuerst sprach:

„Ihr Gedicht stört mehr als jede Ansprache im Kongress."

Candelario lächelte nur flüchtig.

„Stören, Don Santos, ist ebenfalls ein öffentlicher Dienst. Die Poesie muss bewegen, faszinieren... und sogar unterhalten. Sie ist nicht dazu geboren, irgendeiner Partei zu dienen."

Julio Flórez unterbrach, sichtlich unruhig:

„Aber die Unterhaltung ist vergeblich. Haben Sie nicht gesagt, dass die Poesie keine soziale Funktion hat?"

„Ich sagte, dass sie nicht Dienerin von Fraktionen sein kann", korrigierte Candelario. „Aber zu leugnen, dass sie eine ethische Dimension hat, hieße, ihr Wesen zu ignorieren. Nero unterhielt seine Untertanen mit Farcen und Untaten, und die Unterhaltung war an

sich eine Form der Herrschaft. Petronius und Seneca, die sich für neutral hielten, kooperierten schweigend mit seinen Gräueln."

Tomás erinnerte sich deutlich daran, wie diese Aussage die Gruppe erschütterte. Ein eisiger Wind durchquerte den Saal. Die Flamme der Öllampe flackerte, und er sah, wie die Schatten der Anwesenden sich wie Gespenster an der Wand streckten.

Von seinem Platz aus beobachtete Tomás, wie Julio Flórez, der junge Dichter mit rebellischer Mähne, sich unruhig hin und her bewegte. Er kannte Flórez' ästhetisches Credo gut: jene Vorstellung von Poesie als Heiligtum, das der schmutzigen Realität überlegen ist. Tomás konnte fast die Beklemmung des Dichters spüren, als Candelario von der Komplizenschaft „neutraler" Künstler sprach. Er sah in Flórez' Gesicht dieselbe Verwirrung wie bei jemandem, der einen unerwarteten Schlag erhält.

Da erwiderte Flórez, mit einer Stimme, die sorglos klingen sollte, Tomás jedoch defensiv erschien:

„Aber Voltaire hat sein Jahrhundert überlebt dank Zaïre."

Tomás, der Voltaire gelesen hatte, verstand sofort die Falle in Flórez' Argument. Während der weiße Dichter in Zaïre nur ein Beispiel zeitloser Schönheit sah, blickte Tomás zu Candelario und begriff, dass für ihn die Tragödie ein allzu getreuer Spiegel war: eine Christin, heimlich getauft, im Serail von Jerusalem als Muslimin aufgezogen, verliebt in den Sultan Orosman, aber verurteilt durch das unsichtbare Mal ihres Blutes und ihres ursprünglichen Glaubens. Am Ende, als entdeckt wird, dass sie Christin ist, tötet Orosman sie mit einem Dolchstoß, im Glauben, sie betrüge ihn, und begeht dann Selbstmord auf ihrem Leichnam. Wie Desdemona handelt Zaïre rechtschaffen und makellos; doch im Unterschied zum shakespeareschen Opfer wird Zaïre zu Unrecht schuldig gesprochen – für das, was sie ist, und für das, was sie niemals aufhören kann zu sein.

Genau wie Candelario: akzeptiert, solange er Décimas rezitierte und die Santafereños in den Tertulias zum Lachen brachte, aber verurteilt, sobald seine Haut und sein Begehren die verbotene Linie überschritten. Zaïre, wie Candelario, wurde nur so lange toleriert, wie sie die unsichtbaren Grenzen ihrer Gesellschaft nicht überschritt; in dem Moment, in dem sie es tat, würde die Gesellschaft sie mit derselben Sauberkeit töten, mit der Orosman den Dolch versenkte: aus Liebe und aus Angst zugleich.

Was Tomás dann erlebte, erschien ihm als Akt außergewöhnlicher Großmut. Candelario wies das Argument nicht zurück, sondern vertiefte es, bis es nackt dalag:

„Genau", sagte Candelario. „Aber es gibt ein Detail, das Ihr Zitat vergisst, lieber Flórez: Zaïre wird getötet, weil sie anders ist als die Mehrheit."

Tomás hielt den Atem an. Der Satz war in den Saal gefallen mit dem Gewicht einer Prophezeiung. In diesem Moment sah er mit völliger Klarheit, dass sie nicht über Ästhetik diskutierten, sondern über den abgrundtiefen Unterschied zwischen dem, der sich den Luxus reiner Schönheit leisten kann, und dem, der mit dem Schatten eines Urteils auf den Schultern schreiben muss.

Und dann erlebte er den Akt, den er nie vergessen würde: Candelario hob sein Glas und rezitierte jene Verse von Flórez mit ehrlicher Bewunderung, schuf eine Brücke, wo er eine Mauer hätte errichten können:

Algo se muere en mí todos los días;
la hora que se aleja me arrebata,
del tiempo en la insonora catarata

Etwas stirbt jeden Tag in mir;
die Stunde, die sich entfernt, entreißt mir
im lautlosen Sturz des Wassers der Zeit.

Das Publikum applaudierte sowohl dem Rezitator als auch dem Dichter, und Tomás begriff, dass er etwas Seltenes in diesem Bogotá der literarischen Rivalitäten sah: einen Mann, der, im Rachen des Wolfs stehend, noch Mitleid mit der Blindheit seines Jägers hatte.

Candelarios Antwort – jenes „Etwas stirbt jeden Tag in mir", hinterließ bei Tomás ein neues und furchtbares Verständnis. Nicht nur Flórez musste sich angesprochen fühlen, sondern sie alle, die vom Ufer des Privilegs aus zusahen, träge, ungerührt in ihren Vorurteilen, während ihr Freund gegen gefährliche Strömungen ankämpfte.

„Genau", sagte Candelario. „Das Kunstwerk überdauert, weil es auf das Besondere zielt, während die Politik das Universelle anstrebt. Oder hat Shakespeare nicht die nationalistischsten Reden Heinrichs V. in dessen Mund gelegt, ohne seine Feder zu kompromittieren?"

Santos lachte:

„Und Sie, Don Candelario? Beobachten Sie... oder sprechen Sie?"

Candelario senkte den Blick.

„Manchmal fürchte ich, dass ich zu viel spreche. Und dass jemand es vorziehen würde, wenn ich schwiege."

Ein kalter Luftzug fuhr durch den Saal, und die Flamme der Lampe flackerte auf. Tomás sah einen Schatten flüchtig am Fenster vorbeihuschen.

Flórez wollte die Spannung lösen:

„Und die Señorita Melo? Wird etwas von Ihnen in der Novelle sein?"

Eine Sekunde Schweigen.

Dann eine tiefe Stimme:

„Es gibt Lieben, die Republiken entzünden... und andere, die sie zerstören."

Die Uhr schlug Mitternacht.

Candelario stand auf:

„Meine Herren … auf meinem Grabstein werde ich schreiben lassen, dass jemand meine Feder für allzu treffsicher hielt, als dass man es hätte ertragen können."

Als die Tertulia sich auflöste und Tomás Candelario am Ausgang einholte, sah er nicht nur den gefeierten Dichter, sondern auch einen Mann, der sich auf einem Schachbrett bewegte, auf dem die Regeln für die schwarzen Figuren ganz andere und weit grausamere waren. Candelarios letzte Worte konnten als Dramatik abgetan werden oder ganz schlicht als die Feststellung einer Tatsache, die offenbar alle verstanden – außer ihnen selbst:

„Hüten Sie gut, was ich Ihnen anvertraue. Mein Leben hängt an einem Roman …"

In jener Nacht, während er die steile Gasse im Regen hinaufstieg, litt Tomás Fines unter der Ungewissheit einer düsteren Vorahnung, die sich in die kalte Gewissheit verwandelte, ein verbotenes Manuskript bei sich zu tragen – das Zeugnis von Wahrheiten, die jemand in den hohen Sphären der Macht für unerträglich hielt.

Das war der letzte Moment, in dem Tomás Candelario Obeso lebend sah.

Aus der Kälte eines Kerkers des bischöflichen Gefängnisses, umhüllt vom Nebel, der durch ein vergittertes Fenster sickerte, im Licht einer Laterne, transkribierte Candelario in schöner, verbundener Kursivschrift:

„Der Wunsch, das zu übertreffen, was ich einst gewesen war, trieb mich dazu, mich in eine Dame zu verrennen, die die Schönheit der Helena von Troja geerbt hatte, während ich die Formen verachtete, die Salomo einst an der Königin von Saba bewundert hatte.

Ich lehnte es ab, Agustina Tadó, die Dame von höchstem Stand in Mompox, zu heiraten, und fesselte die Vorstellungskraft eines jungen Mädchens aus santafereñem Adel, indem ich nachts die Hindernisse von Santafé de Bogotá überwand, um meine Gedichtsammlungen auf perlmuttglänzende Kugeln fallen zu lassen – wie Schneeflocken, die der Wind launenhaft vom Zenit herabfiltert, um jene Träume zu schmücken, die meinen Füßen Engelsflügel verliehen.

Mein sehniger Körperbau, den ich durch Bewegung in meiner Jugend gepflegt hatte, schenkte mir einen geschmeidigen und leichten Leib; zusammen mit meinem onyxfarbenen Teint erlaubte er mir, nachts halbnackt über die halbe Stadt zu gleiten, ohne von ihren Bewohnern bemerkt zu werden.

Dass niemand sonst sich wagte, es zu tun, machte mich nur verwegener, und nach drei Monaten voller Zurückweisungen erhielt ich schließlich die erste Antwort...“

Am nächsten Tag übergab der Dichter von Cantos de mi Tierra eine Novelle von fünfundsechzig Seiten, in der er mit eigener Hand sein Idyll mit der Jungfrau Geraldine Melo schilderte, die er in den Nächten besuchte, indem er über die Dächer der Villen der prominentesten Senatoren, Generäle, Bischöfe und Präsidenten der Vereinigten Staaten von Kolumbien sprang.

„Das würde unsere Nation, unsere Zivilisation zugrunde richten!“, sagte Präsident Parra, nachdem er seine Lektüre beendet hatte und zum Kamin gegangen war. „Sie sind frei, aber ich verbiete Ihnen, Fräulein Melo nochmals zu sehen.“

Der Präsident hatte besagte Novelle daraufhin ins Feuer geworfen. Candelario hatte sie seither neu verfasst und mit

Abschriften der zarten Gedichte geschmückt, mit denen er jene erobert hatte, die er die Muse der Hügel nannte. Die angekündigte Verlobung von Geraldine Melo mit Francisco Arango, dem Eigentümer des Bestattungsunternehmens Arango, und die Beharrlichkeit, mit der die Nymphe ihn mied, hatten Candelario in eine tiefe Depression gestürzt. Nur Tomás und der Dichter Julio Flórez wussten von der Existenz jener Novelle.

„Ich bewahre sie in dieser Schublade auf”, hatte Candelario an einem bestimmten Vormittag gesagt, betrunken von Chicha. „Wenn mir etwas zustößt, werdet ihr beide sie veröffentlichen.“

Tage später sagte Flórez zu Tomás, dass jene Novelle nicht nur den Ruf von Geraldine zerstören würde, sondern auch die Ehre des Generals Melo, den Anstand der Föderation und den modus vivendi ihres Autors.

„Ich erwarte Sie heute um Mitternacht in meinem Haus”, hatte Candelario mit nervöser Hand geschrieben. „Ich vermute, dass jemand anderes davon weiß.“

Er stand bei Candelario in der Schuld, dem Vermittler seiner Liebesabsichten beim Senator Gerardo Vergel, dem Bruder von María del Carmen Vergel, seiner Verlobten. Candelario war es auch gewesen, der sie ihm eines Nachmittags vorgestellt hatte, nachdem er in der Casa Liberal de Santafé eine Rede zur Unterstützung von Präsident Aquileo Parra gehalten hatte, etwa zu Beginn des Vorjahres. Die gegenseitige Anziehung war augenblicklich gewesen; jedes Mal, wenn der eine Verliebte den anderen inmitten des dicht gedrängten Publikums betrachtete, stellte dieser fest, dass er bereits selbst beobachtet wurde.

Sie setzten sich in die letzte Reihe, am Rand des Gartens. María del Carmen erhob sich dann, mitten in einer Brandrede des fünfzigjährigen Präsidenten, um, begleitet von einem Dutzend schillernder Libellen, den gepflasterten Weg zum zentralen Pavillon entlangzugehen, wo eine Köchin und ein Diener ein Festmahl zubereiteten.

Tomás bewunderte ihre goldenen Locken zwischen silbrigen Bändern, ihre kleinen Schritte, den Wasserfall aus Gaze und Seidengolen, der anmutig von ihren Hüften herabfiel, und ein rosafarbenes Kaschmirtuch, das wie ein Rosenblatt im launischen Hauch der Brise durch die Luft flatterte. Er stand auf, nahm das Tuch

auf und küsste es im Licht des Sonnenuntergangs. Dann ging er einige Schritte vor, gerade als María del Carmen die Dienerschaft anwies, das Abendessen richten zu lassen.

„María del Carmen!“, rief er und reichte ihr das Tuch.

„Es gehört Ihnen“, antwortete sie mit Tränen auf den Wangen und schloss ihre Fäuste in Tomás’ Händen. „So werden Sie mich nicht vergessen.“

„Wie geheimnisvoll du bist“, flüsterte Tomás, wobei er kaum bemerkte, dass er sie bereits duzte. „Wie viele Geheimnisse hast du?“

„Für mindestens drei Leben“, ihre Stimme brach. „Ich bin eine Dame aus der Provinz. Morgen muss ich abreisen und …“

„Ich möchte, dass du meine Frau wirst“, sagte Tomás und küsste ihre Handfläche, abgewandt von den Dienern, die sich schon näherten.

„Wirst du mir dieselbe Frage auch in einem Jahr stellen können?“, fragte María del Carmen mit bebender Stimme.

Tomás verspürte einen plötzlichen Schwindel, als neige sich der ganze Garten unter seinen Füßen.

„Ein Jahr?“, wiederholte er verwirrt. „Warum so lange? Wenn unsere Herzen einander doch schon erkannt haben …“

María del Carmen blickte zum Pavillon hinüber, wo die Diener die Tischdecken auslegten, und wandte dann ihre feuchten Augen wieder ihm zu.

„Weil ich wissen muss, ob das, was ich fühle, wahr ist“, sagte sie mit einer Entschlossenheit, die im Kontrast zum Zittern ihrer Lippen stand. „Und weil ich unser Schicksal San Martín de Porres anvertraut habe.“

„San Martín?“, Tomás runzelte die Stirn, neugierig. „Der Dominikanerbruder aus Lima?“

„Genau der“, María del Carmen holte aus ihrem Dekolleté eine kleine Silbermedaille hervor. „Ich bin ihm seit meiner Kindheit ergeben. Meine Großmutter lehrte mich, zu ihm zu beten, als die anderen uns wegen unseres gemischten Blutes verachteten. San Martín war ebenfalls Mulatte, Sohn eines Spaniers und einer freigelassenen Schwarzen. Er kannte Verachtung und Demütigung und wurde dennoch heiliggesprochen. Er heilte Kranke ohne Unterschied der Rasse, speiste die Hungrigen und kümmerte sich sogar um die Mäuschen im Kloster, wenn andere sie vergiftet hätten.“

Die Stimme von María del Carmen war leidenschaftlich geworden, fast fiebrig. Tomás hörte gebannt zu, doch ein Zweifel regte sich in ihm.

„Verzeih meine Unwissenheit in solchen Dingen“, sagte er behutsam und wählte seine Worte mit Bedacht. „In meinen Universitätsjahren habe ich ein wenig protestantische Theologie gelesen. Die Lutheraner würden sagen, dass das, was du beschreibst … grenzt das nicht an Götzendienst? Sie behaupten, nur Christus könne Fürsprecher sein. Und die Muslime wiederum erklären, dass einzig Allah unsere Verehrung verdient.“

María del Carmen war nicht beleidigt. Stattdessen huschte ein trauriges Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich weiß. Mein Bruder Gerardo hat mir dieselben Einwände vorgebracht, beeinflusst von seinen französischen Lektüren und seiner Bewunderung für die Aufklärer“, holte sie tief Luft. „Aber die Heiligen sind keine Götter, Tomás. Sie sind Fürsprecher, ältere Geschwister im Glauben, die die Herrlichkeit bereits erreicht haben und für uns beim Vater eintreten können. Bittest du nicht selbst einen Freund, gut von dir zu sprechen, wenn du jemand Wichtigem vorgestellt wirst? Ist das Götzendienst?“

Tomás nickte langsam, während er das Argument in sich aufnahm.

„Bitte, fahr fort.“

„Wenn du eine Religion suchst, die der katholischen in der Vielzahl ihrer heiligen Gestalten ähnelt“, fuhr María del Carmen mit neuer Energie fort, „darfst du sie nicht mit dem Protestantismus oder dem Islam vergleichen, die bewusst nüchtern sind. Du musst nach Indien schauen. Die katholische Kirche erkennt ungefähr zehntausend Heilige an, aber im Hinduismus gibt es Zigtausende von Göttern und Göttinnen, jeder mit seiner Funktion, seiner Geschichte, seinen Verehrern. Sind sie Götzendiener, oder verstehen sie einfach, dass das Göttliche sich auf vielfältige Weise offenbart, je nach Herzen?“

„Das ist ein kühnes Argument“, murmelte Tomás, ehrlich beeindruckt.

„Doch es gibt noch mehr“, fuhr sie fort und fasste ihn sanft am Arm. „Jeder Katholik ist dazu berufen, Christus nachzuahmen, in seinem eigenen Leben heilig zu sein. Die Heiligen sind keine Mittler, die Gottes Platz usurpieren, sondern Beispiele, wie man den Glauben

lebt. Für mich steht San Martín meinem Herzen am nächsten, ebenso wie San Pedro Claver, wegen seiner Demut gegenüber den Verachteten, wegen seiner Liebe zu den afrikanischen Sklaven, die halb tot im Hafen von Cartagena ankamen. Diese Männer liebten jene, die die Gesellschaft für Abfall hielt. Sie lehrten mich, dass Gott gerade an den dunkelsten, am meisten vergessenen Orten wohnt."

Wieder traten María del Carmen Tränen in die Augen.

„San Martín musste Jahre warten, bevor man ihn vollständig in den Dominikanerorden aufnahm, einzig wegen seiner Hautfarbe. Er ertrug Demütigung mit unendlicher Geduld. Er rebellierte nie verbittert, verlor nie seine Sanftmut. Diese Geduld, Tomás, diese Fähigkeit, im Glauben zu warten – das ist es, was einen wirklich guten Menschen von jemandem unterscheidet, der nur einen momentanen Aufwallung erlebt."

„Und deswegen bittest du mich um ein Jahr?", fragte Tomás, der zu verstehen begann.

„Ja", María del Carmen schloss die Medaille fest in den Fingern. „Ein Jahr ist nichts im Vergleich zu einem ganzen Leben miteinander. Aber es reicht, um zu zeigen, ob das, was wir empfinden, nur eine Laune des Herzens ist oder etwas, das Abwesenheit, Entfernung und Schwierigkeiten standhält. San Martín wartete, und seine Geduld machte ihn heilig. Wenn du wartest, werde ich wissen, dass deine Liebe wahr ist."

„Ich werde warten", erklärte Tomás ohne zu zögern. „Ich würde zehn Jahre warten, wenn es nötig wäre."

María del Carmen schüttelte den Kopf und lächelte durch ihre Tränen.

„Das wird nicht nötig sein. Ein Jahr genügt", sagte sie nach einer Pause und blickte zum Haus. „Außerdem muss ich offen zu dir sein. Mein Vater hat andere Pläne für mich. Politische Pläne."

„Politische?", Tomás spürte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte.

„Der Gouverneur von Bolívar hat einen Sohn, einen Mann, der vierzig Jahre älter ist als ich, zweimal verwitwet", ihre Stimme zitterte vor Abscheu. „Mein Vater sieht in dieser Verbindung eine Gelegenheit, seinen Einfluss in der Region zu festigen. Er hat bereits Gespräche begonnen."

„Das ist monströs!", rief Tomás und vergaß jegliche Zurückhaltung.

„Darum brauche ich dieses Jahr", erklärte María del Carmen hastig. „Wenn wir uns San Martín anvertrauen, wenn wir durch unsere Geduld beweisen, dass unsere Liebe würdig ist, wird der Heilige vor Gott für uns eintreten, damit unsere heilige Verbindung Wirklichkeit wird. Ich kann nicht allein gegen meinen Vater kämpfen, gegen die gesellschaftlichen Konventionen, gegen die politischen Interessen meines Bruders. Ich muss wissen, dass Gott selbst unsere Liebe segnet. Und ich muss wissen, dass du fähig bist, auf mich zu warten, selbst wenn alles verloren scheint."

Tomás nahm María del Carmens Hände zwischen seine.

„Ich werde warten", wiederholte er mit fester Stimme. „Und ich werde zu deinem San Martín beten, auch wenn ich die Gebete nicht gut kenne. Ich werde ihn bitten, für uns einzutreten und uns Stärke zu schenken."

„Du brauchst keine geschliffenen Worte", flüsterte María del Carmen. „San Martín war ein einfacher Mann. Es genügt, wenn du ihn mit aufrichtigem Herzen bittest."

Die Diener näherten sich bereits mit dampfenden Platten. María del Carmen löste sich von Tomás und wischte sich rasch mit dem Handrücken die Tränen ab.

„Bewahre dieses Tuch", sagte sie, bevor sie in den Saal zurückkehrte. „Und wenn du zweifelst, wenn das Warten unerträglich wird, küsse es so, wie du es heute im Abendlicht geküsst hast. Ich werde dasselbe mit seinem Zwilling tun und San Martín bitten, deine Liebe lebendig zu halten, bis wir zusammen sein können."

Tomás sah ihr nach, wie sie davonging, das rosafarbene Kaschmirtuch an die Brust gedrückt, und wusste, dass er warten würde. Er würde warten, selbst wenn sich die ganze Welt zwischen sie stellte.

Seitdem hatten sie über Candelario einen wöchentlichen Briefwechsel begonnen, der häufig das Haus des Senators Vergel besuchte, da er als Personero von Mompox ein- und ausging. Mit einer Größe von einem Meter achtzig war Vergel der kräftigste Senator des Kongresses; seine ungeheure Stärke war Gegenstand von Legenden in den Korridoren: Man erzählte, er habe mit dreizehn einen Stier zu Boden geworfen und sei imstande, fünfzig Kilo mit einer Hand zu heben.

Jeder Brief von María del Carmen kam mit Orangenblüten-Essenz parfümiert und mit rotem Siegelwachs verschlossen. In allen,

ausnahmslos, lag ein kleines Bildchen von San Martín de Porres bei, das Tomás an sein Geduldsversprechen erinnerte. Und in allen berichtete María del Carmen von kleinen Wundern: von einer kranken Tante, die nach einem Gebet zu dem Heiligen genesen war, von einer Maus, die sie vor den Fallen der Scheune gerettet hatte, von einem Bettler, den sie zu Ehren der martinischen Nächstenliebe gespeist hatte.

Tomás bewahrte die Briefe in einer Zedernholzschatulle auf, neben dem rosafarbenen Tuch, und jeden Abend vor dem Schlafengehen betete er unbeholfen zu dem mulattischen Heiligen aus Lima, bat ihn, die Tage bis zum Wiedersehen zu verkürzen und das Herz von María del Carmens Vater zu erweichen.

So erfuhr María del Carmen durch den Mund ihres Bruders, dass Tomás sich als Hauptmann der Truppen ausgezeichnet hatte, die die konservativen Streitkräfte in der Schlacht von Los Chancos besiegt hatten. Tomás wiederum erfuhr durch Candelario, dass María del Carmen die reiche Erbin der Hacienda de los Vergel in Lebrija, Tres Esquinas, war.

Genau eine Woche vor seinem Tod hatte Candelario im Namen von Tomás offiziell beim Senator Vergel um die Hand von María del Carmen angehalten.

„Ich würde Ihnen gern entgegenkommen", hatte Senator Vergel gesagt. „Aber es gibt einen Hacendado, Eigentümer mehrerer Grundstücke in Usaquén, der ebenfalls um María del Carmen als Ehefrau angehalten hat."

„María del Carmen hat Tomás nie von einem anderen Bewerber erzählt", entgegnete Candelario zögernd.

„Ich schließe daraus, dass meine Schwester verliebt ist", der Senator musterte ihn von Kopf bis Fuß, mit einem Blick, der Überraschung nicht verbarg, sei es wegen der Kühnheit des Dichters, sei es wegen seiner Naivität.

„In Tomás Fines", nickte Candelario. „María del Carmen wird glücklich sein. Sie liebt ihn, und er sie."

Gerardo schwieg einige Augenblicke, seine Augen verweilten auf der Reproduktion von Michelangelos Moses aus Carrara-Marmor neben dem Fenster.

„Soll ich daraus schließen, dass der genannte Hacendado nicht existiert, mein lieber Freund?", wagte Candelario nachzufragen.

Der Senator schwieg noch einen Moment, von wachsendem Zorn ergriffen. Wer war dieser mulattische Mann ohne Vermögen und ohne Adel, dass er sein Wort in Frage stellte? Selbst wenn es eine Lüge gewesen wäre, verlangte sie doch Respekt und Gehorsam von jedem Mann, der in den Manieren der diplomatischen oder heuchlerischen Gesellschaft Bogotás erzogen war. Er bedachte, dass weder Tomás noch Candelario aus der Hauptstadt stammten, und entschied sich, das Konkrete auszusprechen.

„Candelario...", fuhr er ihn irritiert an. „Der junge Tomás ist ein Anwalt ohne Einflüsse."

Der Dichter aus Mompox enthielt sich einer Antwort und stand schweigend vor ihm, den Filzhut in der Hand.

Eine eisige Brise hob die Seidenvorhänge und drang durch das breite Fenster seiner Villa im Viertel La Candelaria, von wo aus Candelario den Glockenturm der Kathedrale Mayor von Santafé erblickte, einen immensen und einsamen Turm vor dem blauen Himmel, der die weite Savanne von Cundiboyacá überzog.

„Wenn Tomás seine Einflüsse noch nicht genutzt hat", schaltete sich Candelario ein – „dann, weil er es nicht für nötig hielt. Tomás ist der Sohn des griechischen Händlers Aristóteles Fines."

Gerardos Augen leuchteten vor plötzlicher Gier.

„Des Eigentümers der Firma Fines?"

„Seine Verkäufe von Käsen und griechischen Weinen schaffen etwa zwanzig Arbeitsplätze", erwiderte Candelario. „Don Aristóteles hat mächtige Freunde in den Magistraturen, sogar im Präsidialamt."

Der Senator betrachtete ihn mit wachsendem Interesse.

„Nicht nur griechische, sondern auch französische, italienische, portugiesische, spanische Weine..."

„Könnten Sie den jungen Mann anhören?", beharrte Candelario. „Er wird Sie besser überzeugen als ich."

Vergel nickte und widmete den nächsten Morgen der Erkundigung über die Familie und das Vermögen des Bewerbers.

Das Treffen mit seinem zukünftigen Schwager wurde auf den nächsten Sonnenuntergang angesetzt. Eine Dienerin empfing ihn und servierte ihnen eine Tasse Schokolade mit Almojábanas aus Arcabuco.

„Don Aristóteles ist ein großzügiger Mann", sagte Vergel, der sich in ein Sofa für sechs Personen zurücklehnte. „Er hat Ihnen bereits ein Grundstück in Teusaquillo überschrieben."

„Kennen Sie ihn?"

„Ich kaufe oft seine Weine."

„Er schenkte mir ein Grundstück von zehn Hektar", nickte Tomás – „und mit dessen Verkauf werde ich das Haus auf der benachbarten Ecke erwerben."

„Ich verstehe."

„Ich versichere Ihnen, dass ich alles für das Glück Ihres kostbarsten Schatzes riskieren werde."

Senator Gerardo Vergel runzelte die Stirn, angenehm beeindruckt.

„Ich bin kein Monster, das sich dem Glück meiner Schwester widersetzt", beruhigte Gerardo ihn und biss in eine Scheibe frischen Käses. „Wenn Sie Ihr Haus kaufen, laden Sie uns ein..."

„Danke! Wir wollen Ende des Jahres heiraten."

„Und dann", Senator Gerardo Vergel verhärtete sein Gesicht – „werden wir mit großem Vergnügen Ihre Verlobung öffentlich bekanntgeben."

Der Verkauf des Grundstücks hatte in der Vorwoche stattgefunden, und der Kaufvertrag für das Haus von Don Saúl Cano war bereits unterzeichnet. Es fehlten nur noch die Auszahlung und die Hinterlegung des Restbetrags, um das Geschäft abzuschließen.

Eine Gestalt, in Umhang und sevillanischen Hut gehüllt, riss ihn aus seinen Gedanken: Sie kam aus der entgegengesetzten Richtung und wechselte auf den gegenüberliegenden Gehweg. Tomás überquerte instinktiv die Straße. Besitzer eines scharfen Geruchssinns, hatte er sich angewöhnt, die Spur der Passanten einzuatmen, auf der Suche nach Düften, die deren Zustand und Herkunft verrieten, sei es ein Parfüm, ein Gewürz oder ein Hauch von Alkohol. Er erkannte den Geruch von englischem Kölnischwasser und einen scharfen Geruch nach Schießpulver. Das Schlimmste ahnend, nahm er die steile Carrera Quinta bis zur Calle Tercera, wo er an Candelarios Tür klopfte.

Diese gab sofort nach. Er trat tastend ein, bis er den Schreibtisch des Dichters erreichte, wo er eine Gaslampe fand, die er entzündete, indem er ein Streichholz rieb.

Als er sich umdrehte, entdeckte er entsetzt Candelarios blutiges Gesicht, seinen zerfetzten Hals, seine Pupillen, die ihn anstarrten. Ein Revolver lag in seiner rechten Hand; in der linken hielt er einen versiegelten Umschlag. Tomás öffnete rasch die untere Schublade des Schreibtischs und nahm das neue Manuskript von Candelarios Novelle heraus. Er versteckte es in der geheimen Tasche seines Mantels.

Er schritt mit zitternden Beinen über den Leichnam seines Freundes. Er beugte sich, um den Umschlag aufzuheben, und hörte Schritte in der Nähe. Er versuchte, sich hinter den Vorhängen zu verbergen, gab jedoch auf, als das verhängnisvolle Licht einer Laterne die Anwesenheit von Geraldine Melo, zweier Krankenschwestern und Herrn Arango enthüllte. Tomás stammelte Entschuldigungen, doch Geraldine beschuldigte ihn, der Mörder zu sein, und brach in einem Schluchzen zusammen, das sie neben dem Leichnam zu Boden sinken ließ. Tomás brachte unverständliche Worte hervor.

„Sind Sie der Sohn von Aristóteles?", fragte Arango.

„Ja!", stieß Tomás hervor.

„Er hat Candelario ermordet!", schrie Geraldine.

„Ich habe den Leichnam vor bereits einer Stunde entdeckt", sagte Arango mit aschfahler Blässe auf den Wangen, vielleicht von Schuld geplagt. „Entschuldigen Sie sie. Ich war es, der sie gezwungen hat zu kommen. Ich hatte mehrere Briefe des Dichters im Haus des Generals entdeckt. Ich wusste nicht, dass jemand zu solchen Extremen gehen könnte..."

„Aus Liebe?", fragte Tomás rhetorisch.

Am nächsten Tag veröffentlichten die Zeitungen, dass der berühmte Dichter von der Küste, Candelario Obeso, sich das Leben genommen habe wegen einer unglücklichen Liebe zu einer Dame der hohen Gesellschaft, deren Identität sie nicht preisgeben wollten.

„Er zielte auf das Weiße und traf das Schwarze", kommentierte der Romancier Santos mit einem Hauch von Verachtung im Café Trattoria an der Avenida Jiménez.

„Ihm wurde der Hals aufgeschlitzt wie einem Kalb!", schrie ein betrunkener Soldat vom Nachbartisch.

„Ihr wisst gar nichts!", rief Tomás, außerstande, sich zu beherrschen.

„Und was weißt du denn?", erwiderte Santos, an seiner Pfeife saugend. „Dass Candelario nicht tatsächlich von der Señorita Melo abgewiesen wurde?"

Tomás zwang sich, angesichts der drohenden Blicke der Gäste des italienischen Cafés zu schweigen.

Von einer unheilvollen Logik getrieben, machte er sich auf den Weg zur Villa seiner Tante Aidé, in der Calle Veinte mit Séptima, wo sein Cousin Fidel jeden Nachmittag Veintiuna spielte.

Er bemerkte nicht, als er den Gehsteig überquerte, den korpulenten Mann mit indianischen Zügen, fast zwei Meter groß, der ihn von der Ecke aus schräg beobachtete.

Er klopfte an die Tür, und Juan, ein alter Mann, groß, mit krummen Beinen, kräftigen Armen und vorgewölbtem Bauch, öffnete vorsichtig, die Ecken der Straße prüfend.

„Der Herr ist nicht da", murmelte er mechanisch.

„Spielt er heute nicht?"

„Tomás wird immer willkommen sein!", rief eine schrille Stimme aus dem Inneren. „Wir beide lesen gern auf Französisch, obwohl, man muss es sagen, ich eher ein Mann der Waffen bin."

Juan schnalzte missbilligend mit der Zunge und öffnete die Tür weit. Tomás hatte bereits den Klang der Stimme seines Cousins Fidel erkannt.

„Seht ihn euch an!", rief dieser mit gespielter brüderlicher Herzlichkeit.

„Hallo, Fidel..."

„Um Gottes willen!", Fidel tadelte Juan in einem plötzlichen Wutanfall. „Worauf wartet dieser Lakai? Es ist doch mein Cousin!"

Juan warf Tomás einen hilflosen Blick zu, während dieser, spöttisch lächelnd, ihm seinen Filzhut und den Mantel reichte. Er durchquerte einen Marmorkorridor, ließ seine Mahagonisohlen hallen und betrat einen immensen Saal, in dem sieben leere Sessel Fidel umgaben. Dessen schlanke Arme ruhten auf einem runden Tisch, der mit dickem purpurnem Stoff überzogen war.

Eine Strähne rabenschwarzen Haares fiel über eines von Fidels Augen, während er die Karten geschickt mischte.

„Juan Nimio ist mein Majordomus", entschuldigte Fidel ihn. „Seit meiner Kindheit ist er mir zu treu gewesen; er weiß, dass ich meinen Posten an der Universität des Colegio del Rosario aufgegeben

habe, und es sind wenige Akademiker und Dichter, die mich besuchen. Tatsächlich meide ich sie, denn sie sind nichts als traurige Bettler, Bauern des Status quo."

Tomás lächelte gelangweilt; es war bereits allgemein bekannt, dass Fidel entlassen worden war, weil er eine Lehrerin geschwängert hatte. Er hatte sich nie mit diesem Verwandten und Zechkumpan abgefunden, der eine glänzende Zukunft als Direktor der Publikationen der Universität des Colegio de Nuestra Señora del Rosario aufgegeben hatte, um sich als Kartenspieler dem Abenteuer und dem Gelage zu widmen. Mit Mähne und schlank, mit rundem Gesicht und schweinsartigen Augen, hatte Fidel einen rauen Stimmton, den er mit plötzlichen Lachanfällen milderte, ausgelöst durch die trivialsten Bemerkungen, so überzeugend, dass seine Augen feucht wurden, bis Tränen der Heiterkeit flossen.

„Wo waren Sie gestern Nacht?", fragte Tomás mit wachsender Ungeduld.

„Setzen Sie sich, und spielen wir eine Partie", entgegnete Fidel mit jenem dröhnenden Lachen, das Tomás so sehr nervte. „Wenn Sie gewinnen, sage ich es Ihnen; wenn Sie verlieren, werden Sie mich auf eine lange Reise in eine gefährliche Gegend des Landes begleiten."

„Wohin?"

„Das erfahren Sie, wenn Sie verlieren."

„Abgemacht", sagte Tomás und nahm an.

Nachdem Fidel die Karten gemischt hatte, sagte er: „Bitte heben Sie ab."

Tomás teilte das Kartenspiel in drei Stapel und setzte sie dann zufällig wieder zusammen.

Eine Sieben der Kelche und ein Ass der Stäbe ließen ihn stehenbleiben. Fidel legte daraufhin ein Ass der Schwerter und einen Buben der Kelche auf den Tisch.

„Ich bin froh, dass Sie nicht Ihr Vermögen gesetzt haben", schleuderte Fidel ihm hin.

Tomás presste die Lippen zusammen und überlegte, seinen Cousin des Betrugs zu bezichtigen. Man munkelte, Fidel pflege ein Ass im Ärmel zu verstecken. Paúl Benavidez, ein betrunkener Soldat, hatte außerdem behauptet, Fidel habe im vergangenen Bürgerkrieg gegen Mosquera im Getümmel einer Schlacht drei seiner Schuldner aus nächster Nähe erschossen. Seine Aussage wurde niemals

bestätigt. Drei Tage später wurde Paúl Benavidez auf der Séptima von einer geheimnisvollen Kutsche überfahren.

„Darf ich Ihre Ärmel sehen?“

Fidels Unterlippe bebte, und Tomás fragte sich, ob sein Cousin von Nervosität oder von Zorn, oder vielleicht von beidem, gepackt wurde.

„Lassen Sie uns Ihr neues Haus setzen!“, rief Fidel. „Wenn ich Karten im Ärmel habe, brauchen Sie nicht mit mir zu reisen, und wenn ich keine habe, gehört mir Ihr Haus.“

Tomás fand, dass es zu weit ging. Er verzichtete und schüttelte ablehnend den Kopf.

„Jetzt kann ich Ihnen unser Reiseziel verraten“, sagte Fidel mit offener Zufriedenheit. „Bucaramanga.“

Tomás wusste, dass der riesige Kartenspieler Trimegisto Corrales, den Fidel bei einer Messerstecherei vor dem Palacio de San Carlos verletzt hatte, in Girardot lebte; daher vermutete er, dass die Reise nicht über den Río Magdalena nach Barrancabermeja führen würde, sondern durch die steilen Berge der Ostkordillere der Anden, mit dem abgrundtiefen Cañón del Chicamocha als Höhepunkt.

„Ich habe Verpflichtungen in Santafé de Bogotá!”, rief Tomás voller Wut und Empörung. „Geben Sie mir eine Revanche!“

Fidel mischte das Deck mit Interesse.

„Ich weiß, dass Sie ein agiler Soldat sind”, sagte er. „Ich biete Ihnen außerdem eine Ladung Smaragde aus Muzo.“

„Ich werde nicht Komplize Ihrer Verbrechen sein”, murmelte Tomás und erhob sich. „Wir alle wissen, dass Sie ein Mörder sind.“

„Diesmal werde ich keine Christen eliminieren”, lachte Fidel – „sondern Indigene. Es wird Ihnen helfen, Ihr Zuhause mit Doña María del Carmen Vergel zu festigen.“

Tomás konnte eine Regung der Überraschung nicht verbergen, die sich bereits in seinem Gesicht abzeichnete. Der Gedanke an seine Geliebte ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Bis dahin hatte er geglaubt, dass seine Verlobung ein Geheimnis sei.

„Wer hat es Ihnen gesagt?”, fragte er.

„Der Senator Vergel selbst”, antwortete Fidel.

„Unmöglich!“

Fidel lächelte zufrieden.

„An einem gewissen Sonntag hob unser Kongressabgeordneter in der Sakristei der Kathedrale einen Brief auf”, sagte er – „genau nachdem die apostolische Post eingetroffen war. Da traf er auf deine Cousine Ifigenia, meine jüngere Schwester, die – ganz Santafé de Bogotá weiß es – der Senator seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr in der Messe um zehn Uhr umwirbt. Während der Feier der Eucharistie konnte der Senator eine gewisse Besorgnis nicht verbergen. Beim Verlassen der Kathedrale entschuldigte er sich und entfernte sich für mehrere Minuten aus Ifigenias Gesellschaft, um mit dem Ratsherrn Ojeda zu sprechen, der eine gewisse Verstimmung über etwas zeigte, das offensichtlich eine schlechte Nachricht für ihn war.

„Bei seiner Rückkehr stellte Ifigenia den Senator zur Rede, und dieser hatte keine andere Wahl, als ihr zu gestehen, dass María del Carmen nicht länger die Verlobte des Ratsherrn sein würde, sondern die deine, Cousin Tomás, auf Grund eines Versprechens, das der Senator dir und Don Aristóteles bereits gegeben hatte.“

Tomás lächelte müde und schüttelte den Kopf.

„Jetzt verstehst du die Gründe meiner Ablehnung”, beharrte Tomás. „Ich habe etwas, das ich für eine letzte Runde einsetzen kann.“

„Mon ami!”, tadelte Fidel ihn. „Denken Sie daran, dass Sie die Mitgift Ihrer Geliebten riskieren würden?“

Tomás holte das Manuskript hervor und legte es auf den Tisch. Fidels Pupillen verdunkelten sich. Tomás beugte sich zu seinem Cousin und erkannte ohne Überraschung den durchdringenden Duft von englischem Kölnischwasser.

„Was ist das?”, krächzte Fidel.

„Ein Zeugnis, das Ihren Gönner in der Regierung sein Amt kosten könnte.“

„Den General Melo?”, zögerte Fidel, an den Liebhaber seiner Mutter denkend, der, um sich bei Fidel einzuschmeicheln, all seine Gerichtsverfahren auf Eis gelegt hatte. Seine Entlassung würde eine lange Strafe auf der Insel Gorgona bedeuten.

Fidel lächelte überlegen. Er reichte Tomás das Deck, dieser mischte es und gab es seinem Gastgeber zurück.

Sie spielten, bis sie ihre Karten aufdeckten. Diesmal siegte Fidel mit dem Ass der Schwerter und dem Ass der Kelche.

„Die Chancen, die Reise zu überleben, stehen drei zu eins", murmelte Tomás tief verärgert. „Trimegisto Corrales hat ein Kopfgeld auf Sie ausgesetzt."

Fidel seufzte versöhnlich, ohne zu wagen, ihm zu widersprechen.

„Pedro!", rief er. „Wozu habe ich zwei Diener, wenn sie nie aufpassen, was man tut?"

Ein stämmiger Mann, mit preußischem Schnurrbart und buschigen Koteletten unter einem kahlen Schädel, etwa siebzig Jahre alt, kam aus der Küche, trocknete sich die Hände an einer Serviette und verbeugte sich vor dem Spieltisch. Er trug ein weißes Baumwollhemd und eine Lederhose.

„Es wäre ein Verbrechen, diese Novelle zu vernichten", stammelte Tomás. „Können wir sie nicht begraben? Eine Novelle ist ein Vermächtnis...!"

Tomás streckte eine zitternde Hand nach dem Manuskript aus.

„No!"

„Bevor Sie darauf bestehen, es zu verbrennen...", seine Stimme nahm eine unerwartete Ernsthaftigkeit an – „erlauben Sie mir, zumindest einige Seiten zu lesen. Ich bin kein Priester, der Absolution erteilt; aber ich bin ein Mann, der verstehen muss, was er zerstören wird."

Fidel hob eine Augenbraue, amüsiert.

„Sie haben drei Minuten, Cousin. Danach werden meine Finger brennen, es ins Feuer zu werfen."

Tomás wartete nicht länger. Er öffnete die Blätter mit ehrfürchtiger Hast, als entfaltete er ein Leichentuch. Candelarios geneigte Schrift, fest und harmonisch, verströmte noch den schwachen Geruch frischer Tinte. Tomás begann leise zu lesen, während Fidel Aguardiente trank und Pedro aus den Schatten beobachtete:

„Man sagt, die Leidenschaft sei ein Joch, doch für mich war sie eine Peitsche, die mich zwang, jede Nacht mit der Heimlichkeit einer sterbenden Katze über die Dächer von Santafé zu klettern… Ich schloss die Augen beim Sprung von Dach zu Dach, als könnten meine verräterischen Pupillen so nicht im Mondlicht glänzen und mich einem schlaflosen Soldaten verraten. Jeder Sprung war ein Gebet; jeder Fehltritt ein Sakrileg. Und doch wurde in Geraldines

Armen meine nächtliche Auferstehung geboren. An ihrer Seite hörte die Welt auf, feindlich zu sein.

Oder das glaubte ich.

„Bis zu jener Nacht, in der der Schlaf mich überwältigte.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, doch beim Erwachen spürte ich, dass die Arme, die mich umschlossen, nicht mehr die von Geraldine waren. Über mir war eine andere Gestalt, schwerer, mehr... unmenschlich. Ich sah ihr Gesicht nicht. Ich weiß nicht, ob es wirklich geschah oder nur ein Gespenst war, das meine erschöpfte Imagination webte. Aber der Geruch... dieser Geruch blieb in meiner Haut eingeprägt wie ein unsichtbares Tattoo.

„Es war derselbe Geruch, den ich später wiedererkannte – mit einem Schrecken, der mich lähmte –, als man mich Geraldines Verlobtem vorstellte, Herrn Francisco Arango, dem Besitzer des Bestattungsinstituts Arango. Er war nach englischer Mode gekleidet: schwarzer Anzug, purpur-burgunderroter, pelzbesetzter Überwurf, karmesinrote Seidenkrawatte und ein dunkelblauer Mantel aus schottischem Tuch.

„Seine Haut roch nach derselben unsagbaren Mischung aus feuchter Erde, warmem Eisen und dem Duft verfaulter Fliederblüten. Ich könnte es nicht besser erklären; sein Geruch war der eines Vergangenen – oder eines Wesens, das niemals hätte existieren dürfen –, als hätten sich die Miasmen der Hunderte von Leichen, die er begrub, in seine makellosen Kleidungsstücke eingebrannt.

„Seit jenem Tag wurde mein Herz zu einem unruhigen Tier. Ich fragte mich, ob Geraldine unsere Treffen gestanden hatte. Oder, schlimmer noch, ob ihr Ehemann Komplize war. Und wenn er die Gestalt war, die in jener Nacht über mir lag? Und wenn sie einen Pakt hatten? Und wenn der Mann, alt und durch die Jahre und den Tod doppelt gealtert, meine Besuche duldete, weil sie irgendeinem unaussprechlichen Plan dienten?

„Ich begann nachzuforschen. Arango reiste für lange Zeiträume in verschiedene Provinzstädte: Popayán, Pasto, Bucaramanga, Tunja, Honda.

„Ich erfuhr durch Indiskretionen einer Magd, dass Arangos Mutter in ihrer Jugend in Deutschland gelebt hatte, wo sie exzentrische Ärzte aufsuchte, die Bluttransfusionen praktizierten. Die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts schreitet kühn und unbeholfen zugleich voran: In den Pariser Zeitungen wurde von

Experimenten berichtet, bei denen das Blut von Lämmern Kranken übertragen wurde, und von gewissen Ärzten, die vorgaben, das Leben zu verlängern, indem sie fremde Flüssigkeiten in abgenutzte Adern injizierten. Einige Patienten starben; andere wurden wahnsinnig; andere, so heißt es, erwachten mit einer Vitalität, die nicht die ihre war.

„Ich erfuhr auch, dass die Familie Arango, nach medizinischen Gerüchten, an einer Blutkrankheit litt: einer krankhaften Blutarmut, die sie zu regelmäßigen Transfusionen zwang, um nicht zusammenzubrechen. Ich weiß nicht, in welchem Maß die Wissenschaft unserer Zeit diese Mysterien erfasst hat; ich bin kein Mann der Labore. Aber ich weiß, wie die Farbe des Todes aussieht, wenn sie sich unter der Haut eines Lebenden verbirgt. Und im Haus der Arangos residierte diese Farbe in jedem Vorhang, in jedem Teppich, in jedem angehaltenen Atemzug.

„Trotzdem besuchte ich Geraldine weiter. Meine Leidenschaft war größer als meine Vernunft. Ich schwor mir, niemals in ihren Armen einzuschlafen; ich schwor mir, wachsam zu bleiben wie ein Soldat im Krieg. Manchmal gelang es mir. Doch in anderen Nächten... in anderen Nächten hörte ich Schritte. Schritte, die nicht ihre waren. Schritte, die mit reptilischer Weichheit über die Dielen glitten. Und ich, zitternd, wusste nicht, ob ich wach blieb oder ob jener Traum, den ich so sehr fürchtete, mich erneut gefangen hielt.

Manchmal weinte sie, nachdem sie mich geliebt hatte. »Ich kann nicht mit dir nach Mompox gehen«, wiederholte sie. »Mein Leben ist gebunden. Meine Pflicht ist geschrieben.« Und ich spürte mit wachsender Deutlichkeit, dass jene Furcht weder von ihren Eltern noch von ihren Freundinnen herrührte, sondern von einer unsichtbaren Wesenheit, die zwischen den Wänden atmete und unserer Beiwohnung beiwohnte. Etwas, das darauf wartete, bis ich einschlief, um sich über meinen Körper zu senken, während meine Seele die geistigen Sphären des Traums durchwanderte, und das die Pforten meines Wesens schloss und mich wehrlos machte gegen Übergriffe, deren Entdeckung ich mir lieber auf ewig erspart hätte.

Ich will nun – in diesem autobiographischen Roman, den ich als Warnung für all die vorschnellen Liebhaber unerreichbarer Frauen darreiche – die Beweise darlegen, die zeigen, dass ich nicht lüge. Denn diese Camazotzes – oder, nach den K'iche'-Maya des Popol Vuh, jene dämonischen Menschenfledermäuse, die nach Opfer und Blut

verlangen – ergötzen sich daran, widernatürliche Handlungen zu vollziehen, die die Männlichkeit des Mannes schänden und sowohl Jungfrauen als auch liebende Paare entweihen …"

Fidel riss ihm das Manuskript aus den Händen.

„Vier Minuten sind vergangen, Cousin."

Das Schweigen im Saal war so dicht, dass es wie eine schwarze Flüssigkeit schien.

Pedro blieb reglos, klammerte sich an die Serviette wie an ein Skapulier.

„Jetzt verstehe ich", murmelte Tomás bleich, „warum man das nicht verbrennen darf. Es ist mehr als eine Liebesgeschichte … es ist eine Warnung vor etwas weitaus Makabrerem."

„Ein Vermächtnis für die nationale Kultur?", lachte Fidel und unterbrach ihn.

„Haben Sie es gelesen?"

„Jede Monstrosität ist vorzuziehen gegenüber einer annullierten Ehe, weil die Braut einem Afrikaner ihre Jungfräulichkeit schenkt", erwiderte Fidel und knickte dabei das Manuskript in seinen Händen.

„Candelario war der beste Dramatiker. Wussten Sie, dass er Shakespeares Othello übersetzte? Diese Liebesgeschichte zwischen dem Mohren und Desdemona, die einst eine sagenhafte Begebenheit der Vergangenheit war – sie hat sich hier, in Bogotá, tatsächlich ereignet."

„Hoffen wir, dass Senator Vergel seine Meinung nicht ändert", unterbrach Fidel ihn mit wachsendem Zorn.

Und er nahm das Manuskript und warf es in die Glut des Feuers, das im Kamin knisterte.

Tomás sah zu, wie jene Seiten in Rauch aufgingen, während sein Gesicht erblasste. So endete in dieser Welt ein Leben, das den Lettern geweiht war. Doch in der anderen Welt würde Candelario entdecken – Tomás glaubte fest daran –, dass alles Erlebte in der Ewigkeit bewahrt wurde, von der Werbung, die er mit siebzehn Jahren monatelang für ein Mädchen betrieben hatte, das nie das seine war, bis zu seinen heimlichen Nächten in den ärmsten Vierteln von Santafé.

Er sah Candelario als Besitzer einer großen Villa mit Blick auf einen See mit durchsichtigem Wasser unter dem blassblauen Himmel von Cajicá. Tagsüber schrieb er, und nachts besuchte er ein Theater,

in das Millionen Seelen kamen, um die Stücke aller Epochen und Nationen zu sehen. Seine Werke, wie die allerjenigen, die an ihre Kunst geglaubt hatten, wurden auch in den dionysischen Festen des 5. Jahrhunderts v. Chr. aufgeführt, denn neben der räumlichen Migration, die wir in dieser Welt kennen, verfügt im nächsten Universum jedes Wesen über eine zeitliche Migration, die es ihm erlaubt, nach Belieben von einem Jahrhundert ins andere zu wechseln.

Er verließ seine metaphysischen Spekulationen und kam zu dem Schluss, dass, wenn es jemanden gab, der tatsächlich den Willen des Senators Vergel beherrschen konnte, es Ifigenia war. Fidel wusste, seine Karten zu spielen.

„Warum?", protestierte Tomás.

„Sie haben es mir bereits selbst gesagt", zischte Fidel und reichte das Manuskript Pedro. „General Melo ist mein Gönner."

Das Manuskript war nicht vollständig verbrannt, weil ein Stein es vor den Flammen geschützt hatte. Tomás machte einen Schritt nach vorn, doch Fidel hielt ihn auf, indem er mit dem Zeigefinger auf Pedro wies. Der Diener ging zum Kamin am Rand des Saals.

„Zumindest hatte es drei Leser", fügte Fidel hinzu und presste die Lippen zusammen.

Pedro nahm eine Glutschaufel von einem Regal an der Wand und wühlte in den Blättern des Manuskripts, die das Feuer überlebt hatten.

„Alle sind von den Flammen verzehrt worden", dachte Tomás mit scharfem Schmerz in der Brust. „Hat Fidel im Auftrag von Arango gehandelt?"

„Geben Sie mir einen Tag, um meine Angelegenheiten zu regeln", nickte Tomás nach einer langen Pause in Richtung Fidel.

„Sie haben Zeit bis Mitternacht", fuhr Fidel ihn an, während er die aschigen Blätter des Manuskripts mit einem Schürhaken in den Flammen des Kamins verteilte. „Wir brechen im Morgengrauen auf."

Tomás kehrte in das Haus seines Vaters in San Victorino zurück und ölte seine Revolver. Er würde Fidel zu einem Duell herausfordern, nachdem er ihn beschuldigt hatte, Asse in seinen Ärmeln zu verstecken. Er verfasste sein Testament und schrieb einen Brief an María del Carmen, in dem er ihr die Gründe seiner Entscheidung erklärte.

2. Die Goldenen

Galeano würde bis zu seinem Tod die endlosen Regen, die schief abfallenden steinernen Avenidas und die sanfte, eisige Brise heraufbeschwören, die durch die steinernen Klassenräume des Colegio San Bartolomé strich, wo er Latein bei einem Lehrer gelernt hatte, der nach feuchtem Tabak roch und seine Notizen in Reispapierumschlägen aufbewahrte, und mehr noch, mit der Hartnäckigkeit eines Knotens, der sich nicht lösen ließ, die Ekstase jener weiblichen Schenkel, die seine Jugend auf weltlichen Zerstreuungen getragen hatten. Fünf Jahre lang begleitete ihn ein Mäzen wie ein abwesender Vater: jemand, der hinter einem Vorhang hervorlugt, einen gedeckten Teller hinstellt, aber niemals den Raum betritt, um seinen Namen zu sagen.

Er war sechzehn Jahre alt, als er in die Hauptstadt kam. In seinem Koffer trug er zwei geerbte Garnituren Kleidung, ein ramponiertes Lateinwörterbuch und einen Umschlag, den seine Mutter ihm im letzten Augenblick, fast unbemerkt, in die Tasche geschoben hatte, als brenne er.

„Für deine Ausgaben im ersten Monat", sagte sie mit angespannter Stimme, ohne Erklärungen.

Doch der Umschlag enthielt nicht nur Geld. Zwischen den Scheinen lag eine Karte, mit fester Handschrift beschrieben, auf der stand:

„Möge es dir an Brot nicht fehlen, solange du studierst.

Ein Freund deiner Familie."

Niemand unterschrieb. Niemand gab Hinweise.

Am ersten Montag des folgenden Monats, um sechs Uhr morgens, tauchte ein weiterer, identischer Umschlag unter der Tür der Pension auf, in der er wohnte. Der Pförtner schwor, niemanden gesehen zu haben. An den folgenden Montagen geschah dasselbe. Und so ging es während der gesamten fünf Jahre seines Universitätsstudiums: dieselbe Schrift, derselbe Betrag, dieselbe Pünktlichkeit, dieselbe Abwesenheit einer Identität.

Im Unterschied zu seinen Kommilitonen litt Galeano nie Hunger: Er trug einen bescheidenen, aber tadellosen Anzug; er konnte heißen Kaffee und Tinte für die Aufgaben bezahlen und sich sogar gelegentlich eine Eintrittskarte für das Stadttheater leisten.

Seine Kommilitonen schrieben sein Glück einem reichen Onkel oder einem ländlichen Erbe zu. Er schwieg, als wäre Unwissen eine Form des Respekts vor jener verborgenen Hand, die ihn ernährte.

Doch dieser Komfort brachte ein seltsames Gewicht mit sich. Er fühlte manchmal, sein Leben gehöre ihm nicht ganz, als sei es von jemandem erkauft worden, der – wenn nicht Dankbarkeit – so doch wenigstens Gehorsam verlangte.

Mehr als einmal ging er nach dem Unterricht zum Parque Santander oder zum Vorhof der Kirche Las Nieves in der entfernten Hoffnung, ein vertrautes Gesicht zu entdecken, das ihn aus der Ferne überwachte; er suchte unter den Passanten nach einem entfernten Vetter, einem vergessenen Onkel, nach irgendeiner Gestalt, die das Geheimnis erklärte. Nie fand er etwas. Bogotá war zu groß, um Schatten zu verfolgen.

Dennoch gab es jemanden, dessen Anwesenheit mit Beharrlichkeit in seine Erinnerung zurückkehrte: Teodosio, den Besitzer des Stoffladens an der Avenida Quebradaseca in Bucaramanga. Er hatte ihn seit seiner Kindheit an den Sonntagnachmittagen ins Haus kommen sehen. Immer brachte er ein Päckchen Süßigkeiten für ihn und einen Strauß Wildblumen für seine Mutter mit. Das Gespräch zwischen den beiden hatte etwas von einem strengen Ritual: Er tippte an den Rand seines Hutes, sie neigte den Kopf, ohne ihn direkt anzusehen, als stünde eine stumme Schranke zwischen ihnen.

„Hallo, Onkel Teodosio!“, rief Galeano, und der Händler, sichtbar erfreut, schenkte ihm einen halben Centavo.

Nichts an diesem Austausch wirkte liebevoll, wohl aber alt, vielleicht eine Schuld, die von einer anderen Generation geerbt worden war. Mit den Jahren begann er zu ahnen, dass Teodosio nicht nur ein höflicher Nachbar war. In seinen Besuchen lag eine subtile Spannung, eine allzu perfekte Förmlichkeit, ein Respekt, der etwas Dunkleres zu verbergen schien: Schuld oder Verantwortung.

Jedes Mal, wenn Galeano fragte, wer sein Studium bezahle, machte seine Mutter genau dieselbe Geste. Sie schwieg, ordnete ein Taschentuch auf ihrem Schoß und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Er ist ein sehr edler Herr, der erwartet, dass du seiner nicht um dessen willen gedenkst, was er dir gegeben hat, sondern für seine Großzügigkeit, als du sie am meisten brauchtest. Zur rechten Zeit wirst du ihm all seine Fürsorge vergelten.“

„Ist er mein Vater? Wer ist er?“, fragte er, ohne die Schwere seiner eigenen Frage zu begreifen.

Sie presste das Taschentuch zwischen die Finger, atmete tief, als würde sie eine Wahrheit ersticken, die noch nicht hinaus durfte, und entfernte sich, ohne zu antworten. Dieses Schweigen verletzte ihn mehr als jede Verneinung, denn es versiegelte eine Geschichte, die er vielleicht nie erfahren würde.

Manchmal zog er es vor, sich vorzustellen, der geheimnisvolle Wohltäter sei Julio, der Bäcker, der ihnen die Roscones anschreiben ließ, ohne sie je einzutreiben. Aber die Art, wie dieser stämmige Mann mit preußischem Schnurrbart es vermied, ihm direkt in die Augen zu sehen, und die seltsame Mischung aus Scham und Zärtlichkeit, mit der er ihn bediente, beunruhigten ihn noch mehr. So war seine Kindheit von Schatten bevölkert geblieben: zwei Männer, vielleicht heimliche Liebhaber seiner Mutter, zwei mögliche Wahrheiten, zwei Abwesenheiten.

Im Winter des Jahres 1870, als Galeano noch in Bogotá studierte und die geheimnisvollen Umschläge weiterhin jeden Montag eintrafen, lernte er Arcadia unter Umständen kennen, an die er sich später nie ganz zu erinnern vermochte.

Eines Oktoberabends, nachdem er stundenlang in den schwierigsten Passagen der Summa Theologica des heiligen Thomas von Aquin versunken war, verließ Galeano spät die Bibliothek des Colegio San Bartolomé. Seit Wochen litt er an Schlaflosigkeit, gequält von einer Folge erotischer Träume und fiebriger Albträume, die ihn erschöpft zurückließen, mit beständigem Kopfschmerz und einem Husten, der nicht weichen wollte. Seine philosophischen Nachtwachen dienten im Grunde dazu, die Lektüre des römischrechtlichen Traktats hinauszuschieben, den er für die Abschlussprüfung seines fünften Semesters auswendig lernen musste, eines Textes, der wie ein Eckstein auf ihn wartete und ihm doch in diesen trüben Nächten unerträglich trocken vorkam.

Der Nebel hüllte die Straßen wie ein Leichentuch ein und dämpfte selbst das Geräusch der fernen Kutschen. Seine Schritte hallten auf dem nassen Kopfsteinpflaster mit einem Echo wider, das ihm folgte – zu nah, viel zu nah. Er nahm eine Abkürzung durch die Calle del Observatorio – einen engen Durchgang, den er nur selten benutzte –, denn die Dunkelheit war dort so dicht, dass sie das schwache Licht der Laternen zu verschlingen schien und nur einen

Streifen Halbdunkel zurückließ, in dem sich jeder Schatten mit einer Präsenz verwechseln ließ.

Sie stand unter der einzigen Laterne, die funktionierte, eine schlanke Gestalt, in einen schwarzen Mantel aus Zobelfell gehüllt. Ihr Gesicht war bleich wie das Wachs der Votivkerzen, doch ihre Augen – Galeano würde sie nie vergessen – glänzten mit einer Intensität, die nicht natürlich schien, wie von Asche bedeckte Glut, die ihr Feuer noch bewahrte.

„Einen guten Abend wünsche ich Ihnen", sagte sie mit melodischer, fast singender Stimme.

Galeano blieb überrascht stehen. Anständige Frauen sprachen um diese Uhrzeit nicht mit Fremden auf der Straße.

„Guten Abend", antwortete er und nahm höflich den Hut ab, ohne jedoch ganz stehenzubleiben.

„Sie wirken erschöpft", stellte sie fest und trat einen Schritt näher. „Bücher verzehren einen, nicht wahr? Man überlässt seine Lider den Toten wie Holzscheite dem Feuer."

Er fand die Art verstörend, wie sie ihn ansah, als ob sie ihn durch Kleidung und Haut hindurch bis zu seinen müden Knochen und dem Blut mustere, das immer langsamer durch seine Adern floss.

„Es geht mir gut, mein Fräulein. Es ist nur spät, und ich muss in meine Pension zurück."

„Ihre Pension?" Sie lächelte, und ihre Zähne waren zu weiß, zu perfekt. „Wie traurig, allein zu leben, getragen von der Wohltätigkeit eines Unbekannten. Zögen Sie Gewissheiten nicht vor? Zu wissen, wer für Ihre Existenz zahlt?"

Galeano verspürte einen Schauder. Woher wusste sie von den Umschlägen?

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen."

„Ich habe die Gabe der Hellsicht", sagte Arcadia und trat näher, und er nahm ihren Duft wahr: etwas Süßes und zugleich Verdorbenes, wie verwelkte Blumen in abgestandenem Wasser. „Und ich kann Ihnen sagen, wer er ist. Ihnen alles offenbaren, was Sie wissen wollen. Ich kann Ihnen mehr geben als das. Verbigracia, das, was alle Männer heimlich begehren: Leben, Reichtum, Kraft und in Ihrem Fall unendliche Zeit zum Studieren; das heißt, zum Lernen, zum Erobern der Welt."

„Sie reden wirr", sagte Galeano, aber seine Stimme klang weniger fest, als er gewollt hätte.

„Glauben Sie mir nicht?" Sie lachte ein kristallklares Gurgeln, das seltsam in der leeren Straße widerhallte. „Sehen Sie meine Hand an."

Sie streckte den Arm aus, und Galeano sah, dass ihre Haut, so weiß unter der Laterne, einen bläulichen Schimmer in den Adern trug; vielleicht, dachte er, weil das Blut, das in ihnen zirkulierte, leicht geronnen war. Ihre Nägel waren so lang, dass sie fast die Länge ihrer Handflächen verdoppelten, leicht gekrümmt und sorgfältig im französischen Stil lackiert.

„Ich bin über zweihundert Jahre alt", sagte sie sanft. „Und ich kann zweihundert Jahre mehr leben oder tausend oder so viele, wie ich will. Ich altere nicht. Ich sterbe nicht. Und Sie müssten es auch nicht."

Galeano wich einen Schritt zurück. Die Müdigkeit, die er die ganze Woche über gespürt hatte – die Schwere auf den Lidern, die Schmerzen in den Gelenken, das Gefühl, dass seine Kräfte wie Sand zwischen den Fingern verrannen – bekam plötzlich eine neue Bedeutung.

„Warum sind Sie so schön?", fragte er mit stockender Stimme.

„Weil Sie mich anziehen", antwortete Arcadia und zuckte mit den Schultern. „Nur ein Schluck, während Ihrer Träume. Sie schlafen so tief, Galeano, und sind so vertrauensselig, dass Sie sich an unsere Nächte der Leidenschaft nicht erinnern."

Galeano erkannte in ihr die Frau aus seinen geheimsten, lustvollsten erotischen Träumen.

„Ihr Blut ist jung", fügte sie hinzu, „kraftvoll, voller Ehrgeiz. Es ist ein boccone da cardinale."

Der Schrecken packte ihn ebenfalls. Er erinnerte sich an die letzten Wochen: jene seltsamen Träume, in denen er ein Gewicht auf der Brust spürte, das Gefühl, beobachtet zu werden, während er schlief, die unerklärliche Erschöpfung, die weder Schlaf noch Nahrung lindern konnten.

„Gehen Sie von mir weg", sagte er und wich weiter zurück.

„Warum, wenn du mich begehrst?", fragte sie, nun mit vertrautem „du", ehrlich neugierig. „Ich biete dir einen gerechten Handel. Gib mir freiwillig dein Blut, nur ein wenig jede Woche, und ich gebe dir Wissen. Du wirst in einem Dutzend Jahren wissen, wer dein Wohltäter ist. Ich werde dir Geheimnisse lehren, die in keinem Buch stehen. Und wenn du soweit bist, wenn du alles gelebt hast, was

ein Mensch in achtzig Jahren leben kann, werde ich dir Unsterblichkeit schenken. Du kannst dich verjüngen und Jahrhunderte lang studieren. Stell es dir vor: alle Sprachen, alle Wissenschaften, die ganze Weisheit der Welt in deiner Reichweite, ohne die Grenze des Todes oder der Unwissenheit."

Er bemerkte, dass sie das feierliche „Sie" aufgegeben und ihn geduzt hatte wie einen alten Liebhaber. Liebte sie ihn? Einen Moment lang – einen schrecklichen Moment, der ihn später verfolgen sollte – erwog Galeano das Angebot. Was würde er nicht dafür geben, unendliche Zeit zu haben? Sich nicht beeilen zu müssen, alle Disziplinen zu meistern, die ihn faszinierten?

„Woher kommen Sie?", fragte er und versuchte, Zeit zu gewinnen.

Arcadia lächelte, als hätte sie von Anfang an auf diese Frage gewartet.

„Von dort, wohin Sie am Ende zurückkehren werden", antwortete sie. „Aus den germanischen Wäldern. Aber ich wohne in deiner Stadt und reise von dort in dieses kreolische Babylon."

Dieses Detail – Bucaramanga, die Stadt, die er als schwebende Kindheit im Gedächtnis trug – erschütterte ihn mehr als jedes Versprechen der Ewigkeit.

„Seit langem?"

„Ich bin eine Reisende zwischen Städten und Jahrhunderten."

Er dachte an seine Mutter, wie sie über ihre Näharbeit gebeugt war, bis ihre Finger bluteten. Vor seinem inneren Auge erschienen die Schwielenhände der Handwerker, die er täglich in den steilen Straßen der Hauptstadt sah. Er sah sich nun von Männern und Frauen betrachtet, die kurze, harte Leben führten, aber voller von etwas, das dieses Wesen vor ihm niemals verstehen konnte: Menschlichkeit.

„Nein", sagte er schließlich fest. „Ich ziehe es vor, als Mensch zu sterben, statt zu leben wie … was immer Sie sind."

Arcadias Gesicht verhärtete sich.

„Es ist schade", sagte sie. „Wir hätten prächtige Liebhaber sein können, von der ganzen Nation geehrt. Aber es macht nichts. Es gibt andere ehrgeizige junge Männer, begieriger, über ihre Jahre hinaus zu leben."

Sie wandte sich zum Gehen, blieb dann aber stehen.

„Eine Warnung, Galeano. Meine Sklavinnen werden kommen. Und nicht alle werden so … charmant und offen sein wie ich. Manche werden es vorziehen, dich zu besitzen, ohne auf dein Einverständnis zu warten. Überlege dir mein Angebot; ich akzeptiere nur ungern ein ‚Nein' als Antwort."

Und sie verschwand in einem so dichten Nebel, dass er den Eindruck hatte, ihre schlanke Gestalt löse sich in der Schwade auf.

Galeano rannte zurück zu seiner Pension, die Beine zitternd. In seinem Zimmer wühlte er fieberhaft in seinen wenigen Habseligkeiten, bis er den Rosenkranz fand, den seine Mutter ihm bei der Abreise geschenkt hatte. Er hängte ihn über sein Bett. Dann ging er, an die Geschichten seiner Großmutter denkend, zur Kirche Las Nieves, nahm Weihwasser aus dem Becken am Eingang und besprengte bei seiner Rückkehr den Türrahmen und das Fenster seiner Kammer damit.

Wochenlang schlief er schlecht. Jedes Knarren, jeder Schatten ließ ihn aufschrecken. Aber Arcadia, so glaubte er, kehrte nicht zurück.

Allmählich gewann er seine gute Laune wieder. Mit den Tagen kehrten seine Kräfte zurück. Seine Träume hörten auf, schwer und bedrückend zu sein. Und als er endlich eine Nacht durchschlafen konnte, ohne schreckhaft zu erwachen, wusste er, dass er – zumindest vorerst – in Sicherheit war.

Die Erfahrung hatte ihn geprägt. Es gab etwas in der Welt, das über das hinausging, was die Gesetzesbücher erklärten, über das, was die Vernunft fassen konnte, und wovor ihn die Summa Theologica in (II–II, q. 95, a. 4) – Über die Wahrsagung durch Geister – zu warnen schien:

„Daemones se immiscere possunt ad decipiendum, cum eis invocatis vel amicitiam simulant, vel se transformant."

„Die Dämonen können sich einmischen, um zu täuschen; denn wenn man sie anruft, heucheln sie Freundschaft oder verwandeln sich in andere Erscheinungen."

Hatte er sie herbeigerufen, indem er das Universum anflehte, ihm den Namen seines Wohltätigers zu offenbaren?

Zwei Monate später, im Dezember 1870, lernte er Abundio Gómez in einem Café nahe der Plaza de Bolívar kennen.

Abundio war ein etwa fünfundvierzigjähriger Mann, von Beruf Gerber, mit Händen, die dauerhaft von Gerbstoffen verfärbt waren,

und einem Gesicht, das wie aus altem Leder geschnitzt schien. Er war aus Bucaramanga nach Bogotá gekommen, um eine Partie Häute zu verkaufen, und jemand hatte ihm von Galeano als „einem santandereanischen Jungen, der sich mit Gesetzen auskennt“ erzählt.

Sie trafen sich an einem regnerischen Nachmittag, das Café war fast leer, bis auf ein paar Händler, die in einer Ecke leise diskutierten. Abundio bestellte Aguardiente; Galeano heiße Schokolade.

„Man sagt mir, du bist aus Bucaramanga“, begann Abundio und musterte ihn mit klugen Augen. „Aber du hast schon dieses Hauptstadtgebaren. Vorsicht, Junge. Bogotá frisst dich, wenn du es zulässt.“

Galeano lächelte matt.

„Ich bin nicht aus Bogotá. Und ich habe nicht vor, für immer hierzubleiben.“

„Gut gesagt.“ Abundio nahm einen Schluck Aguardiente und schnalzte mit der Zunge. „Diese Stadt ist verflucht. Zu viel Nebel, zu viele Geheimnisse. Nicht wie Santander, wo die Dinge sind, was sie scheinen.“

„Verflucht?“, fragte Galeano und dachte an Arcadia.

„Ja, Mann, all die Indios, die von den Spaniern gefoltert wurden, haben ihre zukünftigen Bewohner verflucht; das steht in den Chroniken der Eroberung. Aber unsere Region ist nicht so frei, wie man meint. Hast du nie von unseren Insepultas gehört? Natürlich nicht, du bist noch jung. Aber ich habe dieses Land von einem Ende zum anderen durchquert, und ich sage dir: Es gibt Dinge, die man mit der Vernunft nicht erklären kann.“

Galeano spürte ein Kribbeln aus Neugier und Beklommenheit.

„Was für Dinge?“

Abundio beugte sich vor und senkte die Stimme, obwohl niemand ihnen zuhörte.

„Wusstest du zum Beispiel, dass es im 16. Jahrhundert, als die Spanier sich gerade in Santander niederließen, ein Kloster am Rande dessen gab, was heute Girón ist? Die Nonnen waren allesamt Kreolinnen, Töchter von Eroberern, und man sagte, sie seien die frommsten der Region.“

„Und?“

„Und eines Nachts fand der Kaplan sie alle tot in ihren Zellen. Leichenblass, ohne einen Tropfen Blut im Körper. Weiß wie Kalk. Die Augen offen, die Münder zu Grimassen des Schreckens

verzogen. Aber ohne Wunden, ohne Spuren von Gewalt. Als hätte ihnen etwas das Leben selbst ausgesaugt.“

Galeano spürte einen Schauer den Rücken hinablaufen.

„Was war es?“

Abundio zuckte mit den Schultern.

„Sie haben es nie herausgefunden. Aber die Bauern der Gegend erzählten von einem gottlosen Hexensabbat, von Besitz ergriffen durch die Hitze, und dann von einer Frau, die man nachts um das Kloster herumschleichen sah. Eine schöne Jungfrau, sagten sie, in Schwarz gekleidet, die um Unterkunft bat. Die Nonnen, barmherzig wie sie waren, ließen sie hinein. Und danach … nun, den Rest kannst du dir denken.“

„Hat man sie gefangen?“

„Einen Schatten fangen? Nein, Junge. Sie verschwand. Aber als die Spanier das Kloster schlossen und die Leichen verbrannten, fanden sie etwas Merkwürdiges: Alle Nonnen hatten zwei kleine Male am Hals, wie Schlangenstiche.“

Galeano schluckte und tastete nach den zwei Malen an seinem eigenen Hals.

Abundio fuhr fort und reihte Geschichten aneinander: von der Bäuerin Rosalba in Piedecuesta, die drei Tage nachdem sie einem vornehmen Fremden gefolgt war, blutleer aufgefunden wurde; von dem Holländer Van der Meer, einem Zimthändler, der 1850 in seiner Finca nahe Bucaramanga tot aufgefunden wurde, ausgetrocknet wie ein Schlauch, nachdem er einer verirrt wirkenden Frau nachts Unterkunft gewährt hatte. Nach seinem Tod beschlossen viele seiner Landsleute, sich lieber anderswo niederzulassen.

„Manchmal“, schloss Abundio, „scheinen diese Dinge, vor denen wir uns fürchten, ihre Opfer auch sorgfältig auszuwählen. Vielleicht haben sie ihre eigene Vorstellung von Gerechtigkeit. Oder vielleicht mögen sie einfach das Blut der Fremden. Ich weiß es nicht, aber ich versichere dir, sie existieren, und hier, in unseren Bergen, täte man gut daran, nichts zu provozieren, was man nicht versteht.“

Galeano dachte an Arcadia. An ihre Glutaugen und ihr Kristalllachen.

„Abundio“, fragte er mit gespielter Gleichgültigkeit, „wenn jemand … so etwas begegnete, wie könnte er sich schützen?“

Der Gerber sah ihn mit einer Mischung aus Verdacht und Mitgefühl an.

„Bist du einer Lüsternen begegnet, Junge?“

„Nur Neugier“, log Galeano.

„Weihwasser, Silberkreuze, Knoblauch, wenn du welchen kriegst“, zählte Abundio auf. „Und vor allem: keine Abmachungen. Keine Versprechen. Diese Kreaturen schenken nichts umsonst. Was sie dir anbieten, holen sie sich immer mit der Seele zurück, auf die eine oder andere Weise.“

Einen Moment schwiegen sie und lauschten dem Regen. Dann verabschiedeten sie sich mit einem Händedruck, der ein noch undefinierbares Einverständnis besiegelte.

In jener Nacht überprüfte Galeano bei seiner Rückkehr in die Pension, ob das Weihwasser noch frisch am Türrahmen haftete. Er hatte Arcadia gesehen. Er hatte ihre Macht gespürt. Wenn es eine wie sie gab, konnte es noch andere geben.

Einen Monat später, im Januar 1871, kehrte Arcadia zurück. Diesmal nicht auf der Straße. Sie erschien in seinem eigenen Zimmer, in der Pension. Galeano wachte in der Nacht mit dem Gefühl auf, betrachtet zu werden. Er öffnete die Augen und sah sie, wie sie auf dem einzigen Stuhl des Zimmers saß, von Schatten umhüllt, obwohl auf dem Nachttisch eine Kerze brannte.

„Du hast nach mir gefragt“, sagte sie ohne Umschweife.

Galeano richtete sich auf, das Herz raste. Der Rosenkranz hing über seinem Kopf. Das Weihwasser zeichnete noch immer Tür und Fenster.

„Das Fenster“, erklärte Arcadia, als lese sie seine Gedanken. „Du lässt es offen, weil du willst, dass ich zurückkehre, um dir meine Reize erneut anzubieten. Deine Schutzvorkehrungen sind … entzückend. Aber nicht unfehlbar. Nichts ist es.“

„Was willst du?“

„Dasselbe wie beim letzten Mal. Nur dass ich jetzt besser verstehe, was du willst, denn wenn ich hier bin, dann, weil du mich herbeigerufen hast.“

Sie erhob sich, glitt mit dieser unnatürlichen Grazie und trat an das Bett heran.

„Du hast mit Abundio gesprochen“, fuhr sie fort. „Er hat dir Geschichten erzählt. Manche wahr, andere ausgeschmückt. Aber wichtig ist, dass du jetzt weißt, dass wir real sind. Dass wir keine körperlosen Gespenster sind, sondern unersättliche Leiber.“

„Geh weg“, sagte er und umklammerte den Rosenkranz.

„Warum?“, fragte sie. „Du könntest meine Hilfe gebrauchen, Galeano. Dein Land wird auf dem Silbertablett serviert. Ich könnte mich um einige dieser Männer kümmern, die es verschlingen. Wie ich es schon früher getan habe; du hast es dir gewünscht.“

Die Versuchung strich an ihm vorbei wie eine Klinge. Wie viele Fremde müssten verschwinden, um das Schicksal Santanders zu verändern?

„Willst du mir anbieten, ein Mörder zu werden? Ein Ungeheuer?“

„Ich biete dir Gerechtigkeit“, erwiderte Arcadia. „Und Macht. Du mit deinem geordneten Verstand, deiner Fähigkeit zu organisieren, die Menschen anzufeuern. Ich mit … meinen Fähigkeiten. Zusammen könnten wir dein Land retten. Du könntest der Held sein, den deine Leute brauchen. Und danach, wenn alles vollbracht ist, könnten wir reisen: die Welt sehen, Jahrhunderte leben.“

Für einen Augenblick sah Galeano das, was sie versprach: Jahrhunderte des Lesens, endlose Bibliotheken, Sprachen, die er eine nach der anderen beherrschte, Revolutionen, die er aus der sicheren Distanz der Unsterblichen beobachtete.

Dann sah er anderes: Van der Meers ausgetrockneten Körper, die Nonnen weiß wie Kalk, Rosalba ausgestreckt auf dem Hang. Und vor allem die anonymen Hände derer, die für einen mageren Lohn arbeiteten, ohne jede Ewigkeit außer der ihrer Kinder.

„Nein“, sagte er schließlich. „Wenn Santander gerettet wird, dann durch seine eigenen Hände. Durch Organisation, durch Widerstand, durch menschlichen Kampf. Nicht durch Ungeheuer, die sich von Blut ernähren.“

Arcadias Gesicht verhärtete sich.

„Du bist aus Ton“, sagte sie. „Ein Idealist, der die Macht zurückweist, wenn man sie ihm vor die Nase hält. Weißt du, wie viele für das töten würden, was ich dir anbiete?“

„Vielleicht steht die Welt deswegen so da, wie sie steht“, antwortete er.

Sie schwieg einen Moment, dann verzog sie den Mund zu einem lächelnden, aber kalten Ausdruck.

„Was für eine Verschwendung! Merke dir das, Galeano: Wenn du die Deinen zermalmt siehst und wenn das, was du aufgebaut hast, in sich zusammenstürzt, wirst du dich an diese Nacht erinnern und

dir Vorwürfe machen, weil du den Lauf der Dinge hättest ändern können, aber lieber wie jeder beliebige Sünder sterben wolltest."

„Ich werde als Christ sterben", sagte er. „Nicht als das, was du bist, eine Insepulta."

„Als Märtyrer", korrigierte sie. „Und Märtyrer sterben jung. Und die Welt vergisst sie schnell."

Sie wandte sich dem Fenster zu. Bevor sie in der Dunkelheit verschwand, fügte sie hinzu:

„Es gibt andere wie mich in Santander. Ältere, Hungrigere. Und nicht alle sind so … geduldig. Wenn du ihnen jemals begegnest, erwarte kein Gespräch. Sie nehmen sich einfach, was sie wollen. Ich werde dich nicht länger schützen."

Und sie verschwand und ließ im Zimmer einen Geruch nach verwelkten Blumen zurück.

Galeano schlief erst im Morgengrauen ein. Er blieb aufrecht im Bett sitzen, den Rosenkranz in den Händen, und dachte an all das, was er ausgeschlagen hatte. Hatte er das Richtige getan? Er wusste es nicht. Aber er wusste, dass er die einzige Entscheidung getroffen hatte, die ihm erlaubte, Mensch zu bleiben.

Der Tag seiner Graduierung als Rechtsanwalt war denkwürdig. Die neue Toga, die feierliche Rede, die Umarmungen der Kommilitonen, die ihm gratulierten, als sei seine Zukunft gesichert. Doch die Welt erwartete ihn nicht mit Blumen, sondern mit der präzisen Kälte des Bogotaner Regens. Der monatliche Umschlag verschwand ohne Vorwarnung. Niemand verabschiedete sich. Niemand hinterließ eine letzte Karte. Die unsichtbare Hand ließ ihn schlagartig los.

Da begriff er, dass er keinen Nachnamen besaß, der Türen öffnete, und keinen Paten, der ihn stützte. Er war nur ein verwaister junger Anwalt in einer Stadt, in der Namen mehr galten als Verdienste.

Es folgten drei Jahre der Entbehrung. Galeano verfasste Schriftsätze für ein paar Münzen, verteidigte kleinere Prozesse und schlief in feuchten Zimmern, in denen ihm die Ratten das Brot streitig machten. Er durchwanderte die Stadt in ausgebesserten Schuhen. Doch diese Jahre brachten ihn jenen näher, die seine eigentliche politische Familie werden sollten: den santandereanischen Handwerkern, die in Bogotá arbeiteten, vor allem den Töpfern in der Calle San Victorino.

Eine bestimmte Nacht markierte den Beginn dieses Bündnisses. Man rief ihn, um einem jungen Töpfer zu helfen, der beschuldigt wurde, ein Maultier gestohlen zu haben. Galeano recherchierte und wies nach, dass das Tier betrügerisch von einem mit den Deutschen verbündeten Ladenbesitzer verkauft worden war. Der Richter sprach den Jungen frei. Die Töpfer feierten mit vergorener Chicha. Galeano wurde eingeladen, mit ihnen zu essen. In jener Nacht, als sie verbrannte Arepas und dünne Brühe teilten, empfand er etwas, von dem er nie geglaubt hatte, dass es ihm vergönnt sei: Zugehörigkeit.

Von diesem Tag an begann er, ihre Werkstätten zu besuchen. Er lernte, rote von gelber Tonerde zu unterscheiden. Er erriet allein am Geruch, wann ein Ofen auf den Punkt war. Und er gewann sich aufrichtigen Respekt, nicht weil er gelehrt war, sondern weil er ohne Überheblichkeit zuhörte.

Als er zweiundzwanzig war, im Jahr 1873, erbte er die Werkstatt von Hilario Portocarrero, einem angesehenen Töpfer, der an Malariafieber gestorben war, nachdem er von Barrancabermeja zurückgekehrt war. Galeano hatte nicht darum gebeten, doch Hilario hinterließ ein kurzes Testament: „Meinem gelehrten Jungen, der für uns spricht: Galeano Ruiz." So begann er, in Bucaramanga Wurzeln zu schlagen.

Schon damals war Bucaramanga eine wohlhabende Stadt. Ihre Handwerker exportierten Strohhüte, Wollgewebe, verzierte Keramik und Möbel aus Bambus nach Quito, Lima, Caracas und bis nach Havanna. Die ortsansässigen Händler kontrollierten die Handelsrouten. Die Zünfte regelten die Preise. Das Geld zirkulierte innerhalb der Region.

Die Áureos, auch bekannt als die Zunft der Culebra Pico de Oro, errangen 1874 ihre ersten Mandate, und ihr Aufstieg sowie ihre Beliebtheit unter den arbeitenden Klassen in Medellín und Pasto schienen sie bis zur Präsidentschaft zu tragen. Dann aber nahmen die Migrationswellen von Europäern zu, blonden und rothaarigen Vertretern einer angeblich überlegenen Rasse, wissenschaftlich abgesegnet, mit Landtiteln ausgestattet, die ihnen von den Eliten Bogotás verliehen worden waren.

1879 erreichten die Spannungen zwischen ihnen und den Einheimischen ihren Höhepunkt. Die Deutschen, angeführt vom Baron Genipperteinga, hatten das Wirtschaftssystem vollständig

umgestaltet. Sie waren nicht länger fortschrittliche Einwanderer oder Zwischenhändler, sondern Herren und Eigentümer Santanders.

Wie war ihnen das gelungen?

Galeano hatte den Prozess monatelang angeprangert und Schritt für Schritt die Strategie rekonstruiert, mit der es den Deutschen der 1850er Jahre gelungen war, sich des santandereanischen Marktes zu bemächtigen.

Die Teutonen kamen mit Subventionen der Zentralregierung und nutzten diese, um Infrastruktur zu errichten, die sich kein kreolischer Händler hätte leisten können.

Sie bauten einen von den Guane-Indigenen aufgegebenen Weg wieder auf, pflasterten ihn von San Gil bis Bucaramanga, Zapatoca und Barrancabermeja mit Kopfsteinen und halbierten so die Transportzeit für die Lasttiere. Sie kauften Dampfschiffe auf dem Río Magdalena und garantierten schnellen, sicheren Transport zur Küste. Sie richteten Büros in Barranquilla, Santa Marta und Cartagena ein und von dort direkte Verbindungen nach Hamburg und Bremen.

Die kreolischen Händler, die von den Kutschenwegen abhängig waren, konnten einfach nicht konkurrieren.

„Das ist der Fortschritt", sagten ihre Verteidiger. „Etwas, das wir Kreolen wegen des Alkohols und der Bordelle selbst nicht auf die Reihe bekommen."

Doch Galeano sah über diesen angeblichen Fortschritt hinaus und erkannte die Überlegenheit ihrer wirtschaftlichen Kolonisierung.

Chinarinde war das weiße Gold Santanders. Und die Deutschen verstanden etwas, was die Kreolen ignoriert hatten: Wer die Quina kontrolliert, kontrolliert die Wirtschaft.

Baron Genipperteinga handelte mit der Zentralregierung eine exklusive Lizenz zum Anbau und Export von Quina im Staat Santander aus. Im Gegenzug bot er an, die landwirtschaftliche Infrastruktur zu „modernisieren" und die Anbaumethoden zu „verbessern".

Die Regierung, verzweifelt auf der Suche nach ausländischen Investitionen, willigte ein.

Über Nacht waren alle lokalen Pflanzer gezwungen, ihre Quina an den Baron zu verkaufen – zu den Preisen, die er diktierte. Ohne jede Verhandlungsmöglichkeit.

„Es ist ein Monopol, das sich als Fortschritt verkleidet", prangerte Galeano in seinen Reden an. „Der Baron kauft nicht, er plündert. Und die Regierung ist sein Komplize!"

Doch niemand hörte zu. Oder vielmehr: Diejenigen, die zuhörten, hatten keine Macht, etwas zu ändern.

Nachdem sie die Exportwege kontrollierten, begannen die Deutschen, gefertigte Waren aus Europa zu importieren: deutsche Porzellanteller, englische Stoffe, französisches Werkzeug und dänische Möbel. Alles war billiger als die lokalen Produkte – nicht, weil es besser war, sondern weil europäische Fabriken in Serie produzierten und so die Kosten senkten.

Die santandereanischen Handwerker, die in Handarbeit produzierten, konnten schlicht nicht mithalten.

„Warum einen lokalen Tontopf für zwei Pesos kaufen", sagten die Verbraucher, „wenn ich einen deutschen Eisentopf für einen Peso bekommen kann?"

Zuerst gingen die Töpfer bankrott, dann die Weber, ihnen folgten die Schreiner. Dann kauften die Deutschen ihre Werkstätten für ein Almosen auf.

Der letzte Schlag war die Kontrolle der Banken; die Deutschen gründeten die Banco Alemán de Santander, die „erschwingliche" Kredite für Händler und Bauern anbot. Ihre Zinssätze waren niedrig, ihre Bedingungen scheinbar großzügig.

Natürlich nahmen viele an. Wie hätten sie nicht? Es war leichtes Geld. Doch als es ans Zurückzahlen ging, entdeckten sie die Falle: Die Klauseln waren auf Deutsch verfasst. Die Zinsen waren variabel, und bei Zahlungsunfähigkeit durfte die Bank Besitz pfänden. So eignete sich die Banco Alemán de Santander in weniger als fünf Jahren Hunderte von Haciendas, Werkstätten und Läden an.

„Sie haben uns verschuldet, um uns zu enteignen", fasste Galeano in einer Versammlung zusammen. „Erst geben sie uns Kredit. Dann nehmen sie uns alles."

Doch die Deutschen waren nicht die einzigen Spieler auf diesem Brett.

Da waren auch die Sepharden, Juden, die vor Jahrhunderten aus Spanien vertrieben worden waren und sich in der Karibik und in Mittelamerika niedergelassen hatten, mit spanischen Reinheitszertifikaten, die sie sich durch Bestechung erkauft hatten; andere waren deutsche Emigranten, die den Aufstieg des arischen

Antisemitismus fürchteten. Sie kontrollierten die Produktion von Spirituosen und den Handel mit Textilien und Gewürzen und betrachteten die wachsende Macht der Deutschen mit Argwohn.

Und da waren die Venezianer, Erben einer jahrhundertealten Handelstradition, die den Handel mit Glas, Spiegeln und Luxusgütern beherrschten.

Beide Gruppen hatten jahrelang mit den Deutschen konkurriert. Doch sie verloren. Warum? Weil die Deutschen etwas besaßen, was ihnen fehlte: die Rückendeckung eines aufstrebenden europäischen Staates. Bismarck, der Eiserne Kanzler, hatte 1871 Deutschland geeint und suchte nun, den deutschen Einfluss in Lateinamerika auszudehnen. Kolumbien war ein strategisches Ziel. Die Sepharden und Venezianer waren Händler; die Deutschen waren Kolonisatoren.

Die Versammlung der Unzufriedenen war im Geheimen einberufen worden, im Keller des Hauses von Eusebio Parra, einem Meistertöpfer, dessen Familie seit drei Generationen santandereanische Tonware herstellte. Siebzehn Männer nahmen teil, allesamt Handwerker: Töpfer, Weber, Gerber, Schmiede. Männer mit schwieligen Händen und Rücken, die von Jahren harter Arbeit gekrümmt waren.

Ihr Anlass war einfach, aber dringlich: Die Deutschen zerstörten ihre Geschäfte.

Eusebio hatte die Sitzung mit ernster Stimme eröffnet:

„Brüder, wenn es so weitergeht, ist in fünf Jahren keiner von uns mehr übrig. Die Teutonen bringen Ware aus Europa, die sie zum halben Preis verkaufen. Unsere Töpfe, unsere Gewebe, unser Werkzeug … niemand will sie mehr kaufen. Und wenn wir protestieren, nennen sie uns Reaktionäre. Sie behaupten, wir seien Feinde des Fortschritts."

Derselbe Gerber, den Galeano Jahre zuvor in einem Café in Bogotá kennengelernt hatte, Abundio Gómez, schlug mit der Faust auf den Tisch, sodass die Chichakrüge erzitterten.

„Fortschritt? Was ist das für ein Fortschritt, der uns ohne Arbeit zurücklässt! Früher lebten wir von dem, was uns gehörte. Jetzt hungern unsere Kinder, während die Deutschen Besitzer von halb Santander werden."

Mehrere nickten. Eusebio sah zu Galeano und gab ihm ein Zeichen, zu sprechen.

„Du bist der Jurist, junger Ruiz", sagte er. „Sag uns, welchen Weg wir noch haben."

Galeano erhob sich. Er spürte die Erwartungen der Gruppe schwer auf seinen Schultern.

„Was wir tun müssen", begann er, „ist, uns zu vereinen. Nicht als vereinzelte Handwerker, sondern als ein einziger Körper. Wenn wir gemeinsam handeln, kann uns niemand niederdrücken."

Abundio runzelte die Stirn.

„Und wie heißt dieser Körper? Wie stellen wir uns den anderen vor?"

„Wir sind wertvoller, als sie glauben", mischte sich Jacinto, der Weber, ein. „Die Söhne der Comuneros, die sich nie unterwerfen ließen. Wir sollten uns die Áureos nennen. Der wahre Schatz von Santander."

Einige schlugen zustimmend auf den Tisch.

„Áureos klingt gut", räumte Abundio ein, „aber du hast ja gesehen, wie die Reichen uns nennen: culebras pico de oro. Sie sagen, wir kriechen, haben einen Schnabel zum Reden und uns für gebildet zu halten, und brüsten uns mit Gold, ohne einen Real zu besitzen."

Es gab bitteres Gelächter.

„Eben deshalb sollten wir den Namen annehmen", entgegnete Jacinto. „Wenn sie uns so nennen, um sich lustig zu machen, umso besser, wenn wir es in Stärke verwandeln. Culebra Pico de Oro ist nicht irgendeine Beleidigung. Es ist eine Warnung."

Galeano hob leicht die Hand, um das Gemurmel zu beruhigen.

„Zuerst sind wir die Áureos", sagte er. „Das ist unser Name, unsere offizielle Wurzel. Aber wenn der Feind uns Culebra Pico de Oro nennen will, soll er es tun. Wir nehmen den Namen an und wenden ihn gegen sie. Manchmal kann ein Spott zum Banner werden."

Die Anwesenden sahen einander an und wogen die doppelte Identität ab. Abundio lächelte, weniger angespannt als zu Beginn.

„Áureos im Herzen … und Schlange, wenn es gilt, zuzubeißen."

„So ist es", antwortete Galeano. „Und sie sollen es von Anfang an wissen: Wir verstecken uns nicht, wir schämen uns nicht, und wir knien vor niemandem. Weder vor Bogotá, noch vor den Preußen, noch vor sonst wem."

Eusebio nickte schweigend. Die Entscheidung war gefallen.

Und von jener Nacht an begann die Bewegung, die im Streben nach Würde entstanden war – die Áureos –, im Tal mit einem Doppelnamen zu kursieren, halb Stolz, halb Drohung.

In den ersten Monaten agierten die Áureos oder die Culebra Pico de Oro im Schatten. Sie traten nicht öffentlich auf. Sie hielten keine Proklamationen. Sie handelten einfach.

Ihre Struktur war horizontal. Es gab keinen einzelnen Anführer, sondern einen Rat aus neun Meisterhandwerkern, die Entscheidungen im Konsens trafen. Galeano war der Jüngste, doch seine Bildung machte ihn zum natürlichen Sprecher der Gruppe. Er konnte lesen, schreiben, argumentieren. Er verstand es, die Sprache der Gebildeten zu sprechen, ohne den Kontakt zu den Arbeitern zu verlieren.

Die Bewegung organisierte sich in Zellen: Jede zählte zwischen fünf und zehn Mitglieder, alle desselben Handwerks. Die Töpfer bildeten eine Zelle, die Weber eine andere, die Schmiede eine weitere. Jede Zelle arbeitete unabhängig, aber alle folgten den Richtlinien des Rates.

Das Symbol der Schlange wurde auf rote Tücher gestickt, die die Mitglieder verborgen unter der Kleidung trugen. Es war weder prunkvoll noch sichtbar, doch wenn zwei Mitglieder sich trafen, genügte es, das Tuch zu zeigen, um sich als Brüder zu erkennen.

Die Versammlungen fanden stets nachts statt, an wechselnden Orten, mal in Kellern, mal in verlassenen Scheunen, und wenn nicht, dann in denselben Höhlen des Chicamocha, in denen Galeano Jahre später Macaregua kennenlernen würde.

Ihre erste Widerstandshandlung bestand darin, die deutschen Läden zu boykottieren – ohne Gewalt, mit spöttischer Sanftmut und Geduld. Sie hörten auf, dort zu kaufen, und überzeugten ihre Familien, Nachbarn und Bekannten, ebenso zu handeln. In sechs Monaten gingen drei deutsche Läden bankrott.

Die zweite Aktion war kühner: Sie begannen, die Einfuhrstempel zu fälschen, mit denen die Deutschen die Qualität ihrer Waren bescheinigten. Galeano entwarf mit seiner zeichnerischen Begabung nahezu perfekte Kopien. Die Handwerker stempelten sie auf ihre eigenen Produkte und verkauften sie als „Importware aus Europa“. Die Ironie war köstlich: Die Reichen kauften santandereanische Keramik in dem Glauben, sie sei deutsch.

Doch die dritte Aktion, die Teilnahme an den Kommunalwahlen, war es, die sie in das Visier des Barons rückte.

3. Der Teleskopkobold

Die alte Hauptstadt des Souveränen Staates Santander war im Jahre 1879 eine Kleinstadt mit kopfsteingepflasterten Straßen, die – in den drei Monaten vor ihrer Auflösung im Jahr 1828 – Verwaltungssitz Großkolumbiens gewesen war und daher von den Bürgern der Vereinigten Staaten von Kolumbien als Ort schlechten Omens galt.

Doña María del Carmen Vergel, die jüngste Tochter aus einer Nachkommenschaft von siebzehn Kindern, hielt einen Schirm aus weißem Leinen mit silbernem Brokat in der Hand, gekleidet in ein langes, dunkelenglisches Wollkleid, das bis zum Hals geschlossen war und bis zur Taille von einem Kaschmirschal bedeckt wurde, halb verborgen unter einem violett-purpurnen Hut mit Seidenschleifen. Nach dem Tod ihrer Mutter suchte sie Doña Arcadia, Witwe von Sepúlveda, auf – ihre Taufpatin und Vertraute sowie Verwalterin des Abenteurers und Gutsherrn Otto Genipperteinga. Gerüchte über Bacchanalien und schwarze Messen hatten sie, solange ihre Eltern lebten, von Doña Arcadia ferngehalten.

Seit den Tagen der Unabhängigkeit hatte Santander in einem Zustand dauernder Spannung mit Bogotá gelebt. Obwohl die Santandereños sich rühmten, die Avantgarde der Republik zu sein – dank ihrer militärischen Disziplin, ihrer Sparsamkeit und ihrer Tradition der Lancaster-Schulen –, betrachtete Bogotá die Provinz als raues Gebiet mit aufrührerischem Temperament, unfähig, sich dem Willen der Zentralgewalt demütig zu fügen.

Diese Spannungen hatten sich im Jahre 1879 keineswegs verflüchtigt. Die bogotanischen Eliten unterhielten sich in ihren Tertulien über den „bergmännischen, aggressiven und allzu offenen Charakter“ der Santandereños, über ihre Unabhängigkeit im Urteil, ihr Misstrauen gegenüber den Ministern der Hauptstadt und ihre Neigung, ihre lokalen Caudillos selbst dann zu schützen, wenn dies den nationalen Interessen widersprach.

Die Santandereños hingegen betrachteten Bogotá als ein Nest verweichlichter, rhetorischer Bürokraten, die weder die Härte des Quina-Handels, noch die Saumpfade, noch die Strenge des Klimas in der Ostkordillere begriffen. Von Lebrija bis San Gil, von Zapatoca

bis Oiba sprach man mit Spott von den „Doktoren“ der Hauptstadt, die sich anmaßten, hunderte von Kilometern entfernt Gesetze über Länder zu erlassen, die sie niemals mit eigenen Augen gesehen hatten.

In dieser Atmosphäre gegenseitigen Misstrauens war María del Carmen aufgewachsen. Sie wusste, dass Bogotá die Industrie Santanders verachtete und dass Bucaramanga als Antwort einen wilden Stolz pflegte. Deshalb war ihre Mission – die Lizenz des Barons für den Anbau der Quina zu erlangen – mehr als eine bloße wirtschaftliche Angelegenheit: Sie bedeutete in gewisser Weise, die Würde einer Provinz zu verteidigen, die es gewohnt war, fern des Schutzes der Hauptstadt zu überleben.

Zwei Einladungsschreiben zum Abendessen, beide aus dem Oktober 1860, ruhten unbeantwortet unter den Papieren ihrer verstorbenen Mutter. Doch die jüngste Wirtschaftskrise, ausgelöst durch den Krieg zwischen Töpfern und Deutschen, sowie der Aufschwung der Quina, die vom Baron Genipperteinga monopolisiert wurde, hatten ihre Brüder in die vier Winde der Welt zerstreut: nach Paris, Genf, New York, London, Madrid, Buenos Aires und Santafé. Ein Brief ihres ältesten Bruders Gerardo hatte sie dazu überredet, als Spionin der Vereinigten Staaten von Kolumbien ihre Patin aufzusuchen, um eine Genehmigung für den Anbau und Handel der Quina zu erbitten.

Seit ihrer Kindheit hatte sie aus dem Mund ihres Vaters – und dieser wiederum von dem alten Großvater Vergel – gehört, dass ihre Familie von jenen alten Galiciern abstamme, Nachkommen der Ostgoten, die sich an der nordwestlichen Küste Spaniens niedergelassen hatten. Im Hause behauptete man ohne Verwässerung, als wäre es eine häusliche Wahrheit, die von Großvätern an Urenkel weitergegeben wurde, dieses harte, nördliche Geschlecht erkläre, weshalb in jeder Generation die Hälfte der Kinder mit blauen Augen geboren werde. Es sei kein Mythos, warnte der Großvater, sondern ererbte Wirklichkeit:

„Dieser Blick stammt aus ferneren Zeiten als die Welser und ihre Privilegien; er kommt von den Goten, die schon Hidalgos waren, als die Deutschen erst lernten, zur See zu fahren.“

Er pflegte auch, ohne Scham oder Ehrfurcht, zu sagen, dass, obwohl die Welser die Kaiserwahl Karls V. finanziert hätten – und mit ihrem Gold die Waage gegen Heinrich VIII. und Franz I. neigten –, dies ihre teutonischen Hauptleute keineswegs über die Galicier und

Kastilier erhöhe, die aus älterem und erprobterem Geschlecht stammten.

„Wir zogen mit Alfinger, ja“, sagte der Großvater, „aber nicht hinter ihm her. Die Deutschen hatten Lizenzen; wir hatten Blut und Temperament.“

Wenn er sich an die Schar des Teutonen Ambrosius Alfinger erinnerte, pflegte er mit feierlicher Stimme einige Verse aus den Elegien des Juan de Castellanos vorzutragen, die für María del Carmen ein ferner, beinahe liturgischer Widerhall waren:

Es waren fortwährende Murmeln
mit dem Wunsche, ihn verteilt zu sehen,
damit ein jeder sich versorge
mit dem Teil, der ihm gebühre.

Nach der Überlieferung des Großvaters war einer seiner eigenen Ahnen dort gewesen, unter den Galiciern, die Pfade durch die Wildnis schlugen, den glühenden Himmel verfluchend und selbst vor fremden Hauptleuten Gerechtigkeit fordernd.

„Das waren wir, Kind“, schloss er, „Männer, die den Kopf weder vor Teutonen noch vor Königen neigten.“

Doch ihr Geschlecht war nicht bloß europäisch. Auf ihrer mütterlichen Seite, wiederholte ihre Mutter in sanften, doch festen Vertraulichkeiten, floss Blut der Guane von großer Würde, so alt wie die Felsen und Terrassen des Cañón del Chicamocha. Sie erklärte, ihre Ahninnen seien hochgewachsene Frauen gewesen, von aufrechtem Leib und sicherem Schritt, deren Statur nicht selten die der Kastilier übertroffen habe, die mit der Eroberung gekommen waren.

Diese ersten Frauen der Guane, sagte die Mutter, seien nicht unterworfen worden, nicht weil die Zeiten milde gewesen wären, sondern weil sie früher als andere Völker die Art der Neuankömmlinge verstanden, ihre Sprache mit erstaunlicher Schnelligkeit erlernt und gewusst hätten, Ehebündnisse auszuhandeln, die sie vor Knechtschaft bewahrten.

Die Guane erlitten weder die Schrecken, die die Chronisten den Pijaos oder Yariguíes zuschrieben, noch die stumme Unterjochung vieler muiskischer Gemeinschaften. Ihre Frauen wurden gesucht und geschätzt, nicht nur wegen ihrer Schönheit und Größe, sondern auch

aufgrund ihrer politischen Klugheit: Sie gehörten zu den wenigen indigenen Nationen des nordöstlichen Hochlandes, denen es gelang, ihre Töchter mit Rechten zu verheiraten, nicht mit Ketten.

Im Hause von Tres Esquinas wiederholte man, dass von einer jener Guane-Frauen die stille Kraft María del Carmens stamme, ihre stolze Haltung und jene Art, geradeaus zu blicken, ohne zu zittern, selbst wenn die Umstände es verlangten.

„Dein Blut“, sagte die Mutter zu ihr, „ist nicht nur gotisch, es ist auch Guane, und das wiegt so viel wie jedes europäische Wappen.“

So wuchs María del Carmen zwischen dem Stolz ihres Großvaters auf das gotisch-galizische Geschlecht und der Ehrfurcht ihrer Mutter vor den Guane-Matronen auf, die ihre Freiheit im Chaos der Eroberung zu verteidigen wussten. Sie trug die intime Gewissheit in sich, zwei gleich edlen Erbschaften anzugehören. Die eine stammte von den Männern, die den Atlantik mit imperialen Privilegien überquert hatten; die andere von Frauen, die den Eroberer zu entschlüsseln wussten, bevor sie selbst erobert wurden.

Von beiden Blutzweigen hatte sie ihren Charakter geerbt: streng und leuchtend zugleich, diszipliniert und doch hochmütig, halb europäischer Hochfels, halb uralte, heilige Anden-Bergwelt.

María del Carmen Vergel war, trotz ihres zurückhaltenden Schweigens, weder ungebildet noch fügsam. Ihre Mutter hatte für sie jesuitische Präzeptoren und eine englische Gouvernante engagiert, die ihr Französisch beibrachte und sie in der methodischen Lektüre der Kirchenväter unterwies. Schon als junges Mädchen rezitierte sie leise das Latein der *Civitas Dei* und übersetzte mit bemerkenswerter Genauigkeit gewisse Passagen, die ihr Beichtvater für eine Provinzjüngerin zu abstrakt hielt. Mehrfach schrieb sie in ihr Tagebuch einen Satz ab, der ihr ganzes moralisches Leben prägen sollte:

Non omnia quae dura sunt, iniusta sunt.
Nicht alles, was hart ist, ist ungerecht.

Dieser Grundsatz war der Same, der in ihrer religiösen Seele viele ihrer häuslichen Strenge rechtfertigte: das Fällen von Wäldern, das Verbrennen von Stoppeln, die eiserne Disziplin gegenüber Tagelöhnern und Dienern. Auf ihre Weise glaubte sie, das Rechte zu tun. Der heilige Augustinus lehrte, dass die gefallene Welt durch menschliche Arbeit wiederhergestellt werden müsse; und sie sah in den Feldarbeiten keinen Akt der Grausamkeit, sondern einen Tribut

von Ordnung und Tugend gegenüber einer Natur, in der stets das Chaos lauerte.

Doch ihre Bildung war nicht rein theologischer Art. In der Familienbibliothek ruhte ein dicker, vergilbter Band, den sie mit besonderer Andacht las: die *Elegías de varones ilustres de Indias* von Juan de Castellanos de Gaspar de Villarroel y Coruña. Dieses monumentale Werk, Mischung aus Chronik und epischer Anrufung, enthielt die Berichte über die Eroberer der Provinzen des ostneugranadinischen Gebiets, darunter Girón, Pamplona, Río de Oro, Chitagá und das Tal des Lebrija.

Sie hatte die Verse auswendig gelernt, in denen Castellanos die ersten Forscher schildert, die sich „durch zerklüftete Berge und wilde Gebirge wagten, Pfade öffnend, wo nie zuvor ein Spanier seinen Fuß gesetzt hatte“. Jedes Mal, wenn sie diese Zeilen las, fühlte sie, dass jene Worte ihrem Geschlecht literarische und heilige Fundamente verliehen. Die Vergel, sagte ihr Vater, stammten von einem jener minderen Hauptleute ab, die in den *Elegien* nur beiläufig erwähnt wurden, einem Mann mit Lanze und Arkebuse, der die Gründer von Lebrija begleitet hatte.

Diese Verse – halb Geschichte, halb Mythos – nährten in ihr einen uralten Stolz, der in scheinbar widerspruchslosem Einklang mit ihrer religiösen Gehorsamkeit und ihrem fleißigen Alltagscharakter stand. So konnte María del Carmen Augustinus mit derselben Leichtigkeit zitieren, mit der sie ein Reimpaar von Castellanos rezitierte; und so akzeptierte sie die Vorstellung, dass die Erde beherrscht werden müsse, um fruchtbar zu sein, mit vollkommener Natürlichkeit.

Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahre 1872 fiel sie in eine Mischung aus Rückzug und geistiger Neugier.

Damals war es ihre englische Gouvernante – eine Frau von ernstem Temperament, geprägt von der pietistischen Tradition des Nordens –, durch die sie zum ersten Mal die Namen William Law, Madame Guyon und Swedenborg vernahm. Die Präzeptorin legte ihr deren Bücher nicht direkt in die Hand, doch erwähnte sie sie mit verhüllter Bewunderung, wie man einen umstrittenen Weisen zitiert, dessen Werk zugleich gefährlich und erhaben sei. Neugierig suchte María del Carmen diese Schriften auf eigene Faust unter jenen Büchern, die die Gouvernante in der Schule der Hacienda „vergessen“ hatte. Swedenborg, mit seinen Visionen von

menschlichen Engeln und geheimen Entsprechungen zwischen Himmel und materieller Welt, faszinierte sie mit der Kraft einer heimlichen Offenbarung. Diese Ideen, von einer protestantischen Frau im Flüsterton ausgesprochen, hallten in ihr wider wie Echos eines verbotenen Heiligtums, das nur wenige zu betreten wagten.

María del Carmen hatte ihn ein- oder zweimal gegenüber ihrem Beichtvater erwähnt, was den Zorn des Bischofs von Bucaramanga hervorrief, der ihre Brüder vor den Gefahren warnte, die darin lägen, wenn eine gute Familie einen Schriftsteller lese, der den Vatikan mit Babylon verglich.

Von da an las sie ihn mit umso größerem Eifer, wenn auch im Geheimen. Und so empfand sie jedes Mal, wenn sie den Horizont von Lebrija betrachtete, mit seinen nebelgewellten Hängen und Baumkuppeln, dass jene Landschaft ebenso von Gott wie von älteren, wilder an den Berg gebundenen Wesenheiten bewohnt sei.

Erziehung, Lektüren und Geschlecht hatten sie zu einem paradoxen Wesen gemacht: eine fromme, aber unbeugsame Frau, gebildet, doch provinziell, fähig zu Sanftmut im Gespräch und zu unerbittlicher Strenge in den Entscheidungen, die ihr Gut betrafen. Deshalb war die Mission, die sie nun zum Hause Doña Arcadias führte – die Lizenz des Barons Genipperteinga für den Anbau der Quina zu erbitten – für sie nicht bloß ein Akt wirtschaftlichen Überlebens: Sie war auch eine Prüfung des Charakters, ein ferner Widerhall jenes Rufes, den Castellanos den alten Männern der *Indias* zuschrieb.

Diese Reise, ahnte sie, würde den Lauf ihres Schicksals weit stärker bestimmen, als irgendjemand in Tres Esquinas auch nur zu vermuten wagte.

Ein Kutschwagen mit drei Türen brachte sie an einem Dienstag im Juni, gegen die Morgendämmerung, von Tres Esquinas, ihrem Familiengut in Lebrija, nach Morrorico, einem kleineren Gut des Barons in Bucaramanga. Beim Aussteigen wurde María del Carmen von Eutimio empfangen, dem Majordomus: einem hochgewachsenen, kahlen und rundlichen Mann mit winzigen grünen Augen, gekleidet in eine saubere schwarze Livree.

„Doña Arcadia und der Baron sind heute Morgen zur Hacienda El Diamante aufgebrochen“, sagte Eutimio, während Alirio, ein buckliger Lakai, ihr Gepäck in Empfang nahm. „Sie werden die Ländereien des Dr. Torres besichtigen – ein möglicher Ankauf.“

Die Quina – oder *Cinchona officinalis* nach der modernen botanischen Nomenklatur – war um 1879 das weiße Gold der neogranadinischen Urwälder. Ihre Rinden, von herbem Bittergeschmack, enthielten das Chinin, das einzige wirksame Mittel gegen jene Malariafieber, die die Tropen, die Antillen, die afrikanischen Küsten und die unbekannten asiatischen Domänen des Britischen Empire verheerten. Die europäischen Mächte begehrten diese Pflanze mit demselben Wahnsinn, mit dem sie einst die Minen von Potosí verfolgt hatten.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts schickten die hispanischen Vizekönigreiche Kisten voller getrockneter Rinde nach Cádiz, bisweilen in solcher Brutalität von den Bäumen gerissen, dass die Wälder Jahrzehnte brauchten, um sich zu erholen. In Neugranada, insbesondere im Osten und in den Bergen von Santander, erreichte das Quinaverse nach dem Bürgerkrieg der 1860er Jahre einen maßlosen Höhepunkt, als die Deutschen Hawermann, Genipperteinga, Gölkel, Vogel und andere, im Bunde mit Engländern und Schweizern, den Handel mit dem kostbaren Baum an sich rissen.

Der Aufschwung ließ sich nicht allein durch den medizinischen Wert erklären, sondern durch den spekulativen Preis: Eine Arroba guter Quina konnte mehr kosten als ein Sklave im Jahre 1810 und entsprach in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts dem Jahreslohn eines bogotanischen Handwerkers. Kein junger Unternehmer in den Provinzen, der nicht von einer Konzession zu Anbau oder Ausbeutung träumte; und kein indigener Cacique, Kolonist oder Gutsbesitzer, der die Gewalt nicht kannte, mit der die ausländischen Zwischenhändler ihre Monopole verteidigten.

Die ungenaue Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Kolumbien – eine lose Föderation, in ständiger Spannung zwischen regionaler und zentraler Macht – begünstigte diese Missbräuche. Dem Baron Genipperteinga gelang es dank seiner Kontakte zu europäischen Händlern, den Handel in Santander zu monopolisieren. Er zwang jeden Produzenten der Provinz, bei ihm Lizenzen für Anbau, Verarbeitung oder Verkauf zu erwerben. Die Hacienda Morrorico, wo María del Carmen nun wartete, war das Epizentrum dieses aromatischen Imperiums.

Es war allgemein bekannt, dass ein einziges Papier, vom Baron unterzeichnet, einen Bauern in einen respektierten Eigentümer verwandeln konnte – oder ihn für den Rest seines Lebens ruinierte.

Darum drängte Gerardo Vergel unablässig darauf, dass seine Schwester eine Konzession erhalte: Das Überleben der Hacienda Tres Esquinas hing davon ab, sich – wenn auch widerwillig – in das wirtschaftliche Räderwerk des deutschen Magnaten einzufügen.

Einen Augenblick lang glaubte María del Carmen, man verachte sie. Sollte sie zur Hacienda El Diamante fahren, um sich Doña Arcadia zu Füßen zu werfen und sie anzuflehen, ihr eine Konzession für den Anbau der Quina abzutreten?

„Doña Arcadia wird am Nachmittag zurückkehren, um Sie abzuholen", fügte der kleine Mann hinzu und zerstreute ihre Befürchtungen. „Bis dahin kann die Dame in der Bibliothek, im Gästezimmer oder auf der Terrasse ruhen, bis zur Mittagsstunde."

María del Carmen nickte, entließ ihren Kutscher und bat, man möge sie in die Bibliothek führen. Es war ein Saal, ausgelegt mit persischen Teppichen in Gold, Rot und Purpur, etwa zwanzig Meter lang und fünf Meter breit, mit einer Höhe von beinahe sechs Metern. Die Wände waren von Holzregalen bedeckt, in denen Tausende von Büchern ruhten; ein Dutzend Leitern verschiedenster Größe erlaubte den Aufstieg zu den oberen Fächern. Lange Vorhänge aus goldglänzenden Streifen rahmten die großen Fenster an der linken Wand, die bis zur Decke reichten und den Raum großzügig mit Licht überfluteten. Eine Reihe von Sitzgruppen, mit dunklem Cordovan-Leder bezogen und durch kleine Mahagonitische voneinander getrennt, lud den Besucher ein, Tage, Wochen und Monate lesend zu verbringen. Nach einer groben Schätzung kam María del Carmen auf eine Bibliothek von eineinhalb Millionen Bänden.

Trotz intensiver Suche fand sie in diesem riesigen Saal keine einzige Bibel. Stattdessen entdeckte sie Werke über Okkultismus, Physiognomik und Eugenik in französischer, deutscher, dänischer, flämischer, schwedischer und norwegischer Sprache. Ein Band der *Celestina* im Regal der kastilischen Literatur erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie ließ sich auf einem Sofa nieder, das zur Stadt hin ausgerichtet war, und blätterte in dem Buch, bis sie auf eine unterstrichene Stelle stieß:

„… quando vino por aquí el embaxador francés, tres veces vendió por virgen una criada que tenía."

Ein jäher Schauer fuhr ihr über die Wirbelsäule, als sie die am Rand vermerkte Notiz aus dem Deutschen übersetzte: „Fernando de Rojas erzählt uns, dass die Prostitution von Dienerinnen eine alte

Praxis in der hispanischen Kultur ist.“ Die Handschrift war schön und bestätigte, was man über die Gewohnheiten Genipperteingas sagte, des Vaters hunderter Kinder in der Region. „Verbessert die Rasse“, lautete das Motto der Prälaten angesichts der Beichten reuiger Bäuerinnen.

Sie versenkte sich in die Lektüre jener Chronik mittelalterlicher Wollust, bis Alirio ihr bedeutete, dass das Mittagessen serviert sei. Sie betrat einen gewaltigen Speisesaal, geschmückt mit riesigen Porträts der Vorfahren des Barons Genipperteinga; ihr Blick blieb an einem Stich hängen, der einen Mann zeigte, der langsam auf einem vierkantigen Rad zu Tode verbrannt wurde.

„Er stellt den Tod von Christman Genipperteinga dar“, sagte Eutimio, während er ihr eine Tasse heiße Schokolade reichte. „Des berüchtigtsten Vorfahren des Barons.“

„Das liegt mehr als zweihundert Jahre zurück“, erwiderte María del Carmen, bevor sie einen Schluck nahm. „Was machte ihn so berühmt?“

„Er ermordete 964 Menschen im 16. Jahrhundert.“

„Gott!“

„Er pflegte Jungfrauen zu entführen, die er dann sexuell versklavte, bis er sie erhängte“, fuhr Eutimio mit so leiser Stimme fort, dass María del Carmen fröstelte. „Und wenn sie Kinder gebaren, erhängte er diese ebenfalls und hängte sie an die Decke seiner Höhle, um sie im Takt einer Melodie schaukeln zu sehen, die der Baron oft summt:

Tanzt, Kindlein, tanzt im Kreis,
Genipperteinga macht euch heiß.“

„Danke für die Schokolade“, sagte María del Carmen und konnte ihr Erstaunen kaum verbergen.

„Das Mittagessen wird Ihnen in wenigen Minuten aufgetragen.“

Als sie sich an der Stirnseite der Tafel niederließ, spürte sie ein plötzliches Erbeben: Für einen Augenblick schien es ihr, als drehten sich die strengen Blicke eines Dutzends jener toten Edelleute und richteten sich genau auf ihr Gesicht. Sie senkte den Kopf und erinnerte sich daran, dass diese Hacienda seit jener Nacht, in der der Baron Genipperteinga angeblich seine Seele dem Teufel verkauft hatte, *El Infierno* genannt wurde.

Alirio trat ein, eine Platte mit dampfenden Silbertellern in den Händen, und servierte ihr eine rote Suppe, bedeckt mit gratiniertem Käse.

„Suppe aus Taubenblut oder geronnenem Rinderblut“, sagte Eutimio hinter ihr, „überbacken mit Palmblattkäse.“

Sie nickte, verscheuchte ihre morbiden Verdächtigungen und aß Löffel um Löffel, ohne es zu wagen, den Blick vom Teller zu heben.

„Braten von Därmen und Niere mit Maniok und Yota-Eintopf“, fügte Eutimio hinzu, sobald sie ihre Suppe beendet hatte.

Sie fand das Mahl, das Alirio ihr auftischte – wenngleich seltsam für eine Gastfreundschaft – köstlich. Zu welchem Wesen mochten diese Eingeweide gehören? Zu einem Rind oder zu einem Schwein? Oder vielleicht …? Sie wusste bereits, dass einem Vorfahren Genipperteingas Kannibalismus vorgeworfen worden war.

Die Gerüchte über Kinderopfer, die sich um den Baron und seine Dienerschaft rankten, kamen ihr in den Sinn. Gerardo hatte sie gewarnt, dass sie finsteren Wesen gegenüberstehen würde.

„Nimm diesen Colt-45-Revolver mit, falls du dich verteidigen musst“, hatte er in einer Notiz zu seinem Brief geschrieben und ihr eine verschließbare Mahagonikiste beigelegt. „Benutze die Bibel, wenn dich Ängste überfallen.“

Außerdem hatte sie darin einen kleinen Pfahl und einen Ring mit einem Diamanten gefunden.

Sie verstaute die Kiste im Geheimfach ihres Koffers, um den Durchsuchungen zu entgehen, die die Gendarmen beim Verlassen von Lebrija und bei der Einfahrt nach Bucaramanga durchführten.

Sie wandte ihren Blick zur Terrasse, von wo aus sie den grauen Himmel betrachtete, der die Ebene über dem Hochplateau bedeckte – jene breite Fläche, die sich sanft an ihren hängenden Flanken verlor, wie Gelee auf einer großen Karamelltorte, wie sie sie jeden Nachmittag von Lebrija aus betrachtete.

Die Stille war überwältigend, und ein leichter Geruch nach feuchter Kleidung beunruhigte sie. Hastig beendete sie ihr Essen und, als sie aufstand, bemerkte sie vor sich ein langes, silbern glänzendes Fernrohr auf einem Dreifuß, am Ende einer langen Reihe leerer Plätze.

Sie trat näher und legte ihr Auge an die Linse.

Was sie sah, raubte ihr den Atem: das vor Wut entstellte Gesicht eines Wesens ohne Haut, mit rot glühenden Augen und

hervortretenden Fangzähnen. Sie wich zurück und stieß mit Eutimio zusammen, der sie mit strengem Blick beobachtete.

„Die Linse ist geschlossen“, bemerkte Eutimio und schob eine rote Kappe mit arabischen Schriftzeichen vom Mund des Fernrohrs.

Zweifellos, dachte sie, hatte ihre Nervosität jenen dekorativen Schutz in ein dämonisches Wesen verwandelt. Sie blickte erneut hindurch und erspähte an einem Hügel mehrere Landarbeiter, die Eimer voller Unkraut auf Karren luden, die von Maultieren gezogen wurden: Zwei von ihnen, Männer mit breitrandigen Hüten und Wollhemden, lehnten sich an eine Wagenkarosserie und unterhielten sich neben den Tieren.

„Was sehen Sie?“

„Sie laden eine Pflanze“, zögerte sie, „ich nehme an, es ist die Quina.“

„Gibt es etwas Ungewöhnliches?“

„Zwei Bauern, die plaudern“, sagte sie.

Eutimio trat zur Seite und schaute selbst durch das Fernrohr.

„Verdammte!“

Er ging zum Rand der Terrasse, wo er, indem er eine Plane beiseiteschob, ein großes Megafon entdeckte, gegossen und aus Eisenplatten zusammengefügt.

„Emeterio und Maximiliano!“, brüllte er. „Ihr werdet heute Abend nicht essen, weil ihr eure Arbeit unterbrecht!“

Eutimio trat zurück und lächelte der Besucherin zu.

„Wäre es nicht besser, ihnen den Lohn zu kürzen?“, fuhr María del Carmen ihn an.

„In den Worten des Barons Genipperteinga“, erklärte Eutimio, „ist der Lohn ein Recht; das Abendessen ein Privileg.“

María del Carmen nahm das Fernrohr erneut auf, diesmal jedoch so abrupt, dass die rote Kappe wieder den äußeren Mund bedeckte. Wieder blickte das Dämonenwesen sie an, mit Augen, die wie Karfunkel glühten. Es löste sich von der Kappe, entzündete eine Fackel, die es aus dem Zylinder des Fernrohrs zog, und schritt mit einem Kriegsschrei drohend auf sie zu.

„Ah!“, schrie María del Carmen und wich zurück.

Das Fernrohr geriet ins Wanken. Eutimio sprang vor und fing das Gerät mit einem Satz in seinen Händen auf. María del Carmen brach in den Armen Alirios zusammen, der seine Platte mit Tellern fallen ließ, um sie in der Luft zu fangen.

Als sie erwachte, befand sie sich in der Kabine einer Kutsche, ausgepolstert mit Samt, neben einer alten Frau mit gewelltem Haar und hervortretenden Augen, in schwarze Seide und Spitzen gehüllt, von den Füßen bis zum Ansatz des Schädels.

„Doña Arcadia“, sagte sie. „Verzeihen Sie, ich …“

Arcadia betrachtete sie ernst und klopfte mit dem Knauf ihres Schirmchens an die Scheibe.

„Wir können aufbrechen, Wilhelm.“

„Es ist schade, dass ich eingeschlafen bin“, entschuldigte sich María del Carmen, während sie bemerkte, dass die Kutsche von vier rabenschwarzen Pferden gezogen wurde.

„Das geschieht häufig nach einer Reise“, entschuldigte Arcadia sie. „Meine Lakaien haben Ihr Gepäck bereits in der hinteren Kabine verstaut. Wir fahren zum Gelben Palast, damit mein treuer Wilhelm unsere Korrespondenz abliefert, und von dort geht es weiter zur Hacienda Santacruz.“

„Das Fernrohr!“, rief María del Carmen und bedeckte ihren Mund mit der linken Hand. „Ich habe eine Kreatur darin gesehen.“

„Unsinn“, fauchte Arcadia.

„Ein unheilvolles Wesen war dort“, beharrte María del Carmen.

Arcadia brach in schallendes Gelächter aus.

„Ich glaubte, Sie hätten sich bereits von solchen Aberglauben befreit“, sagte sie und wischte sich Tränen aus den Augen. „Der Baron überwacht unsere Landarbeiter mit einem Fernrohr von großer Reichweite. Wer seine Arbeit verlässt, verliert das Abendessen, das der Baron so großzügig gewährt; wer fünfmal im Jahr rückfällig wird, wird entlassen.“

María del Carmen schwieg einen Moment, ehe sie sagte:

„Darum munkelt man, ihr hättet einen Pakt mit dem Teufel geschlossen.“

„Wir wissen stets, womit jeder Landarbeiter beschäftigt ist“, nickte Arcadia mit einem Kichern. „Doch das Gerede vom Teufel entstand, nachdem ich zwei Tage in der Welt der Toten verbracht hatte.“

María del Carmen sah ihre Patin mit einem Ausdruck blanken Entsetzens an.

„Haben Sie nie von meinem Anfall von Katalepsie gehört?“, lachte Arcadia.

„Jetzt erinnere ich mich“, sagte María del Carmen und beruhigte sich ein wenig.

„Man hätte mich beinahe lebendig begraben“, fuhr Arcadia mit hohler Stimme fort. „Sie wissen nicht, welche Angst man erleidet, wenn man die ganze Welt dabei hört, wie sie den eigenen Leichnam verscharrt.“

Ein Blitz leuchtete unter dem grauen Firmament auf und machte die schweren Regentropfen sichtbar, die in Abständen auf das grüne Laub niederprasselten.

„Ich glaube, das Mittagessen hat mir nicht gutgetan“, entschuldigte sich María del Carmen.

„Ich bitte Sie, erzählen Sie niemandem etwas von Ihren Wahnvorstellungen, Liebes. Es ist diesem Fernrohr und jener Infamie zu verdanken, dass wir die besten Ernten der Gegend haben.“

Der Nachmittag war trüb und regnerisch; gelegentlich brachen Lichtstrahlen durch die Wolken und enthüllten Flecken üppiger Vegetation an den Hängen steiler Berge, die in den Nebeln verschwanden.

Begleitet von zwei Reitern in Livree glitten die beiden Frauen auf den Vordersitzen einer Kutsche aus glänzendem Mahagoni dahin, schwarz wie Onyx, mit zwei Türen, geschmückt mit goldenen Intarsien und Arabesken. Diese kleine Karawane hinterließ eine Spur aus Nebel, der zu heulen schien wie die Wesen, die die Páramos der legendären östlichen Andenkordillere bewohnten. Alirio, der Hauptlakai, saß auf dem Dach der Kabine, und Wilhelm, der Kutscher – ein Deutscher, der die vier rabenschwarzen Pferde unerbittlich mit der Peitsche antrieb –, ließ sie in den Augen der Passanten mit scheuem Blick, die sich bekreuzigten, wenn die Kutsche vorüberfuhr, über die lehmigen Wege des Hochplateaus hinwegschweben.

„Ich muss eine Fata Morgana erlitten haben“, fuhr María del Carmen fort. „Wenn mich etwas verstört, dann die Abwesenheit einer Bibel in einer Bibliothek.“

„Genügen Ihnen die Lesungen in der Kirche San Laureano nicht?“, erwiderte Arcadia mit erzwungener Freundlichkeit. „Es reicht mir schon, dass ich als Schwester eines Bischofs geboren wurde.“

María del Carmen verkniff sich die Frage, weshalb sie ihre Patin nie bei der Feier der Sonntagsmesse sah. Ein Blitz erhellte Arcadias

Profil, drang durch ihren dünnen Pelzumhang und ließ für wenige Augenblicke einen lebenden Totenschädel auf ihrem schwarzen Spitzenkragen sichtbar werden.

„In Wahrheit bin ich sehr glücklich, Sie wiederzusehen“, lächelte María del Carmen und nahm die Hände ihrer alten Gefährtin.

Sie fand sie zu kalt, beinahe eisig, so dass sie sie hastig wieder losließ, aus Furcht, ihre Haut könne sich anfühlen wie zwei zusammenfrierende Eisschollen.

„Unterstützen Sie die Regeneration, María del Carmen?“, fragte Arcadia und spielte auf die Beliebtheit der Wissenschaft unter den wohlhabenden Klassen Bucaramangas an. „Oder verteidigen Sie, wie Ihre Eltern, die Hybriden der sogenannten Culebra Pico de Oro (Schlange mit dem goldenen Schnabel)?“

María del Carmen schüttelte den Kopf. Sie rieb ihre Hände sanft und verbarg sie zitternd unter ihrem Schal. In Gedanken lehnte sie die gesellschaftlichen Spaltungen ab, erkannte aber zugleich, dass sie ihren komfortablen Lebensstil ihnen verdankte. Dieses häusliche Paradox versöhnte sich in ihrer Vorstellung der sozialen Mobilität. Die Geschichte hatte sie gelehrt, dass jeder, der sich in jungen Jahren gewissenhaft und rechtschaffen dem Studium widmete, nach ihren Überzeugungen Reichtum und Ruhm im reifen Alter erlangen würde. Jeder Revolutionär und Gewalttätige war in ihren Augen entweder ein schlechter Schüler oder ein Spitzbube mit Diplom, der – wie Kain, ohne Gunst des Himmels – aus Wut über seine Armut zu Gewalt griff, um jenen Wohlstand zu erlangen, den seine fleißigen Brüder in jeder Gesellschaft erwarben.

Sie dachte an Ciceros Sekretär, an Thomas Morus, an Miguel de Cervantes Saavedra, an Sor Juana Inés de la Cruz und tröstete sich mit der erhabenen Vorstellung, dass sie im Reich der Himmel für ihre Leiden bereits belohnt seien.

„Die culebreros haben ihre Fehler“, erklärte María del Carmen, „aber sie sind der Kirche von Rom treu.“

„Sie sind leichtgläubig“, fuhr Arcadia sie an, „unfähig, selbst zu denken, klammern sie sich an jeden populistischen Führer.“

„Es ist nicht leicht, ihre Gewohnheiten auszurotten“, entgegnete María del Carmen in klagendem Ton. „Sie fürchten um die Würde ihrer Töchter.“

„Die Regeneration stützt sich auf die Wissenschaft“, insistierte Arcadia, „die lehrt, dass die Indigenen Wesen geringerer Intelligenz sind.“

„Die Wissenschaft irrt oft“, murmelte María del Carmen mit einem Hauch von Skepsis. „Fray Bartolomé de las Casas erlangte die Zustimmung des Königs, als er verkündete, dass alle Indigenen Wesen seien, geschaffen nach dem Ebenbild und Gleichnis des Schöpfers. Sein Grundsatz widerlegt, Jahrhunderte vor Lamarcks Geburt, alle Postulate der Eugenik.“

„Für mich ist das eine Frage des gesunden Menschenverstands“, erwiderte Arcadia. „Unsere Diener danken oft, dass die Auserwählten ihre Frauen schwängern.“

„Nicht alle“, sagte María del Carmen. „Galeano hat die Deutschen schon mehrmals vor dem Gildensaal zur Rede gestellt und sie aufgefordert, mit ihren schlechten Gewohnheiten in ihre Heimatländer zurückzukehren.“

„Mit ihren Theorien, meinst du“, korrigierte Arcadia sie.

„Ist das nicht dasselbe?“, fragte María del Carmen.

Arcadia strich sich mit einer Hand das Haar glatt.

„Sind Sie ihretwegen aus Lebrija zu uns gekommen – wegen dieses Lümmels?“, fragte sie. „Das letzte Mal, als ich Sie sah, waren Sie kaum vier Jahre alt.“

„Ich bedaure, dass meine Eltern mich von Ihrer Gesellschaft fernhielten“, nickte María del Carmen. „Sie fürchteten, der Baron oder seine Freunde könnten uns zum Glauben Luthers bekehren. Im Übrigen besuchten wir Bucaramanga nur zur Sonntagsmesse um zehn.“

„Ich danke dir für deine Offenheit“, lächelte Arcadia versöhnlich. „Ich bin daran gewöhnt, dass mich meine Bekannten nur aufsuchen, wenn sie Geld brauchen. Deine Schönheit und deine Jugend sind ein Linderungsmittel für eine alte, verfallene Frau wie mich. Wenn Geld und Macht etwas garantieren, Liebes, dann die Einsamkeit.“

María del Carmen senkte das Haupt in Demut. Plötzlich erzitterten die Baumkronen, und die Pferde blieben wiehernd stehen. Ziegel fielen von den Terrassen der Häuser zu beiden Seiten und zerplatzten auf dem Pflaster der Straße.

„Ein Beben!“, rief der Kutscher, bevor er die Fahrt eilig wieder aufnahm.

María del Carmen schloss die Augen und betete still, während sie sich fragte, ob dies der Tag ihres Gerichts sei. Sie hörte Schreie von Frauen, die allmählich verklangen.

„Der Vorteil, in der Kutsche zu reisen“, rief der Lakai, „besteht darin, dass man den Einstürzen ausweichen kann!“

„Es sei denn, die Erde öffnet sich vor uns“, bemerkte Arcadia und konnte ein zunehmendes Zittern ihres Kinns nicht beherrschen.

„Wir hängen alle vom Willen Gottes ab“, sagte María del Carmen und betrachtete das entstellte Gesicht mit den zu Berge stehenden Haaren, das für einen Augenblick um mehr als hundert Jahre zu altern schien.

„Jeden Tag bebt es“, fuhr María del Carmen fort, „doch die Gebete und die reinen Seelen unseres Volkes halten uns. Der Seher Swedenborg schreibt, dass das Ende der Welt eintreten wird, wenn der letzte Gerechte und von Gott Geliebte auf Erden stirbt.“

„Dann bleiben uns etwa vierzig Jahre, Liebes“, zischte Arcadia und fand ihre Fassung wieder. „Solange Sie leben, fühle ich mich sicherer.“

„Patin!“, lächelte María del Carmen. „Nur Gott kennt das Herz der Menschen, und nur er weiß, wer edel handelt und wer nicht.“

„Es gibt Wesen, die als Beispiele der Tugend erscheinen und die doch die niederträchtigsten sind …“

„Und Wesen, die die Gesellschaft für pervers hält, verachtet, verfolgt und verspottet, die aber in den Augen des Himmels rein handeln. Wie es in Hamlet heißt: Einen gerechten Mann zu finden, ist, als suche man eine Nadel im Heuhaufen. Ich bin überzeugt, dass es noch viele solcher Nadeln auf der Welt gibt, vor allem unter den Matronen, die für ihre Nachkommen beten.“

„Lesen Sie ernsthaft einen protestantischen Mystiker wie Swedenborg?“, fuhr Arcadia sie mit offenkundiger Gereiztheit an. „Es genügte, wenn ich meinem Bruder, dem Bischof, schriebe, damit er Ihre Exkommunikation einleite.“

María del Carmen lächelte und verbarg ihren Skeptizismus kaum.

„Der Baron – ist er nicht Protestant?“

Arcadia lächelte zufrieden.

„Womit haben wir Ihren ehrenvollen und ungewöhnlichen Besuch verdient?“, fragte sie mit honigsüßer Stimme.

„Wir verlieren unsere Investitionen in den traditionellen Kulturen“, erwiderte María del Carmen, ohne auf den Spott ihrer Patin zu achten. „Und fast alle meine Brüder sind ausgewandert. Unsere Stoffe und Hüte können mit den Importen, die Genipperteinga und andere Deutsche aus England bringen, nicht konkurrieren. Niemand kauft mehr in Quito oder Lima unsere Bambusschaukeln; die Käufer bevorzugen die Stühle aus Holz und Stoff, die in Birmingham und Stuttgart in Serie hergestellt werden.“

„Ihr könntet eure Hacienda verkaufen“, entgegnete Arcadia mit eisigem Blick.

„Ich möchte darum bitten, dass Genipperteinga uns erlaube, die Quina auch in Lebrija anzubauen.“

Arcadia wandte ihr Gesicht dem Fenster zu, durch das sie eine Gruppe alter Männer sah, die schwerfällig den Gehweg entlangschritten, auf ihre Stöcke gestützt.

„Der Baron könnte Ihnen eine Lizenz verkaufen“, sagte Arcadia. „Können Sie tausend Pesos als Vorschuss aufbringen?“

Draußen auf der Straße sprangen Kinder Seil.

„In der Provinz fragen wir uns, warum Ihr Gemahl die Rebellion des Indios Macaregua duldet“, sagte María del Carmen, errötend. „Es würde genügen, wenn der Baron mit all seinen Dienern und Verbündeten vorstieße, um diesen Mörder von Teutonen zu ergreifen. Man sagt, er habe sein Zelt mit ihren Köpfen geschmückt.“

„So einfach ist das nicht“, seufzte Arcadia. „Macaregua kennt den Dschungel besser als wir.“

„Und könntet ihr ihn nicht fällen und verbrennen?“, schlug María del Carmen mit gespielter Naivität vor.

Für einen kurzen Augenblick warf Arcadia ihr einen schrägen Blick zu, begleitet von einem Lächeln der Komplizenschaft. María del Carmen hatte bereits in einem Bericht des DAS gelesen, dass man in Santacruz diese Möglichkeit ins Auge gefasst hatte.

„Der Dschungel ist eine Hydra“, erwiderte Arcadia. „Ihn zu vernichten würde mindestens drei Generationen dauern. Außerdem müssten wir auf die Unterstützung Galeanos und der Handwerker zählen. Viele ihrer Familien leben Seite an Seite mit den Indios.“

María del Carmen bemerkte, dass Arcadias lange Fingernägel mit schwarzen und scharlachroten Linien bemalt waren.

„Stimmt es, dass nach der Plünderung der Landhäuser die Hälfte der Deutschen mit ihren Frauen und Kindern in ihre Heimat zurückgekehrt ist?“, fragte sie.

„Ein Viertel“, nickte Arcadia. „Ein weiteres Viertel wurde von Macaregua und seinen Yariguíes erschlagen.“

„Aber die Presse …“

„Die Presse schreibt, was der Baron will, dass sie schreibt“, schnitt Arcadia ihr das Wort ab.

„Dann …“

„Gölkel und Vogel wurden von Galeano getötet“, fuhr Arcadia fort. „Die übrigen dreißig von Macaregua.“

„Heiliger Gott!“, rief María del Carmen.

„Und zu denken“, fügte Arcadia hinzu, „dass Galeano mit seinen blauen Augen und seinem blonden Haar einer der Auserwählten hätte sein können.“

„Es ist klar, dass er es niemals sein wird“, wagte María del Carmen zu entgegnen, ohne genau zu wissen, was ihre alte Freundin mit ‚Auserwählten‘ meinte.

„Otto hat ihn unterschätzt“, sagte Arcadia. „Gegen meinen Rat glaubte er nie daran, dass Galeano die Gemeindewahlen gewinnen würde.“

„Schließlich“, sagte María del Carmen, „könnte Galeano einer Ihrer Söhne sein.“

Ein Paar Fledermäuse flatterte um die Kutsche.

„Stimmt es, dass Galeanos Mutter den Baron kennt?“, fügte sie hinzu.

Arcadia verengte die Augen zum Zeichen des Missfallens.

„Sie stellen zu viele Fragen“, tadelte sie. „Sind Sie gekommen, um um einen Gefallen zu bitten, oder um Geheimnisse auszuspähen?“

Der Nebel war so dicht geworden, dass María del Carmen kaum noch die Mähnen der Pferde erkennen konnte, die sie eskortierten.

„Es ist dringend notwendig, dass es zu einer Versöhnung mit Galeano kommt“, stammelte María del Carmen nervös und hatte das Gefühl, die Kutsche stürze einen Abhang hinunter, „bevor er sich mit den Yariguíes verbündet.“

„Der Baron hat seine Vorkehrungen bereits getroffen“, die Augen Arcadias glänzten, während ein schwaches Lächeln über ihre blasse Haut huschte. „Unter den fünfhundert Schützlingen, die er

besitzt, wird der Baron sich nicht vom Undankbarsten besiegen lassen.“

Galeano erinnerte sich an den Morgen, an dem er von einem barfüßigen Knaben einen zerknitterten Zettel erhalten hatte:

„Wenn Sie Ihr Volk retten wollen, folgen Sie dem Fluss bis dorthin, wo sich heute um Mitternacht der Mond im Wasser spiegelt.“

Jetzt, unter einem Schleier ausgewaschener Sterne, die zwischen dem Dickicht kaum zu erkennen waren, mit einer Luft, die von Feuchtigkeit und Insekten gesättigt war, tastete er sich voran, die Sinne gespannt, das Herz so wach wie die Augen. Er trug keine Waffen. Er wusste, dass, wenn die Yariguíes ihn tot sehen wollten, ein unsichtbares Kind aus dem Halbdunkel genügen würde, lange bevor er auch nur das Sirren des Pfeils hörte. Aber er wusste auch, dass, wenn er nicht käme, der heraufziehende Krieg weder Töpfer noch Indigene verschonen würde, weder Werkstätten noch Malokas, weder gebrannten Ton noch gegerbte Haut.

Ein sanftes Rascheln, fast ein pflanzliches Flüstern, ließ ihn abrupt stehen bleiben: ein Blatt, das sich gegen die Richtung des Windes bewegte, ein Zweig, der wie von selbst zur Seite glitt, um jemanden vorbeizulassen, den man nicht sah.

Galeano drehte langsam den Kopf.

Macaregua tauchte zwischen den Farnen auf, als hätte der Berg selbst ihn in diesem Augenblick geboren: klein, kompakt, mit gespannten Schultern, klaren, dunklen Augen, bekleidet mit Fellen und Tüchern, die sich mit den Farbtönen des Waldes mischten. In seiner Gestalt lag etwas von einem Kind und einem uralten Tier zugleich, eine Mischung aus scheinbarer Zerbrechlichkeit und latenter Wildheit.

Er war kleiner, als Galeano es sich vorgestellt hatte, als er seinen Namen zum ersten Mal in den Schenken gehört hatte. Dennoch füllte seine bloße Präsenz die Lichtung mit einer Autorität, die kein spanischer General, kein deutscher Oberst, kein bogotanischer Advokat hätte erreichen können.

„Du bist allein gekommen“, sagte der Yariguí in makellosem Kastilisch, wenn auch mit einer Färbung, die weder zur Stadt noch zur Schule gehörte, sondern zum Gebirge.

„Ich bin gekommen, um zu reden“, antwortete Galeano und spürte das Gewicht jeder Silbe, als wäre jede einzelne eine Münze, die er im Voraus für das Leben der Seinen bezahlen musste.

Macaregua musterte ihn schweigend, nicht wie einen Feind, nicht einmal wie einen Verbündeten, sondern wie man ein Gefäß prüft, dem man einen bestimmten Zweck zugedacht hat: Er betrachtete die Form, schätzte die Risse ab, tastete in Gedanken, wie viel Feuer es aushalten würde.

Nach einem Moment wies er mit einer leichten Geste auf eine kleine Lichtung, auf der ein schmales Feuer brannte, kaum ein Kreis schüchterner Glut, der die Luft mit Harzrauch parfümierte.

Beide setzten sich dem Feuer gegenüber. Der Abstand zwischen ihnen war genau bemessen: nicht so gering, dass einer dem anderen ohne Anheben des Arms an die Kehle greifen konnte, und nicht so groß, dass ihr Gespräch zu einem Geschrei werden musste.

„Warum sollten meine Brüder einem Weißen trauen?“, fragte Macaregua ohne Umschweife und bohrte seinen Blick in Galeano, als messe er nicht nur seine Worte, sondern auch den Puls und den Herzschlag dahinter. „Ihr habt unsere Dörfer niedergebrannt, ihr habt unsere Frauen versklavt, ihr habt jene ‚Wilde‘ genannt, die diese Berge kannten, lange bevor der erste Spanier es wagte, in ihnen zu stolpern.“

Galeano holte tief Luft, wie jemand, der sich darauf vorbereitet, seinen Stolz zusammen mit der Luft hinunterzuschlucken. Er war nicht gekommen, um sich zu rechtfertigen oder ein Geschlecht reinzuwaschen. Er war gekommen, um etwas anzubieten, das kein Europäer, kein Kreole, kein Politiker je angeboten hatte: die nackte Wahrheit.

„Weil nicht alle Weißen gleich sind“, sagte er schließlich. „Die Deutschen, die nach Santander gekommen sind, sind nicht wie wir. Sie haben dieses Land nicht aufgebaut. Sie haben es nicht mit Schweiß bezahlt, nicht mit Leid, nicht mit Tränen. Sie sind mit fremdem Geld angekommen, mit Versprechen von Fortschritt, die wir bezahlen, und jetzt wollen sie uns regieren, als wären wir Lasttiere.“

Macaregua spuckte ins Feuer, und die Glut zischte auf, als hätte sie eine alte Nachricht empfangen.

„Und ihr, die Töpfer, was seid ihr?“, entgegnete er mit ruhiger Ironie. „Verachtet ihr uns nicht auch? Betrachtet ihr die Unseren nicht, als seien sie der Schatten der Erde?“

„Einige, ja“, gab Galeano zu und erschrak über die Härte seiner eigenen Worte. „Aber nicht alle. Meine Leute wollen niemanden beherrschen. Sie wollen mit ihren Händen arbeiten, ihre Kinder ernähren, leben, ohne dass ein Teutone erscheint, um ihnen das Brot aus dem Mund zu reißen. Und das, Macaregua, willst du für die Deinen ebenso.“

Der Yariguí schwieg. Das Feuer knackte zwischen ihnen wie ein dritter Gesprächspartner, der sich weigerte, Partei zu ergreifen, und sich darauf beschränkte, die Falten des einen und die Schatten des anderen zu beleuchten.

Schließlich sprach Macaregua mit einer Stimme, die nicht nur aus seiner Kehle zu kommen schien, sondern aus einem Chor von Ahnen, die sich in den Bäumen duckten:

„Mein Großvater erzählte, dass, als die ersten Spanier kamen, einige Yariguíes glaubten, sie seien Götter. Dann fanden sie heraus, dass sie wie jeder andere Mann bluteten. Aber sie lernten noch etwas Wichtigeres: dass nicht alle Eindringlinge gleich waren. Einige respektierten den Wald. Andere zerstörten ihn. Die, welche ihn respektierten, durften eine Zeitlang bleiben. Die anderen … starben.“

Galeano nickte langsam.

„Ich verlange nicht, dass du mir vertraust wegen der Farbe meiner Haut oder der Sprache, in der ich bete“, sagte er. „Ich frage dich, ob du bereit bist, dem zu trauen, was wir beide hassen: Genipperteinga und den Seinen. Sie verderben unsere Priester, sie kaufen unsere Richter. Und wenn wir uns erheben, nennen sie uns Wilde.“

Macaregua betrachtete ihn lange, als wolle er in seinem Gesicht nicht das lesen, was er sagte, sondern das, was er nicht wagte auszusprechen.

„Und was schlägst du vor?“, fragte er schließlich.

„Dass wir gemeinsam kämpfen“, antwortete Galeano. „Nicht als Herren und Knechte. Als Männer, die verteidigen, was ihnen gehört. Du kennst den Wald besser als jeder andere. Ich kenne die Stadt. Du herrschst über die Schluchten; ich über die Plätze. Gemeinsam können wir die Deutschen dazu bringen, ihren Schritt nach Santander zu bereuen.“

Der Yariguí erhob sich und ging zum Rand der Lichtung, wo die Dunkelheit so dicht war, dass sie wie eine Substanz wirkte. Galeano rührte sich nicht. Er wusste, dass Macaregua auf diesem kurzen Weg

Jahrhunderte von Kränkungen durchmaß, Tote und Lebende abwog, Gespenster und Möglichkeiten auf die Waage legte.

Als der Indigene zurückkehrte und sich wieder setzte, zeichnete das Feuer in seinem Gesicht Furchen, die nicht vom Alter, sondern von einem Entschluss stammten.

„Mein Volk hat überlebt, weil es weiß, wann man kämpfen und wann man sich verstecken muss“, sagte er. „Aber diesmal wird es nicht reichen, sich zu verstecken. Die Deutschen werden nicht gehen. Sie werden weiter auf Schiffen kommen, die nicht müde werden, und weiter mit unsichtbaren Gesetzen töten, bis kein Yariguí mehr lebt.“

Galeano nickte.

„Darum brauchst du Verbündete.“

Macaregua lächelte zum ersten Mal, ein kurzes, hartes Lächeln, das seine Augen nicht erreichte.

„Und du brauchst jemanden“, erwiderte er, „der die Drecksarbeit erledigt, zu der deine Töpfer nicht den Mut haben.“

Galeano widersprach nicht. Er konnte es nicht. Die Wahrheit lag dort nackt zwischen ihnen, wie ein Stein, den niemand zu treten wagt.

„Schließen wir einen Pakt“, sagte Macaregua und streckte die Hand aus. „Aber es soll klar sein: Wenn einer der Deinen einen der Meinen verrät, endet dieses Bündnis im Blut. Und es wird nicht unseres sein.“

Galeano nahm diese raue Hand, gegerbt von Jahren im Wald und auf der Flucht. In diesem Händedruck wurde etwas besiegelt, das kein Notar je beurkunden würde: das unwahrscheinliche Bündnis zwischen den Besitzlosen der Stadt und den Kriegern des Gebirges.

4. Die Staatsmission

Als Tomás Fines am Abend in den Salon hinabstieg, beunruhigte es ihn, zwei Präsidentengardisten am Fuß der Treppe zu sehen: ihre Gesichter undurchdringlich, reglos gemäß dem Protokoll, obwohl das leichte Zittern ihrer Finger auf den Mauser-Gewehren verriet, dass sie keinen gewöhnlichen Besucher eskortierten. Im Hause der Fines waren offizielle Besuche selten – erst recht diejenigen solcher Männer, die die absolute Macht der Republik verkörperten.

Die Luft selbst schien anders.

Im Zimmer lag ein Geruch nach gegerbtem Leder, frischer Pulverwolke und jenem metallischen Parfüm, das Männer begleitet, die gewohnt sind zu befehlen. Das Abendlicht fiel durch die Fenster, als zöge sich der Tag eingeschüchtert zurück, um strengeren Mächten Platz zu machen.

Don Aristóteles Fines, sein Vater, trug seinen grauen Gehrock und die Cordovan-Stiefel, die er diplomatischen Anlässen vorbehielt, und lachte mit ungewohnter Fröhlichkeit. Vor ihm saß General Julián Trujillo Largacha – Präsident der Republik der Vereinigten Staaten von Kolumbien – in einer Uniform, die so viele Orden trug, dass Tomás einen Augenblick lang meinte, das Licht zittere auf seiner Brust. Trujillo hatte die Haltung eines Soldaten, der in endlosen Feldzügen geschmiedet worden war: gerader Rücken, schwer zu deutender Bart, Augen, in denen noch immer die schlaflosen Nächte im Cauca und an der Grenze zu Antioquia kreisten. Sein Lächeln war offen, doch in seinen Pupillen lag jener Zug alter Offiziere: eine lautlose Wachsamkeit, die niemals ganz ruht.

An seiner Seite stand Gerardo Vergel, Senator für Santander, im braunen Gehrock und mit bedächtigem Gesichtsausdruck. In der Hand hielt er einen polierten Mahagonikoffer, zu klein für ein Reisegepäck, zu elegant für eine einfache Aktentasche. Er schien das Gewicht eines Staatsgeheimnisses zu haben.

Als Tomás eintrat, erhoben sich die drei Männer gleichzeitig. Ein solcher Gruß passte nicht zur familiären Intimität; es war die Art, wie man einen Diplomaten empfing.

In diesem Moment ahnte Tomás, dass dieser Besuch weder rein gesellschaftlicher noch bloß politischer Natur war, sondern etwas

Ernsteres, das beides verband: eine Angelegenheit, die kein weiterer Mensch erfahren durfte – etwas, das mit der Wette mit seinem Vetter Fidel zu tun hatte.

„Ich sagte Ihrem Vater gerade“, begann Präsident Trujillo, „dass ich keinen tapfereren Hauptmann in der Armee kennengelernt habe als Sie.“

„Ich habe versucht, ihn auf der Laufbahn der Waffen zu halten“, seufzte Don Aristóteles und strich über einen seiner grauen Koteletten, „aber vergeblich. Mein Sohn hegt noch immer literarische Ambitionen.“

„Hat er ein Buch geschrieben?“ fragte der Senator.

„Nur Essays und Aphorismen“, nickte Tomás.

„Er ist ein einsamer Denker“, mischte sich sein Vater ein, „doch mit bemerkenswerten Ideen über Erziehung. Ein großer Leser der alten Griechen und Römer.“

„Ich glaube nicht, dass sie uns viel zu lehren haben“, entgegnete Präsident Trujillo. „Im Unterschied zu uns waren sie Sklavenhalter.“

„Die Alten glänzen nicht durch ihre Sitten und Gebräuche“, erwiderte Tomás, „sondern durch ihre Ideen, die bis heute nicht vollständig umgesetzt worden sind.“

„Welche Ideen zum Beispiel?“ fragte Senator Vergel.

„Die musikalische Erziehung“, sagte Tomás, und seine Augen leuchteten.

Er ging zum Eichenschreibtisch, öffnete eine Schublade und zog mehrere handschriftliche Blätter hervor, doch er schien sie kaum zu sehen; er sprach, als vibrierte die Musik, die er verteidigte, hinter seinen Worten.

„Die musikalische Erziehung“, wiederholte er, „ist kein Luxus für müßige Geister, sondern der Schlüssel zur öffentlichen Harmonie. Aristoteles wusste es, als er am Ende seiner Politik erklärte, dass keine Republik Bestand haben kann, wenn ihre Bürger nicht dazu erzogen werden, ihre Leidenschaften zu ordnen. Und die Musik besitzt, mehr noch als Gesetz und Waffen, diese subtile Macht: die Neigungen des Gemüts zu regulieren, den Zorn zu zügeln, die Traurigkeit zu mäßigen, zu verhindern, dass die Seele zu rau… oder zu weich wird.“

Tomás legte die Blätter mit beinahe ehrfürchtiger Sanftheit auf den Tisch.

„Unsere Griechen“, fuhr er fort, „sprachen vom musikalischen Ethos, von jener geheimnisvollen Entsprechung zwischen den Modi des Gesangs und den Tugenden des Charakters. Wir wissen, dass der phrygische Modus den Mut entflammte, während der lydische die Tatkraft lähmte – nicht aus Aberglauben, sondern aus Erfahrung. Die Alten Chinesen wiederum behaupteten, wenn ein Reich begann, grelle, übertriebene, lärmende Musik zu bevorzugen, sei das Unheil bereits im Herzen des Volkes angekommen.

Wenn Sie – auch nur einen Augenblick – den Volksweisen lauschen, die in unseren Schenken erklingen, werden Sie ihre rhythmische Gewalt bemerken, ihre Neigung zum Spott, zur Herausforderung. Spiegelt das nicht unsere eigenen Aufstände, unsere endlosen Streitigkeiten? Frenetische Musik macht empfänglich für die Frenesie. Und die melancholische Musik, die einige Dichter dieser Stadt so sehr verehren, betäubt den Geist, bis er in eine Art moralische Trägheit versinkt. Das rechte Maß, die vollkommene Harmonie zwischen Heiterkeit und Ernst – das ist das Zeichen eines gesunden Volkes.“

Er holte tief Luft, als wolle er etwas hinzufügen, das er selten öffentlich aussprach.

„Wenn ich Bach höre, ist seine Klangarchitektur für mich ein wortloses Gebet. Jede Fuge ist ein Aufstieg, jeder Choral eine Reinigung. Er selbst sagte, er komponiere zur Ehre Gottes und zur Erbauung des Geistes. Ich frage mich – ohne jede Ironie –, ob ein Volk, das diese Musik jeden Nachmittag hörte, nicht edler wäre als das unsrige, vernünftiger, fähiger, sich ohne Blutvergießen zu regieren.

Anstelle aufrührerischer Proklamationen könnten wir öffentliche Konzerte veranstalten. Statt die Handwerker zum Aufruhr zu treiben, könnten wir ihnen Harmonien bieten, die ihre Herzen besänftigen. Athen tat es. Rom ahmte es nach. Selbst seine Tyrannen bezahlten Musiker, wissend, wie gefährlich Unordnung ist, um den Gehorsam der Massen zu erhalten.“

Tomás streckte sein Manuskript dem Präsidenten entgegen.

„Ich habe“, schloss er, „eine kleine Abhandlung über die Pflicht der Musik bei der Bildung des republikanischen Bürgers geschrieben. Kein glänzendes Werk, aber eines, das ich im Glauben verfasst habe. Ich glaube, ein Volk, das gut singt, regiert besser als ein Volk, das schreit.“

Das Schweigen, das folgte, war feierlich. Trujillo und Vergel, beide rauchend, betrachteten ihn mit erneuter Aufmerksamkeit: nicht mehr als Sohn des Aristóteles Fines, sondern als Mann, der das Land aus einem unerwarteten, für den Staat vielleicht nützlichen Blickwinkel zu denken vermochte.

Senator Vergel atmete tief durch und nahm, bevor er zur Erklärung der Mission überging, einen nachdenklichen, fast belehrenden Ton an, wie jemand, der den Geist eines jungen Mannes auf eine Last vorbereitet, die über das Privatleben hinausgeht.

„Bevor ich das Wesentliche erkläre“, begann er, „muss ich Sie auf etwas hinweisen, das keine Zeitung zu drucken wagt. Die Wurzeln dieses Konflikts liegen nicht nur in der Chinarinde und in den Haciendas des Barons. Sie liegen in einem älteren Gift: den Lehren, die gewisse Professoren der Universität del Rosario seit Jahrzehnten verkünden.“

Tomás hörte aufmerksam zu.

„Sie waren es“, fuhr Gerardo fort, „die frühere Regierungen davon überzeugten, Kolumbien müsse teutonisches Blut importieren. Mit der Überheblichkeit der Café-Intellektuellen wiederholten sie, dieses Land müsse sich mit Deutschen ‚regenerieren‘, weil der santandereanische Bauer nicht imstande sei, den Urwald zu zivilisieren. Stellen Sie sich das vor! Männer, die nie einen Wald gerodet haben, dozieren darüber, welche Rasse geeignet sei, diese Berge zu beherrschen.“

Präsident Trujillo schaltete sich ein:

„Die Rosaristen hielten sich für Orakel. Es genügte ihnen, Darwin halb zu lesen, um zu folgern, Deutschland sei die Zukunft der Welt. Und natürlich folgten die Minister jener Zeit – begierig, sich vor Europa zu profilieren – ihrem Rat. So kamen diese Teutonen mit Privilegien, die nie einem Spanier, Sohn der Eroberer, gewährt wurden.“

Don Aristóteles murmelte bitter:

„Kolumbien ist kein leerer Hinterhof, den man dem Meistbietenden überlassen kann. Es wurde von Spaniern aufgebaut und von Spaniern und ihren Nachkommen verteidigt, vermischt mit unseren eigenen indigenen Nationen. Mit welchem Recht kommen diese Spätankömmlinge nun, Regeln zu diktieren, Richter zu kaufen und jene zu demütigen, die dieses Land seit dem 16. Jahrhundert mit ihrem Schweiß genährt haben?“

Gerardo nickte.

„Das Schlimmste ist, dass sie heute glauben, Santander gehöre ihnen kraft Naturrecht. Dass sie regieren dürfen, weil sie Geld mitbringen. Die Wahrheit – lassen Sie mich offen sprechen, Tomás – ist, dass weder ihr Stammbaum noch ihr Opfer mit dem unserer spanischen und indigenen Familien vergleichbar ist. Diese Nation wurde mit spanischem Blut erobert und mit santandereanischer Arbeit erhalten, nicht mit dem Geld aus Bremen."

Tomás spürte, wie diese Worte etwas Tiefes in seiner Brust berührten: die Ahnung, dass Vaterland kein abstrakter Begriff war, sondern eine Kette von Opfern.

Dann senkte Gerardo die Stimme, als enthüllte er den Kern des Problems:

„Und hier kommen wir zu dem, was man nicht drucken darf. Wir haben Berichte – aus verlässlichen Quellen – darüber, wie diese Teutonen die ihnen gewährten Privilegien missbrauchen. Sie kaufen Land mit deutschem Geld, zwingen Bäuerinnen zu schändlichen Gefälligkeiten, korrumpieren Bürgermeister, zahlen für Yariguí-Köpfe und machen sich über unsere Gesetze lustig, als seien sie Spielzeug. Sie kennen die Daguerreotypien: Das sind keine Zufälle, sondern Muster."

Tomás richtete sich erschrocken auf.

„Wenn das so weitergeht", sagte Gerardo mit ernster Stimme, „steht Santander vor einer neuen Comunero-Revolution. Die Handwerker kochen vor Zorn. Die Landarbeiter murren leise. Die Mestizen fühlen, dass man ihnen das Brot genommen hat. Und die indigenen Yariguíes haben bereits mit Blut geantwortet. Es fehlt nur der Funke."

Schweres Schweigen senkte sich.

Dann sprach Präsident Trujillo die Worte, die Tomás' Wahrnehmung verändern sollten:

„Und ich will, dass Sie das Ausmaß der Gefahr begreifen, denn Bogotá hat seine Entscheidung bereits getroffen. Die Hauptstadt hat – in kühler Rechnung – beschlossen, von der Galerie aus zuzusehen. Man glaubt dort, nicht ohne Logik, dass es für den Staat die billigste Lösung sei, wenn sich Deutsche und Indigene gegenseitig zerfleischen. Weniger Teutonen, weniger Yariguíes, weniger Problem."

Tomás fröstelte. Es war, als höre er das Geständnis eines Verbrechens, das noch nicht begangen war.

Trujillo fuhr fort:

„Bogotá wird keinen Finger rühren, Tomás. Dort hofft man, dass sich die Sache von selbst erledigt, auch wenn sie Tausende von Leben kostet. Aber wir – wir Santandereaner, Erben derer, die in Socorro und San Gil kämpften – können nicht dulden, dass europäische Abenteurer sich für Herren unserer Provinz halten. Wir können unser Land nicht jenen überlassen, die es nicht verstehen und nicht lieben."

Gerardo trat näher an Tomás heran, mit der Ruhe eines Priesters, der ein Sakrament spendet:

„Darum haben wir Sie gerufen. Kolumbien muss von denen regiert werden, die es aufgebaut haben: den Nachkommen Spaniens und den Völkern, die in diesen Bergen geboren wurden. Nicht von Fremden mit Überlegenheitswahn. Sie, Tomás, verkörpern diese historische Kontinuität. Sie denken nicht nur; Sie verstehen dieses Land."

Der Senator drückte seine Zigarette im Onyx-Aschenbecher aus:

„Deshalb haben wir Sie ausgewählt. Weil Sie denken, weil Sie wissen, woher wir kommen, und weil Sie nicht zulassen werden, dass man uns raubt, was unsere Vorfahren mit Opfer und Blut gegründet haben."

„An jedem Nachmittag", ergänzte Don Aristóteles, „trinkt Tomás Kaffee mit den Poeten von La Candelaria. Er ist verliebt. Manche glauben, an Liebe sterbe niemand, doch einen Monat lang lag er fieberkrank im Bett; ich dachte, er würde an einer Gehirnentzündung sterben – nur weil sich der Brief seiner Verlobten aus Duitama verspätete."

Gerardo legte seine Zigarette in den Aschenbecher und bemerkte mit spöttischem Lächeln:

„Die Poeten… diese sanfte Plage. Plato hatte recht, sie aus seiner Republik zu verbannen. Nichts stört einen Staat mehr als diese Männer, die sich dem Nebel ihrer Metaphern hingeben. Sie arbeiten nicht, sie herrschen nicht, sie gehorchen nicht: Sie kauen Trübsal, brüten Aufstände aus und werfen Verse hin, die tief scheinen, aber niemanden ernähren."

Präsident Trujillo nickte ernst:

„Ich sehe sie in Bogotá“, sagte er. „Sie leben vom Kaffee anderer, vom gegenseitigen Lob und von emotionalem Elend. Wird es ihnen nie langweilig, jeden Tag dasselbe zu reden? Es sind elegante Parasiten: Sie erfüllen die Jugend mit Schwermut und die Alten mit Misstrauen und verwandeln jeden Zwischenfall in eine metaphysische Tragödie. In keinem Land mit gutem Regiment gedeihen die Poeten: Sie trüben die Stimmung und reißen Wunden wieder auf, die wir für vernarbt hielten.“

„Wenn sie Ihren Sohn krank gemacht haben“, fügte Vergel hinzu, „dann, weil sie Hersteller von Unbeständigkeit sind. Sie bauen nichts, außer jener ansteckenden Selbstbemitleidung, die den gewöhnlichen Mann glauben lässt, sein Schmerz sei ein ästhetisches Vorrecht. Staaten werden nicht von Poeten aufgebaut, sondern von Bauern, Soldaten, Gesetzgebern, Ingenieuren. Wie gut täten sie der Heimat, wenn sie einmal eine Hacke anfassten!“

Tomás hatte schweigend zugehört, mit einem Hauch Ironie im Blick, und entgegnete sofort:

„Platon wollte auch die Sophisten verbannen, und doch sind wir im Kongress noch immer von ihnen umgeben.“

Die Antwort entlockte dem Präsidenten ein unterdrücktes Lachen und seinem Vater einen tadelnden Blick, der die Bemerkung gleich abzufedern suchte.

„Der Junge spricht zu leichtfertig“, sagte Don Aristóteles und hob die Hand, als wolle er ihn schützen. „Sie wissen ja, wie junge Leute sind, sobald sie glauben, genug gelesen zu haben, um sich über die Welt lustig zu machen.“

„Womit verdanken wir denn so angenehmen Besuch?“ fragte Tomás, nun beunruhigt durch die Anwesenheit des Senators.

Der Senator verabschiedete mit einer Geste die Gardisten, die sofort den Raum verließen.

„Glauben Sie an Gott?“ fragte Gerardo.

Tomás trat in den Salon hinein und setzte sich auf ein Sofa.

„Ist das ein Eid auf die liberale Partei?“ scherzte er.

„Sag ihm die Wahrheit“, beruhigte ihn sein Vater.

„Wir sind alle antiklerikal“, sagte Präsident Trujillo, „was nicht heißt, dass wir Atheisten wären.“

„Ich verstehe“, erwiderte Tomás.

„Können Sie das Credo aufsagen?“ fragte Senator Vergel.

„Credo in unum Deum; Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae, visibilium omnium et invisibilium“, rezitierte Tomás.

„Auch an das Unsichtbare?“ unterbrach Gerardo.

„So ist es“, nickte Tomás nach kurzem Zögern.

„Sie kennen bereits Senator Gerardo Vergel“, sagte Präsident Trujillo. „Gerardo ist seit einem Jahr außerdem Direktor des DAS.“

„Ich habe davon noch nie gehört.“

„Departamento Administrativo de Seguridad“, erklärte der Präsident mit Nachdruck. „Der Senator ist unser Geheimdienstchef.“

„Wir werden die Existenz des DAS verbergen, bis es nötig wird“, fügte Gerardo hinzu.

Tomás schüttelte innerlich den Kopf: Der Name eines Geheimdienstes, dachte er, der geheim sein soll, müsse wahrlich im Verborgenen bleiben.

„Der Senator hat mich eben informiert“, schaltete sich Aristóteles ein, „dass du eine Partie Karten gegen diesen Gauner Fidel Acosta verloren hast. Ich habe dich immer gewarnt, dich von deinem Vetter fernzuhalten.“

„Darum geht es?“ murrte Tomás. „Ich wusste, dass er einflussreiche Freunde hat, aber…“

„Wir wissen auch, dass er dir vorgeschlagen hat, ihn nach Bucaramanga zu begleiten, um einen Mord zu begehen“, unterbrach ihn Gerardo.

„Aber…“

„Fidel ist einer unserer besten Agenten“, erklärte Vergel angesichts des verdutzten Gesichts von Tomás.

„Ich bin genauso überrascht wie du“, sagte Don Aristóteles. „Der General und der Senator haben mir bereits erklärt, dass es ein Staatsgeheimnis ist.“

„Natürlich…“, murmelte Tomás beschämt.

„Sein Auftreten als überheblicher Spieler, grausam zu seinen Dienern“, fuhr Don Aristóteles fort, „ist, wie wir wissen, seine beste Tarnung.“

Tomás spürte einen Stich in der Brust, eine Mischung aus Unglauben und Scham. Jahrelang hatte er Fidel Acosta verachtet – für ihn war er ein prahlerischer Spieler, ein Kneipenscharlatan, unfähig, sich dem Aguardiente oder der Schönheit eines Mädchens zu widersetzen. Nun begriff er – mit jenem späten Schauer, den nur

die Wahrheit auslöst –, dass die Brutalität seines Vetters nur eine Maske gewesen war.

Er erinnerte sich an Szenen, die er bis dahin für belanglos gehalten hatte: Fidel, der ihn schweigend beobachtete, während er Plutarch rezitierte; Fidel, der ihn in den Tertulien von La Candelaria mit beißenden Späßen provozierte; Fidel, der als Jugendlicher grobe Spiele erzwang, nur um seine Reaktion auf Gewalt oder Demütigung zu prüfen. Plötzlich verstand er, dass sein Vetter ihn studiert hatte – jede Geste, jedes Zittern in seiner Stimme, jeden moralischen Zweifel. Es war keine familiäre Rivalität gewesen, sondern Training.

Was ihn am meisten verstörte, war nicht, dass Fidel seit Jahren Geheimagent war, sondern die plötzliche, fast unerträgliche Überzeugung, dass Fidel immer gewusst hatte, dass Tomás eines Tages rekrutiert werden würde. Er hatte seinen Charakter geformt wie jemand, der ein künftiges Werkzeug poliert.

Und aus einem verborgenen Winkel seiner Erinnerung tauchte der Schatten von Candelario auf.

Der junge Handwerker, so loyal, so bescheiden, war tot aufgefunden worden – unter Umständen, die der offizielle Bericht als „Selbstmord aus Geistesverwirrung“ bezeichnet hatte. Tomás hatte um seinen Tod getrauert, ihn aber nie hinterfragt.

Doch jetzt, im schattigen Licht, das der Präsident, Gerardo Vergel und sein eigener Vater auf die Szene warfen, riss die alte Wunde auf.

Ein schmutziger, skandalöser, beinahe sakrilegischer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf: Was, wenn Candelario sich nicht das Leben genommen hatte? Was, wenn man ihn ermordet hatte? Und was, wenn… alle daran beteiligt waren?

Er warf seinem Vater einen Seitenblick zu. Don Aristóteles lauschte der Unterhaltung mit der Gelassenheit eines Mannes, der bereits lange mit dem General, mit Vergel, mit den Ministern gesprochen hatte. Er wirkte zu vertraut, zu gut informiert, zu ruhig.

Tomás spürte einen Kloß im Hals. Er hatte nie an seinem Vater gezweifelt, dem Mann, der ihm Latein beigebracht, ihm seinen ersten Plutarch geschenkt hatte und ihn unter Tränen pflegte, als ein Fieber ihn an den Rand des Todes brachte.

Doch das Bild drängte sich auf: Candelario, blutüberströmt in einer Weide der Savanne; und sein Vater, der in jener Nacht spät

heimkehrte und erklärte, er habe dringende Parteigeschäfte besprochen.

Der Verdacht ließ ihn erstarren. Er glaubte ihn nicht fest – aber er konnte ihn auch nicht verwerfen. Dass er überhaupt fähig war, diese Möglichkeit zu denken, quälte ihn fast mehr als der Verdacht selbst. Er atmete tief durch, schluckte die Fragen hinunter, die er stellen wollte, und glättete seine Miene, bevor jemand das Zittern seiner Lippe bemerkte.

Doch noch bevor der Verdacht wirklich Gestalt annahm, setzte ein instinktiver Reflex ein: der Schutz der Verdrängung.

Er zwang sich, sich an Candelario so zu erinnern, wie ihn die üble Nachrede des Viertels immer gemalt hatte: einen unverbesserlichen Don Juan, einen Jungen mit leichtem Lächeln, der von einer Verliebten zur nächsten sprang, als sei die Welt nur Kulisse für seine Eroberungen.

Er rief sich – oder wollte sich – die Warnungen der Ladenbesitzer ins Gedächtnis rufen, den mörderischen Eifersuchtszorn manch eines Ehemanns, die Prahlereien der Handwerker, die ihn wegen seiner fröhlichen Unverschämtheit hassten.

„Ein solcher Mann“, sagte sich Tomás mit dem Zittern dessen, der seine eigene Lüge glauben will, „sucht sein Ende selbst. Er stirbt nach seiner Art. Ein Verführer endet immer schlecht.“

Dieser Gedanke, von den Moralisten der Candelaria so oft wiederholt, tröstete ihn einen Augenblick. Er erlaubte ihm zu atmen, Candelarios Tod als romantische – fast literarische – Konsequenz seines Charakters zu betrachten, ihm Ordnung und Logik zu geben. Doch der Frieden, den diese Erklärung brachte, war schwach, fast schamlos, denn der andere Gedanke blieb: quälend, in seinem Nacken atmend – Was, wenn es kein Liebesdrama war? Was, wenn es nicht „seine Art“ gewesen war? Was, wenn man ihn getötet hatte?

Sein verräterischer Geist kehrte zu seinem Vater zurück. Zu jenem späten Heimkommen. Zu diesem ausweichenden Blick, als der Fall erwähnt wurde, zu jener beinahe verwalterischen Kälte, mit der Don Aristóteles die offizielle Version akzeptiert hatte. Er versuchte, den Gedanken zu verscheuchen wie einen dunklen Vogel vom Fensterbrett.

Er wollte an die bequeme, einfache Version glauben: an einen Verführer, der auf der Jagd nach fremden Röcken den Tod gefunden

hatte. Doch die ernsten Gesichter der Anwesenden – seines Vaters, Vergels, des Präsidenten – zwangen ihn zu erkennen, dass die Welt weitaus dunkler war, als es seine humanistische Erziehung hatte ahnen lassen.

Gerardo reichte ihm nun mehrere Daguerreotypien. Tomás hielt sie ins Licht. Drei junge Männer, an verschiedenen Orten, lagen mit aufgeschlitzter Kehle. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, den er zu verbergen suchte. Es waren präzise, tiefe, zu saubere Wunden, um von einer indigenen Machete oder einem wilden Tier zu stammen. Dieses Detail verstörte ihn mehr als die Blutigkeit der Szene.

Er sah, wie man Candelario gefunden hatte, und erinnerte sich an das Schweigen der Behörden, die Widersprüche des ärztlichen Berichts, die Eile, den Fall als „Selbstmord" zu deklarieren, die Weigerung des Chirurgen, eine zweite Untersuchung zu erlauben; vor allem an jenen Satz, den ein betrunkener Soldat in einer Spelunke hatte fallen lassen:

„Man hat ihm den Hals aufgeschlitzt wie einem Kalb!"

Und nun, angesichts dieser Fotos, war der Zufall nicht mehr haltbar.

„Senator…", murmelte Tomás, ohne den Blick vom Daguerreotyp zu lösen. „Sind Sie sicher, dass all diese Toten… zum Fall Genipperteinga gehören?"

Vergel nickte ernst.

„Alle. Ausnahmslos."

Tomás atmete tief. Dann stellte er die Frage, die er seit Monaten nicht einmal sich selbst zu stellen gewagt hatte:

„Und… Arango?" fragte er vorsichtig. „Besteht nicht die Möglichkeit, dass… das, was mit Candelario geschah… vom selben Wesen herrührt?"

Ein schweres Schweigen legte sich auf den Salon. Präsident Trujillo, der bislang jede Äußerung mit militärischer Sicherheit beantwortet hatte, wandte sich langsam Tomás zu. Sein Gesicht verhärtete sich. Er strich mit den Fingern über die Scheide seines Degens – eine unwillkürliche Geste, die unterdrückten Ärger verriet.

„Vermengen Sie nichts", sagte er mit einem Ton, der das Gespräch abwürgen sollte. „Der Selbstmord Candelarios wurde von Sachverständigen festgestellt. Punkt."

Die Schärfe überraschte Tomás. Gerardo wandte den Blick zum Kaminfeuer, als wolle er sich nicht einmischen. Die Reaktion des

Präsidenten war zu schnell, zu defensiv; für Tomás entfachte dieses Detail mehr Verdacht, als es löschte.

„Wir sind nicht hier, um die Schwächen des Herrn Arango auszugraben", fügte Trujillo, sichtlich verärgert, hinzu. „Das Land hat wichtigere Prioritäten, Junge."

Tomás begriff sofort, dass er einen wunden Punkt getroffen hatte. Er insistierte nicht, aber sein Schweigen war nicht länger fügsam, sondern berechnend.

„Da sind wir uns einig", schaltete sich Don Aristóteles ein, mit einem leichten Klatschen der Hände, das wie ein zugefallener Türflügel klang. „Kehren wir zum Dringenden zurück. Mein Sohn braucht klare Instruktionen, keine Abschweifungen."

Gerardo, froh über die Ablenkung, nahm den Faden wieder auf:

„Wie gesagt: Sie müssen verhindern, dass Fidel Macaregua tötet, und ihn gleichzeitig vor Vergeltung schützen."

„Sie schützen einen Yariguí?"

„Macaregua ist das Gegengewicht, das wir brauchen", nickte Trujillo. „Solange er Deutsche tötet, werden die Handwerker sich nicht gegen Bogotá erheben. Außerdem müssen Sie den teutonischen Agenten identifizieren und unschädlich machen, bevor er Kontakt zu seinen Vorgesetzten in Bremen aufnehmen kann."

Der Präsident fügte hinzu, nun wieder beherrscht:

„Und denken Sie daran: vermeiden Sie direkte Konfrontationen, wenn möglich. Dieser Feind kämpft nicht wie Menschen aus Fleisch und Blut."

Tomás nickte, doch sein Geist schweifte ab. Das trübe Glitzern der Wunden auf den Fotos blieb vor seinen Augen, wie ein schweigendes Argument. Wenn Genipperteinga zu so etwas fähig war… wenn sich ein solches Wesen zwischen den Haciendas Santanders bewegte… dann bekamen Candelarios Tod – und die Gereiztheit des Präsidenten – eine ganz andere Dimension.

„Verdammt schlau, diese Herren", murmelte Tomás und dachte an die ausländischen Ganoven und Bürger, die nach einem Treffen mit Fidel den Tod gefunden hatten.

„Und wir nehmen an, dass Sie sein Angebot ablehnen werden", sagte General Julián Trujillo, „denn, berichtigen Sie mich, wenn ich irre: Sie werden Ihren Vetter Fidel zum Duell fordern."

„Ich…", stotterte Tomás – und hatte plötzlich das Gefühl, über den Rasen der cundiboyacensischen Savanne zu gehen, vor sich die

fünfzig vorgeschriebenen Schritte, den langen Revolverlauf in der Hand, und dann die Kugel seines Vetters, die zwischen seine Augen flog.

„Ich möchte Sie im Namen des Vaterlandes bitten“, unterbrach ihn Präsident Trujillo, „Fidels Angebot anzunehmen und ihm bei seinem Unternehmen zu helfen.“

„Nach Bucaramanga?“ keuchte Tomás mit bebender Stimme.

Er schalt sich selbst für seinen Ausbruch und ließ sich tiefer in das Sofa sinken, den Kopf bejahend, als ergäbe er sich einem Urteil.

„Sie wollen, dass ich jemanden töte?“ fragte er.

Gerardo öffnete sein Mahagoni-Etui und zog das Aquarellporträt eines Indios mit Fasanfedern im Haar hervor.

„Genipperteinga?“ rief Tomás. „Unsinn! Ist seine Nervenheilanstalt nicht das erste und einzige im Staat Santander?“

Gerardo reichte ihm drei Daguerreotypien. Darauf ließen drei junge Männer ihr Leben, alle mit zerschlitzter Kehle.

„Das wachsende deutsche Reich Bismarcks hat Kolumbien ins Auge gefasst“, erklärte Präsident Trujillo. „Es will Kolonien. Wir wissen, dass Genipperteinga zwei seiner Haciendas mit Steuergeldern aus Deutschland bezahlt hat.“

„Ich erinnere mich“, sagte Don Aristóteles, „dass ihm eine dritte vom Kongress im Rahmen des Programms zur Verbesserung unserer Rasse überlassen wurde.“

„Ex-Präsident Aquileo Parra erteilte ihm eine Lizenz für den ausschließlichen Anbau und Export von Chinarinde im Staat Santander“, ergänzte Senator Vergel. „Die Pflanze ist seit dem Krimkrieg in Europa sehr gefragt. Seitdem wächst Genipperteingas Wohlstand – zum Ärger der santandereanischen Handwerker und Weber. Sie kennen den Aufstieg und Fall der politischen Bewegung der Töpfer, von den Deutschen La Culebra Pico de Oro genannt.“

„Die Culebreros“, murmelte Tomás und erinnerte sich an Artikel der Hauptstadtpresse, die die Töpfer als reaktionär und fortschrittsfeindlich verhöhnten, während die „Wissenschaft“ die rassische Überlegenheit der Teutonen verkündete.

„Weiß jemand, warum man sie Culebreros nennt?“ fragte Don Aristóteles.

„Für die deutschen Händler“, antwortete Vergel, „stehen die Töpfer ganz unten in der sozialen Pyramide, knapp über Bauern und

Indios. Schlangen, die sich aus Machtgier goldene Schnäbel aufsetzen.“

„Man sagt, sie protestierten auch gegen die Lizenz, die der Bischof von Socorro den Deutschen erteilte, damit sie ihre Töchter und jene Bäuerinnen vergewaltigen dürfen, die ohne Begleitung reisen“, warf Don Aristóteles ein.

Ein gedrücktes Schweigen folgte; keiner der Anwesenden wagte, diese Behauptung offen zu bestätigen oder zu bestreiten.

„Seit fünf Jahren“, sagte Präsident Trujillo schließlich, „sind etwa fünfhundert Deutsche nach Santander eingewandert, haben Land gekauft und neue Exportfirmen gegründet.“

„Wenn sie Santander nicht regieren, dann nur, weil die Verfassung von Rionegro es verbietet“, ergänzte Gerardo.

Don Aristóteles erhob sich, ging zum Likörregal und füllte vier Gläser mit schottischem Whisky.

„Genipperteinga war es, der versuchte, den Staat Santander von der Föderativen Republik Kolumbien loszureißen“, rief er.

„Einen Indio zu töten, der Christen ermordet, wäre nachvollziehbar“, sagte Tomás. „Aber einen Deutschen…“

„Genipperteinga wird von finsteren Kräften geschützt“, räusperte sich Gerardo. „Die Männer, die Sie auf den Fotos sehen, reisten, um ihn auszuspionieren. Sie starben alle auf dieselbe Weise. Einer von ihnen, Carlos Rengifo, schrieb mir, der Baron sei gegen Gift immun. Wir wissen außerdem, dass sowohl der Baron als auch seine Haushälterin das Sonnenlicht meiden; oder, nicht minder merkwürdig: Wenn sie in Bucaramanga erscheinen, legt sich dichter Nebel aus dem Páramo de Santurbán über die Straßen.“

„Ein Piuchén?“ fragte Tomás mit ungläubigem Lächeln und dachte an Tausendundeine Nacht und Goethes Geschichten. „Ein Vampir?“

„Haben Sie je vom Niño en cruz gehört?“ fragte Gerardo ernst.

Tomás lachte, überzeugt, es handle sich um einen Scherz seines künftigen Schwagers, doch die ernsten Gesichter seines Vaters und der übrigen ließen ihn erschaudern.

„Sie werden über die okkulten Wissenschaften gelesen haben“, fügte Vergel hinzu.

„Offen gesagt – nicht, dass ich wüsste.“

„Unsere Überzeugungen tun nichts zur Sache“, griff der Präsident ein. „Die okkulten Wissenschaften existieren, junger

Freund, als Versuch, Erscheinungen zu erklären, die die Naturwissenschaft nicht fassen kann. Und sie sind okkult, gerade weil sie, stünden sie jedermann offen, den Ehrgeizigen die Haare zu Berge stehen ließen, die Sitten der Bösen erschütterten, den Scharlatan erhöhen und aus dieser Welt die scheußlichste Hölle machen würden."

„Wir haben es mit einem Zauberritual afrikanischen Ursprungs zu tun", sagte Senator Vergel, „das nicht zwischen Geistern und Dämonen unterscheidet. Für die Zauberer ist jeder Mensch dazu bestimmt, zum Engel oder zum Dämon zu werden."

Tomás trat unruhig ans Fenster.

„Ich hörte, der Niño en brazo bestehe darin, das Blut eines Toten zu injizieren, damit dieser im Körper des Besessenen wohne."

„Der Wirt erhält im Gegenzug übernatürliche Gaben", nickte Vergel, „etwa Unsichtbarkeit, ewiges Leben oder die Fähigkeit, sich in Geschöpfe der Nacht zu verwandeln."

„Der Gast nimmt dann die Hälfte der Lebenszeit seines Wirtes", ergänzte Tomás, „um grauenvolle Verbrechen zu begehen: Entführung, Folter, Vergewaltigung von Knaben und Mädchen und deren spätere Opferung an andere unreine Geister."

„Gott!" rief Don Aristóteles und trank sein Glas in einem Zug aus. „Das dürfen wir nicht zulassen!"

„In den Evangelien", fuhr Gerardo fort, „gibt es mehrere Fälle Besessener, die Jesus austreibt, aber nur einen Mann, der freiwillig einen Dämon ruft, um sich für Reichtum besetzen zu lassen."

„Judas", rief Tomás.

Gerardo reichte ihm nun ein weiteres Daguerreotyp – das Gesicht von María del Carmen. Tomás erblasste und blickte den Senator mit plötzlicher Beklemmung an. Dieser nickte mit leidvollem Ausdruck.

Don Aristóteles verteilte die gefüllten Gläser.

„Morgen früh", sagte Gerardo, „wird unsere vierte Agentin, Doña María del Carmen Vergel, die Hacienda des Barons Genipperteinga in Morrorico aufsuchen, um mit seiner Haushälterin, Doña Arcadia, Witwe von Sepúlveda, zu sprechen. Wir wissen jedoch, dass der Baron und seine Haushälterin immer in Santacruz übernachten; deshalb erwarten wir sie dort am Nachmittag."

Tomás betrachtete das strenge Gesicht einer alten Frau mit eingefallenen Wangen, bulldoggleich.

„Ich habe gehört, sie sei eine großzügige Dame", sagte er, sich an ihre Wohltätigkeitswerke erinnernd.

„Sie leitet ein Irrenhaus auf der Hacienda Santacruz", bestätigte Gerardo, „wo sie unentgeltlich die Geisteskranken aufnimmt, die ihren Familien zur Last geworden sind. Die einzige Bedingung ist, dass sie sie nie wieder sehen. Väter, Mütter und Geschwister verabschieden täglich, unter Tränen, ihre Kranken – genau wie afrikanische Familien einst jene Kinder verabschiedeten, die sie an portugiesische Galeonen nach Amerika verkauften – für, wie sie sagen, ein besseres Leben."

„Wie grausam", rief Don Aristóteles.

„Ich habe nie ein Wort der Kritik am Baron gehört", fügte Gerardo hinzu, „seitens der hiesigen Ärzte."

„Genipperteinga", ergänzte Trujillo, „oder Doña Arcadia lassen ihnen großzügige Spenden zukommen."

Vergel öffnete die Mahagonikiste und ließ mehrere dicke, handkopierte Folianten sehen, deren alter Geruch im Kontrast zum Glanz des Salons stand. Er erklärte, dass die eigentliche Macht des Barons nicht in der Chinarinde oder in Handelsverbindungen liege, sondern in Santacruz. Das Nervenhospital, als Wohltat präsentiert, sei in Wahrheit ein Zentrum, in dem Techniken angewandt würden, die von klösterlichen europäischen Ärzten stammten, fähig, Erinnerungen zu zerstören und Patienten auf den seelischen Stand eines Kindes zurückzusetzen. Diese Manuskripte seien nicht beschlagnahmt worden – Kolumbien habe keine Zuständigkeit –, sondern heimlich von Agenten abgeschrieben und übersetzt worden, denen es nur gelungen sei, bruchstückhafte Passagen zu retten.

Trujillo verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

„Der Baron herrscht, weil er die Geheimnisse beherrscht", sagte er. „Jede Familie in Santander fürchtet die erbliche Verrücktheit. Wer ihm einen Verwandten anvertraut, befreit sich von einer Schande. Das weiß er."

Tomás runzelte die Stirn.

„Und was erhalten sie im Gegenzug für ihr Schweigen?"

„Komplizenschaft", antwortete Trujillo. „Und eine moralische Schuld, die nie erlischt. Niemand denunziert den Baron, weil jeder ihm etwas schuldet: den gewalttätigen Sohn zu verbergen, die ‚skandalöse' Tochter, den delirierenden Vater. Er verwandelt häusliche Angst in politische Gefolgschaft."

Tomás wandte sich an Vergel.

„Und Doña Arcadia? Welche Rolle spielt sie?“

Der Senator lachte kurz, bitter.

„Man nennt sie die kreolische Messalina. Und das ist keine Übertreibung. Ihre Gelüste kennt ganz Bucaramanga, doch ihre eigentliche Macht liegt nicht in ihren Leidenschaften, sondern darin, dass sie es ist, die die Familien empfängt, tröstet und Verschwiegenheit gelobt. Arcadia weiß, wer wen abgegeben hat – und warum. Diese Information ist pures Gold.“

Tomás atmete tief.

„Wer Körper und Erinnerungen kontrolliert… kontrolliert die Stadt.“

„Genau“, nickte Vergel. „Die Philanthropie ist nur die Maske. Die Patienten verschwinden. Die Familien schweigen. Die Ärzte danken für die Spenden. Es ist ein perfektes System.“

Tomás fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.

„Und die Kirche? Wo steht sie in all dem?“

Trujillo antwortete, ohne sich zu rühren:

„Die liberalen Kräfte haben die Bischöfe in stumme Zeugen verwandelt. Solange man ihnen weder Land noch Almosen nimmt, greifen sie nicht ein. In Santander raten sie den Bäuerinnen sogar, sie sollen sich mit den Teutonen ins Bett legen, um die Nachkommen zu ‚verbessern‘.“

Tomás riss die Augen auf.

„Kann ein Priester so etwas sagen?“

„Nicht alle“, erwiderte Vergel, „aber genug. Und wer es nicht sagt, verurteilt es auch nicht. Der Baron behält seine Privilegien, sie ihre Einkünfte. Es ist ein stillschweigender Pakt, in dem die christliche Moral das Unwichtigste ist.“

Ein Schauer überlief Tomás.

„Dann beherrscht der Baron nicht nur Wirtschaft und Politik“, sagte er leise, „sondern auch das Gewissen.“

„Und das“, schloss Trujillo, „ist eine weitaus furchtbarere Macht als jede Armee.“

„Haben Sie jemals von Kaspar Hauser gehört?“ fragte Vergel.

„Ja“, zögerte Tomás. „Ein Mann ohne Erinnerung, der in Nürnberg auftauchte.“

„Seine Vergangenheit ist bis heute ungeklärt. Er erinnert sich nur, ein Leben lang in einer Kammer eingesperrt gewesen zu sein.

Nach Aussage des Barons war er einer der Patienten seines Vaters – ein Verrückter, den dieser in den Straßen von Besançon aufgelesen hatte. Der Skandal, den jener Irre in Nürnberg auslöste – ein Erbe, das der Baron fürchtete –, ein Toter und die großzügigen Vergünstigungen, die die santandereanische Provinz Holländern und Deutschen gewährte, wie das Land von Santacruz, überzeugten ihn, seine Heimat zu verlassen.“

„Stimmt es, dass der Baron eine Pyramide aus Yariguí-Schädeln besitzt?“ fragte Don Aristóteles.

„Santacruz steht auf einem alten indianischen Friedhof“, räusperte sich der Senator. „Das könnte die Legende erklären.“

„Was sicher ist“, sagte Präsident Trujillo, „ist, dass Genipperteinga einen Dollar pro Yariguí-Kopf zahlt. Letztes Jahr hatten wir zwölf Kopfgeldjäger im Chicamocha-Canyon…“

„Ich habe davon gehört“, nickte Tomás.

„Ich verstehe, dass diese zwölf Mörder unschädlich gemacht wurden“, sagte Don Aristóteles.

„Vom Zentralstaat?“ fragte Tomás.

„Von den Yariguí-Indios.“

Wieder herrschte für Augenblicke bedrückte Stille. Tomás hatte keine Wahl; sein künftiger Schwager forderte von ihm, sein Leben für seine Braut zu riskieren. Lehnte er ab, wäre er vor ihr, vor seinem Vater und vor seiner Regierung ein Feigling. Er blickte auf Gerardo – den Architekten dieser Zusammenkunft – und verhehlte seine Bewunderung nicht. Er fragte sich, ob Arango seine Strafe für das Verbrechen erhalten würde, das er begangen hatte. Gern hätte er seinen Verdacht über dessen Loyalität geäußert, doch die Ehre der Familie und das offizielle Verdikt des Selbstmords hielten ihn zurück.

„In diesem Fall“, sagte Tomás mit wachsender Unruhe, „werde ich meinen Hengst satteln und sofort zu Fidel reiten.“

„Wir haben noch mehrere Stunden“, hielt der Senator ihn zurück.

„Zuerst“, sagte der General, „müssen Sie die Waffen prüfen, die Sie gegen Genipperteinga haben werden.“

Der Senator reichte Tomás die geöffnete Mahagonikiste: darinnen lagen ein Ring, ein Pflock in einer mit Lederriemen versehenen Scheide, eine Bibel und ein Colt-45-Revolver.

Tomás schwieg einen Moment, als müsse sich das Gesagte in ihm setzen. Der Whisky, noch unberührt, zitterte in seiner Hand. Er

begriff, dass man ihn nicht nur als Literaten gerufen hatte, nicht einmal bloß als künftigen Schwager, sondern als einen Mann, dessen moralisches Prestige man für eine Mission auszunutzen gedachte, die niemand sonst übernehmen wollte.

„Ich will genau wissen, was Sie von mir erwarten", sagte er mit fester Stimme.

Vergel beugte sich vor.

„Wir erwarten Klugheit, nicht blinden Mut. Sie werden den Baron nicht töten – Sie sollen herausfinden, wie er tötet. Und es, wenn möglich, verhindern."

Trujillo fügte hinzu:

„Und Sie sollen Fidel schützen."

Nach einer geladenen Pause ergänzte er:

„Und María del Carmen."

Ihr Name fiel wie ein Tropfen geschmolzenen Bleis in den Raum. Tomás spürte, wie sich ihm die Brust zuschnürte.

„Sie weiß nicht, womit sie es zu tun bekommt", sagte Aristóteles mit unwillkürlich zitternder Stimme. „Sie glaubt, es gehe um eine kommerzielle Lizenz, glaubt, die Chinarinde sei nur eine wirtschaftliche Chance. In Wahrheit tritt sie in einen Machtkreis ein, aus dem nur wenige mit unversehrter Seele hervorgehen."

„Warum schicken Sie keine Soldaten?" fragte Tomás. „Warum handeln Sie nicht offen gegen ihn?"

„Weil der Baron sich auf Gesetz, europäisches Geld und Unwissenheit des Volkes stützt", antwortete Vergel ohne Zögern. „Ein militärischer Einsatz würde eine diplomatische Krise auslösen. Und wenn er fällt, reißt er halb Santander mit sich. Wir brauchen jemanden, der sich bewegen kann, ohne das Gewicht des Staates mitzuführen."

Trujillo trat einen Schritt vor, so weit, dass Tomás zu ihm aufsehen musste.

„Und Sie, junger Fines, besitzen etwas, das unseren Offizieren fehlt."

„Was denn?"

„Einen Geist, der zweifelt und beobachtet", sagte der Präsident. „Der Baron unterschätzt Intellektuelle. Er hält sie für harmlos. Darin liegt Ihre Chance."

Aristóteles seufzte, ein Laut, in dem sich Stolz und Sorge mischten.

„Und weil er Sie respektieren wird. Er schätzt gebildete Männer. Er misstraut ihnen erst, wenn es zu spät ist."

Tomás stellte das Glas auf den Tisch.

„Gut. Sagen Sie mir, was ich mitnehmen soll."

Vergel öffnete die Mahagonikiste auf seinem Schoß. Die darin glänzenden Gegenstände wirkten so verschieden, als stammten sie aus einer mittelalterlichen Wunderkammer: ein geschwärzter Silberring, eine dick eingebundene Bibel, ein kurzer Pflock in einer Lederscheide, ein Colt-45-Revolver, dessen Metall im Lampenlicht ölig schimmerte.

Tomás deutete auf den Pflock.

„Was soll ich damit tun?"

„Sich wappnen gegen das, was der Verstand nicht begreift", sagte Trujillo ohne Stocken.

„Wir wissen nicht, was ihn schützt", ergänzte Vergel, „nur, was nicht wirkt. Gift tötet ihn nicht. Hunde fliehen vor ihm. Sonnenlicht schwächt ihn, verwundet ihn aber nicht endgültig. Dieser Pflock wurde nach einem Verfahren gehärtet, das wir in einem der Manuskripte fanden. Wir wissen nicht, ob er wirkt. Aber es ist alles, was wir haben."

Tomás nahm den Ring zwischen zwei Finger. Er war schwer, kalt, beinahe unangenehm.

„Und das?"

„Schutz", sagte Vergel. „So behaupten es unsere Quellen. Garantieren können wir nichts. Aber diejenigen, die ihn trugen, starben später als die anderen."

Aristóteles räusperte sich.

„Ich… würde lieber sehen, du nähmest diesen Auftrag nicht an."

Tomás sah ihn mit plötzlicher Zärtlichkeit an.

„Vater… wollen Sie, dass ich vor ihr als Feigling dastehe?"

Aristóteles senkte den Blick.

„Ich ziehe einen feigen, lebenden Sohn einem tapferen toten vor."

Vergel schloss die Kiste langsam.

„Der Weg nach Bucaramanga ist lang. Und die Nacht in diesen Bergen verzeiht niemandem, der zögert. Sie müssen aufbrechen, bevor der Mond abnimmt."

Tomás atmete tief.

„Und wenn ich herausfinde, dass das alles nur Aberglaube ist? Dass der Baron nur ein grausamer Mann ist?“

Trujillo hielt seinem Blick stand.

„Dann, Fines, sind Sie verpflichtet, ihn wie einen Mann zu töten.“

Nach einer kurzen Pause fügte er leiser hinzu:

„Ich fürchte jedoch, es wird nicht so sein.“

Tomás umklammerte die Kanten der Mahagonikiste und spürte die Kälte des Colt und die Steifheit des Pflocks, als hätte jeder Gegenstand ein eigenes Bewusstsein. Seine Hand zitterte kaum merklich, genug, damit Gerardo es sah. Der Senator tat, als bemerke er es nicht, doch eine leichte Neigung des Kinns verriet, dass er seine Angst wie einen offenen Text gelesen hatte. Tomás atmete tief, suchte in sich einen Rest des Mutes, den man ihm zuschrieb.

Er stand vom Sofa auf, trat vor ein Ahnengemälde an der Wand: ein strenger Magistrat, dessen Blick die Jahrhunderte zu durchdringen schien. Eine Erinnerung daran, was das Geschlecht von ihm erwartete. „Wenn ich jetzt fliehe, verrate ich sie alle“, sagte er sich mit einem Stolz, der sich mühsam gegen das wachsende Entsetzen behauptete.

Mit festerer Stimme, als er erwartet hatte, erklärte er:

„Ich nehme an.“

Präsident Trujillo lächelte wie einer, dessen Wette sich bestätigt hat. Gerardo nickte zufrieden, als habe er den letzten Stein in ein bereits gewonnenes Spiel gesetzt. Don Aristóteles hingegen lächelte nicht; er heftete den Blick auf seinen Sohn mit einer Mischung aus Stolz und Sorge, wie Tomás sie noch nie in seinem Gesicht gesehen hatte.

„Mein Sohn“, sagte er, „Tapferkeit bedeutet nicht, keine Angst zu kennen, sondern trotz aller Instinkte vorwärtszugehen.“

„Fidel wartet“, fügte der Senator hinzu. „Lassen Sie es ihn nicht wissen. Und zweifeln Sie nie in seiner Gegenwart – Spieler riechen Angst.“

Tomás senkte den Blick zur Kiste, als seien die Gegenstände darin die Schlüssel zu einem Schicksal, dem er sich nicht mehr entziehen konnte. Er dachte an Candelario, an die Möglichkeit, dass dieser durch dunkle Mächte gestorben war, an das Blut auf den Bildern. Und ohne recht zu wissen, wie und warum, spürte er, dass

eine Kraft – Mischung aus Pflichtgefühl, Liebe und Trotz – ihn drängte, zu tun, was man von ihm erwartete.

„Ich breche noch heute Nacht auf“, sagte er.

Das Schweigen, das darauf folgte, war zu dicht, um es mit belanglosen Worten zu füllen. Tomás zog sich zurück, um seine Abreise vorzubereiten.

Oben in seinem Zimmer schloss er die Tür ab, stellte die Kiste auf den Tisch und stützte die Stirn an den Spiegel. Mehrmals atmete er tief, bemüht zu begreifen, an welchem Punkt sein Leben – das Leben des Lesers griechischer Klassiker, des Verliebten, des heimlichen Poeten in Cafés – auf diesen dunklen Pfad geraten war.

Er öffnete die Kiste erneut. Der Colt wog wie ein Lehrbuch der okkulten Wissenschaften; der Pflock fühlte sich fast lebendig an, als bewahre das Holz noch die Erinnerung an nordische Wälder. Der Diamant im Ring funkelte merkwürdig, als antworte er dem Petroleumlicht mit innerem Feuer. Tomás schlug den Deckel rasch zu, aus Furcht, in diesen Dingen Zeichen zu lesen, wo nur Aberglaube und Angst waren.

„Ich bin kein Mörder“, sagte er leise. „Dafür bin ich nicht geboren.“

Aber er wusste, dass es zu spät war. Ein Mann kann vieles ausschlagen, nicht aber das, was Ehre, gegebene Worte und das Ansehen der Geliebten betrifft. „Weigere ich mich, verliere ich alle; nehme ich an, rette ich vielleicht etwas“, dachte er, während er seine Reisekleidung herrichtete.

Unten hörte er die schweren Schritte seines Vaters und des Präsidenten, die im Salon auf und ab gingen, murmelnd. Offenbar besprachen sie Details, die er nicht hören sollte. Er fragte sich, ob sie vor seiner Ankunft über Candelarios Tod gesprochen hatten, ob sie mehr wussten, als sie zu gestehen bereit waren. Einen Moment lang verspürte er einen fiebrigen Impuls: die Treppe hinunterzustürzen, Antworten zu verlangen, zu schreien, er habe ein Recht zu wissen, ob Arango – oder vielleicht sogar sein eigener Vater – in diesen Tod verwickelt war.

Er hielt inne, bevor seine Hand den Türknauf berührte.

Er atmete.

Er befahl sich Ruhe.

„Erst erfülle ich meine Mission“, sagte er sich. „Dann werde ich Rechenschaft verlangen.“

Als er schließlich hinabstieg, hatte sich die Atmosphäre verändert. Trujillo war gegangen; Gerardo stand schweigend am Fenster und blickte auf die Straße hinaus, als bewache er einen Schatten, der sich nähern könnte.

Don Aristóteles wartete am Fuß der Treppe. So ernst hatte Tomás ihn nie gesehen.

„Hast du alles?“ fragte der Vater.

„Das Nötigste“, antwortete Tomás und dachte, das einzig wirklich Nötige sei Mut – und der sei stets am knappsten.

Der Vater legte ihm fest die Hand auf die Schulter.

„Ich habe dich erzogen, der Welt mit erhobenem Haupt zu begegnen“, sagte er. „Aber nicht, um… dem da entgegenzutreten.“ Er vermied es, den Namen des Barons oder seiner Legenden auszusprechen.

„Dann halten Sie mich nicht auf“, erwiderte Tomás leise, doch unnachgiebig.

„Ich werde dich nicht aufhalten“, sagte Aristóteles. „Das hieße, dir das Erwachsensein abzusprechen. Und einem Sohn die Reife zu verweigern, ist ein größerer Verrat, als ihn der Gefahr auszusetzen.“

Ein dichtes Schweigen stand zwischen ihnen.

„Wenn ich zurückkehre…“, begann Tomás.

„Du wirst zurückkehren“, unterbrach ihn sein Vater.

„Wenn ich zurückkehre“, beharrte Tomás, „werden wir über Candelario reden müssen.“

„Jetzt ist nicht der Moment“, flüsterte Aristóteles scharf, fast schmerzhaft.

„Gerade deshalb“, entgegnete Tomás. „Später ist es vielleicht unmöglich.“

Aristóteles schloss kurz die Augen, atmete tief und sagte schließlich:

„Über die Toten… werden wir sprechen, wenn du zurück bist.“

„Das Pferd wartet“, rief Gerardo von der Tür her. „Und Fidel ist nicht geduldig.“

Tomás zog den Mantel an, nahm die Kiste, befestigte den Pflock am Gürtel, steckte die Bibel ins Innere der Weste und ging zur Tür, als überschritte er eine unsichtbare Schwelle zwischen seinem bisherigen und seinem neuen Leben.

Als er in die kalte Nachtluft Bogotás hinaustrat, hörte er seinen Vater in kaum hörbarem Latein murmeln:

„Fiat voluntas Dei.“

Da wusste Tomás mit absoluter Klarheit, dass es kein Zurück mehr gab.

5. Der Geist des Chicamocha

Klaus Müller hatte in seinem Leben siebzehn Männer getötet. Drei in ehrenhaften Duellen, fünf in Hinterhalten während seines Dienstes in der preußischen Armee und neun als Kopfgeldjäger in den deutschen Kolonien Afrikas. Keiner dieser Männer hatte ihm Angst gemacht.

Bis er den Namen Macaregua hörte.

Zum ersten Mal hörte er ihn in der Schenke des Barons, an einem Abend, an dem die europäischen Söldner Schnaps tranken und Jagdgeschichten erzählten. Ein einäugiger Holländer namens van der Graaf hatte den Yariguí mit einer Mischung aus Verachtung und Furcht erwähnt.

„Man sagt, er wird unsichtbar", hatte van der Graaf gesagt, während er sein einziges Auge mit einem schmutzigen Taschentuch wischte. „Dass Dämonen ihn beschützen. Dass er zwischen Kugeln hindurchgehen kann, ohne getroffen zu werden."

Klaus hatte damals gelacht, mit der Arroganz des Berufssoldaten, der nicht an Aberglauben glaubt. Aber dann hörte er weitere Geschichten. Zu viele. Und alle stimmten in Details überein, die kein Zufall sein konnten.

Der erste registrierte Angriff ereignete sich 1876, als eine Patrouille von sechs Deutschen ausgesandt wurde, um den Chicamocha-Canyon auf mögliche Routen für den Chinatransport zu erkunden. Nur einer kehrte zurück, im Delirium, mit einem Pfeil in der Schulter und einer Geschichte, die niemand glauben wollte: Er hatte gesehen, wie ein Indianer aus dem Nichts auftauchte, seine Kameraden mit übernatürlicher Präzision tötete und verschwand, bevor sie auf ihn schießen konnten.

„Es war, als hätte der Urwald ihn ausgespuckt und gleich darauf wieder verschlungen", hatte der Überlebende gesagt, bevor er drei Tage später an Fieber starb.

Der zweite Angriff war schlimmer. Eine Expedition von zwölf Männern, alle mit Mausergewehren neuester Bauart bewaffnet, wurde tot auf einer Lichtung gefunden. Ihre Körper waren im Kreis angeordnet, die Köpfe auf einen Baum in der Mitte gerichtet. In dessen Stamm war mit einem Messer eine Botschaft auf Spanisch eingeritzt: „Das ist es, was mit Landdieben geschieht."

Doch was Klaus am meisten verstörte, war der dritte Angriff – derjenige, den er selbst miterlebte.

Sie waren im Morgengrauen aufgebrochen, eine Gruppe von acht Kopfgeldjägern unter Führung eines deutschen Hauptmanns namens Hoffmann. Der Plan war einfach: Macareguas Spur bis zu seinem Lager verfolgen und ihn im Schlaf töten. Hoffmann hatte zwei kreolische Fährtenleser angeheuert, die geschworen hatten, den genauen Ort zu kennen.

Stundenlang marschierten sie über immer schmaler werdende Pfade, bis der Wald so dicht wurde, dass kaum noch Sonnenlicht eindrang. Klaus verspürte etwas, was er seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte: Angst. Es war nicht die rationale Furcht des Soldaten, der weiß, dass er sterben kann. Es war etwas Älteres, Ursprünglicheres. Als würde der Berg selbst sie beobachten.

Der Erste, der fiel, war einer der kreolischen Führer. Ein kaum wahrnehmbares Sirren – dann brach der Mann mit einem Pfeil im Hals zusammen. Klaus riss das Gewehr herum, suchte nach dem Angreifer, aber er sah nichts. Nur Bäume, Farne, Schatten.

„Dort!" rief Hoffmann und deutete auf ein dichtes Gebüsch.

Sie feuerten gleichzeitig. Der Knall der Gewehre hallte im Canyon wie ein Donnerschlag. Doch als sie sich näherten, war dort nichts. Kein Blut, keine Spur, kein Körper.

Da sahen sie ihn.

Macaregua stand auf einem Felsen, keine zwanzig Meter entfernt, und betrachtete sie mit einer Ruhe, die Klaus das Blut in den Adern gefrieren ließ. Er war kleiner, als sie erwartet hatten, doch seine Präsenz füllte den Raum mit einer furchterregenden Autorität. In der Hand hielt er einen Bogen, auf dem Rücken einen Köcher voller Pfeile. Sein Gesicht, mit roten und schwarzen Linien bemalt, zeigte keinerlei Regung.

„Feuer!" brüllte Hoffmann.

Sie schossen erneut. Klaus sah, wie seine eigene Kugel durch die Luft direkt auf die Brust des Yariguí zuflog. Doch Macaregua war nicht mehr dort. Er hatte sich mit einer Geschwindigkeit bewegt, die jeder Logik spottete, und war zwischen den Bäumen verschwunden, bevor sich der Pulverdampf verzogen hatte.

Was folgte, war ein Massaker. Einer nach dem anderen brachen die Kopfgeldjäger zusammen. Einige mit Pfeilen im Hals. Andere mit durchgeschnittener Kehle, von Messern, die sie nie hatten kommen

sehen. Klaus versuchte mehrmals zu schießen, doch jedes Mal, wenn er anlegte, hatte Macaregua sich bereits bewegt. Es war, als wolle er einen Schatten töten.

Als Klaus es schließlich schaffte zu fliehen, sich durch Schlamm und Gestrüpp schleppend, gab es nur noch zwei Überlebende: ihn und Hoffmann. Sie rannten, ohne sich umzudrehen, bis das Geräusch des Urwalds verklang und sie eine Lichtung erreichten, auf der ein kleines kreolisches Dorf lag.

Hoffmann, am ganzen Leib zitternd, sagte etwas zu Klaus, das dieser nie vergessen sollte:

„Dieser Mann ist nicht menschlich. Er kann es nicht sein."

Klaus antwortete nicht. Doch in den Tiefen seiner Seele wusste er, dass Hoffmann recht hatte. Was sie gesehen hatten, war kein gewöhnlicher Krieger. Es war etwas anderes. Etwas, das der Urwald erschaffen hatte, um Eindringlinge zu bestrafen.

Seitdem verbreitete sich die Legende von Macaregua wie ein Flächenbrand. Die Bauern nannten ihn „Das Gespenst des Chicamocha". Die Kreolen behaupteten, er sei unsterblich, er habe einen Pakt mit den Geistern des Gebirges geschlossen. Die Deutschen hingegen zogen es vor, nicht über ihn zu sprechen.

Aber alle, ausnahmslos alle, wussten eines: Macaregua war kein Mann, den man mit Kugeln töten konnte.

Und das, mehr als alles andere, war es, was Klaus Müller in Schrecken versetzte.

Hinter der Kutsche, die in hohem Tempo die Hauptstraße hinunterjagte und hinter sich eine Fahne aus goldenem Staub und erstickten Flüchen aufzog, überquerten Galeano und Macaregua hastig die Straße. Bis über die Ohren in ihre schweren Ruanas gehüllt und die Gesichter unter langen Strohhüten verborgen, die von Sonne und Tabak geschwärzt waren, huschten sie geradewegs vor dem weiß getünchten Mauerwerk des Gebäudes des Club de los Gremios vorbei, in dessen Nähe sich der Parque Santander erstreckte, wo die Palmen sich mit der Lässigkeit eines ewigen Mittagsschlafs wiegten.

Macaregua – der kleinere von beiden, mit Stupsnase, hohen Wangenknochen, indianischem Gesicht und olivfarbener Haut, in schwarze Hosen gekleidet, die sich eng an seine sehnigen Beine schmiegten – schlug im Takt seiner Verwünschungen eine Hand in

die andere, als wolle er mit jedem verfluchten Satz Funken aus der Luft schlagen.

„Es war die verfluchte Doña Arcadia", murmelte er heiser, mit bergiger Stimme zwischen den Zähnen. „Sie bietet mein Gewicht in Gold für meinen Kopf."

Galeano, dessen Gehrock offenhing und dessen purpurnes Halstuch ihm über die Schulter gerutscht war, ließ den Stoff auf die nächstgelegene Steinbank fallen wie jemand, der sich eines lästigen Gegenstands entledigt, und stieß ein kurzes, trockenes Lachen aus.

„Zum Glück", entgegnete er und legte den Kopf mit einer Geste müder Ironie schief, „wagen diese so frommen Damen nicht einmal, uns direkt anzusehen. Sie ziehen es vor, uns aus der Ferne zu segnen und aus der Nähe zu verdammen."

Langsam richtete er sich auf, ordnete die Ruana mit einer fast zeremoniellen Bewegung und ließ den Blick über die Konturen des Platzes gleiten, über die halb geöffneten Fenster des Club de los Gremios, hinter deren Gardinen sich Silhouetten voller Ringe, von Banketten gewölbter Bäuche und Gewissen zeigten, die in Fragen der Gerechtigkeit erstaunlich leicht waren.

„Vielleicht hat das Erdbeben sie erschreckt", warf Macaregua mit spöttischem Leuchten in den Augen ein. „Für diese Leute ist jedes Knacken in den Grundmauern ihrer Häuser eine Ankündigung des Jüngsten Gerichts."

Er fürchtete nicht, durch Bucaramanga zu gehen. Obwohl er der meistgesuchte Indigene auf den Steckbriefen war, die Genipperteinga von Europa aus verbreiten ließ – auf dickem Papier gedruckte Blätter, die Pistoleros aus aller Welt von einem Dollar aufwärts für jeden Yariguí-Kopf versprachen –, durchquerte Macaregua Plätze und Gassen mit der Unbekümmertheit eines Mannes, der alle Abkürzungen durch die Ängste anderer kennt.

Unter den Arrieros, in den Schankstuben von Socorro und in den Küchen der Haciendas machte das Gerücht die Runde, der Baron habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen; den Indio hingegen beschützten Luzifer, Limbiel und der alte Samán der Schluchten, jener Pflanzengeist, zu dem die Großmütter leise beteten, wenn sich der Himmel zuzog. Seinen unsichtbaren Banden mit dem Wald und seinen vergifteten Pfeilen – zubereitet mit Aufgüssen, deren Rezept nur die Seinen kannten – schrieb man den Tod von mehr als dreißig Deutschen und Holländern zu, deren Namen niemand mehr wusste,

deren aufgedunsene Körper aber wie schuldig gewordene Baumstämme flussabwärts getrieben waren.

Man erzählte sich, man habe ihn schon mehrmals von ganzen Bataillonen einkesseln lassen, und keine Kolonne, die ihm in das Dickicht der Ufer des Magdalena gefolgt sei, sei als dieselbe zurückgekehrt – um den ängstlichen Ausdruck seiner Verfolger zu benutzen – sondern als eine Masse von Schatten, in der die Lebenden lernten, wie Gespenster zu gehen.

„Genipperteinga ist sehr gerissen", fuhr Galeano fort und nahm den Faden seiner eigenen Grübeleien wieder auf, wie jemand, der zu einem Rosenkranz von Kränkungen zurückkehrt. „Er hat die Herren des Club de los Gremios überzeugt, der Kirche eine Art moderne Bulle zu gewähren, derzufolge die Bäuerinnen von den Teutonen geschwängert werden dürfen, und diese sie – falls das Geschäft aufgeht – nach den Revolutionen heiraten könnten, um diese Täler mit ihrem Samen zu bevölkern."

„Und deshalb geben sie ihre Töchter an die Teutonen?" fragte Macaregua, die Namen der einen Eindringlinge absichtlich mit denen der anderen verwechselnd, als wären sie alle dieselbe Plage mit unterschiedlichen Nachnamen.

„Sie nennen es die Regeneration!" seufzte Galeano und spuckte das Wort aus, als schmecke es nach Rost. „Nicht einmal die Römer sind in ihren dekadentesten Tagen vor den Heerscharen Attilas so tief gesunken. Hier duldet die Kirche – wenn sie es nicht gar feiert – die freie Verbindung zwischen den angesehensten Damen und den Abenteurern, die Genipperteinga aus Europa heranführt. Manche Mädchen der feinen Gesellschaft von Bucaramanga akzeptieren das Konkubinat mit der Inbrunst von Frömmlerinnen, von kirchlichen Orakeln überzeugt, sie trügen so zur Verbesserung der ‚Rasse' bei."

„Viele Töpfer sind mit ihren Familien nach Cundinamarca fortgezogen", fügte Macaregua ernst hinzu, „auf der Flucht vor diesen freundlichen Damen, die ihre Häuser für die Fremden öffnen und ihre Türen vor den eigenen Leuten schließen. Wir wissen, dass die Deutschen nur gelegentlich in ihren Häusern bleiben: Sie kommen, trinken, zeugen und verschwinden."

„Mehrere von ihnen sind bereits aus Kolumbien geflohen", bestätigte Galeano. „Geschäfte in Stuttgart, Wien, Amsterdam und Berlin rufen sie, Salons, in denen man vom Fortschritt spricht, während man ihn hier in Blut und Tränen misst. Aber alle –

ausnahmslos alle – beziehen weiterhin staatliche Vergünstigungen; einige Häuser brüsten sich inzwischen sogar damit, ihre Frauen als Trophäen dieser Allianzen vorzuführen."

Macaregua biss die Kiefer zusammen.

„Es gibt etwas, das uns beide empört", sagte er mit tiefer, schwerer Stimme. „Kein rechtschaffener Mann nimmt einem Mädchen auf Reisen die Jungfernschaft – ob es eure Töchter und Schwestern sind oder unsere. Wer es tut, hört auf, Mensch zu sein, und wird zum Tier."

„Gewiss …" murmelte Galeano und spürte, wie ihn das Bild des Barons im Haus seiner Eltern wie ein Blitz durchzuckte – in einer Nacht, die ohnehin schon von zu vielen Schrecken erhellt war.

„Darum werden wir sie alle massakrieren", schloss Macaregua, ohne die Stimme zu heben, als spräche er ein Naturgesetz aus.

„Die Gremien?" fuhr Galeano auf und blieb abrupt stehen. „Auch sie?"

„Warum nicht?" Die Augen des Yariguí verengten sich.

„Weil wir uns damit den Hass der übrigen Stände zuziehen würden", entgegnete Galeano, „ganz zu schweigen von der Strafe durch die Europäer selbst, die in unserem Zorn nur die Bestätigung ihrer Theorie sähen, dass wir unverbesserliche Wilde sind."

Macaregua betrachtete ihn einen Augenblick schweigend, mit der gelassenen Raubtierruhe, die dem Sprung vorausgeht, und spuckte auf den Boden, als werfe er dort, mitten in Schlamm und Staub, die Geduld weg, die ihm noch blieb.

Ein feiner Nieselregen, kaum wahrnehmbar, begann aus dem zugezogenen Himmel zu fallen und trübte den Nachmittag noch mehr. Die frisch entstandenen Pfützen fingen die schmutzigen Spiegelbilder von Balkonen und Gesimsen ein, als würde die ganze Stadt sich in einem trüben Spiegel betrachten.

Die Kutsche setzte ihren geisterhaften Lauf fort, während der Sturm sich steigerte. Doña Arcadia betrachtete die verwüstete Landschaft mit der Gleichgültigkeit einer Sphinx, doch María del Carmen, die Viper – gezwungen, sie auf dieser Fahrt nach Floridablanca zu begleiten –, brannte vor unterdrückter Empörung.

„Die Presse verschweigt viele Tote", urteilte Arcadia, während sie durch das Fensterchen blickte. „Das Blut wird niemals von der prächtigen Waffe abgezogen werden, mit der man von der Puerta de

las Murallas hinunter nach Floridablanca fahren wird. Zu viele Europäer sind durch Macaregua und seine Indios umgekommen."

„Macaregua?" María del Carmen hob eine Augenbraue. „Meinen Sie die Ereignisse von Bucaramanga? Wie bequem, die Tatsachen zu verdrehen. Es waren nicht ‚wilde Indios', die sich erhoben, sondern Handwerker, die durch den Freihandel ruiniert wurden, den Ihre Klasse ihnen aufgezwungen hat."

„Sie wollen den Nimbus der Überlegenheit nicht verlieren, den sie selbst fördern", schleuderte María del Carmen ihr entgegen.

„An Ihrer Stelle", entgegnete Arcadia, „würde ich mir solche Meinungen verkneifen."

„Man könnte sagen, die Yarigüíes seien nicht einmal Ihresgleichen", fuhr María del Carmen kämpferisch dazwischen, „sondern eine überlegene Rasse."

„Die Yarigüíes sind auf Bäumen aufgewachsen", fauchte Arcadia.

„Haben sie nicht vor dreihundert Jahren Alfonso Alfinger und sein Heer geschlagen?" fragte María del Carmen und führte ein historisches Beispiel an, um die Widerstandskraft der Indigenen zu belegen.

„In einer Feldschlacht würden sie vernichtet."

Doch María del Carmen ließ sich vom feudalen Spott nicht in die Enge treiben. Sie zog aus ihrer Tasche das zerlesene Exemplar der *Utopia* von Thomas Morus hervor, jenes Buch, das sie im Kerzenlicht in Paris gelesen, in geheimen Runden in Madrid diskutiert und in schlaflosen Nächten in Bogotá durchdacht hatte.

„Haben Sie Thomas Morus gelesen, Doña Arcadia?"

„Ich verschwende keine Zeit mit literarischen Fantastereien."

„Dann erlauben Sie, dass ich Sie aufkläre. Morus schrieb seine *Utopia* vor mehr als drei Jahrhunderten, in einer Zeit, da England zwischen der feudalen Ordnung, die Sie so sehr verehren, und den Erschütterungen einer neuen Epoche hin- und hergerissen war. Sein Buch ist keine müßige Fantasie, sondern eine vernichtende Kritik am System des Privateigentums, das all dieses Elend hervorbringt, das wir zu übersehen versuchen."

Arcadia schnaubte verächtlich, doch María del Carmen fuhr fort:

„Auf der Insel Utopia, die Morus sich vorstellt, gibt es kein Privateigentum. Die Häuser wechseln alle zehn Jahre die Familien, damit niemand krankhafte Bindungen an materielle Dinge entwickelt.

Es gibt keine Schlösser an den Türen, weil es nichts zu stehlen gibt. Können Sie sich das vorstellen, Doña Arcadia? Eine Welt ohne diese Riegel, die Sie an Ihre Kornspeicher legen, während Ihre Pächter verhungern?"

„Urchristentum. Heute unmöglich zu verwirklichen."

„Unmöglich? Morus beschreibt eine Gesellschaft, in der alle sechs Stunden täglich in landwirtschaftlichen oder handwerklichen Tätigkeiten arbeiten. Den Rest der Zeit widmen sie dem Studium, den Künsten, dem philosophischen Gespräch. Es gibt keine müßige Klasse von Parasiten, die von fremder Arbeit leben. Keine Adligen, die mit allem geboren werden, und Bauern, die mit nichts zur Welt kommen. Jeder trägt nach seinen Fähigkeiten bei und erhält nach seinen Bedürfnissen."

„Und wer regiert in dieser Anarchie?" fragte Arcadia spöttisch.

„Es regieren vom Volk gewählte Magistrate, aber – und das ist entscheidend – diese Magistrate häufen weder Reichtum noch Privilegien an. Sie leben auf dieselbe Weise wie jeder Bürger. Es gibt keine Paläste, keine Ebenholz-Kutschen, keine geraubten Smaragdkolliers. Die Autorität ist funktional, nicht ornamental."

María del Carmen beugte sich vor, die Augen voller geistiger Leidenschaft:

„Und hier liegt das wahrhaft Revolutionäre bei Morus: Seine Kritik am Eigentum ist nicht nur ökonomisch, sie ist moralisch. Er zeigt, dass, solange es Privateigentum gibt, eine ungleiche Verteilung der Güter unvermeidlich ist. Die Reichen werden immer mehr anhäufen, die Armen immer weniger haben. Die christliche Nächstenliebe, die Sie so gerne predigen, ist nur ein oberflächliches Pflaster, das die Wurzel des Problems nicht berührt. Es ist, als würde man einen Verband auf eine brandige Wunde legen, ohne die Infektion zu reinigen."

„Sein Leben war eine Ketzerei für seinen König!"

„Ja, er starb, weil er sich weigerte, die Scheidung Heinrichs VIII. anzuerkennen. Aber sein Katholizismus war nicht der Ihre, Doña Arcadia. In seiner Utopia ist die Religion tolerant und plural. Es gibt verschiedene Bekenntnisse, die friedlich zusammenleben. Die Priester werden vom Volk gewählt und sind selten – nur dreizehn pro Stadt –, weil man kein Heer von Klerikern braucht, das zwischen Gott und dem Menschen vermittelt. Die Kirchen sind schlicht, ohne

Gold, ohne Schmuck. Der Prunk, den Sie in unseren Kathedralen so bewundern, hätte Morus entsetzt.“

„Morus lädt uns ein, zu bedenken: Kann eine Gesellschaft ohne Hierarchien gedeihen, oder ist das Chaos unvermeidlich? Ich glaube, im Grunde ist sein Werk ein Spiegel für uns Frauen, gefangen in Rollen, die uns jede Stimme nehmen; in Utopia kämpfen Frauen in Kriegen und erziehen ihre Kinder in Freiheit. Sehnen Sie sich nicht danach statt nach dieser ewigen Unterwerfung? Ich glaube, Sie verdrehen seine Worte.“

„Verdrehen?“

„Über Ihre verkürzte Lesart hinaus – nützlich ist sie dennoch, das gebe ich zu –, lassen Sie mich ihn direkt zitieren: Morus beschreibt, wie in seiner Zeit – und umso mehr in der unsrigen – die Reichen unter dem Namen der Republik verschwören, um die Armen zu unterdrücken. Sie sprechen vom Gemeinwohl, während sie das Gemeinwohl plündern. Sie erlassen Gesetze, die ihre Privilegien schützen, und nennen das Gerechtigkeit. Und wenn die Armen sich erheben, wenn sie Brot stehlen, um nicht zu verhungern, hängen sie sie auf öffentlichen Plätzen auf, zur Abschreckung.“

Die Kutsche ruckte. Ein Blitz erhellte die Landschaft und ließ das verkohlte Skelett einer Hütte sichtbar werden. María del Carmen wies zum Fenster hinaus:

„Das ist es, was Ihr System hervorbringt, Doña Arcadia. Es ist nicht die natürliche Ordnung der Dinge, sondern das Ergebnis von Jahrhunderten organisierten Raubes. Und Morus begriff das im sechzehnten Jahrhundert. Er schrieb: ‚Wenn ich mir alle Republiken ansehe, die heute blühen, sehe ich nichts anderes als eine Verschwörung der Reichen, die unter dem Namen des Gemeinwesens ihre eigenen Interessen verfolgen.‘“

„Und was schlägt er dann vor?“ fragte Arcadia kühl. „Dass wir alles verteilen? Dass wir unsere Ländereien dem Pöbel überlassen?“

„Ich schlage vor, dass Sie Morus lesen, dass Sie die Bibel lesen, ohne die Filter Ihrer gefälligen Pfarrer; dass Sie sich fragen, was Christus sagen würde, wenn er einen Bischof sähe, der eine Ebenholz-Kutsche segnet, während hundert Meter weiter ein Kind vor Hunger stirbt. Morus stellte eine Frage, die bis heute unbeantwortet ist: Ist es möglich, eine gerechte Gesellschaft zu haben, solange das Privateigentum an den Produktionsmitteln existiert?“

„Solche Ideen sozialer Gleichheit sind, wenn überhaupt, nur in der Utopia von Thomas Morus möglich“, erwiderte Arcadia und wiederholte wie ein Katechismus den Satz, den sie tausendmal auf Bogotáer Kanzeln gehört hatte.

„Ganz genau!“ María del Carmen schlug mit der Faust auf den Sitz. „Darum nannte Morus sie ‚Utopia‘, was im Griechischen ‚kein Ort‘ bedeutet. Nicht, weil sie unmöglich wäre, sondern weil sie noch nicht existiert. Aber was noch nicht existiert, kann morgen entstehen. Utopien sind der Motor der Geschichte. Ohne sie säßen wir noch immer in Höhlen und beteten den Donner an.“

Ein schweres Schweigen senkte sich. Der Regen trommelte mit neuer Wut auf das Dach.

Schließlich fügte María del Carmen hinzu:

„Und hier liegt die eigentliche Ironie, Doña Arcadia: Auch Sie glauben an eine Utopie. Sie glauben an eine goldene Vergangenheit, die es nie gegeben hat, an eine perfekte koloniale Ordnung, in der jeder seinen Platz kannte und alle glücklich waren. Das ist Ihre reaktionäre Utopie. Der Unterschied ist, dass meine in die Zukunft blickt und Ihre auf eine Fantasie der Vergangenheit.“

„Ich will nicht die Aura der Überlegenheit verlieren, die sie selbst fördern”, die Augen Arcadias leuchteten mit plötzlichem Hass auf –, „aber das ist eine direkte Beleidigung. Der Dialog war nicht mehr akademisch. Es war ein Krieg. Dann spielte María del Carmen ihre letzte Karte aus:“

„Und da wir von Morus und Utopien sprechen, lassen Sie mich eine Beobachtung anstellen, die Sie zutiefst verstören sollte: Wissen Sie, wo man den morianischen Idealen am nächsten kommt? Nicht in katholischen Republiken wie der unseren. Am nächsten kommt man ihnen in den protestantischen Nationen.“

„Sie fürchten, man werde mich wegen meiner Ansichten verurteilen“, entgegnete María del Carmen, „aber es wäre Verschwendung, darauf zu verzichten, über das nachzudenken, was wir erleben. Weisheit ist ein Dornweg zum Vergnügen.“

„Die Freiheit der Meinung ist der Dunst der Mausoleen, die unsere Feinde für uns errichten“, und Arcadias Augen leuchteten erneut vor Hass.

María del Carmen wollte sagen, man müsse so viel Dünkel ablegen, dass sowohl Arcadia als auch sie selbst indianisches Blut in den Adern hätten und dass Spanien neun Jahrhunderte unter der

Herrschaft der Mauren gestanden habe, doch ein Kloß im Hals würgte sie. Mühsam unterdrückte sie einen Hustenanfall.

„Unter dem Vizekönigtum lebte man besser“, fuhr Arcadia fort, ohne auf María del Carmens Ausrutscher zu achten. „Der Frieden, den uns die spanische Krone schenkte, steht im Kontrast zu dieser Aufrührerei. Ist es nicht besser, hungrig in Frieden zu leben, als in Wohlstand erschlagen zu werden?“

María del Carmen verstand den Hinweis auf José Antonio Galán und andere Anführer der Comunero-Revolution, die in ihrem Drang, die Privilegien des spanischen Adels zu erlangen, einen Aufstand ausgelöst hatten, der 1781 die Macht des Vizekönigreiches Neugranada beinahe zerrissen hätte, kaum fünf Jahre nach der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Die Versprechen eines Bischofs hatten genügt, um den Eifer eines frommen, wenngleich durch Steuern und fehlende Ämter erbitterten Pöbels zu dämpfen. Galán war bei lebendigem Leib gevierteilt worden, und seine Überreste waren über mehrere Orte verteilt worden, wo sie den Geiern zur Beute wurden. Bis zur Unabhängigkeit Kolumbiens konnten erschöpfte Reisende schon aus Kilometern Entfernung erkennen, dass sie sich einem der aufrührerischen Dörfer näherten, wenn der Schimmer perlmuttfarbener Knochen am Wegesrand aufflammte.

„Und was nützt uns ein Frieden in der Sklaverei?“ murmelte María del Carmen. „Wie sehr bewunderten wir die sephardischen Juden Konstantinopels, die so viel Unternehmertum und Arbeit in unsere Gegend brachten! Sie waren es, die unsere Hüte, unsere Schals und unsere Hosen in Budapest und Berlin handelten.“

„Ihr Bündnis mit den Venezianern hat uns geschadet“, entgegnete Arcadia. „Der Baron war es, der uns neue Märkte erschloss.“

„Eine Marktöffnung, die uns verarmt“, hielt María del Carmen entgegen.

„In dieser Welt ist jedes Gut klein“, erwiderte Arcadia, „wie der Dichter so treffend sagt.“

„Nur Sie, meine liebe Freundin, können uns dieses kleine Gut jetzt gewähren.“

„Undankbar sind sie!“ rief Arcadia. „Wir haben sie von der spanischen Krone befreit, wir kassieren keine Steuern mehr wie einst, und dennoch wagen sie es, so leben zu wollen wie wir!“

„Wenn Sie uns helfen, würden unsere Knechte bei den nächsten Wahlen für den Baron stimmen.“

Arcadia lachte humorlos.

„Sie müssten die Vielfalt der Bekenntnisse akzeptieren, beginnend mit dem lutherischen. Ich habe keine Lust, unter einem Regime zu leben, das der Wissenschaft noch misstraut.“

María del Carmen nickte, unfähig, ihr zu widersprechen.

„Der Protestantismus hat ganze Städte erblühen lassen“, fuhr Arcadia fort. „Eine Moral, die die Arbeit, die Disziplin, die Pflichterfüllung, die unmittelbare Lektüre der Schrift schätzt … Frauen bilden sich mehr, diskutieren mehr. Ist das nicht die Kraft der Deutschen, die die Leute hier so bewundern?“

María del Carmen spürte, wie Arcadia sie mit ihrer Dialektik durchbohrte.

„Die Lektüre ohne die Führung eines gebildeten Geistes kann selbst den Aufrichtigsten in die Irre führen“, erwiderte María del Carmen mit einem Hauch ererbter Scham. „Die Messe, das Latein und die Tradition tragen noch gewisse Harmonien, die ein Volk nicht von einem Tag auf den anderen verlieren darf.“

„Oder seine Erstarrung“, murmelte Arcadia. „Ich behaupte es nicht, sondern Konfuzius. Die Schlangenbeschwörer – nebenbei gesagt – besitzen eben den Rückhalt dieser Traditionen.“

„Wir dagegen haben die Unterstützung Bismarcks!“ Arcadias Augen schienen für einen Moment bläulich, als hätte ein Blitz sie getroffen. Sie fühlte, wie ihr die Luft wegblieb.

„Nehmen Sie mir das nicht übel“, keuchte María del Carmen. „Auch wenn ich mit meinen Knechten sympathisiere, weiß ich, dass die Rebellen unter Galeano niedergeschlagen werden müssen!“

Sie hielten vor einem Laden, in dessen Portal eine schlanke, braunhäutige Jungfrau von vielleicht fünfzehn Jahren mit kaffeefarbenen Augen, in ein weißes Kleid aus schneeigen Gazen gehüllt, unter einem vom Regen gepeitschten Vordach mit einem Sträußchen Levkojen wartete. Hinter ihr erkannte María del Carmen einen der Bauern, die sie durch das Fernrohr gesehen hatte. An seiner Seite betrachteten sie die ausgemergelten Gesichter von einem Dutzend Männern und Frauen mit schüchterner Neugier.

„Ich vertraue Ihnen das Wohlergehen meiner Tochter an“, stammelte der Bauer.

Die Reiter und der Lakai stiegen ab und blickten in Erwartung von Arcadias Anweisungen zu ihr hinüber.

„Bringt sie herauf!“ befahl sie.

María del Carmen musterte sie mit einer unwillkürlichen Kopfbewegung. Einer der Reiter spannte einen Seidenschirm auf, ein anderer öffnete die Haupttür der Kabine. Das Mädchen wurde auf den Rücksitzen untergebracht.

„Wozu nehmen wir dieses Mädchen mit?“ stammelte María del Carmen.

Der Kutscher schlug die Holztür zu.

„Ich heiße Marisol“, sagte die Mädchen mit vorlauter Stimme. „Ich bin die Tochter von Emeterio, einem der ältesten Knechte des Barons.“

„Gebt die Geschenke heraus“, befahl Arcadia.

Die Reiter holten aus dem hinteren Teil der Kabine einen Korb mit Lebensmitteln und Kapaunen, zwei venezianische Spiegel, Flaschen Cognac, Zigaretten, ein Paar vergoldete Zaumzeuge und ein Bündel bunter Kleider aus chinesischer Seide. Die vermeintlichen Verwandten der Braut nahmen alles mit dankbaren Gesten entgegen.

„Also war es wahr?“, fragte sich María del Carmen, und ihre Lippen zitterten unkontrollierbar. War der Baron Genipperteinga nicht einer der Hauptverfechter der Eugenik – jener Wissenschaft, die predigte, das Problem Kolumbiens liege in seinen dekadenten Rassen, die mit europäischem Samen gereinigt werden müssten?

María del Carmen wandte den Blick ab, um Arcadias prüfendem Blick zu entgehen, während sich auf deren Lippen ein spöttisches Lächeln zeichnete.

„Kupplerin“, murmelte sie für sich.

Sie fasste sich und stellte sich den schwarzen Abgründen von Arcadias Pupillen, die ihr zu sagen schienen, die Verbesserung der Rasse verlange Opfer sittlicher Art. Sie erbleichte und wandte den Blick wieder zur anderen Seite, hinaus durchs Fenster. Ein feiner Nieselregen verdüsterte den Nachmittag.

„Deine Eltern hielten dich aus religiösen Skrupeln von uns fern“, fuhr Arcadia fort. „Hast du deinen Glauben an den Gekreuzigten schon verloren?“

„Ich gehe noch immer zur Messe“, entgegnete María del Carmen. „Wie jede junge Person nehme ich den Fortschritt der

Wissenschaft an, aber ich werde nie aufhören, an den auferstandenen Christus zu glauben.“

Die Kutsche setzte sich erneut in Bewegung. Ein hinkender Mann in Lumpen, der unter Schielen litt, winkte am Straßenrand und zeigte Zähne, die von Karies zerfressen waren.

„Ich habe zwei Töchter für den Herrn!“ brüllte er und stützte sich auf einen Holzstab, der als halbes linkes Bein diente. „Sie sind noch keine dreizehn!“

„Das Heer von San Gil umstellt uns“, sagte Arcadia, ohne auf das Angebot des Krüppels einzugehen. „Ein Volk, das unseren Wohlstand schon immer beneidet hat.“

„Galeano und seine neue Regierung werden sie schlagen“, sagte María del Carmen.

„Die Schlangenbeschwörer werden als Verteidiger der Stadt immer beliebter“, sinnierte Arcadia. „Galeano kontrolliert zudem die Ausgänge von Bucaramanga.“

Die Kutsche überquerte die Schlucht des Baches der Kirche auf einem schlammigen Pfad, der über mehrere eingelassene Steine holperte.

„Was sagt man in Lebrija über uns?“ fragte Arcadia.

„Die alten Familien missbilligen das Verhalten des Barons“, sagte María del Carmen knapp.

„Darf ich die Gründe erfahren?“

„Weil er tagsüber selten das Haus verlässt. Seine nächtlichen Orgien sind im ganzen Land berüchtigt.“

„Nur das?“

„Mehrere Mädchen aus Floridablanca haben ihn der Verführung Minderjähriger beschuldigt.“

„Die Mädchen aus Floridablanca sind unverschämt!“ warnte Arcadia. „Sie träumen davon, vom Baron besessen zu werden. Sonst – wer befiehlt ihnen, ohne Eltern, Brüder oder Bräutigame durch die Berge zu streifen?“

María del Carmen schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Auch die Zentralregierung beneidet unseren Wohlstand!“ fuhr Arcadia fort. „Aber der Baron hat bereits Vorsorge getroffen. Aus Santafé schickt man uns einen Kommissar, der unsere Legalität prüfen soll: Roberto Nariño.“

„Ein wahrer Held!“ rief María del Carmen. „Regiert uns also weiter die Hauptstadt-Elite?“

„Keineswegs“, erwiderte Arcadia, „weder er noch die Horde von Webern und Bauern, die angeblich die Wahlen gewonnen haben.“

„Aber Galeano hat die Wahlen gewonnen.“

„Galeano ist kein Gentleman, Liebes“, fauchte Arcadia.

„Es ist wahr, dass die Schlange vor der Kirche San Laureano provoziert wurde“, sagte María del Carmen, „gleich nach seinem Sieg an den Urnen.“

„Es hat sich gezeigt, dass keine Schlange ihr Gift zurückhalten kann, wenn ein Teutone auf sie tritt.“

„Das Messerduell hätte nie stattfinden dürfen“, dachte María del Carmen und fragte sich, ob diese Provokationen von Genipperteinga geplant gewesen waren.

„Niemand wusste, dass Galeano bewaffnet war“, sagte Arcadia, als lese sie ihre Gedanken. „Er hatte das Unglück, ihn mitten ins Herz zu stoßen. Señor Vogel verblutete neben der Statue Santanders, bevor er die Türen des Clubs der Gremien erreichte. Seine Blutspur, fast ein Kilometer von der elften Straße an, verschwand in zwei regenlosen Wochen nicht.“

„Die Deutschen sind durchgedreht. Sie verbrannten Werkstätten, plünderten Apotheken …“

„Und die Mestizen schlugen zurück: Sie hängten die Schmitt vom Balkon und warfen den Hammer mit einem Stein am Hals in den Fluss.“

„Die ‚germanische Zivilisation‘ zeigte ihre Reißzähne, und das veranlasste die Europäer, eine seit der Kolonialzeit beispiellose Verfolgung gegen die Töpfer zu dekretieren.“

„Weil wir noch immer regieren.“

„Der demokratische Wille wird ignoriert“, entgegnete María del Carmen, „und weder der Bürgermeister, Galeano, noch seine Stadträte sind von Santafé anerkannt worden.“

„Was haben Sie erwartet?“ fauchte Arcadia. „Dass man eine Mörderbande krönt und salbt?“

María del Carmen seufzte geschlagen. Der Regen hatte aufgehört, und einige Sonnenstrahlen brachen durch die Wolken und verliehen der Dämmerung einen leichten Glanz.

„Um alles noch zu verschlimmern“, fuhr Arcadia fort, „wurde ein weiterer Teutone, Gustav Rippe, von Macaregua ermordet.“

„Verdammte Indios!“ seufzte Marisol ungeduldig.

Sie hielten auf einem gepflasterten Platz vor einem Hügel, auf dessen Flanke sich, noch im Nebel verschwimmend, die Hacienda Santacruz erhob, ein koloniales Landhaus mit vierundzwanzig Schlafstuben, dessen Fenster im Licht eines Blitzes wie die Pupillen eines ungeheuren Kraken aufleuchteten – ein Leviathan mit vierundzwanzig Augen, ein Wesen, das nur darauf wartete, junges Fleisch zu verschlingen.

Als Galeano Stunden später bei Morgengrauen nach Bucaramanga zurückkehrte, mit von Tau durchnässter Ruana und steifgewordenen Füßen, wusste er bereits, dass er eine Grenze überschritten hatte, die auf keiner Karte verzeichnet war. Er war nicht mehr nur ein aufrührerischer Handwerker, der in den Versammlungen zu viel redete. Er war ein Verschwörer geworden. Und das – ahnte er mit der kalten Gewissheit eines Mannes, der bereits zu viele Leichen gesehen hatte – würde sein Schicksal für immer verändern.

„Dann werden wir Genipperteinga ausspionieren“, sagte Macaregua. „Ich will sehen, was seine Mauern verbergen, warum er niemals altert und wie es kommen kann, dass ein Mann, den meine Pfeile durchbohren, am nächsten Tag im Club de los Gremios spazieren geht.“

Galeano sah ihn ungläubig an.

„Ich habe es dir doch gesagt“, antwortete er und senkte die Stimme, als fürchte er, der Sturm könne mithören. „Ich habe ihn sterben sehen.“

Der Yariguí krempelte den Ärmel hoch und legte eine runde, dunkle Narbe frei, wie eine von Schatten angenagte Mondsichel.

„Erkennen Sie sie?“ fragte er.

Galeano erbleichte.

„Der Indio Misisipi“, flüsterte er. „Das warst du?“

Der Regen prasselte nun heftiger, als wolle der Himmel jede Erinnerung ertränken. In einem Blitz sah Galeano seine Kindheit in Santacruz: ein unterworfenes Kind, das Holz schleppte, Steine für die Öfen herantrug, dem Baron mit der Demut desjenigen gehorchte, der kein anderes Gesetz kennt als das seines Herrn.

„Ich wurde in einem Strudel des Fonce mitgerissen“, sagte Macaregua, „aber der Schöpfer gab mir das Leben zurück.“

Ein Donnerschlag krachte wie ein Hammerschlag auf den Hügel. Der Sturm, der bis dahin nur Kulisse gewesen war, sollte sich bald in den Hauptakteur jenes Abends verwandeln. Macaregua blieb stehen, aufgerichtet wie ein Vogel, der das Unvermeidliche wittert.

„Hörst du die Stille?“ flüsterte er.

Galeano hielt den Atem an.

„Die Luft ist kälter geworden …“

Und bevor er dieses Vorzeichen deuten konnte – Hufschlag, Schatten, dunkle Rösser – schien die Welt in einem wütenden Wolkenbruch aufzuflammen.

Galeano erinnerte sich an die Predigt von Pater Anselmo mit einer Mischung aus Bewunderung und Traurigkeit. Es war an einem Fastensonntag des Jahres 1878 gewesen. Anselmo war einer kleinen Pfarrgemeinde am Stadtrand von Bucaramanga zugeteilt worden, fern vom direkten Einfluss des Bischofs. Es war seine letzte Gelegenheit, die Wahrheit zu predigen, bevor man ihn endgültig zum Schweigen brachte.

Die Kirche war nur halb gefüllt. Bauern, Handwerker, arme Leute. Aber Anselmo brauchte keine Menge. Er brauchte Zeugen.

Er bestieg die Kanzel und begann:

„Brüder und Schwestern, heute möchte ich von einer Sünde sprechen, die unsere Gemeinschaft zerstört. Einer Sünde, die die Kirche – zu meiner Schande – gesegnet hat.“

Die Gläubigen rückten unruhig auf den Bänken hin und her. Galeano, der in der letzten Reihe stand, beugte sich nach vorn, aufmerksam.

„Ich spreche“, fuhr Anselmo fort, „von der Lüge der *Regeneración*. Man hat uns gesagt, wir müssten uns mit Ausländern vermischen, um unsere Rasse zu verbessern. Aber wer entscheidet, welche Rasse verbessert werden muss? Wer hat die Autorität zu behaupten, ein Kind aus Santander sei einem deutschen Kind unterlegen?“

Es herrschte absolute Stille. Niemand wagte zu sprechen, aber alle hörten zu.

„Christus ist nicht gekommen, um Rassen zu regenerieren“, sagte Anselmo mit fester Stimme. „Er ist gekommen, um Seelen zu retten. Und vor Gott sind alle Seelen gleich. Die Hautfarbe zählt nicht, weder die Herkunft noch die Sprache. Was zählt, ist das Herz.“

Einige Gläubige begannen zu nicken. Andere weinten.

„Aber wir”, Anselmo hob die Stimme – „wir haben diese Botschaft verraten. Wir haben zugelassen, dass unsere Töchter wie Vieh behandelt werden. Wir haben zugelassen, dass die Mächtigen die Schwachen missbrauchen. Wir haben zugelassen, dass die Wissenschaft den Platz Gottes einnimmt.“

Ein Mann rief aus der Menge:

„Pater, man wird Sie dafür hinauswerfen!“

Anselmo lächelte traurig.

„Ich weiß. Aber ich werde lieber hinausgeworfen, als zu schweigen. Denn das Schweigen, Brüder, ist ebenfalls Sünde.“

Und dann sprach er die Worte, die Galeano nie vergessen sollte:

„Wenn meine Vorgesetzten mich eines Tages fragen, warum ich gegen die *Regeneración* gepredigt habe, werde ich ihnen dasselbe antworten, was Petrus dem Hohen Rat sagte: ‚Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.‘“

Die Predigt endete inmitten von Tränen und Applaus. Aber wie Anselmo vorausgesagt hatte, war dies seine letzte Messe. Zwei Wochen später wurde er in eine entlegene Mission im Caquetá versetzt. Nie wieder hörte man etwas von ihm.

Es gab eine andere Predigt, an die sich Galeano erinnerte. Doch diese erinnerte er nicht mit Bewunderung, sondern mit Zorn. Sie war von Pater Gregorio gehalten worden, einem alten Priester, der seit vierzig Jahren in Bucaramanga lebte. Er war für seinen Servilismus gegenüber den Mächtigen bekannt. Er war immer auf den Festen des Barons, segnete ständig dessen Geschäfte und rechtfertigte seine Übergriffe.

An jenem Sonntag hatte Pater Gregorio von der Kanzel gesagt:

„Schwestern, wenn ein Deutscher Gefallen an euch findet, betrachtet es als Segen. Denn wenn ihr euch mit ihm verbindet, verbessert ihr nicht nur euer eigenes Leben, sondern auch das eurer zukünftigen Kinder. Die Deutschen sind rechtschaffene Männer, gebildet, fleißig. Nicht wie unsere Bauern, die faul, trunken und gewalttätig sind.“

Galeano, der in der Kirche war, spürte, wie ihm das Blut kochte. Er erhob sich von seinem Platz und rief:

„Lüge!“

Alle Köpfe fuhren zu ihm herum. Pater Gregorio erbleichte.

„Die Deutschen“, fuhr Galeano mit lauter Stimme fort, „sind keine rechtschaffenen Männer. Sie sind Vergewaltiger. Sie sind Diebe. Sie sind Kolonisatoren. Und Sie, Pater, sind ihr Komplize.“

Der Priester stotterte:

„Junger Mann, ich verlange, dass Sie das Haus Gottes verlassen.“

„Dies ist nicht das Haus Gottes“, erwiderte Galeano. „Es ist das Haus des Barons. Und Sie sind kein Priester. Sie sind ein Händler, der Seelen verkauft.“

Die Kirchendiener warfen ihn hinaus, sie zerrten ihn buchstäblich ins Freie. Doch seine Worte hallten in den Köpfen aller Anwesenden nach.

Seitdem betrat Galeano nie wieder eine Kirche.

Macaregua war zwölf Jahre alt, als er starb. Oder zumindest war das das, was alle glaubten.

Es war der Sommer 1858. Seine Familie – Teil der Yariguí-Gemeinschaft, die an den Ufern des Flusses Fonce lebte – hatte eine Expedition organisiert, um in den Bergen Wildfrüchte zu sammeln. Macaregua, der jüngste Sohn, hatte darauf bestanden, sie zu begleiten, trotz der Warnungen seiner Großmutter:

„Der Fluss ist angeschwollen. Es ist kein Moment, um ihn zu überqueren.“

Aber Macaregua war stur. Und neugierig. Er wollte beweisen, dass er kein Kind mehr war.

Die Expedition verlief ohne Probleme – bis zur Rückkehr. Der Fluss war tatsächlich angeschwollen. Das braune Wasser tobte wie ein verwundetes Tier. Doch die Yariguí kannten den Fonce so gut wie ihre eigenen Hände. Sie wussten, wo sie hintreten, wo sie sich festhalten mussten, wie man die Strömungen las. Alle überquerten den Fluss ohne Schwierigkeiten.

Alle außer Macaregua.

Ein Felsblock gab unter seinem Fuß nach. Der Junge verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Die Strömung riss ihn fort, bevor jemand reagieren konnte. Sein Vater sprang hinterher, doch das Wasser war zu schnell, zu gewaltsam.

Drei Tage lang suchte die Familie nach der Leiche. Sie durchkämmten die Ufer, befragten Fischer, erkundigten sich in den

Dörfern flussabwärts. Nichts. Macaregua war verschwunden, vom Fonce verschlungen wie so viele vor ihm.

Am vierten Tag hielten sie seine Trauerfeier ab. Es gab keinen Körper zu begraben, also begruben sie seine Habseligkeiten: einen kleinen Bogen, den sein Vater für ihn geschnitzt hatte, eine Decke, die seine Mutter gewebt hatte, und einen glänzenden Stein, den er einige Wochen zuvor im Fluss gefunden hatte. Seine Großmutter sang die Klagelieder. Sein Vater weinte schweigend. Seine Mutter schnitt sich, wie es der Brauch verlangte, das Haar ab.

Und so wurde Macaregua für tot erklärt.

Doch Macaregua war nicht gestorben.

Als die Strömung ihn mitriss, verlor er fast sofort das Bewusstsein. Der Aufprall auf die Felsen, das Wasser in den Lungen, die Kälte – alles verschmolz zu einer völligen Dunkelheit. Stundenlang – oder vielleicht tagelang, er war sich nie sicher – trieb er zwischen Leben und Tod, von Wassern fortgerissen, die ihn immer weiter von seiner Heimat wegführten.

Als er schließlich das Bewusstsein wiedererlangte, lag er an einem Strand mit schwarzem Sand, umgeben von dichtem Nebel. Er erkannte den Ort nicht. Der Fluss war breiter als in seiner Erinnerung, und die Berge um ihn herum waren anders: höher, dunkler, bedeckt von einer Vegetation, die zu grün, zu lebendig wirkte.

Er versuchte aufzustehen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Er war durchgefroren, durchnässt, zitternd. Da hörte er eine Stimme.

„Beweg dich noch nicht.“

Er drehte den Kopf. Neben ihm stand ein alter Mann, gekleidet in Jaguarpelze und mit Federschmuck, den Macaregua noch nie gesehen hatte. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und seine Augen … seine Augen hatten eine seltsame Farbe, fast golden, wie die eines nachtaktiven Tieres.

„Wer… wer sind Sie?“, stammelte Macaregua.

„Jemand, der auf dich gewartet hat“, antwortete der Alte.

Er war kein Yariguí. Sein Akzent war anders, gutturaler. Aber er sprach die Sprache der Yariguí fließend.

„Wo bin ich?“

„An dem Ort, an dem der Fluss endet und beginnt“, sagte der Alte mit einem rätselhaften Lächeln.

Drei Tage lang kümmerte sich der Alte um Macaregua. Er gab ihm gebratenen Fisch, süße Wurzeln und bittere Aufgüsse, die ihn schwitzen und erbrechen ließen, ihn jedoch nach und nach ins Leben zurückholten. Er sprach nicht viel. Er beobachtete den Jungen nur mit diesem durchdringenden Blick, als könne er seine Gedanken lesen.

In der vierten Nacht, als Macaregua wieder ohne zu schwanken gehen konnte, sagte der Alte:

„Du hattest Glück. Der Fluss hat dich ausgewählt.“

„Ausgewählt?“, wiederholte Macaregua, ohne zu verstehen.

„Der Fonce tötet nicht ohne Grund“, erklärte der Alte. „Manche ertränkt er, um sie zu bestrafen. Andere reißt er fort, um sie zu retten. Und nur sehr wenige… bringt er hierher.“

„Warum?“

Der Alte antwortete nicht sofort. Er stand auf, ging zum Ufer des Flusses und deutete auf die Berge.

„Weil dein Volk einen Krieger braucht. Und Krieger werden nicht geboren. Sie werden geschmiedet.“

In jener Nacht brachte der Alte Macaregua zu einer Höhle, die zwischen den Felsen verborgen lag. Drinnen brannten Fackeln, und an den Wänden befanden sich uralte Malereien: Männer mit Speeren, Jaguare, Schlangen, Gestalten, die halb Mensch, halb Tier zu sein schienen.

„Das“, sagte der Alte und zeigte auf die Malereien, „sind die alten Krieger. Die, welche diese Lande verteidigten, bevor die Spanier kamen. Bevor die Deutschen kamen. Bevor irgendein Fremder seinen Fuß in unsere Berge setzte.“

Macaregua betrachtete die Bilder, zugleich fasziniert und erschrocken.

„Was ist mit ihnen geschehen?“

„Sie sind gestorben“, sagte der Alte mit ernster Stimme. „Aber nicht, bevor sie uns gelehrt haben, wie man kämpft. Und jetzt wirst du lernen, was sie wussten.“

„Aber ich bin kein Krieger“, protestierte Macaregua. „Ich bin nur ein Kind.“

Der Alte sah ihn fest an.

„Du warst ein Kind. Jetzt bist du jemand, den der Fluss zurückgebracht hat. Und das macht dich anders.“

In den folgenden Jahren lebte Macaregua bei dem Alten. Er lernte zu jagen, zu kämpfen, sich lautlos durch den Wald zu bewegen. Er lernte die Geheimnisse der Pflanzen: welche heilten, welche töteten, welche den Geist für Visionen öffneten, die kein Mensch sehen sollte. Er lernte, mit dem Berg zu sprechen, die Zeichen des Windes zu lesen, das Verhalten der Tiere vorauszusagen.

Vor allem aber lernte er zu hassen.

Der Alte erzählte ihm Geschichten: wie die Spanier die Yariguí während der Eroberung massakriert hatten, wie die Deutschen dieselbe Geschichte wiederholten, wie die Criollos wegsahen, während sein Volk ausgelöscht wurde.

„Du kannst den Weißen nicht trauen“, sagte der Alte immer wieder. „Sie sind alle gleich. Sie wollen nur Land, Gold, Macht. Und um das zu bekommen, sind sie bereit, alles zu zerstören, was sich ihnen in den Weg stellt.“

Macaregua glaubte jedes Wort. Denn er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie die Deutschen mit seinem Volk umgingen. Er hatte die Schreie der Yariguí-Frauen gehört, die zu den Haciendas geschleift wurden. Er hatte die Köpfe seiner Brüder auf Pfählen gesehen, zur Schau gestellt wie Trophäen.

Und dann, in der Nacht seines sechzehnten Geburtstages, sagte der Alte zu ihm:

„Es ist Zeit, dass du zurückkehrst.“

„Zu meiner Familie?“

„Zu deinem Schicksal.“

In jener Nacht führte der Alte eine Zeremonie durch. Er bemalte Macareguas Gesicht mit roten und schwarzen Linien. Er übergab ihm einen neuen Bogen, größer und stärker als jeder Bogen, den er je gesehen hatte. Und er gab ihm einen besonderen Pfeil, dessen Spitze mit einem Gift getränkt war, das – so der Alte – sogar jene töten konnte, die von dunklen Geistern geschützt wurden.

„Du bist kein Kind“, sagte der Alte. „Du bist ein Krieger. Und deine Aufgabe ist es, dein Volk zu schützen. Um jeden Preis.“

Macaregua nickte. Er spürte, dass sich etwas in ihm verändert hatte. Er war nicht mehr der neugierige Junge, der in den Fluss gestürzt war. Er war jemand anderes. Härter. Dunkler. Gefährlicher.

Als er in sein Dorf zurückkehrte, erkannte ihn zunächst niemand. Er war gewachsen, er hatte sich verändert. Aber seine Großmutter fiel beim Anblick auf die Knie und weinte.

„Wir dachten, du wärst tot."

„Das war ich", antwortete Macaregua mit kalter Stimme. „Aber der Fluss hat mich zurückgegeben."

Von da an begann sich die Legende von Macaregua – dem Jungen, der starb und wieder auferstand – unter den Yariguí zu verbreiten. Einige sagten, er sei ein Auserwählter der Geister. Andere, er habe einen Pakt mit dem Fluss geschlossen. Wieder andere meinten, er sei nicht mehr ganz menschlich.

Macaregua widersprach keiner dieser Geschichten. Denn er wusste, dass Angst eine ebenso mächtige Waffe war wie jeder Pfeil.

6. Die Goldschnabelschlange

Marisol war zwölf Jahre alt, als sie sah, wie ihre Cousine Inés unterging.

Es war ein Markssonntag in Bucaramanga. Die Straßen waren voller Händler, Bauern, Maultiere, die mit Kartoffeln und Maniok beladen waren. Marisol und ihre Cousine waren früh aus ihrem Dorf aufgebrochen, um frischen Käse zu verkaufen, den ihre Mutter zubereitet hatte. Inés, sechzehn Jahre alt, war die Schönste der Familie: dunkle Augen, langes Haar, ein schüchternes Lächeln. Die Jungen im Dorf sahen sie immer mit respektvoller Bewunderung an.

Aber an jenem Tag war es kein Junge aus dem Dorf, der sie ansah.

Marisol erinnerte sich mit erschreckender Klarheit an den Moment, in dem der Deutsche auftauchte. Er war groß, blond, trug einen eleganten Anzug, der in brutalem Kontrast zur Armut der Bauern stand. Er trat an den Stand, an dem Inés den Käse verkaufte, und sprach in holprigem Spanisch:

„Du schön. Ich kaufe alles."

Inés bedankte sich errötend und begann, den Käse einzuwickeln. Doch der Deutsche rührte sich nicht. Er blieb dort stehen und betrachtete sie mit einer Intensität, die Marisol einen Schauer über den Rücken jagte.

„Du mit mir kommen", sagte der Deutsche und streckte die Hand aus.

Inés schüttelte nervös den Kopf.

„Nein, señor. Ich muss zu meiner Familie zurück."

Der Deutsche insistierte. Sein Tonfall änderte sich. Es war keine Einladung mehr; es war ein Befehl.

„Ich gut zahlen. Du kommen."

Inés wich ängstlich zurück. Marisol, die neben ihr stand, ergriff ihre Hand und flüsterte:

„Komm, wir gehen."

Doch bevor sie sich rühren konnten, packte der Deutsche sie am Arm. Marisol spürte den Schmerz seiner Finger, die sich in ihre Haut bohrten. Inés schrie. Einige Bauern traten näher, aber niemand griff ein. Sie wussten, wer dieser Mann war. Sie wussten, dass er ein

Freund des Barons war. Sie wussten, dass es bedeutete, alles zu verlieren, wenn man sich ihm entgegenstellte.

In diesem Moment erschien ein Priester: Pater Anselmo, ein junger Geistlicher, der erst vor Kurzem in die Pfarrei gekommen war. Er näherte sich dem Deutschen mit einem gezwungenen Lächeln und sprach auf Deutsch mit ihm. Marisol verstand nicht, was sie sagten, aber sie sah, wie der Priester nickte, wie er Inés eine Hand auf die Schulter legte, wie er ihr etwas ins Ohr flüsterte.

Inés, weinend, ließ Marisols Hand los und folgte dem Deutschen.

Marisol würde den Blick ihrer Cousine in diesem Moment niemals vergessen. Es war nicht nur Angst. Es war Resignation. Als wüsste sie, dass es kein Entkommen gab.

Inés kehrte in dieser Nacht nicht zurück. Auch nicht in der folgenden. Als sie schließlich nach drei Tagen wiederkam, war sie nicht mehr dieselbe. Sie sprach nicht. Sie lächelte nicht. Sie starrte nur ins Leere, als wäre in ihr etwas für immer zerbrochen.

Ihre Mutter versuchte, sie zu trösten, doch Inés stieß sie von sich. Ihr Vater, außer sich vor Wut, ging, um den Deutschen zu suchen und Gerechtigkeit zu verlangen. Er kehrte nie zurück. Einige sagten, er sei geflohen. Andere, man habe ihn tot in einer Schlucht gefunden. Niemand ermittelte.

Sechs Monate später war Inés schwanger. Ihre Familie, beschämt, warf sie aus dem Haus. Marisol sah sie fortgehen, allein auf dem staubigen Weg, der nach Bucaramanga führte, mit einem kleinen Koffer und einem leeren Blick.

Sie sah sie nie wieder.

Jahre später, als Marisol als „Geschenk“ an Baron Genipperteinga geschickt wurde, begriff sie, dass Inés’ Geschichte keine Ausnahme gewesen war. Sie war nur eine unter Hunderten. Tausenden. Ein sich immer wiederholendes Muster – von der Kirche geschützt, von der Wissenschaft gerechtfertigt, von der Angst zum Schweigen gebracht.

Und jedes Mal, wenn sie einen Deutschen in den Straßen von Bucaramanga sah, spürte Marisol dieselbe Glut wie an jenem Sonntag auf dem Markt, denn mit diesen Fremden konnten Frauen wie sie heimlich Ekstasen genießen, die ihnen in anderen Gegenden Kolumbiens verboten waren.

Die Brühe stieß einen dichten, beinahe medizinischen Dampf aus, dessen Duft – nach Nelken, nach mazerierten Kräutern, nach Wurzeln, die in keinem sichtbaren Garten angebaut wurden – den Raum mit schläfriger Betäubung zu umhüllen schien. María del Carmen nahm den Löffel vorsichtig in die Hand; das eiskalte Metall stand in scharfem Kontrast zur dampfenden Hitze der Flüssigkeit. Arcadia, die jede ihrer Bewegungen beobachtete wie ein Entomologe ein seltenes Insekt, nickte zufrieden.

„In Santacruz hat sogar die Suppe Charakter“, sagte sie. „Du wirst ihn in keinem anderen Haus des Departements finden. Hier sind die Rezepte jahrhundertealt, und jeder Löffel heilt oder verrät.“

Marisol ließ bei diesen Worten den Blick auf ihren fast unberührten Teller sinken. Sie legte die Hand auf die Brust, als hätte eine innere Kälte sie vom linken Rippenbogen bis zum Schlüsselbein durchfahren. María del Carmen bemerkte dieses Erschauern und sah sie mit einem Anflug von Unruhe an.

„Geht es dir gut, hija?“

Das Mädchen nickte ohne Überzeugung. Ihre Finger zitterten kaum merklich, doch genug, um zu verraten, dass sie etwas – ob Angst, Müdigkeit oder eine tiefere Beklemmung – von innen her verzehrte.

Arcadia klopfte leicht mit der Gabel an den Tellerrand, als rufe sie damit einen unsichtbaren Diener. Ein Lakai trat mit der stummen Effizienz eines Gespenstes ein und nahm das Tablett weg.

„Marisol scheint keinen Appetit zu haben“, bemerkte María del Carmen und mühte sich, ihren Ton neutral zu halten.

„Das ist normal“, sagte Arcadia und verschränkte die Hände auf der Tischdecke, wie jemand, der Figuren auf einem Schachbrett in Stellung bringt. „Die Neuen werden von der Atmosphäre Santacruz’ immer in Mitleidenschaft gezogen. Das Haus verlangt … Anpassung. Sie wird es verstehen lernen.“

Die Schatten tanzten an den Wänden, geworfen von den hohen Kerzen, deren Flammen unregelmäßig flackerten. Hin und wieder ließ ein Luftzug – dessen Ursprung nicht auszumachen war – die Vorhänge erzittern, als streichelten unsichtbare Hände sie mit Nachdruck. Durch das Hauptfenster konnte man den Garten sehen, nur eine dunkle Masse, besprenkelt von Glühwürmchen, deren Leuchten jedoch nichts Natürliches an sich hatte. Sie wirkten eher wie Signale.

Da drang aus dem angrenzenden Korridor ein Laut, der jedes Gespräch abschnitt: ein kurzer, flüssiger Schrei, ähnlich einem unterdrückten Schluchzen eines kleinen Wesens, das von einem Krampf geschüttelt wird. Er war so schnell vorüber, dass man ihn für das Ächzen einer Tür oder das Knacken eines Holzscheits im Kamin hätte halten können – doch das war er nicht.

Marisol fuhr zusammen und schlug sich die Hand vor den Mund.

„Was war das?“ fragte sie.

Arcadia drehte nicht einmal den Kopf. Sie nahm ihr Glas, trank einen Schluck dunklen Weins und atmete mit einer Gelassenheit aus, die sie zur Schau stellte, obwohl in ihren Pupillen kurz ein Funke von Verärgerung aufblitzte.

„Nichts, was euch beunruhigen müsste“, antwortete sie. „Santacruz beherbergt Patienten, deren Krankheiten sich in entsetzlichen Lauten äußern. Die meiste Zeit sind sie sediert; zu anderen Zeiten … vergessen sie schlichtweg, dass sie schweigen sollen.“

María del Carmen richtete sich auf. Sie hatte Gerüchte gehört, ja, aber nie geahnt, dass die Geräusche so nah waren, in denselben Korridoren, durch die sie noch vor wenigen Minuten gegangen war.

„Bekommen sie Behandlungen?“ fragte sie vorsichtig.

„Behandlungen, Untersuchungen, klinische Beobachtungen“, zählte Arcadia mit bedächtiger Geste auf. „Der Baron kümmert sich um sie alle mit unvergleichlicher Hingabe. Ihre Einweisung ist nicht zwangsweise, sondern philanthropisch. Die Patienten kommen hierher, um geholfen, geführt, erlöst zu werden. Einige, natürlich, sind schwierig. Andere … kehren nicht zur Vernunft zurück.“

Ein schweres Schweigen senkte sich wie ein Bühnenvorhang. Marisol senkte den Blick. Ein Schauder kroch María del Carmen vom Rücken in den Nacken. Kein einziges von Arcadias Worten war offen bösartig; doch die Art, wie sie sie aussprach – so sanft, so kultiviert –, machte sie unheimlich.

„Und was geschieht mit jenen, die nicht besser werden?“ fragte sie schließlich, während der Regen wieder unregelmäßig an die Fenster trommelte.

Arcadia verengte die Augen.

„Santacruz ist sehr weitläufig. Manchmal ist es besser, wenn bestimmte Patienten … in entfernteren Bereichen bleiben. In

Flügeln, in denen sie sich nicht verletzen können. Und andere nicht verletzen.“

María del Carmen wollte weiterfragen, doch etwas in Arcadias Gesichtsausdruck – eine leichte Verhärtung der Stirn, ein warnender Glanz – machte ihr klar, dass es besser war, nicht zu insistieren.

Die Tür öffnete sich und ein Lakai verneigte sich tief.

„Der Baron kann die Damen heute Abend nicht begleiten. Er lässt ausrichten, sie möchten sich ausruhen. Morgen früh findet eine Inspektion statt.“

Arcadia nickte mit einer fast ehrfürchtigen Geste. Dann wandte sie sich an María del Carmen.

„Mein lieber Genipperteinga vernachlässigt seine wichtigen Gäste niemals. Morgen wird er mit Ihnen sprechen. Er hat Ihr Empfehlungsschreiben gelesen. Und er weiß natürlich, dass es in Bucaramanga ein Geschlecht gibt, das Ihnen zugutekommt.“

Die Erwähnung der Herkunft traf María del Carmen nicht deshalb unvorbereitet, weil sie ihr unbekannt gewesen wäre – ihr Vater und ihr Großvater hatten sie ihr ihr ganzes Leben lang eingeprägt –, sondern weil sie in Arcadias Mund wie eine sorgfältig geschliffene Waffe klang.

„Die Familien von altem Schlage genießen in Santacruz jetzt Vorrechte“, fuhr Arcadia fort.

Marisol hob den Kopf, neugierig; sie wusste, dass sie Zeugin von etwas war, das sie eigentlich nicht hätte hören sollen.

María del Carmen sah sie an, ohne ganz zu verstehen.

„Jetzt?“

Arcadia lächelte nachsichtig, als erkläre sie eine offensichtliche Wahrheit.

„Die Zeiten ändern sich, aber die Mechanismen der Macht nicht. In Santander war das Blut immer ein Kunstgriff. Heute erfüllt die Regeneración dieselbe Rolle, die der Adel vor Jahrhunderten innehatte: festzulegen, wer an der Spitze stehen darf und wer sich mit Gehorsam zufriedengeben muss. Und in diesem Spiel ist deine Herkunft, querida, … nützlich.“

María del Carmen spürte einen leichten Schwindel. Etwas in Arcadias Stimme – ihre metallische Sanftheit, ihre absolute Gewissheit – verriet, dass diese Worte kein bloßer gesellschaftlicher Kommentar, sondern ein verkapptes Angebot waren.

„Aber es ist spät“, sagte Arcadia schließlich und erhob sich mit der Würde einer Matriarchin, die über ein Schattenreich herrscht. „Die Lakaien werden euch in eure Zimmer führen. Morgen wird ein langer Tag.“

Die Lampen im Korridor gingen gleichzeitig an, als die drei Frauen den Salon verließen, als ob das Haus, ihrer Anwesenheit gewahr, sie mit der Disziplin eines Nachtpostens überwachte. Das schwankende Licht gab erneut den Blick frei auf die nummerierten Türen zu beiden Seiten: I, II, III, IV, V …, bis sie in der Dunkelheit verschwanden.

Und hinter der Tür mit der Nummer VI ertönte – diesmal unzweideutig – ein deutlich menschliches Schluchzen, gedämpft, beinahe kindlich.

Marisol klammerte sich an María del Carmens Arm.

María del Carmen schluckte.

Arcadia drehte sich nicht einmal um.

„Fürchtet euch nicht“, sagte sie mit frostigem Unterton. „In Santacruz weint immer jemand.“

Die Schritte auf dem teppichgedämpften Boden dämpften das Echo, löschten es aber nicht vollständig: Das Haus schien jedes Geräusch zu verlängern, als wollten seine alten, resonanzfreudigen Mauern an dem stummen Gespräch teilnehmen, das den Gang der drei Gestalten begleitete. Die in Nischen eingelassenen Lampen verströmten ein gelbliches Licht, das durch geschliffene Gläser gefiltert wurde und rhombenförmige Schatten auf den Boden warf, ähnlich Gittern oder Netzen, in denen sich der Besucher gefangen zu fürchten hatte.

Arcadia ging voraus, aufrecht, mit dem Habitus einer Königin, die einen nächtlichen Zug anführt. Sie wandte den Kopf nicht; sie wusste, ohne hinzusehen, dass María del Carmen und Marisol ihr folgten, mit jener Mischung aus Respekt und Beklommenheit, die ihr tiefste Befriedigung bereitete.

„In Santacruz“, sagte sie, ohne stehenzubleiben, „sind die Nächte länger als irgendwo sonst im Departement. Der Mond erhellt nicht immer, und wenn er es tut, enthüllt er mehr, als er verbirgt.“

Die Bemerkung fiel wie eine in Seide gehüllte Warnung. Marisol, deren Atem flacher geworden war, hob den Blick ein wenig und sah am Ende des Korridors ein Fenster, das zu den Gärten hinausging. Der Mond, riesig und von feinen Wolken verschleiert, badete das

Gras in einem milchigen, traurigen Schimmer. Einige unbewegliche Gestalten – vielleicht Statuen – schienen sich leicht zum Fenster hin zu neigen, als warteten sie darauf, dass die Frauen hinausträten, um lebendig zu werden.

Arcadia streckte die Hand aus, und eine Magd öffnete eine Seitentür.

„Marisol“, befahl sie mit kühler Höflichkeit, „dein Zimmer.“

Das Mädchen wich einen Schritt zurück, zitternd.

„Hier … allein?“

Arcadia zog eine Augenbraue hoch, als erscheine ihr die Frage unverschämt.

„Natürlich. Hier ist niemand allein. Santacruz begleitet den, der gehorcht, und überwacht den, der sich fürchtet.“

Marisol stieß einen Seufzer aus, der in einem kleinen Schluchzer brach. Ihre Augen glänzten, doch sie beherrschte sich mit unerwarteter Würde: Sie neigte den Kopf vor María del Carmen, als bitte sie stumm um einen Segen, und trat ein. Die Tür schloss sich mit einem dumpfen, feuchten Schlag, der länger nachhallte, als er sollte.

María del Carmen runzelte die Stirn.

„Ist sie nicht zu jung, um in einem so abgelegenen Zimmer zu sein?“

Arcadia wandte sich endlich um; in ihrem Gesicht zeigte sich jenes leicht gekrümmte Lächeln, bei dem nie zu erkennen war, ob es Spott, Höflichkeit oder Verdruss bedeutete.

„Die jungen Mädchen sind stärker, als sie scheinen. Und scharfsinniger. Manchmal zu sehr. Darum brauchen sie Stille, Sammlung … und Abstand.“

Sie setzten ihren Weg fort. Die Gänge wurden enger und gleichzeitig höher, vertikaler, als wolle die Architektur den Besucher zu einer strengen, unwiderruflichen Ordnung emporheben. In regelmäßigen Abständen spannte sich ein Bogen über den Flur, geschmückt mit geometrischen Profilen, schmalen und langgestreckten Körpern, mit Gesichtern, die mit fast germanischer Präzision geschnitzt waren. Der Stil war sonderbar, hybrid: weder kolonial noch preußisch, weder indigen noch ganz europäisch. Es war etwas Eigenes von Santacruz, als wäre das Haus von Händen errichtet worden, die mehrere Traditionen kannten und keiner gehorchten.

Schließlich blieb Arcadia vor einer doppelten Tür aus dunklem Holz stehen, so poliert, dass sie beinahe steinern glänzte.

„Hier wirst du ausruhen, María del Carmen."

Die Frau betrachtete den Eingang ohne Tür, nur ein Relief: ein kreisförmiges Motiv, in vier Quadranten geteilt, jeder mit einer anderen Figur. Sie versuchte, sie zu entziffern, doch Arcadia, die ihr Interesse bemerkte, erklärte:

„Es ist ein altes Schutzsymbol. Genipperteinga selbst hat es aus Europa mitgebracht. Es stellt die Bewachung der vier menschlichen Temperamente dar. Nichts Passenderes für ein Haus, in dem die Seele studiert wird."

„Aber", wandte María del Carmen ein, „ich habe keine Privatsphäre."

„Das Haus ist so groß, dass dir dieser ganze Flügel bis zu dieser Tür … ganz allein gehört."

Arcadia ging bis zum Eingang des Flurs. María del Carmen nickte, obwohl ein flüchtiger Schatten ihr Gesicht kreuzte. Arcadia strich mit dem Handrücken über das Tor aus geschnitzter Eiche, auf dem sich Schlangen wanden, und dieses öffnete sich ohne zu knarren, als hätte es nur auf diese Berührung gewartet.

Sie bemerkte, dass das Zimmer geräumig und schlicht war: Bett aus dunklem Holz, weiße Decken, schwere Vorhänge, ein Toilettentisch mit ovalem Spiegel und auf der Kommode eine Öllampe, deren fein graviertes Glas Blumenmuster an die Wände warf. Doch etwas an der Anordnung der Möbel – die exakte Symmetrie, die makellose Ordnung, die völlige Abwesenheit persönlicher Gegenstände – vermittelte den Eindruck, dass noch nie jemand hier geschlafen hatte. Oder schlimmer: dass zu viele Menschen hier geschlafen hatten, aber keiner lange genug geblieben war, um eine Spur zu hinterlassen.

Arcadia sprach mit der Sanftheit einer Frau, die einer Neuen die Regeln eines Klosters erklärt.

„Hier wirst du Ruhe haben, um nachzudenken. Morgen wird der Baron deine Eindrücke zum Quina-Projekt hören wollen. Er erwartet Präzision, Zurückhaltung und … moralische Überzeugung. Du bist eine gebildete Frau. Verbirg ihm nichts von dem, was du weißt. Er schätzt den Scharfsinn weiblicher Geister mehr, als du dir vorstellen kannst."

María del Carmen erinnerte sich an die Worte ihrer englischen Gouvernante, die in Momenten der Melancholie Swedenborg mit einem beinahe schuldbewussten Zittern der Begeisterung zitierte:

„Der Verstand der Frau ist ein Spiegel des Himmlischen, solange er nicht verdirbt."

Dieser Satz, von einer Protestantin in einem katholischen Land ausgesprochen, klang jetzt bitter ironisch nach.

„Soll ich mich auf ein wissenschaftliches Gespräch vorbereiten?" fragte sie.

Arcadia legte den Kopf schief.

„Der Baron begreift Wissenschaft, Politik und Moral als ein einziges Gewebe. Er wird wissen wollen, welche Art von Geist in dir wohnt. Er unterscheidet die Fasern einer Seele so sicher, wie andere die Fäden eines feinen Stoffes unterscheiden."

Einen Augenblick herrschte Schweigen. María del Carmen wollte etwas erwidern, doch Arcadia war bereits einen Schritt zurückgetreten.

„Ruh dich aus, querida. Santacruz beobachtet, auch wenn man glaubt, allein zu sein."

Die Tür schloss sich langsam hinter ihr, beinahe zeremoniell. María del Carmen blieb stehen, reglos, und lauschte dem gedämpften Echo, das jeden Schlag ihres eigenen Herzens in ein unheilvolles Geräusch verwandelte. Sie trat ans Fenster und zog den Vorhang ein Stück beiseite. Draußen breiteten sich die Gärten wie ein unbewegtes Meer aus. Der Mond, noch blasser, schien knapp über dem Gras zu schweben. Zwischen den Bäumen glaubte sie eine niedrige, verdunkelte Gestalt zu sehen, die sich mit tierischer Geschmeidigkeit bewegte.

Sie blinzelte.

Die Gestalt war verschwunden.

Und da begriff sie zum ersten Mal seit ihrer Ankunft, dass in Santacruz nichts – weder die Architektur noch das Schweigen noch der Baron – war, was es zu sein schien.

María del Carmen trat langsam vom Fenster zurück, als fürchte sie, eine hastige Bewegung könnte das, was sie zwischen den Bäumen zu sehen glaubte, anlocken. Das Zimmer, in seinem strengen Ordnungssinn makellos, bot ihr keinen Trost: Jedes Möbelstück schien mit einem Hintergedanken platziert worden zu sein, jede gerade Linie, jeder Rand, jeder Winkel bildete eine allzu exakte, starre

Harmonie, als hätte jemand nicht nur den Raum, sondern auch das Denken dessen zähmen wollen, der ihn bewohnte.

Die Stille war nicht die einer alten Villa, sondern auferlegt, erwartungsvoll, wie in einem Tempel, in dem ein unsichtbarer Amtsträger wartet, bis der Gläubige niederkniet. Diese fast mineralische Lautlosigkeit ließ das leise Knistern der Öllampe mit der Intensität eines fremden Herzschlags ertönen.

María del Carmen trat an den Toilettentisch und fuhr mit den Fingerspitzen über die polierte Oberfläche; das Möbel, kalt wie eine frisch behauene Grabplatte, warf einen fahlen Schimmer zurück, der sie – ohne zu wissen warum – an die Grabplatten der Kirche von Lebrija erinnerte.

Sie atmete tief durch. Ein Stachel des Misstrauens begann sie mit der Langsamkeit echter Verdachtsmomente zu durchbohren. Warum war Arcadia so darauf bedacht, zu wiederholen, Santacruz „beobachte"? Welche Art von Überwachung übte dieses Haus aus, das sich der Nächstenliebe und der Linderung des Leidens rühmte? Wo waren die Patienten, wo ihr Gemurmel, ihre Klagen, die unvermeidlichen Geräusche einer Irrenanstalt? Bislang hatte sie nur leere Salons gesehen, verlassene Korridore, geschlossene Türen und das Schweigen – dieses widernatürliche Schweigen – als einzigen Bewohner.

Sie trat an das Bett, bereit, sich zu setzen, als ein leises Knarren, so schwach wie das Rascheln eines Kleides auf Fliesen, sie herumfahren ließ. Der Laut wiederholte sich nicht. Er war von irgendwo im Flur oder aus einem Nebenraum gekommen, doch es war unmöglich zu sagen, woher genau. Santacruz besaß jene Eigenschaft von Häusern, die einem verborgenen Zweck geweiht sind: Es verstärkte, was es wollte, und ließ verschwinden, was im Verborgenen bleiben musste.

María del Carmen ging wieder zum Fenster. Diesmal zog sie den Vorhang nicht ganz beiseite, sondern nur um Millimeter – gerade so viel, dass sie hinausspähen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Die Gärten lagen weiterhin reglos im blassen Mondlicht. Die Palmen wirkten wie schlafende Riesen, die Bougainvilleen wie Schatten, die über den Boden gegossen waren. Nichts bewegte sich. Nichts atmete. Nicht einmal der Wind schien es zu wagen, dieses Terrain zu betreten.

Da erinnerte sie sich, beinahe mit Widerwillen, an Arcadias Worte in der Kutsche:

„Ideen von Gleichheit sind nur in Morus' *Utopia* möglich."

Und noch mehr an jenen Satz, den sie mit einem dunklen Leuchten in den Augen ausgesprochen hatte:

„Die Meinungsfreiheit ist der Hauch der Mausoleen, die unsere Feinde uns bereiten."

Dieser Ausdruck, so voll Verachtung, verriet mehr, als er zu verbergen vorgab. Wenn Arcadia die Meinung als Gefahr ansah – welches Schicksal erwartete dann diejenigen, die innerhalb dieser Mauern widersprachen?

María del Carmen schloss den Vorhang und trat einen Schritt zurück. Das Zimmer kam ihr enger vor, bedrückender. Sie fragte sich, ob es nicht ein Fehler sei, hier ohne eigene Wachsamkeit zu bleiben; aber welche Alternative hatte sie? Die Mission, die ihr der Senator Vergel anvertraut hatte, verlangte Stärke, Klugheit und Kaltblütigkeit. Und außerdem verbot ihr ihr Geschlecht – jenes Geschlecht, das sie mit der Würde der Frauen ihres Hauses verteidigte – jede Spur von Feigheit.

Sie presste die Lippen zusammen und ging zu der Wasserkanne, die auf der Kommode stand. Als sie die Kanne in die Hand nahm, bemerkte sie, dass das Wasser einen seltsamen Geruch hatte, nicht unangenehm, aber durchdringend, als sei es mit Heilkräutern zweifelhafter Herkunft versetzt worden. Sie wagte nicht zu trinken. Sie erinnerte sich, in alten Zeitungen von Behandlungsmethoden in europäischen Anstalten gelesen zu haben: Aufgüsse, Tonika, Mixturen, die angeblich „die Säfte mäßigten" und „die Leidenschaften beruhigten". War es möglich, dass in Santacruz ähnliche Praktiken fortgeführt wurden?

Sie stellte die Kanne unberührt zurück.

Sie drehte den Docht der Öllampe höher, als könne ein kräftigeres Licht wenigstens für einige Minuten das Gefühl, beobachtet zu werden, vertreiben. Das gravierte Glas vervielfachte die Reflexe in floralen Mustern, die langsam über die Wände glitten. Es war ein schöner Effekt, aber kein tröstlicher. Eher schien er zu sagen: „Sogar das Licht gehorcht hier einer Ordnung, die nicht die deine ist."

Sie setzte sich an den kleinen Tisch, auf dem ein Tintenfass und ein unbeschriebenes Blatt lagen. Vielleicht konnte das Schreiben ihr Klarheit verschaffen. Sie nahm die Feder auf und zögerte. Was sollte sie festhalten? Ihre Eindrücke? Ihre Ängste? Die ersten Umrisse einer

Strategie? Während sie darüber nachdachte, flackerte die Flamme der Lampe abrupt auf, als hätte ein Hauch sie gestreift.

Sie hob den Blick. Die Tür, die eben noch geschlossen gewesen war, stand jetzt einen Spalt offen. Ein Streifen gelblichen Lichts aus dem Flur schob sich in das Zimmer. Doch dort draußen war niemand zu sehen.

Die Stille, eben noch bedrückend, wurde plötzlich erwartungsvoll, fast atmend. Das Haus schien ihre Reaktion zu erwarten, wie ein Tier, das verborgen hinter einer Hecke lauert. Sie stand sehr langsam auf.

„Arcadia?“ flüsterte sie mit einer Stimme, die sie kaum als die eigene erkannte.

Keine Antwort. Die Tür blieb einen Spalt geöffnet. Der dunkle Flur wirkte wie ein Tunnel, der nicht mehr zum Hauptkorridor führte, sondern in eine tiefere Region des Hauses. Ein Schauder lief ihr über den Rücken, und doch machte sie zwei Schritte auf die Tür zu. Sie konnte nicht zulassen, dass Santacruz sie einschüchterte – nicht am ersten Abend, nicht, bevor sie begriffen hatte, welches Schattenspiel der Baron Genipperteinga hier inszenierte.

Gerade als sie die Hand nach dem dunklen Holz ausstreckte, drang aus dem Flur ein Flüstern – kein Schrei, kein Stöhnen, sondern ein Flüstern –, so leise, dass es auch ein fremder Gedanke hätte sein können: Jemand sprach ihren Namen.

Sie riss die Hand zurück, als hätte das Holz gebrannt. Das Flüstern – dieser feine Hauch einer Stimme, der ihren Namen ausgesprochen hatte – verflüchtigte sich sofort, aber sein Echo blieb im Raum hängen, vibrierend, fast greifbar, wie eine Saite, die jemand in der Dunkelheit des Korridors angeschlagen hatte. Sie stand einen Augenblick reglos da, hielt den Atem an und versuchte zu ergründen, ob sie sich alles nur eingebildet hatte oder ob wirklich eine Präsenz – menschlich oder nicht – die Schwelle zwischen ihr und der Finsternis überschritten hatte.

Ihr Herz schlug unregelmäßig, nicht aus Furcht, sondern aus jener uralten Alarmbereitschaft, die diejenigen spüren, die die Erinnerung an tausend Gefahren geerbt haben. Für einen Moment dachte sie an die Geschichten, die ihre englische Gouvernante fast wider Willen erzählt hatte, Geschichten von großen Häusern, die atmeten, und ruhelosen Geistern, die durch Korridore schritten, um die moralische Standfestigkeit der Lebenden zu prüfen. Swedenborg,

erinnerte sie sich, behauptete, die Seelen zeigten sich nicht, um zu erschrecken, sondern um die verborgene Gesinnung des menschlichen Herzens zu offenbaren.

War es möglich, dass Santacruz genau dies tat: sie zu messen, zu prüfen, ihr Temperament zu testen, bevor es sein wahres Gesicht zeigte?

Das Flüstern wiederholte sich nicht. Die Tür blieb einen Spalt offen, stumm, erwartungsvoll. Sie atmete tief, hielt das Zittern zurück, das sichtbar zu werden drohte. Sie wusste, dass sie sich keine Schwäche erlauben durfte – weder vor dem Haus noch vor Arcadia und schon gar nicht vor dem Baron. Sie sammelte all ihre Würde, jene tiefe Würde, die von Jahrhunderten Vergel-Frauen herrührte, die imstande gewesen waren, ganze Haciendas mit einem Mut zu führen, der mit dem der Eroberer wetteiferte.

Mit langsamen, überlegten Schritten ging sie auf die Tür zu, als wäre jeder Schritt eine Behauptung ihres Willens. Als sie bis auf eine Handbreit herangerückt war, blieb sie erneut stehen. Der Flur lag vor ihr wie das Kirchenschiff einer dunklen Kirche. Die Wände, mit dunklen Ölbildern geschmückt, zeigten in der Dämmerung kaum erkennbare Porträts: strenge Gesichter, Figuren in steifer Haltung, ländliche Szenen mit bedeckten Himmeln. Alles schien dazu bestimmt, an die Strenge eines alten Klosters oder an die Doktrin des Schweigens zu erinnern.

Sie setzte einen Fuß vor die Schwelle. Die Luft im Flur war kälter, durchtränkt von einem leichten Geruch nach Kampfer und Wacholderöl, als seien die Wände erst kürzlich mit medizinischen Aufgüssen abgewaschen worden. Die Tür schloss sich hinter ihr mit einem sanften, beinahe höflichen Klicken, das dennoch einen unheilvollen Unterton hatte. Es war, als hätte das Haus in diesem Moment beschlossen, María del Carmen noch tiefer in seine Eingeweide zu locken.

Sie ging langsam weiter und musterte jedes Detail mit scharfem, beinahe tastendem Blick. Zu beiden Seiten des Korridors reihten sich geschlossene Türen, hinter keiner drang Licht oder Laut hervor. Am Ende des Ganges führte eine Treppe hinab, vermutlich zum Innenhof oder zum Hauptkorridor. Alles war still, zu still selbst für ein Gebäude dieser Größe.

Da sah sie etwas: einen kurzen, flüchtigen Schatten, der sich am Ende des Flurs bewegte, kaum wahrnehmbar, als sei jemand hastig

zurückgewichen, als er ihre Schritte hörte. Es war keine vollständige Gestalt, nur eine Verdichtung der Dunkelheit, die für einen Augenblick menschliche Form zu haben schien.

Ein Schauder durchlief sie; dennoch zwang sie ihr Stolz – jener ererbte Stolz, der sie nie verlassen hatte –, noch einen Schritt weiterzugehen, nur um sich zu vergewissern, dass sie nicht Opfer der eigenen Einbildung war. Sie hörte ein kurzes, ersticktes Stöhnen, als käme es von hinter einer der Türen – ein Laut zu menschlich, um dem Wind oder der Fantasie zugeschrieben zu werden. Sie blieb wie erstarrt stehen.

Das Stöhnen wiederholte sich, diesmal länger, dichter, näher an der Klage eines Leidenden als an der Beschwerde eines Unbequemen. Es war ein Laut, der voll von Schmerz war, als hätte eine Kehle schreien wollen, aber nur einen dünnen Faden erstickten Leids hervorbringen können.

Die Kranken waren tatsächlich da, verborgen, zum Schweigen gebracht, und zu ihrer eigenen Überraschung war es ihr Spiegelbild in einem an der Wand befestigten Spiegel, das sie stöhnen sah.

Entsetzt fragte sie sich, ob jene Patienten in Zimmern eingesperrt waren, deren Lüftung durch Kräuter, Öle und eiserne Disziplin unterdrückt wurde, in einem System, das jegliche Spur von Leben auslöschen sollte.

Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft verspürte sie eine Angst, die nicht aus dem möglichen Übernatürlichen des Hauses herrührte, sondern aus der Gewissheit, dass hier ein allzu menschliches Werk des Kontrollierens, des Schweigens und des Einsperrens vollzogen wurde – eine Angst, die sie zwang, sich die Hand auf die Brust zu legen.

Da durchschnitt vom Ende des Korridors eine vertraute Stimme die Stille mit der Sanftheit eines Blatts, das über Samt gleitet.

„Und wohin, mi niña, glaubst du, dass du gehst?“

Arcadia stand dort, aufrecht, reglos, lächelnd in der Dämmerung, als sei sie direkt aus dem Schatten hervorgegangen, den María del Carmen einen Augenblick zuvor wahrgenommen hatte, und in ihren Augen – glänzend, dunkel, ausdruckslos wie die eines heidnischen Götzen – spiegelte sich die absolute Gewissheit, dass ihr in jenem Haus nichts entging.

Arcadia kam langsam näher, sie glitt eher, als dass sie ging, als ob das Holz des Korridors selbst beiseiteträte, um ihr Platz zu

machen. Das Halbdunkel hüllte sie ein, ohne sie ganz zu verbergen: Ihre Gestalt schien mit jedem Flackern der fernen Petroleumlampe aufs Neue hervor- und wieder zurückzutreten, als atmete das Haus durch sie.

María del Carmen versuchte, die Würde wiederzugewinnen, die ihr der Schreck geraubt hatte. Sie ließ die Hand sinken, die noch immer auf ihrer Brust lag, und richtete die Schultern, auch wenn ihr Atem kurz und stockend blieb.

Arcadia streckte eine behandschuhte Hand aus und strich mit den Fingerspitzen an der Wand entlang, wie jemand, der ein Haustier liebkost.

„Santacruz empfängt diejenigen nicht gut, die außerhalb ihrer Gemächer umherstreifen“, sagte sie mit einer Sanftheit, die im Widerspruch zur Härte ihres Blickes stand.

María del Carmen unterdrückte den Impuls zurückzuweichen.

„Ich bin nicht aus Neugierde hinausgegangen“, antwortete sie mit fester Stimme, allzu fest, um nicht Anstrengung zu verraten. „Ich habe ein Geräusch gehört.“

Arcadias Lippen zeichneten ein halbes Lächeln, so schwach, dass es fast wie ein Zucken wirkte.

„Große Häuser haben ein Gedächtnis, mein Kind. Und das Gedächtnis schmerzt. Es stöhnt manchmal, manchmal seufzt es. Darüber sollten Sie sich nicht beunruhigen.“

María del Carmen wusste, dass das eine Lüge war. Oder, schlimmer noch, sie wusste, dass Arcadia erwartete, sie möge sie als Wahrheit akzeptieren.

„Und haben sie auch Schatten?“ fragte sie mit eisiger Ruhe. „Denn ich könnte schwören, dass ich eben erst am Ende des Korridors etwas habe vorbeihuschen sehen.“

Arcadia kniff die Augen zusammen, als prüfe sie sorgfältig, wie viel Wahrheit ihre Besucherin ertragen konnte, ohne zu zerbrechen.

„Es sind keine Schatten, was Sie gesehen haben“, sagte sie – ein kaum hörbares Kichern –, „sondern Erinnerungen. Dieses Haus wurde auf einer Ebene errichtet, auf der Indigene, Encomenderos, Lüstlinge, Kranke, Soldaten, Pilger zusammenkamen … Jeder von ihnen hat eine Spur hinterlassen. Nicht alle werden ausgelöscht.“

María del Carmen gönnte ihr nicht den Triumph einer Nachfrage.

„Und die Kranken?“ fuhr sie fort. „Empfinden Sie kein Mitleid mit ihnen?“

Ein dichter, fast körperlicher Schweigevorhang legte sich zwischen die beiden. Arcadia machte einen Schritt näher; ihre Präsenz füllte den Korridor wie ein zu aufdringlicher Duft.

„Mitgefühl ist hier ein gefährlicher Luxus“, sagte sie schließlich. „Die Kranken … die wirklich Kranken … ertragen es nicht, an das Leben erinnert zu werden, das sie hinter sich gelassen haben. Die Erinnerung ist eine Qual, der nicht alle standhalten. Deshalb müssen ihre Stimmen zum Schweigen gebracht werden. Zu ihrem eigenen Besten.“

Es war eine makellose Erklärung, glatt poliert durch Jahre der Wiederholung, doch sie vermochte den Schimmer von Überheblichkeit – oder etwas Schlimmerem – in Arcadias Augen nicht zu verbergen.

María del Carmen neigte den Kopf ein wenig, nicht als Zeichen des Einverständnisses, sondern wie jemand, der eine Information registriert, um sie später genauer zu prüfen.

„Ich rate Ihnen“, fuhr Arcadia fort, „bis zum Abendessen in Ihrem Zimmer zu bleiben. Der Regen ist keine gute Gesellschaft für das Gemüt, und der Wind des Páramo bringt Fantasien mit sich, die selbst die gefasstesten Geister durcheinanderbringen.“

Dieser Satz, in diesem Ton ausgesprochen, war kein Vorschlag, sondern ein Befehl.

Doch María del Carmen war nicht bereit zu gehorchen, ohne zuvor ihren Willen zu behaupten.

„Ich habe Nerven aus Stahl, Señora“, entgegnete sie. „Der Regen der Anden begleitet die Vergel, seit bevor Santafé Bogotá hieß. Er wird nicht derjenige sein, der mich aus der Fassung bringt.“

Arcadia lächelte. Diesmal vollständig. Ein langes, schmales Lächeln, so leicht wie ein frisch polierter Degen.

„Deshalb haben wir Sie für dieses Unternehmen ausgewählt“, sagte sie. „Weil Sie nicht so leicht zerbrechen. Verwechseln Sie jedoch Stärke nicht mit Unvorsichtigkeit.“

Man hat mich ausgewählt? fragte sie sich verärgert.

Mit einer Handbewegung wies Arcadia auf die Treppe, die zum Hauptkorridor hinabführte, als zöge sie einen unsichtbaren Vorhang zur Seite. Die Kerzenleuchter fingen im selben Augenblick an zu knistern, und für einen Sekundenbruchteil hatte María del Carmen

die absurde – und doch präzise – Empfindung, dass das Haus erwartete, beide würden ihren Abstieg fortsetzen.

Arcadia ging voran; das Holz unter ihren Schritten knarrte leise, doch das Echo schien gedämpft, als verweigere das Haus, die Richtung ihrer Schritte preiszugeben. María del Carmen folgte ihr, ohne den Blick von jenem Ende des Korridors zu wenden, wo sie die Schattenbewegung gesehen hatte. Jetzt, im letzten Schein der Lampe, wirkte die Ecke völlig leer. Aber nicht leer: lauernd.

Als sie den Rand der Treppe erreichten, wandte sich Arcadia ein letztes Mal um.

„Der Tod hört zu“, flüsterte sie kaum hörbar, „und er merkt sich, wer würdig ist, an seinem Gefolge teilzunehmen … und wer nicht.“

María del Carmen hielt ihrem Blick stand, ohne zu blinzeln. Ein kalter Luftzug glitt den Korridor entlang wie eine Eisschlange zwischen den Wänden.

Arcadia stieg hinab.

María del Carmen holte tief Luft, schloss kurz die Augen, um Kräfte zu sammeln, und folgte ihr hinunter in das Halbdunkel des Erdgeschosses, wo das Abendessen – und der Baron – ihrer harrten.

Hatte man sie nicht gebeten, in ihrem Zimmer zu bleiben? Träumte sie?

Das Erdgeschoss von Santacruz entfaltete sich vor ihr wie ein düsteres, majestätisches Heiligtum, getragen von dunklen Zedernsäulen, poliert bis zum Glanz eines alten Spiegels. Die hohen Fenster waren von schweren, karmesinroten Vorhängen verhangen, die nur das flackernde Licht einiger Öllampen durchließen, so dass der ganze Raum in Dämmerung lag, erhellt nur von goldenen Inseln, auf denen Silber, Kristallknäufe und die Schnallen der Elfenbeinmöbel aufglitzerten.

Hinten schlug eine Standuhr die Sekunden, mit einem tiefen Ticktack, dumpf wie ein müdes Herz. In den Seitensälen, nur aus dem Augenwinkel zu erkennen, standen die schweren Nussbaummöbel in rituellen Halbkreisen, als wäre jeder Raum ein Gemach, vorbereitet für nächtliche Versammlungen, die das Tageslicht niemals sehen durfte.

María del Carmen betrat die letzte Stufe und spürte – mehr als dass sie es hörte – das dumpfe Vibrieren des Hauses. Es war kein Geräusch; es war, als ob die Struktur selbst ausatmete, als ob die alten

Balken ein eigenes Leben in sich trügen, das mit Einbruch der Nacht erwachte.

Arcadia schritt auf das Speisezimmer zu.

Sie rief sie nicht. Sie drehte sich nicht um, um zu prüfen, ob sie folgte. Sie ging einfach, mit der Gewissheit eines Menschen, der weiß, dass jeder, der Santacruz betritt, ihrem Schatten gehorcht.

María del Carmen folgte ihr, nicht aus Gehorsam, sondern weil sie den Boden des Feindes sehen, abmessen, riechen, verstehen wollte, bevor sie ihm entgegentrat. Sie schritt unter einem Bogen hindurch, der mit vegetabilen Motiven geschnitzt war – Akanthusblätter, gotische Spiralen, achtblättrige Blumen – und betrat das große Speisezimmer.

Der Saal war lang, mit sehr hoher Decke und einem endlosen Tisch, an dem im Bedarfsfall vierzig Gäste Platz gefunden hätten. Die Öllampen schwangen leicht an ihren Metallarmen, warfen einen bernsteinfarbenen Schein über eine bestickte Tischdecke, die wirkte, als sei sie eben erst aus Flandern eingetroffen. An den Wänden hingen gewaltige Tapisserien mit biblischen Szenen, allerdings in einem seltsam allegorischen Stil verfremdet, der ihnen etwas Unheimliches verlieh: Jakob, der mit einem Engel rang, dessen Gestalt allzu menschlich war; Judit, die Holofernes den Kopf abschlägt, mit einem Ausdruck gelassener, beinahe mitleidiger Ruhe; Simson, der die Säulen des Tempels niederreißt, mit einem Lächeln, das in dieser Tragödie keinen Platz hatte.

María del Carmen verspürte ein Unbehagen: In diesen Tapisserien war mehr als Frömmigkeit. Etwas, das auf eine andere, düsterere, intimere Lesart hindeutete, vielleicht auf eine private Moral, die die christliche Moral ersetzte, ohne ihr offen zu widersprechen.

Die Luft war erfüllt von edlen Gerüchen: Braten, Muskatnuss, frisch entkorkter Rotwein, geröstetes Bauernbrot. Der Tisch war bereits für drei gedeckt.

Arcadia setzte sich ohne Umschweife an das Kopfende.

María del Carmen ging zu dem Platz, der offenbar für sie bestimmt war, zu ihrer Rechten. Bevor sie sich setzte, bemerkte sie erstmals, dass auf dem Teller eine handbeschriebene Karte lag, mit einer exquisiten Kalligraphie. Vorsichtig drehte sie sie um.

Hospes fidelis erit hospes fortis.

Der treue Gast wird ein starker Gast sein.

María del Carmen runzelte leicht die Stirn. Es war ein lateinischer Satz, doch sie erinnerte sich nicht, ihn bei den Kirchenvätern gelesen zu haben, weder in den *Confessiones* noch in der *Civitas Dei*. Es war kein christliches Sprichwort. Auch hatte es nicht die Form eines spanischen Wappenmottos. Es wirkte eher wie eine Art Mahnung, ähnlich dem Leitspruch eines Geheimbundes.

Sie setzte sich, ohne etwas zu sagen.

Arcadia beobachtete sie mit einem Lächeln, das keine Stimmung verriet und doch alles andeutete.

„Sie mögen alte Sprachen, nicht wahr?“ fragte der Baron mit sanfter, fast honigsüßer Stimme.

„Nur insofern, als sie das menschliche Herz erhellen“, antwortete María del Carmen ohne zu zögern.

Arcadia trat näher und küsste ihren Hals.

„Was für eine eigentümliche Definition … und so santandereanisch.“

Dieser Kommentar, in einem unleserlichen Tonfall ausgesprochen, konnte ebenso gut ein Kompliment wie eine Spottrede sein.

María del Carmen fiel nicht auf die Provokation herein.

„Was wird der Baron sagen?“ fragte sie ruhig und ließ sich von Arcadias Liebkosungen überwältigen.

Arcadia wischte sich den karmesinroten Lippenstift ab, nahm ihr Weinglas und kippte es leicht, während sie beobachtete, wie die gefärbte Flüssigkeit im Licht erzitterte.

„Der Baron erscheint immer dann, wenn er erscheinen muss“, antwortete sie. „Nie früher … nie später.“

María del Carmen bemerkte, dass der Baron nicht mehr da war – oder vielleicht nie dort gewesen war; so jedenfalls erschien es ihr.

„Was hat man mir gegeben?“ fragte sie, während sie spürte, wie sich der Raum zu krümmen begann.

„Es sind nur halluzinogene Pilze“, erwiderte Arcadia und zeigte ihre blutigen Eckzähne.

Da öffnete sich die Tür des Speisezimmers ohne Vorwarnung.

Ein Lakai trat ein, mit leicht zitternden Händen, eine Platte mit einer dampfenden Schüssel tragend. Er stellte sie mit äußerster Vorsicht vor María del Carmen ab, ohne sie anzusehen. Es war eine aromatische Rippensuppe, bedeckt von einem feinen Fettfilm, der goldene Reflexe warf.

Arcadia hob kaum merklich den Finger.

Der Lakai trat einen Schritt zurück, verneigte sich und ging.

Die Tür schloss sich hinter ihm wieder, als hätte ein unsichtbarer Hauch sie zugedrückt.

María del Carmen nahm den Löffel.

Doch bevor sie die Suppe kostete, sprach Arcadia.

„Dieses Haus hat seine Regeln, mein Kind."

María del Carmen hielt inne.

„Und welche sind das?" fragte sie, ohne den Blick zu senken.

Arcadia stützte die Ellbogen auf den Tisch, verschränkte die Hände und lächelte mit einer Süße, so falsch, dass sie beunruhigender wirkte als jede offene Drohung.

„Erste Regel", sagte sie: „Nicht alles, was Sie hören, ist für Sie bestimmt. Zweite Regel: Nicht alles, was Sie sehen, dürfen Sie kommentieren. Dritte Regel: Nichts, was hier geschieht, dürfen Sie mit hinaus in die Außenwelt nehmen. Nicht einmal in Form eines Zweifels."

María del Carmen spürte einen Schauer. Nicht wegen der Worte, sondern wegen dessen, was sie unausgesprochen ließen.

„Und wenn eine dieser Regeln gebrochen wird?" fragte sie langsam.

Arcadia lehnte sich im Stuhl zurück. Ihr Lächeln verschwand. Ihre Augen – schwarz, tief, unergründlich – bohrten sich in ihre.

„Hier, mein Kind …", flüsterte sie, „ist die Strafe nicht immer der Tod."

Die nächststehende Lampe flackerte, als wäre eine unsichtbare Strömung durch den Raum gegangen.

„Manchmal", fügte sie hinzu, „besteht sie darin, jahrzehntelang zu stöhnen."

María del Carmen spürte ein tiefes Frösteln. Kein verstandesmäßiges, sondern ein instinktives, als hätte jemand ihren Namen aus dem Inneren ihrer Erinnerung gerufen.

Arcadia hob das Glas.

„Stoßen wir an", sagte sie.

María del Carmen nahm das ihre. Beide Gläser klangen aneinander.

Und in genau diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Speisezimmers erneut, sehr langsam; sie knarrte nicht – was eine Erleichterung gewesen wäre –, sondern schwang in einer so dichten

Stille auf, dass sie unnatürlich wirkte, als wären die Angeln mit obsessiver Sorgfalt geölt worden oder, schlimmer noch, als hätte das Holz selbst aus eigenem Willen nachgegeben.

Die Öffnung ließ eine kalte Luftböe herein, die wie eine eisige Zunge durch das Speisezimmer glitt und für einen Moment das warme Flackern der Lampen eindämmte. Einige Kerzen flackerten, neigten sich zur Seite, als verneigten sie sich vor einer Präsenz, die sich noch nicht gezeigt hatte.

María del Carmen fühlte einen Schauder ihren Nacken hinablaufen, nicht aus Furcht – oder nicht nur aus Furcht –, sondern aus der Gewissheit, dass das, was eintrat, erwartet worden war. Dass Arcadia es herbeigerufen hatte. Oder, schlimmer noch, dass Arcadia nur die Rolle der zweitrangigen Gastgeberin spielte und eine andere Macht, höher, älter, die Szene für sich beanspruchte.

Die Gestalt ließ auf sich warten. Zuerst zeichnete sich die Kontur ab, dann der Schritt und die Gestalt eines schlanken Mannes, dessen Haut so bleich war, dass sie im ockerfarbenen Lampenschein wirkte, als würde sie von einem eigenen, schwachen, kranken Licht erhellt. Sein nach hinten gekämmtes Haar hatte einen aschigen Ton, der nicht zu seinem scheinbaren Alter passte, denn sein Gesicht zeigte keine Falten – außer zwei senkrechten Linien neben dem Mund, Linien, die nicht von den Jahren erzählten, sondern von Gewohnheit, von einer oft wiederholten Gebärde, von einem dauerhaften Grimassenansatz.

Er trug vollkommen Schwarz: Gehrock, Weste, Krawatte, Hose, alles schwarz, mit Ausnahme einer Onyxnadel, die die Krawatte hielt. Als er einen Schritt vortrat, bemerkte María del Carmen das beunruhigendste Detail: Er verursachte kein Geräusch. Gar keines. Der Boden, der unter ihren eigenen Absätzen und unter Arcadias Schritten geknarrt hatte, schwieg wie ein Grab, als die Stiefel dieses Mannes ihn berührten.

Baron Genipperteinga betrat das Speisezimmer.

Galeano war acht Jahre alt, als er zum ersten Mal die Hacienda Santacruz besuchte.

Seine Mutter Eulalia arbeitete als Näherin für Doña Arcadia. Sie war keine feste Angestellte, doch jedes Mal, wenn die Witwe ein neues Kleid brauchte oder ein Kleidungsstück ausgebessert werden musste, ließ sie Eulalia kommen. Und an jenem Tag rief sie sie in großer Eile:

Der Baron würde ein Fest ausrichten, und mehrere Anzüge mussten noch vor Einbruch der Dunkelheit fertiggestellt werden.

Eulalia konnte Galeano nicht allein zu Hause lassen, also nahm sie ihn mit. Sie warnte ihn mit ernster Stimme:

„Sprich mit niemandem. Fass nichts an. Und wenn du etwas Merkwürdiges siehst, frag nicht nach. Verstanden?“

Galeano nickte, auch wenn er nicht begriff, warum seine Mutter so ängstlich wirkte.

Sie kamen mittags in Santacruz an. Die Hacienda war gewaltig, umgeben von sorgfältig gestutzten Gärten und steinernen Mauern, die unüberwindlich schienen. Ein deutscher Verwalter empfing sie mit Kälte und führte sie in einen Schneiderraum im Ostflügel der Villa.

„Warte hier“, sagte Eulalia zu Galeano. „Geh unter keinen Umständen hinaus.“

Doch Galeano war ein neugieriges Kind. Sobald seine Mutter in ihre Arbeit vertieft war, schlüpfte er zur Tür hinaus und begann, das Haus zu erkunden.

Die Korridore von Santacruz waren lang und dunkel, nur von schmiedeeisernen Leuchtern spärlich erhellt. Die Wände waren mit Porträts bedeckt: Männer mit strengem Blick, in alte Gewänder gekleidet, die Galeano mit den Augen zu verfolgen schienen. Am Ende eines der Gänge hörte er Stimmen. Kinderstimmen.

Vorsichtig näherte er sich und entdeckte eine angelehnte Tür. Dahinter befand sich ein großer, weißer Raum, der nach Medizin roch. Mehrere Betten standen dort, und in jedem lag ein Kind. Einige schliefen. Andere starrten mit leeren Augen zur Decke. Keines sprach.

Eine Krankenschwester, in eine makellos saubere Schürze gekleidet, bewegte sich mit einer Spritze in der Hand zwischen den Betten. Galeano sah, wie sie einem der Kinder etwas injizierte, doch das Kind reagierte überhaupt nicht.

Da drehte eines der Kinder den Kopf und sah Galeano direkt an. Es war ein etwa zehnjähriger Junge mit geschorenem Haar und bleicher Haut. Seine Augen waren seltsam: zu groß, zu glänzend, als hätten sie Dinge gesehen, die sie nicht hätten sehen sollen.

Der Junge öffnete den Mund, doch es kam kein Laut. Er bewegte nur die Lippen und formte ein Wort, das Galeano nicht

verstehen konnte. Dann wandte der Junge den Blick wieder zur Decke, als gäbe es Galeano nicht.

„Was machst du hier?“

Galeano fuhr erschrocken herum. Es war Doña Arcadia. Ihr Gesicht, sonst freundlich, war zu einer Maske der Wut verzerrt.

„Ich … ich wollte nur …“

„Geh zurück zu deiner Mutter“, sagte Arcadia mit eisiger Stimme. „Und erzähle niemandem, was du gesehen hast. Verstanden?“

Galeano nickte, vor Angst wie gelähmt, und rannte zurück in den Schneiderraum.

Am Abend, als sie nach Hause zurückkehrten, fragte Galeano seine Mutter:

„Mama, wer waren diese Kinder?“

Eulalia blieb stehen. Sie sah ihren Sohn mit einer Mischung aus Trauer und Furcht an.

„Es sind kranke Kinder“, sagte sie schließlich. „Der Baron kümmert sich um sie.“

„Aber sie wirkten nicht krank“, beharrte Galeano. „Sie wirkten … leer.“

Eulalia packte ihn an den Schultern und sah ihm fest in die Augen.

„Hör mir gut zu, mein Sohn. Frag niemals, niemals wieder nach diesen Kindern. Und kehre nie wieder nach Santacruz zurück. Hörst du?“

Galeano nickte, doch das Bild brannte sich ihm für immer ein.

Jahre später, als Galeano fünfzehn war, erkrankte seine Mutter schwer. Ein Fieber, das die Ärzte nicht zu heilen wussten. Doña Arcadia, die davon hörte, bot an, sie nach Santacruz zu bringen, wo der Baron sie mit europäischen Arzneien behandeln könne.

Galeano weigerte sich. Er erinnerte sich an die leeren Kinder, an Arcadias Kälte, an die Warnung seiner Mutter. Doch Eulalia, von Fieberkrämpfen geschüttelt, willigte ein.

Zwei Tage später erhielt Galeano eine Nachricht: Seine Mutter sei auf dem Wege der Besserung, müsse aber noch eine Woche in Santacruz bleiben. Galeano hielt es nicht aus. Er sattelte ein Pferd und ritt zur Hacienda.

Er traf bei Einbruch der Dunkelheit ein. Die Tore waren verschlossen. Die Wachen verweigerten ihm den Zutritt. Aber

Galeano kannte eine niedrige Mauer an der Rückseite des Anwesens, nahe den Ställen. Er kletterte hinüber.

Drinnen angekommen, schlug er den Weg zu jenem Flügel ein, in dem sich seiner Erinnerung nach das Krankenhaus befand. Doch als er näher kam, hörte er etwas, das ihn erstarren ließ: Schreie. Verzweifelte Schreie, die aus den Kellern drangen.

Er folgte den Lauten. Er stieg eine Steintreppe hinab, die in die Dunkelheit führte. Am Ende fand er eine Eisentür. Sie war verschlossen, hatte aber einen Spalt, durch den man ins Innere sehen konnte.

Was er sah, sollte ihn für den Rest seines Lebens verfolgen.

Es war ein großer Saal, von Fackeln beleuchtet. In der Mitte, auf einen Tisch gefesselt, lag ein Mann. Er war nackt, von Blut bedeckt. Mehrere deutsche Ärzte standen um ihn herum und machten sich Notizen, als führten sie ein Experiment durch. Einer von ihnen hielt ein chirurgisches Instrument, das im Flammenschein glänzte.

Der Mann schrie. Er schrie um Gnade, er flehte, man möge ihn töten, man solle seinem Schmerz ein Ende setzen.

Und da sah Galeano den Baron.

Genipperteinga stand neben dem Tisch, mit unbewegter Miene. Er griff nicht ein, aber er stoppte das Geschehen auch nicht. Er beobachtete einfach, wie jemand, der ein wissenschaftliches Phänomen betrachtet.

Galeano wich entsetzt zurück. Er stolperte, stürzte, schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Dann wurde alles schwarz.

Als er erwachte, war er zu Hause. Seine Mutter saß neben ihm, völlig genesen. Sie sagte ihm, er sei auf dem Weg nach Santacruz vom Pferd gestürzt, die Wachen des Barons hätten ihn bewusstlos gefunden und nach Hause gebracht.

Galeano wusste, dass das gelogen war. Er wusste, dass ihn jemand aus den Kellern hinausgeschafft, ihn nach Hause zurückgebracht, ihn ohne Worte gewarnt hatte: „Komm niemals wieder."

Er erzählte seiner Mutter nie, was er gesehen hatte. Doch von da an wurde ihm jedes Mal übel, wenn er den Namen des Barons hörte.

7. Genipperteinga: Die Tafel

Arcadia erhob sich sofort, mit einer leichten, aber von Deferenz erfüllten Verbeugung.

María del Carmen rührte sich nicht.

Der Baron ließ den Blick langsam, sorgfältig durch den Saal gleiten, als prüfe er die Konturen eines empfindlichen Instruments. Als seine Augen auf María del Carmen ruhen blieben, zeigte sein Gesicht weder Überraschung noch Wohlwollen, sondern etwas Beunruhigenderes: Wiedererkennen. Als hätte er sie schon früher gesehen. Oder als hätte er seit Langem darauf gewartet, sie zu sehen.

„Señorita Vergel …", sagte er schließlich mit einer Stimme, die aus einer tieferen Region als der Brust zu kommen schien, eine tiefe, modulierte Stimme mit einem eigentümlichen Klang, der der menschlichen Muskulatur fremd war. „Santacruz heißt Sie willkommen."

María del Carmen stand auf. Ihre Knie gehorchten ihr ohne Schwäche, obwohl sie innerlich ein elektrischer Strom durchfuhr. Sie verneigte sich mit genau dem Maß an Höflichkeit, weder übertrieben noch knapp.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, Baron", erwiderte sie und bemühte sich, ihre Stimme fest klingen zu lassen.

Der Baron lächelte. Kein breites Lächeln, nur ein leichtes Krümmen der Lippen, diskret, beinahe theoretisch. Doch diese Geste verwandelte sein Gesicht auf verstörende Weise: Sie verlieh ihm eine kalte, unnatürliche Schönheit, die Schönheit einer Statue, zu perfekt gemeißelt, um einem lebendigen Wesen anzugehören.

Arcadia deutete auf den freien Stuhl ihnen gegenüber.

„Wir haben auf Ihre Ankunft gewartet, Señor", sagte sie. „Wir wollten gerade beginnen."

Der Baron neigte den Kopf zustimmend. Dann ging er zu dem Tischende, das Arcadia gegenüberlag. Wieder erzeugten seine Schritte keinen Laut. Als er sich setzte, knarrte auch der Stuhl nicht.

María del Carmen merkte sich diesen Umstand wie eine Beobachtung: Ein Mann kann seinen Atem verbergen, sein Temperament, sogar seinen Blick – doch er verbirgt nicht das Gewicht seines Körpers auf dem Holz … es sei denn, das Holz ist

seit Langem an ihn gewöhnt. Oder dieser Körper wiegt weniger – oder mehr –, als er vorgibt.

Arcadia hob das Glas, um den Toast zu wiederholen, doch der Baron hob nur leicht den Finger, und diese Geste genügte, damit die Frau sofort und gehorsam schwieg. Es war offenkundig: Hier herrschte Arcadia über die Lebenden … aber der Baron herrschte über Arcadia.

Er wandte sich direkt an María del Carmen.

„Man hat mir gesagt", begann der Baron, ohne den Blick von ihr zu nehmen, „dass Sie aus Lebrija kommen."

„So ist es."

„Ein zauberhafter Ort", murmelte er. „Alte Wälder … fruchtbare Erde … Hügel, auf denen die Zeit stehen bleibt."

María del Carmen zwang sich, den Schatten des Barons auf der Tischdecke nicht anzusehen. Oder besser gesagt: das Fehlen eines Schattens. Das Lampenlicht fiel aus einem Winkel, der ihn deutlich hätte zeichnen müssen, doch der Rand seiner Gestalt schien das Licht eher zu verschlucken, als es zu reflektieren.

„Und Sie kommen außerdem", fuhr Genipperteinga fort und verschränkte die Finger in einer langsamen Bewegung, „um eine Genehmigung zum Anbau von Chinarinde zu erbitten. Ein … interessantes Unternehmen."

María del Carmen erwiderte seinen Blick.

„Ich vertraue darauf, dass Klugheit und gegenseitiger Vorteil uns zu einer Einigung führen werden", antwortete sie.

Der Baron neigte den Kopf wie ein Lehrer, der einer außergewöhnlichen Schülerin zuhört.

„Klugheit", wiederholte er. „Eine seltene Tugend in diesen Zeiten."

Arcadia mischte sich mit einem kurzen Lachen ein, zu leicht, um nicht nervös zu wirken.

„Die Zeiten ändern sich, Señor. Und mit ihnen die Menschen."

Der Baron wandte den Blick nicht von María del Carmen ab. Er studierte etwas. Nicht ihre Worte, nicht ihren Gesichtsausdruck: etwas Tieferes. Etwas, das schien, die Schwingung ihrer Seele selbst zu messen.

Dann sprach er:

„Sagen Sie, Señorita Vergel … glauben Sie an Vorzeichen?"

María del Carmen blinzelte nicht.

„Ich glaube an die Zeichen, die Gott dem menschlichen Verstand schenkt", sagte sie.

Diese Antwort, die in einem anderen Zusammenhang ungenau gewesen wäre, klang in diesem Saal wie eine höfliche Herausforderung. Der Baron lächelte, diesmal so, dass die Zähne leicht sichtbar wurden. Ein unwirkliches Leuchten glitt durch seinen Blick.

„Dann werden Sie sehen", sagte er fast unhörbar, „dass diese Nacht … voll von ihnen ist."

Eine Windböe prallte gegen die Fenster.

Und die Flammen der Lampen neigten sich, als knieten sie vor dem Satz des Barons nieder.

Arcadia räusperte sich – nicht, um ihre Kehle zu klären, die eine fast reptilartige Elastizität zu besitzen schien, sondern um eine Atmosphäre zu brechen, die selbst ihr zu dicht erschien, sogar für Santacruz. Sie legte den Kopf schief, erzwang ein Lächeln und goss etwas Wein in das Glas des Barons, bemüht, die Flüssigkeit in der Karaffe nicht zittern zu lassen. Es gelang ihr nicht. Ein dünner Weinfilm schwankte, kaum wahrnehmbar, auf der Oberfläche.

María del Carmen bemerkte dieses winzige Zittern: nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern aus Angst.

Die Witwe von Sepúlveda fürchtete den Baron.

Diese Erkenntnis – neu, klar, abrupt – fuhr María del Carmen wie ein Schlag durch den Körper. Wenn Arcadia, die in ganz Bucaramanga gefürchtete und verehrte Frau, in Gegenwart des Barons zitterte, welcher Art von Geschöpf saß dann vor ihr?

Genipperteinga nahm das Glas. Seine langen Finger, blass wie frisch gewaschene Knochen, schienen das Glas nicht zu umklammern: Eher schmiegte sich der Kelch an seine Hand, als wolle er ihm gefällig sein.

„Vorzeichen", fuhr der Baron fort und drehte das Glas langsam, ohne zu trinken, „irren sich selten. Vor allem dann, wenn die Erde bebt. Haben Sie es heute gespürt, Señorita Vergel?"

María del Carmen nickte.

„In Lebrija spürt man es manchmal auch", sagte sie. „Aber dort glauben wir, dass die Erdstöße Warnungen sind."

„In Santacruz sind es Grüße", entgegnete er.

Arcadia ließ ein nervöses Lachen entweichen, so kurz, dass es wie ein verlöschter Blitz wirkte.

María del Carmen erlaubte sich zum ersten Mal, seit der Baron den Raum betreten hatte, einen raschen Blick zum Fenster. Der Sturm hatte für einen Augenblick nachgelassen, doch aus den Wolken, die noch über den Hügel krochen, schienen Fäden von Nebel zu hängen, wie lange, ausgestreckte Finger, schwebend, wachsam.

Genipperteinga folgte ihrem Blick.

„Der Nebel von Santacruz“, erklärte er sanft, beinahe zärtlich, „ist älter als die Stadt selbst. Er ist kein Phänomen. Er ist eine Gewohnheit. Eine Gewohnheit … des Berges.“

María del Carmen wandte sich zu ihm.

„In meinem Hause“, sagte sie sorgfältig, „lehrt man, dass die Berge Gottes Werk sind und ihre Nebel Frucht der Schöpfung. Nicht eines anderen Willens.“

Der Baron stützte die Ellbogen auf den Tisch. Kein Geräusch. Gar keines.

„In Ihrem Hause lehrt man vieles“, erwiderte er mit einem minimalen Lächeln. „Vor allem … Genealogien.“

María del Carmen fühlte einen Stich in der Kehle.

Arcadia sah sie mit einem Aufblitzen grausamer Belustigung an.

„Ja“, fuhr der Baron fort, ohne den Blick von ihr abzuwenden. „Ich kenne die Vergel gut. Ihre Geschichten über alte Galicier, Goten, die Guane-Frauen … sogar über die Körpergröße Ihrer Ahninnen. Stolze Erzählungen. Ehrenvolle. Merkwürdige.“

María del Carmen antwortete ohne zu blinzeln:

„Die Erinnerung eines Volkes ist kein Kuriosum, Señor Baron. Sie ist Wurzel.“

Genipperteinga neigte den Kopf.

Ein Schatten – nicht vom Licht geworfen, sondern von ihm selbst – schien über seine Wange zu gleiten.

„Wurzel“, wiederholte er und kostete das Wort. „Und was tun Sie hier, Señorita? Bewahren Sie Ihre Wurzeln … oder suchen Sie andere?“

Arcadia klopfte mit dem Fächer leicht auf die Tischplatte.

„María del Carmen kommt aus einem praktischen Grund, Señor“, schaltete sie sich ein. „Die Chinarinde.“

Der Baron wandte langsam den Kopf zu ihr. Die Bewegung war so gemessen, so präzise, dass sie nicht menschlich wirkte.

„Die Chinarinde“, wiederholte er, wie jemand, der nach einer leidenschaftlichen Abschweifung zu einem belanglosen Thema zurückkehrt. „Ja, ja, natürlich. Das Provinzgeschäft. Der bittere Saft, den Sie für Gold halten.“

María del Carmen verkrampfte die Finger im Stoff ihres Rockes.

„Die Chinarinde ernährt unsere Familien“, sagte sie. „Es ist eine Gelegenheit, die nicht unbedingt monopolisiert werden muss.“

Der Baron lächelte mit einer Süße, die frösteln ließ.

„Das Monopol ist ein Missverständnis. Ich zwinge niemandem etwas auf. Ich verwalte nur, was mir gehört.“

„Und was gehört Ihnen?“ fragte sie mit plötzlicher Kühnheit.

Er blinzelte nicht.

„Alles, was die Nacht schützt.“

Schweigen senkte sich wie ein schwerer Stoff über die Tafel.

Arcadia räusperte sich – wieder einmal.

„Señor“, sagte sie, „vielleicht wäre es klug, über die Genehmigung zu sprechen.“

Genipperteinga zog aus seiner Weste ein kleines schwarzes Etui. Er öffnete es auf dem Tisch. Darin lag ein dunkles Metallsiegel mit einer Inschrift auf Deutsch und einem Wappen, das María del Carmen nicht erkannte.

Der Baron schob das Etui in ihre Richtung, ohne es zu berühren.

„Sie können Ihre Lizenz erhalten, Señorita Vergel“, sagte er ruhig. „Aber Zugeständnisse verlangen … Garantien.“

María del Carmen erwiderte seinen Blick.

„Mein Wort“, sagte sie, „ist Garantie genug.“

Genipperteinga neigte den Kopf.

„Für die Männer … vielleicht. Für mich … nicht.“

Arcadia rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, als beginne sie, sich mehr als gewöhnlich beunruhigt zu fühlen.

„Und welche Garantie erwarten Sie?“ fragte María del Carmen, während sie spürte, wie eine unnatürliche Kälte über den Boden kroch und ihre Knöchel streifte.

Der Baron lehnte sich zurück.

Sein Schatten – oder was immer es war – zog sich sanft zusammen, als atmete er.

„Nur eines“, sagte er. „Loyalität.“

María del Carmen spürte ein Beben, das sie nicht verbergen konnte.

„Loyalität wem gegenüber?“ fragte sie, obwohl sie es bereits ahnte.

Der Baron lächelte.

„Santacruz.“

Eine Böe prallte gegen das Fenster, die Lampen flackerten, eine Kerze erlosch, und der Schatten des Barons wuchs ein wenig.

„Ich verlange keine Opfer“, sagte er leiser, fast wie ein mineralisches Murmeln. „Nur … Anwesenheit. Dass Sie kommen. Dass Sie beobachten. Dass Sie verstehen. Dass Sie Zeugin sind. Das genügt mir.“

„Zeugin wovon?“ fragte María del Carmen mit klopfendem Puls.

Er schob das Glas beiseite, aus dem er noch keinen einzigen Schluck genommen hatte.

„Dessen, was geschieht, wenn die Lebenden mit Kräften spielen, die sie nicht verstehen.“

Arcadia senkte den Kopf. Sie atmete nicht.

Und der Baron fügte in einem flüsternden Ton hinzu, der brannte:

„Die heutige Nacht wird lang sein.“

Als wäre dieser Satz ein Befehl gewesen, öffneten sich die Türen des Saales lautlos. Aus der Düsternis traten zwei Reihen von Bediensteten hervor, in schwarzen Livreen und weinroten Westen, mit Tabletts, die über ihren Händen zu schweben schienen. Der Duft erreichte sie noch vor den Speisen: eine warme Welle aus Gewürzen, Butter, Wein, geröstetem Fett, Meersalz, Kräutern aus dem Páramo und dem Mittelmeer.

María del Carmen spürte, wie sich der Magen, der sich bisher vor Anspannung zusammengezogen hatte, in einem uralten, fast kindlichen Hunger ausdehnte.

„Die Tafel von Santacruz“, verkündete Arcadia, die einen Teil ihrer gewohnten Stimme zurückgewonnen hatte, „kennt keinen Mangel.“

In die Mitte stellten sie eine silberne Platte mit geöffneten Austern auf gehauenem Eis aus den Páramos, glänzend wie kleine feuchte Lungen. Ringsum Schalen mit Beluga-Kaviar, der wie schwarze Perlen in gläsernen Seen wirkte; durchscheinende Scheiben

von Serrano-Schinken, so dünn, dass das Lampenlicht sie rosig färbte wie Augenlider; Laibe von Roquefort-Käse, die einen durchdringenden, blauen, erdigen Duft verströmten.

María del Carmen erkannte mit einer gewissen Verlegenheit ein Gericht, das sie nur aus den Berichten von Reisenden kannte: englischen Roastbeef, im Innern noch blutig, mit einer Kruste aus Salz und Senf überzogen, begleitet von Püree aus gelben Kartoffeln, aufgeschlagen mit Butter, und dunkler Soße, die nach Knochenbraten und Rotwein roch.

Auch weiter entlegene Regionen waren vertreten: Porzellanschalen mit blassem Hummus, mit Öl und Kreuzkümmel gekrönt; kleine goldene Falafelbällchen; eine lackierte Ente mit polierter Haut, deren Glanz an den Firnis von Altären erinnerte; Streifen von rohem Fleisch, in so feine Scheiben geschnitten wie Hostien, kreisförmig auf einem Marmorteller angeordnet, mit Fäden aus Öl und Zitrone.

„Fleisch nach Art des Piemont“, erklärte der Baron gleichgültig. „Die Italiener nennen es Carpaccio.“

Am Ende des Tisches, auf Arcadias Seite, erschienen die Herrlichkeiten der santandereanischen Küche: dichter Mute, in dem Maiskörner, Kichererbsen und Fleischstücke schwammen; Platten mit gedörrtem Fleisch, das noch an kleinen Haken hing, als hätte man es eben aus dem Räucherhaus geholt; *sobrebarriga* in dicker Soße; geschmorte Bocachicos auf einem Bett aus Zwiebel und Tomate; geröstete *hormigas culonas*, serviert in glasierten Tongefäßen wie exotische Nüsse.

Zwischen all diesen Gerichten wiederholte sich ein Motiv mit Hartnäckigkeit: Pilze.

Da waren Pfifferlinge in Butter sautiert neben dem Roastbeef; dünne, weiße Scheiben roher Champignons über dem Carpaccio; dunkle Morcheln in der Soße des französischen Wildschweins, in Rotwein geschmort; Stückchen schwarzer, fast violetter Pilze im Mute, als hätte man sie von einem verschimmelten Stamm gerissen; und eine Pilzcreme in kleinen Porzellantassen, um „den Appetit anzuregen“, wie einer der Diener sagte.

María del Carmen fragte sich mit jähem Schrecken, wie viele Pilzarten eine einzige Jurisdiktion beherbergen konnte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Seitentür erneut.

Marisol trat ein.

Sie trug ein dunkelblaues Kleid, in der Taille tailliert, mit dezentem Spitzenbesatz am Hals und an den Ärmeln. Ihr Haar, zu einem Knoten im Nacken gesteckt, ließ eine widerspenstige Strähne frei, die ihre Stirn weicher wirken ließ. María del Carmen kannte sie nur dem Namen nach: das Mädchen vom Ufer des Magdalena, das an den Häfen traurige *coplas* sang.

„Señoritas“, sagte der Baron und erhob sich um kaum einen Zentimeter vom Stuhl, „es freut mich, endlich die beiden Hälften eines einzigen Horizonts an meiner Tafel zu vereinen.“

Arcadia schnippte mit der Zunge, verlegen.

„Señorita Marisol ist meine Gästin“, stellte sie klar. „Vergiss nicht, Otto, dass nicht alle deine … Gepflogenheiten teilen.“

„Meine Gepflogenheiten“, erwiderte er mit gefährlicher Sanftheit, „sind die meines Vaterlandes. In Deutschland wissen die Fürsten seit jeher, dass ein einziges Band nicht genügt, um ein Geschlecht zu gründen. Ein Mann kann zwei Frauen ehren, ohne eine von beiden zu verraten – wie die alten Goten, die *Hausfrau* und *Nebenfrau* hatten.“

María del Carmen spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss.

„Die heilige Mutter Kirche“, sagte sie und bezwang ihre Empörung, „erkennt nur eine Ehe an.“

„Die heilige Mutter Kirche“, entgegnete der Baron, „ist lange nach jener Zeit erfunden worden, in der meine Vorfahren bereits Krieg, Handel … und Liebe trieben. Das Alte Testament, das Sie so verehren, ist voller Patriarchen mit mehreren Frauen. Warum sollte man einem Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts verweigern, was man bei einem kaldeischen Hirten bejubelt?“

Er lächelte und streckte die Hand aus, um Marisol einzuladen, sich neben María del Carmen zu setzen. Das junge Mädchen gehorchte, sichtlich verstört. Als sie Platz nahm, vermied sie es, die andere Frau anzusehen, als fürchte sie, in deren Augen ein Urteil zu finden, dem sie nicht standhalten könnte.

„Stoßen wir an“, sagte der Baron, „auf meine zukünftigen Gattinnen: die Dame vom Magdalena und die Dame der Anden.“

María del Carmen öffnete den Mund zum Protest, doch ihre Empörung wurde vom metallischen Chor der aneinanderschlagenden Gläser erstickt. Arcadia hob das ihre mit fester Hand, als sei diese blasphemische Formel etwas völlig Natürliches; dennoch bemerkte María del Carmen, wie ihr das linke Lid leicht zuckte.

Das Gastmahl begann.

Die Diener glitten um den Tisch und servierten in Gängen. Zuerst die Austern, mit einigen Tropfen Zitrone und Schalottensauce beträufelt. Marisol wies die ihren mit einem angewiderten Gesichtsausdruck zurück.

„Ich habe noch nie Dinge gegessen, die noch nach Meer riechen“, murmelte sie.

Der Baron beugte sich zu ihr.

„Du wirst dich daran gewöhnen, Marisol. Das Meer ist voller Kreaturen, die tot zu sein scheinen und nur im Mund wahr werden.“

María del Carmen kostete aus Höflichkeit eine Auster. Der salzige, jodige Geschmack ließ einen Schauer über ihre Zunge fahren, der direkt in den Magen hinabrutschte. Es missfiel ihr nicht, aber sie spürte, wie etwas in ihrem Innern erwachte, als hätte das rohe Fleisch ein eigenes Gedächtnis.

Dann kamen die Stücke vom Wildschwein, bedeckt mit einer Rotwein-Pilzsoße. Der Duft war so intensiv, dass sie für einen Moment an die Küchen von Tres Esquinas dachte, wenn ein Rind für die gesamte Hacienda geschlachtet wurde. Doch da war noch etwas: ein dunkles, leicht süßliches Aroma, das sie nicht benennen konnte.

„Morcheln“, erklärte der Baron und deutete auf die Pilze. „Morcheln. Sie wachsen in Wäldern, die Brände erlebt haben. Sie nähren sich von dem, was gestorben ist.“

María del Carmen legte die Gabel auf den Teller.

Der santandereanische Mute, der als Nächstes serviert wurde, hätte sie trösten müssen. Er enthielt Mais, Kochbanane, Bohnen, Stücke von Rippenfleisch; er war der Geschmack ihres Landes, des Holzofens. Doch zwischen den Körnern entdeckte sie kleine dunkle Pilzstücke, die zu keinem bekannten Rezept gehörten.

„Unsere Köche experimentieren“, entschuldigte sich Arcadia, als sie ihr Zögern bemerkte. „Sie behaupten, die Pilze gäben Kraft, um die Höhen zu ertragen.“

Danach brachte man lebende Fische. Ein Diener trug eine große Kupferwanne an den Tisch, in der zwei glänzende Welse noch zappelten, neben einer Forelle, die wie aus Glas wirkte. Man hielt sie Marisol und María del Carmen hin.

„Wählen Sie“, sagte der Baron. „Hier in Santacruz wird der Tod nach dem Geschmack des Gastes serviert.“

Marisol deutete unsicher auf einen der Fische. María del Carmen brachte es nicht fertig, an diesem Ritual teilzunehmen, und senkte den Blick. Als die Diener zurückkehrten, lagen die gleichen Fische auf dampfenden Platten vor ihnen: mit einer Kruste aus Salz und gehackten Pilzen bedeckt, ihre glasigen Augen starrten sie aus einem Himmel aus geschmolzenem Fett an.

Es folgten Truthahn mit Soße, Kartoffelpüree, kalte Fleischplatten, die lackierte Ente, vor ihnen mit einem so feinen Messer tranchiert, dass die Haut in perfekten Scheiben herabfiel. Jedes Gericht, jede Platte verbarg Pilze: in Scheiben, gehackt, in Butter verwandelt, in Soßen aufgelöst, über den Schinken gerieben, in kleine Maispastetchen eingebacken.

„In meinem Land“, erklärte der Baron und hob ein kleines Stück Brot, das mit einer gräulichen Paste bestrichen war, „gehen manche in die Wälder, um Pilze zu suchen, die keinen Namen haben. Einige nennen sie *Fleisch der Schatten*. Sie nähren den Körper … und öffnen den Geist.“

María del Carmen verspürte eine leichte Übelkeit. Sie trank einen Schluck Wasser, doch die Flüssigkeit schmeckte nach Eisen. Sie betrachtete die Karaffe: klares Wasser. Trotzdem hinterließ es beim Hinuntergleiten den Nachgeschmack des Sirups, den man ihr als Kind bei Krankheit verabreicht hatte.

Die Zeit begann sich aufzulösen.

Zuerst glaubte sie, es seien nur wenige Minuten zwischen den Gängen vergangen. Dann, dass sie schon eine Stunde aß. Später, es sei eine ganze Nacht gewesen. Erstaunt stellte sie fest, dass ihr Teller immer fast leer war und zugleich immer voll. Sie nahm einen Bissen Roastbeef, und als sie wieder hinabsah, lag das Fleisch unberührt da; sie kostete den Mute, und die Schale blieb gefüllt; sie riss Krümel vom Brot, und das Brot wurde nicht weniger.

Sie verspürte keine Sättigung. Auch keinen Hunger. Nur eine merkwürdige Neutralität im Magen, als sei alles, was sie zu sich nahm, auf halbem Weg verschwunden.

Marisol lachte übermäßig über Scherze, die niemand gemacht hatte. Manchmal starrte sie auf die Flamme der Kandelaber, und María del Carmen glaubte in ihren Pupillen das Wogen kleiner Gestalten zu sehen, die nicht im Raum waren. Arcadia hingegen wurde immer steifer.

Die Tabletts folgten unablässig: Guavenkonfekt in Form roter Ziegel; *bocadillos veleños* mit frischem Käse; dichter Milchpudding mit Zimt; Apfelstrudel; ein schwarzer Früchtekuchen mit Likör; kleine französische Baisers; Datteln, gefüllt mit Mandelpaste. In allen, auf die eine oder andere Weise, waren Pilze: kandiert, pulverisiert, mit dem Mehl vermischt, zwischen die Schichten des Kuchens geschoben.

„Es reicht“, murmelte Arcadia irgendwann und legte die Gabel hin. „Niemand kann so viel essen.“

Doch als sie auf ihren Teller blickte, sah sie zu ihrem Erstaunen, dass er fast unberührt war.

„Wir haben kaum gegessen, Señora“, verbesserte sie einer der Diener mit einem Lächeln, das zu viele Zähne zeigte.

Der Baron hob das leere Glas, das noch vor ihm stand.

„Die Tafel von Santacruz“, verkündete er, „ist eine Probe der Ewigkeit. Hier isst man unablässig und ohne Ermüdung. Der Körper lernt, dem Geist zu gehorchen.“

„Oder der Natur zu missgehorchen“, flüsterte María del Carmen.

Er hörte sie.

„Die Natur ist keine Göttin, Señorita“, entgegnete er. „Sie ist ein Material. Und wie jedes Material lässt sie sich bearbeiten.“

Arcadia wollte erwidern, merkte aber, dass ihre Zunge merkwürdig schwer geworden war. Die Luft um die Kandelaber schien zu flimmern, als stünde sie in heißem Wasser. Die Konturen der Gegenstände verschwammen; die Kanten wurden weich, als wäre der ganze Saal aus Wachs.

Da sah sie ihn.

Am Kopfende des Tisches, wo der Baron saß, gab es … zwei Barone.

Den einen, den gewohnten: bleich, mit zurückgebundenem Haar, knochigen Händen, dem Mund zu einem fernen Lächeln gekrümmt. Und den anderen, nur wenige Zentimeter rechts von ihm, identisch, aber mit einem kaum abweichenden Ausdruck, als wiederholte er die Gesten eine Sekunde später. Wenn der eine das Glas an die Lippen führte – ohne zu trinken –, imitierte der andere ihn; wenn der eine den Kopf zu Marisol wandte, blickte der andere bereits zu María del Carmen.

Arcadia blinzelte heftig.

Die beiden Barone blieben.

Eine Welle der Übelkeit zwang sie, sich das Taschentuch an den Mund zu pressen. Sie erinnerte sich mit plötzlicher Klarheit an die Pilzcreme, die sie zu Beginn des Essens genommen hatte, an die schleimige Textur, den leicht süßen Geschmack, fast wie Bittermandel.

Man hat mir irgendeine Art Pilz gegeben, dachte sie. Halluzinogene.

Sie versuchte, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Sie zählte die Kandelaber, die Bilder, die Wasserkrüge. Alles schien sich verdoppelt zu haben. Der Saal von Santacruz war voller Resonanzen: zwei Uhren, zwei Kamine, zwei Tische, die derselbe waren, um einen kaum merklichen Schlag gegeneinander versetzt.

„Geht es Ihnen gut, Arcadia?“ fragte einer der Barone. Sie wusste nicht, welcher.

„Ausgezeichnet“, log sie mit trockener Kehle.

María del Carmen neben ihr sah den Baron aufmerksam an, zeigte aber keinerlei Anzeichen, die Verdoppelung wahrzunehmen. Auch Marisol nicht, die mit einer Weintraube spielte, als wäre sie ein Planet.

Vielleicht nur ich, dachte Arcadia, habe genug Pilze gegessen, um zu sehen, was ich nicht sehen soll.

Die Diener begannen, die Platten unauffällig abzuräumen, obwohl María del Carmen geschworen hätte, dass niemand den Befehl gegeben hatte. Die Tafel war in wenigen Sekunden leergeräumt, als hätte eine unsichtbare Hand alles Übermaß weggewischt. Das Tischtuch jedoch war sauber, ohne Fettflecken oder Krümel.

Die Nacht schien an derselben Stunde festgefroren. Die Wanduhr zeigte seit einer unmessbaren Weile neun Uhr.

„Es war ein denkwürdiges Abendessen“, sagte der Baron – oder sagten die Barone –, während die Diener eine neue Platte in die Mitte stellten. „Nun, um jede Schwere zu lindern …“

María del Carmen wäre beinahe in Lachen ausgebrochen. Schwere. Sie spürte gar nichts: weder Müdigkeit noch Völle noch Leichtigkeit. Es war, als wäre ihr Körper unterhalb des Halses verschwunden.

Auf der Platte stand ein dampfendes Teeservice, drei hauchzarte Tassen, zwei davon gefüllt mit einer dunklen, fast schwarzen

Flüssigkeit, die dritte leer. María del Carmen konnte nicht begreifen, wie es so schnell dort hingekommen war. Sie hatte keine Schritte gehört, kein leises Klirren von Porzellan.

Der Baron streckte die Hand aus und schob das Tablett mit einer mechanischen, beherrschten Bewegung zu ihr, so vollkommen lautlos, dass es Schwindel erregte.

Arcadia sprach zuerst, mit einem Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte:

„Sie müssen ihn kosten, Liebes. Es ist ein außergewöhnlicher Tee, aus den Bergen von Java.“

María del Carmen legte die Hand auf die leere Tasse. Das Porzellan war kalt. Zu kalt. Der Baron nahm die Kanne und füllte sie; die Flüssigkeit dampfte, doch der Dampf war nicht weiß, sondern grau, dicht, und als er aufstieg, zeichnete er für einen Augenblick die Form eines Gesichts, das sich auflöste, kaum dass sie blinzelte.

Ich bin müde, dachte sie. Das Essen hat mir schlecht bekommen, der Sturm, die Anspannung … nichts weiter.

Der Baron reichte ihr die Tasse.

„Trinken Sie“, sagte er.

María del Carmen hielt sie mit beiden Händen. Die Flüssigkeit hatte einen leicht metallischen Geruch. Einen Geruch, der sie brutal an die Erzählungen ihres Großvaters über die blutigen Heilungen der *curanderos* von Guaca erinnerte. Doch sie konnte sie nicht ablehnen, ohne unhöflich zu sein, und sie wusste, dass in diesem Haus die kleinste Unhöflichkeit als Herausforderung gelten konnte.

Arcadia beobachtete sie mit einer Erwartung, die fast gefräßig wirkte. Marisol hatte neben ihr geweitete Pupillen, als sähe sie etwas, das María del Carmen verborgen blieb.

María del Carmen führte die Tasse an die Lippen … und in genau diesem Augenblick hallte ein dumpfer Schlag gegen das Fenster.

Eine menschliche Faust. Wieder ertönte das verzweifelte *tap-tap* von Knöcheln gegen das Glas, als würde jemand vom Sturm fortgerissen oder von etwas verfolgt, das älter war als der Regen selbst. Arcadia zuckte um kaum einen Millimeter zusammen.

Der Baron nicht.

„Trinken Sie noch nicht“, sagte er, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden. „Es ist … früher eingetroffen als erwartet.“

8. Genipperteinga: Die Zeugnisse

Galeano hatte zum ersten Mal das Wort „Kannibalismus“ im Zusammenhang mit dem Baron in einer Kneipe in Bucaramanga gehört – aus dem Mund eines betrunkenen Maultiertreibers, der schwor, schreckliche Dinge in Santacruz gesehen zu haben.

„Sie opfern Kinder“, hatte der Mann mit bebender Stimme gesagt. „Sie zerstückeln sie in nächtlichen Zeremonien. Und dann… dann essen sie sie.“

Galeano, von Natur aus skeptisch, hatte das als alkoholische Wahnvorstellung abgetan. Doch dann hörte er ähnliche Geschichten. Zu viele Geschichten. Und obwohl sie sich in den Details unterschieden, stimmten sie in einem Punkt überein: In Santacruz geschahen Dinge, die kein Mensch mitansehen sollte.

Das Problem war, dass kein direkter Zeuge lange genug lebte, um es zu bestätigen. Oder zumindest keiner bereit war, öffentlich zu sprechen.

Bis Galeano Hermógenes kennenlernte.

Hermógenes Villamizar war zehn Jahre lang Gärtner in Santacruz gewesen. Ein schweigsamer Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen Hände durch Jahrzehnte harter Arbeit entstellt waren und dessen Blick verriet, dass er zu viel gesehen hatte.

Galeano traf ihn an einem Februarnachmittag auf dem Friedhof von Bucaramanga, wo er das Grab seiner Tochter besuchte. Das Mädchen war zwei Jahre zuvor gestorben, angeblich an Schwindsucht. Doch Hermógenes kannte die Wahrheit.

„Es war der Baron“, sagte er zu Galeano, als dieser sich näherte, um sich vorzustellen. „Er hat sie getötet.“

Galeano, der dem Friedhof einer Spur des DAS gefolgt war, setzte sich neben den alten Mann und schwieg. Er wusste, dass manche Geheimnisse erst preisgegeben werden, wenn das Schweigen unerträglich wird.

Schließlich sprach Hermógenes:

„Meine Tochter arbeitete in der Küche von Santacruz. Sie war sechzehn. Ein gutes Mädchen, gehorsam, fleißig. Sie geriet nie in Schwierigkeiten. Aber eines Nachts… eines Nachts ging sie ohne Erlaubnis in die Kellerräume hinunter.“

„Was hat sie gesehen?“

Hermógenes atmete tief durch, als würden die Worte ihm die Kehle verätzen.

„Sie sah einen Tisch. Einen langen Tisch, mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Und auf dem Tisch… lag ein Kind.“

Galeano spürte einen Schauder.

„War es tot?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Hermógenes mit brüchiger Stimme. „Meine Tochter hat es mir nicht gesagt. Sie hat mir nur erzählt, dass Männer um den Tisch herumstanden. Deutsche. In roten Gewändern. Und dass der Baron an der Stirnseite stand, mit einem Messer in der Hand.“

„Und was geschah dann?“

„Sie wurde entdeckt.“ Hermógenes schloss die Augen. „Ich weiß nicht, von wem. Aber jemand hat sie gesehen. Und zwei Wochen später wachte sie tot in ihrem Bett auf. Der Arzt sagte, es sei Schwindsucht gewesen. Aber ich habe ihren Körper gesehen. Sie hatte Spuren am Hals. Als hätte sie jemand erwürgt.“

Galeano schwieg. Er wusste, dass er keine Beweise verlangen konnte. Er wusste, dass die Aussage eines Gärtners niemals ausreichen würde, um den Baron anzuklagen. Aber er wusste auch, dass Hermógenes die Wahrheit sagte.

„Warum haben Sie nichts angezeigt?“

Hermógenes lachte bitter.

„Anzeigen? Bei wem? Beim Richter, der Geld vom Baron bekommt? Beim Bürgermeister, der ihm sein Amt verdankt? Beim Bischof, der seine Haciendas segnet? Nein, junger Mann. In Santander ist der Baron unantastbar.“

Galeano ballte die Fäuste. Dieses Gespräch bestätigte, was er seit Jahren vermutete: Der Baron war nicht nur ein skrupelloser Unternehmer. Er war etwas Schlimmeres. Etwas Monströses.

„Was taten sie mit dem Kind?“ fragte Galeano.

Hermógenes sah ihn fest an.

„Das wollen Sie nicht wissen.“

„Ich muss es wissen.“

Der Alte seufzte.

„Meine Tochter sagte, der Baron habe dem Kind die Brust aufgeschnitten. Und die anderen Männer… tranken sein Blut.“

Galeano glaubte nicht an Vampire. Er glaubte nicht an Dämonen. Aber er glaubte an den Okkultismus.

Er hatte genug europäische Geschichte gelesen, um zu wissen, dass es über Jahrhunderte aristokratische Zirkel gegeben hatte, die Rituale praktizierten, in denen christliche Elemente mit altem Heidentum vermischt wurden. Er wusste, dass es in Deutschland, besonders in Preußen, geheime Logen gab, die sich in verlassenen Schlössern trafen, um Zeremonien abzuhalten, die die Kirche als ketzerisch verurteilte.

Und er wusste, dass bei manchen dieser Rituale Blut im Spiel war.

Nicht symbolisches Blut, wie in der Eucharistie. Reales Blut. Menschliches Blut.

Die Praxis hatte uralte Wurzeln. Die Römer glaubten, das Trinken von Gladiatorenblut stärke den Körper. Die Wikinger tranken das Blut ihrer Feinde, um deren Mut in sich aufzunehmen. Im Mittelalter hielten manche Alchemisten die Auffassung aufrecht, das Blut von Jungfrauen könne das Leben verlängern.

Doch im neunzehnten Jahrhundert waren diese Praktiken offiziell ausgerottet. Oder man glaubte es jedenfalls. In Wahrheit waren sie in den Untergrund abgewandert. Und Männer wie Genipperteinga, geschützt durch Reichtum und Einfluss, konnten sie ungestraft ausüben.

Galeano fand einen entscheidenden Hinweis in einem Buch, das ihm ein liberaler Arzt aus Bogotá geliehen hatte: „De occulta philosophia“ von Cornelius Agrippa. Darin beschrieb der Autor Rituale der „vitalen Erneuerung“, die den Genuss frischen Blutes verlangten, vorzugsweise von Kindern, „deren Lebensessenz noch nicht durch die Sünde verdorben ist“.

Der Text war erschreckend. Aber das Verstörendste war, dass er ihn nicht als Aberglauben, sondern als Wissenschaft präsentierte. Agrippa argumentierte, das Blut enthalte den pneuma, den Lebensgeist, und wer es zu sich nehme, könne die Kraft des Opfers in sich aufnehmen.

„Ist das, was der Baron tut?“ fragte sich Galeano laut, in seiner Werkstatt sitzend, umgeben von Büchern und Dokumenten.

Er hatte keine Antwort. Aber er hatte genügend Verdachtsmomente, um zu wissen, dass Santacruz nicht einfach ein Krankenhaus war. Es war ein Labor. Ein Ort, an dem Genipperteinga

mit Körpern und Seelen experimentierte, geschützt vom Mantel der Wohltätigkeit.

Es gab noch einen anderen Zeugen. Einen weniger erwarteten.

Klaus Müller, der preußische Kopfgeldjäger, der den Angriff Macareguas überlebt hatte, suchte Galeano eines Märzabends auf. Er kam betrunken, taumelnd, mit einer Flasche Aguardiente in der Hand.

„Ich muss mit Ihnen sprechen“, sagte er mit deutschem Akzent.

Galeano, misstrauisch, ließ ihn eintreten. Müller sank auf einen Stuhl und trank lange, bevor er zu reden begann.

„Ich habe in Preußen gedient“, setzte er an. „Ich war Soldat. Ich habe viele Männer getötet. Gute und schlechte. Aber nie habe ich etwas gesehen wie das, was ich in Santacruz sah.“

Galeano beugte sich vor.

„Was haben Sie gesehen?“

Müller lachte bitter.

„Der Baron lud mich zu einer seiner Zeremonien ein. Er sagte, es sei eine Ehre. Dass nur die Auserwählten sie miterleben dürften. Ich dachte, es wäre etwas… Religiöses. Vielleicht eine Privatmesse.“

„Und was war es?“

„Eine Abscheulichkeit.“ Müller trank erneut. „Sie opferten einen Indio. Einen jungen Yariguí. Sie fesselten ihn an einen Tisch und öffneten ihm die Brust, als er noch lebte. Und dann… dann tranken sie sein Blut. Direkt aus der Wunde.“

Galeano wurde übel.

„Hat der Baron teilgenommen?“

„Er leitete alles“, Müller sah ihn mit geröteten Augen an. „Er sprach Worte auf Latein. Oder auf etwas, das wie Latein klang. Und die anderen wiederholten sie. Danach… danach aßen sie sein Herz.“

Es herrschte völliges Schweigen.

„Warum erzählen Sie mir das?“ fragte Galeano schließlich.

Müller erhob sich taumelnd.

„Weil ich nicht mehr damit leben kann. Weil ich… ich auch getrunken habe. Und seitdem kann ich nicht mehr schlafen. Ich sehe den Jungen jede Nacht. Ich höre seine Schreie. Und ich weiß, dass ich in die Hölle komme für das, was ich getan habe.“

Er ging zur Tür, doch bevor er hinausging, drehte er sich noch einmal um.

„Der Baron ist kein Mensch“, sagte er. „Er kann es nicht sein. Kein Mensch könnte tun, was er tut, und weiterleben.“

Galeano sah Klaus Müller nie wieder. Zwei Wochen später fand man seinen Körper an einem Baum außerhalb von Bucaramanga, erhängt. Der offizielle Bericht lautete auf Selbstmord. Doch Galeano wusste, dass das eine Lüge war.

Der Baron ließ keine Zeugen am Leben.

María del Carmen spürte, wie die Temperatur im Saal schlagartig sank. Ihr Atem zeichnete eine feine Nebelspur vor ihr. Arcadia erhob sich mit leichenstarrem Körper, ging zum Fenster, zog den Vorhang ein Stück beiseite… und wich zurück.

„Es ist ein weiterer Indio“, murmelte sie und trat zwei Schritte zurück. „Er… er dürfte nicht am Leben sein.“

Der Baron erhob sich mit einer Langsamkeit, die fast theatralisch wirkte, aber von mehr als bloßer Dramatik erfüllt war: Es war eine Bewegung, die anderen physikalischen Gesetzen zu gehorchen schien, als hebe ihn eine unsichtbare Feder aus der Tiefe seiner eigenen Achse empor.

„Er lebt“, sagte er und ging auf das Fenster zu, „weil seine Geschichte noch nicht zu Ende ist.“

María del Carmen, noch immer mit der Tasse in den Händen, hielt den Atem an.

Der Baron legte die Handfläche auf das Glas. Auf der anderen Seite zitterte die Hand des Indios ein letztes Mal… und sank dann, verschwand am Rand des Sims. Arcadia stieß einen erstickten Schrei aus. Der Baron öffnete das Fenster nicht. Er lehnte sich nicht hinaus. Er eilte nicht zu Hilfe.

Er murmelte nur:

„Ein Wesen, das den Tod herausfordert, verdient die Ehre, zweimal zu sterben.“

Er kehrte zum Tisch zurück. Setzte sich. Lächelte.

„Jetzt“, sagte er und deutete auf María del Carmens Tasse, „trinken Sie.“

Sie stellte sie mit einem leichten Klirren auf die Untertasse. Sie atmete tief durch und sammelte einen Mut, den sie an sich selbst nicht kannte.

„Ich würde lieber noch nicht“, sagte sie. „Es geht mir nicht gut.“

Zum ersten Mal, seit er den Saal betreten hatte, zeigte die Maske des Barons einen Riss: kaum erkennbar, aber real. Ein Zucken am

Augenlid. Ein Aufblitzen von Ungeduld. Dann gewann er seine Fassung zurück.

„Wie Sie wünschen.“

Arcadia lächelte nicht. Sie blinzelte nicht.

María del Carmen nutzte den Moment, um das Thema zu wechseln.

„Señor Barón“, sagte sie mit fester Stimme, „bevor wir fortfahren, muss ich Sie etwas fragen. Was geschieht in Santacruz? Die ganze Stadt spricht von Verschwundenen, von Entführungen, von Mädchen, die nicht zurückkehren. Und jetzt… der Indio. Welche Art von Macht wird in diesem Haus ausgeübt?“

Der Baron fuhr mit dem Fingernagel seines Zeigefingers am Glasrand entlang.

Ein schriller Klang, als risse man Kristall, erfüllte den Saal.

„Macht“, antwortete er, „ist kein Wort. Sie ist eine Kontinuität. Eine Kraft, die durch Disziplin, Opfer… und Weitsicht vererbt wird. Um ein Territorium zu beherrschen, braucht man viele Arten von Autorität. Die Politik ist nur die Oberfläche. Darunter liegen andere Fundamente, ältere, wirksamere.“

Arcadia fügte, beinahe devot, hinzu:

„Die Stadt überlebt, weil wir über sie wachen. Weil wir tun, was die anderen nicht zu tun wagen.“

Der Baron nickte.

„Und weil wir wissen“, sagte er, „dass die Nacht den schützt, der sie ehrt.“

María del Carmen spürte einen plötzlichen Schwindel, als hätte sich der Raum um einen Millimeter nach links gedreht. Arcadia fasste sie mit einer fast mütterlichen Geste am Unterarm.

„Fürchte dich nicht“, flüsterte sie. „Die Dunkelheit verschlingt nur diejenigen, die sie herausfordern.“

María del Carmen zog ihren Arm sanft zurück.

Marisol betrachtete sie dabei mit einem Anflug von Eifersucht.

„Ich bin nicht hierhergekommen, um mich zu fürchten“, sagte María del Carmen, „sondern um zu verhandeln.“

Der Baron lächelte erneut.

„Dann, Señorita Vergel, werden wir verhandeln.“

Der Baron fügte nichts hinzu. Sein Schweigen war nicht das eines Mannes, der etwas verbirgt, sondern das eines Mannes, der weiß, dass eine Wahrheit zu groß ist, um unverarbeitet, wie ein roher

Brocken Erz, ausgehändigt zu werden. María del Carmen hatte das Gefühl, dass sich etwas in der Atmosphäre des Raumes – vielleicht die Luft, vielleicht das Licht, vielleicht eine alte Schwingung in den Fundamenten – langsam neu ordnete, als hätte das Haus selbst den Namen „Teodomiro“ mit einem Schauder gehört, der nicht ganz menschlich war.

Arcadia spielte derweil mit einem Kameenanhänger an ihrer Brust, einem ovalen Stück alten Goldes, dessen Glas weniger eine Miniatur als einen sorgfältig verdunkelten Zeitfetzen zu enthalten schien. Sie war es, die das Wort wieder aufnahm, in einem Ton, der Belehrung und Warnung mischte:

„Teodomiro Vergel“, begann sie, „war der erste seines Geschlechts, der sich der wirklichen Macht dieses Landes entgegenstellte. Nicht der Macht der Kronen, nicht der Präsidenten, nicht der Zünfte. Ich meine die Macht, die das Leben dieses Berges trägt, seit bevor die Guane die ersten Maisfelder anlegten.“

Der Baron fügte sanft hinzu:

„Und er beging den Fehler, zu verhandeln, ohne den Preis zu verstehen.“

María del Carmen bekam eine Gänsehaut.

„Worüber hat er verhandelt?“ fragte sie leise, ohne die Stimme zu heben, als fürchte sie, die Worte könnten sich gegen sie wenden.

Der Baron betrachtete sie einen Augenblick, als kalibriere er, wie viel er ihr ohne Bruch zumuten konnte.

„Er verhandelte Schutz. Macht. Und die Möglichkeit, dass sein Geschlecht gedeihen würde, während andere untergingen.“

Arcadia murmelte mit ironischem Unterton:

„Und er bekam, was er wollte. Oh, und wie. Drei Generationen lang stiegen die Vergel in einem Tempo auf, das ohne diesen Pakt unmöglich gewesen wäre. Ländereien, Bündnisse, vorteilhafte Ehen. Ihr Name wurde in Santander mit beinahe höfischem Respekt ausgesprochen.“

„Und was geschah dann?“ fragte María del Carmen, mit fester Stimme, aber einem Zittern, das sie nicht verbergen konnte.

„Dann geschah“, antwortete der Baron, „dass die Schuld fällig wurde.“

Der Satz blieb in der Luft hängen, schwer wie eine frisch gesetzte Grabplatte.

Arcadia senkte die Stimme, fast vertraulich:

„Der Pakt verlangte Erneuerung. Ein Erbe musste nach Santacruz zurückkehren, um ‚die Bedingungen zu erneuern‘. Doch keiner tat es. Die Vergel, stolz wie kastilische Maultiere, meinten, sie könnten ein Abkommen bestreiten, das lange vor der Geburt ihrer Großeltern geschlossen worden war. Sie glaubten, es würde genügen, die Geschichte zu verstecken, Dokumente zu ändern, Briefe zu verbrennen, Namen zu tilgen.“

„Aber das, was man ignoriert“, fügte der Baron hinzu, „verschwindet nicht. Es verfinstert sich nur.“

In diesem Moment erhellte ein Blitz den Raum für einen Wimpernschlag, gefolgt von einem Donner, der die Fenster erzittern ließ. Hinter dem Glas schien sich die Silhouette des gefallenen Indios um einige Zentimeter verschoben zu haben, doch María del Carmen weigerte sich, das zu überprüfen.

Der Baron fuhr in beinahe akademischem Ton fort, wie jemand, der aus einer alten Chronik zitiert:

„Wenn ein Pakt gebrochen wird, zahlt das Geschlecht. Zuerst mit Unglück. Dann mit Wahnsinn. Dann mit frühen Toden. Und wenn nicht einmal das genügt… mit Rufen.“

María del Carmen spürte, wie ihr das Herz gegen die Rippen schlug.

„Rufen?“

„Ja“, antwortete Arcadia und legte ihre Finger auf die Hand der jungen Frau. „Manchmal in Form von Träumen. Manchmal als Unglücksfälle, die einen Nachkommen zu diesem Haus treiben. Sie, ohne es zu wissen, folgen seit Jahren diesem Ruf.“

Die junge Frau schauderte.

„Ich bin wegen einer Lizenz gekommen, nicht wegen Aberglauben.“

Arcadia lachte sanft.

„Ach, querida… Glauben Sie wirklich, jemand überschreitet die Schwelle von Santacruz aus rein administrativen Gründen? Verstehen Sie doch, dass der Teufel in jeder Gegend seine Vertreter hat, in der Menschen sich gegenseitig töten.“

Das Duell hatte sechs Monate vor der Begegnung mit Macaregua stattgefunden.

Galeano erinnerte sich an jedes Detail jenes verfluchten Nachmittags.

Es war eine Sitzung im Club de los Gremios. Die Handwerker waren einberufen worden, um neue Regelungen zu den Importen zu diskutieren. Galeano nahm als Vertreter der Töpfer teil, im Bewusstsein, dass es eine Falle sein würde.

Und das war sie.

Die Deutschen legten einen Vorschlag vor, der den Verkauf lokaler Keramik in Bucaramanga im Grunde verbot. Sie behaupteten, ihre Qualität sei „minderwertig" und „verwirre die Verbraucher". Der wahre Grund war natürlich, die Konkurrenz auszuschalten.

Galeano war aufgestanden, um zu protestieren. Er sprach mit großer Eloquenz, zitierte Zahlen, verglich Preise und bewies, dass die Keramik aus Santander ebenso gut war wie die europäische und dabei weit günstiger.

Die kreolischen Händler, feige wie immer, schwiegen. Doch ein Deutscher nicht.

Heinrich Vogel war der Vertreter eines Exportunternehmens mit Sitz in Bremen. Groß, blond, mit kantigem Kinn und arroganten Manieren. Er war erst vor zwei Jahren nach Kolumbien gekommen, benahm sich aber bereits, als wäre er der Herr des Landes.

„Señor Galeano", sagte Vogel mit einem herablassenden Lächeln, „Ihre Leidenschaft ist bewundernswert. Aber Leidenschaft ersetzt keine Konkurrenzfähigkeit. Ihre Produkte sind … rustikal. Vielleicht für Bauern geeignet. Aber nicht für anspruchsvolle Kunden."

Galeano fühlte, wie ihm das Blut kochte.

„Meine Produkte", erwiderte er mit beherrschter Stimme, „werden von Hand hergestellt, von Handwerkern, die seit Generationen ihr Können vervollkommnen. Die Ihren entstehen in Fabriken, von Arbeitern gefertigt, die kaum wissen, wie man einen Pinsel hält."

Vogel lachte.

„Generationen? Mein lieber Freund, Tradition ist nur ein anderes Wort für ‚veraltet'."

Einige Deutsche lachten. Die Kreolen blickten zu Boden.

Galeano machte einen Schritt auf Vogel zu.

„Wissen Sie, was mich an euch Deutschen wirklich stört? Nicht, dass ihr besser seid. Sondern dass ihr euch für besser HALTET. Ihr kommt in unsere Länder, bereichert euch an unserer Arbeit, vergewaltigt unsere Frauen und nennt uns dann minderwertig."

Der Saal verstummte. Vogel hörte auf zu lächeln.

„Hüten Sie Ihre Worte", murmelte er mit gefährlicher Stimme.

„Oder was?" forderte ihn Galeano heraus. „Werden Sie mich töten wie jene, die früher protestiert haben? Mich verschwinden lassen wie Eusebio Parra?"

Vogel sprang auf.

„Sie haben mich soeben vor Zeugen verleumdet. Ich fordere eine Entschuldigung."

„Die werden Sie nicht bekommen."

Vogel starrte ihn einige Sekunden lang an. Dann sagte er mit kalter Stimme:

„Dann fordere ich ein Duell."

Das Duell fand drei Tage später im Morgengrauen auf einer Lichtung fern von Bucaramanga statt. Die Sekundanten waren Abundio Gómez für Galeano und ein deutscher Händler namens Otto Kraus für Vogel.

Die Regeln waren einfach: zehn Schritte gehen, sich umdrehen, schießen. Revolver Kaliber 38.

Galeano hatte seit drei Nächten nicht geschlafen. Nicht aus Angst zu sterben, sondern aus Angst zu töten. Er wusste, dass der Baron ihn bis ans Ende der Welt verfolgen würde, wenn er Vogel tötete. Aber wenn er das Duell nicht annahm, bliebe er als Feigling zurück.

Als er auf der Lichtung ankam, war Vogel bereits da und übte an einem Baum seine Treffsicherheit. Seine Schüsse waren präzise. Zu präzise. Es war offensichtlich, dass er militärisches Training erhalten hatte.

Abundio trat zu Galeano und flüsterte:

„Du kannst immer noch zurücktreten. Es ist keine Schande, einen sinnlosen Tod zu vermeiden."

„Wenn ich zurücktrete", erwiderte Galeano, „verlieren die Töpfer jeden Respekt vor mir. Ich sterbe lieber mit Würde."

Die Sekundanten erklärten die Regeln. Galeano und Vogel stellten sich Rücken an Rücken auf. Galeano spürte das Gewicht des Revolvers in seiner Hand. Als Junge hatte er Kaninchen gejagt, aber noch nie auf einen Menschen geschossen.

„Zehn Schritte!" rief Kraus.

Eins.

Galeano atmete tief ein.

Zwei.
Er dachte an seine Mutter.
Drei.
Er dachte an die leeren Kinder von Santacruz.
Vier.
Er dachte an Macaregua.
Fünf.
Er dachte an all die vergewaltigten Frauen.
Sechs.
Er dachte an Eusebio Parra.
Sieben.
Er dachte an die Culebra Pico de Oro.
Acht.
Er dachte daran, dass Sterben für eine gerechte Sache besser war, als auf Knien zu leben.
Neun.
Er fühlte eine seltsame Ruhe.
Zehn.
„Umdrehen!“

Galeano drehte sich. Er hob den Revolver. Er sah, wie Vogel dasselbe tat. Beide schossen gleichzeitig.

Vogels Schuss pfiff dicht an Galeanos Ohr vorbei, so nah, dass er die Hitze der Kugel spürte.

Galeanos Schuss traf Vogel in die Schulter.

Der Deutsche brach schreiend auf die Knie. Kraus rannte zu ihm. Abundio packte Galeano am Arm und zerrte ihn zu seinem Pferd.

„Los! Sofort!“

Sie ritten stundenlang, bis sie sich in den Bergen verloren hatten. Galeano sprach während des ganzen Rittes kein Wort. Er starrte nur auf seine Hände, von Pulver geschwärzt, und fragte sich, ob er das Richtige getan hatte.

Die Nachricht vom Duell verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Die Deutschen verlangten Galeanos Kopf. Sie erstatteten beim Zentralstaat formell Anzeige und argumentierten, ein „rebellischer Handwerker“ habe einen deutschen Staatsbürger angegriffen, der durch internationale Verträge geschützt sei.

Doch die Handwerker stellten sich hinter Galeano. Sie organisierten Proteste, drohten, die deutschen Läden

niederzubrennen, wenn man ihn verhaftete. Die Lage wurde derart angespannt, dass der Gouverneur von Santander einschreiten musste.

Schließlich wurde ein Kompromiss gefunden: Galeano würde nicht verhaftet, musste Vogel jedoch eine Entschädigung zahlen. Eine absurde Summe, die unmöglich aufzubringen war.

Da geschah etwas Unerwartetes: Die Handwerker organisierten eine Sammlung. Töpfer, Weber, Schmiede, Gerber … alle gaben, was sie konnten. In einer Woche kam die Summe zusammen.

Galeano weinte, als man ihm das Geld überreichte. Nicht vor Erleichterung, sondern weil er begriff, dass er nicht mehr allein war. Dass die Culebra Pico de Oro nicht nur eine Bewegung war, sondern eine Familie.

Und diese Familie war bereit, sich für ihn zu opfern.

Der Baron griff mit Nachdruck ein:

„Kein Vergel hat dieses Haus seit 1842 betreten, seit Raimundo Vergel kam, um das zu brechen, was sein Vater versprochen hatte. Er ging fort und glaubte sich siegreich, doch die folgenden dreißig Jahre sorgten dafür, ihn daran zu erinnern, dass niemand Santacruz unversehrt verlässt.“

María del Carmen entgegnete:

„Mein Urgroßvater war ein ehrenhafter Mann.“

„Ehrenhaft vielleicht“, sagte der Baron. „Aber nicht frei. Kein Vergel ist es, solange er nicht begleicht, was Teodomiro begonnen hat.“

Arcadia fügte hinzu:

„Und Sie, María del Carmen, sind die letzte direkte Nachfahrin dieses Zweiges. Die Einzige, die die Rechnung zu begleichen vermag.“

María del Carmen öffnete den Mund, um zu antworten, doch die Worte verhedderten sich. Es war zu viel Information, zu plötzlich, zu schwer von unausgesprochenen Folgen.

Da war es wieder zu hören, dieses Scharren draußen. Jetzt deutlicher. Langsamer. Näher.

Arcadia legte, wie eine Mutter, die ein ängstliches Kind schützt, einen Finger auf die Lippen der jungen Frau.

„Nicht hinsehen“, flüsterte sie. „Nicht hinhören. Nicht beachten.“

Der Baron fügte hinzu, ohne den Blick vom Fenster zu wenden:

„Der Tod streift um die Häuser, in denen vergessene Namen ausgesprochen werden. Aber fürchten Sie sich nicht. Solange Sie innerhalb von Santacruz sind, wird man Ihnen nichts tun. In diesem Haus ist alles, was sich draußen bewegt, dazu verurteilt, draußen zu bleiben."

Der Sturm brach mit einem letzten Krachen los, als hätte der Berg ausgeatmet.

María del Carmen holte tief Luft und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

„Wenn das, was Sie sagen, wahr ist", sagte sie schließlich, „was erwarten Sie dann von mir?"

Der Baron lächelte, als hätte er endlich die einzige Frage gehört, die wirklich von Bedeutung war.

„Wir erwarten", sagte er mit fester Stimme, „dass Sie vollbringen, was die Ihren unvollendet ließen."

Arcadia schloss den Satz mit einer Sanftheit, die dem jungen Mädchen das Blut in den Adern gefrieren ließ:

„Dass Sie den Pakt erneuern."

María del Carmen fühlte, wie der Ausdruck „den Pakt erneuern" mit dem Gewicht einer frisch gesetzten, feuchten Grabplatte auf ihr niederfiel. Sie konnte ein Frösteln nicht unterdrücken. Nicht vor Angst – jedenfalls nicht im banalen Sinn des Wortes –, sondern wegen einer plötzlichen Intuition, einer Gewissheit, die nicht aus dem Verstand kam, sondern aus jener uralten Region, in der Erinnerungen schlafen, die nicht dem Individuum gehören, sondern dem Geschlecht.

Arcadia bemerkte das Beben und lächelte mit jener beunruhigenden Mischung aus Zärtlichkeit und Berechnung, die nur Frauen eigen ist, die daran gewöhnt sind, Schatten, Willen und Geheimnisse zu beherrschen. Mit einer feinen Geste gab sie dem Baron das Zeichen, den zweiten Satz eines bereits einstudierten Stücks zu beginnen.

Genipperteinga machte ein paar Schritte auf die junge Frau zu, jedoch nicht so viele, dass er in ihre Intimsphäre eingedrungen wäre. Er hielt einen respektvollen Abstand, als wisse er, dass jede größere Nähe das fragile Gleichgewicht der Unterhaltung zerstören könnte. Seine Augen jedoch bohrten sich in ihre, mit der Beharrlichkeit eines Mannes, der in einem alten Manuskript ein Zeichen erkannt zu haben glaubt, das er längst verloren glaubte.

„Ein Pakt", begann er, „ist kein Vertrag und keine juristische Verpflichtung. Er ist eine Symmetrie. Ein Bündnis zwischen zwei Kräften, die einander als gleich anerkennen … oder zumindest als wechselseitig notwendig. Dein Vorfahr Teodomiro verlangte nicht nach Macht, weil er ehrgeizig war. Er verlangte nach ihr, weil er sie brauchte. Die Vergel wurden von Seuchen, Dürre und inneren Streitigkeiten dezimiert. Er kam hierher, um Schutz zu erbitten."

Arcadia fügte hinzu:

„Und Santacruz hat ihn gewährt. In diesem Haus", sie berührte leicht eine Säule, als prüfe sie darin einen uralten Pulsschlag – „geschieht nichts ohne Preis, Liebes. Macht hat immer ihren Preis. Manchmal klein, fast unmerklich; manchmal verheerend. Teodomiro wusste das. Deine Familie hat es vergessen. Und nun lastet der Preis auf dir."

María del Carmen schluckte, ohne den Blick abzuwenden. Ihre Stimme war leise, aber sie gab nicht nach unter dem unsichtbaren Druck, der den Raum zu verschließen schien.

„Und wie hoch ist dieser Preis?"

Der Baron antwortete mit einer leichten Geste, als öffne er ein Buch an seiner empfindlichsten Seite:

„Das Gleichgewicht wiederherzustellen. Zu bestätigen, dass die Vergel das Band zu diesem Haus weiterhin anerkennen. Solange dieses Anerkenntnis besteht, bleibt der Stamm geschützt. Wenn es bricht, geschehen Unglücke … so wie jene, die deine Familie in den letzten Jahren dezimiert haben."

María del Carmen konnte ein leises Zucken nicht vermeiden. Dieser Satz traf einen wunden Punkt: der Tod ihrer Mutter, der Unfall ihres älteren Bruders, der stille Wahnsinn einer ihrer Tanten … eine ganze Kette von Unglücken, die ihr Vater stets „die schwarze Phase der Vergel" genannt hatte.

„Das beweist gar nichts", murmelte sie.

„Es beweist alles", erwiderte Arcadia bestimmt. „Unglück ist selten zufällig. Vor allem dann nicht, wenn es sich mit der Regelmäßigkeit eines Familienfluches wiederholt."

Der Baron fügte hinzu:

„Teodomiro gab etwas im Austausch für den Schutz. Etwas, das weder Gold noch Land war. Etwas Wertvolleres: ein Versprechen. Das Versprechen, dass alle drei Generationen einer der Seinen nach

Santacruz zurückkehren würde, um das Abkommen zu erneuern und die Fortdauer der Bindung zu bekräftigen."

María del Carmen bemerkte, wie ihr der Atem kürzer wurde.

„Und was soll ich tun?"

„Nichts, was das Gesetz oder dein Gewissen verletzen würde", sagte der Baron mit eisiger Ruhe. „Nur eine Nacht hierbleiben. Eine einzige Nacht. Santacruz wird sich um den Rest kümmern."

Es entstand eine Stille. Nicht die natürliche Pause eines Gesprächs, sondern eine gespannte, erwartungsvolle Stille, wie jene, die einem Schwur vorausgeht.

Arcadia sprach weiter:

„Niemand wird geopfert, es wird kein Blut Unschuldiger vergossen. Nichts von all dem, was bösartige Gerüchte uns zuschreiben. Du musst nur unter diesem Dach schlafen. Es dem Haus zu überlassen, deine Gegenwart zu erkennen. Das ist alles."

María del Carmen wollte es glauben. Doch irgendetwas im Ton des Barons – dieser völlige Mangel an menschlicher Regung – beunruhigte sie mehr als jedes offen ausgesprochene Wort.

„Was geschieht, wenn ich mich weigere?" fragte sie.

Die Antwort kam nicht sofort. Genipperteinga betrachtete sie nur, und in dieser schweren Wortlosigkeit lag eine Deutlichkeit, die jede Erklärung überflüssig machte.

Schließlich sprach er, ohne Drohung, ohne Nachdruck, ohne Pathos:

„Wenn du dich weigerst, wird deine Linie weiterhin einen Pakt bezahlen, der nicht erneuert wird. Und du, als letzte direkte Trägerin dieser Linie, wirst doppelt zahlen."

María del Carmen fühlte einen leichten Schwindel, als neige sich der Raum unmerklich zu den Fundamenten hin.

„Das ist Aberglaube", flüsterte sie, mehr zu sich selbst als zu ihnen.

Arcadia neigte sich zu ihr, die Stimme leise und gefasst:

„Aberglauben sind die Knochen uralter Wahrheiten. Wenn ein Aberglaube Jahrhunderte überlebt, Liebes, dann nicht aus Irrtum … sondern weil er etwas bewahrt, wofür die Vernunft noch keinen Namen hat."

Draußen war das Scharren erneut zu hören, diesmal länger, langsamer, als würde etwas Schweres durch einen endlosen Gang geschleift. María del Carmen konnte den Blick nicht zurückhalten. Sie

wandte sich zum Fenster … und der sterbende Indio war verschwunden.

Doch seine Spuren – zwei feuchte, längliche Abdrücke im Stein – waren klar zu sehen, als hätte dort jemand Füße aufgesetzt, die nicht ganz menschlich waren.

Arcadia sagte, ohne sich umzudrehen:

„Fürchte dich nicht. Seine Präsenz bedeutet, dass der Pakt sich erinnert."

María del Carmen fragte mit fast brechender Stimme:

„Und wenn ich nicht Teil davon sein will?"

Der Baron antwortete:

„Niemand will das. Aber alle, die erwählt werden, erfüllen ihn; nimm Marisol als Beispiel. Mit ihrer Unterwürfigkeit, ihrem Gehorsam und ihrem Schweigen ist Marisol längst Herrin dieses Hauses."

Marisol lächelte zufrieden und machte eine kokette Geste.

„Und du, María del Carmen, bist hergekommen, weil du bereits erfüllt hast, bevor du es wusstest."

Dann fügte Arcadia den Satz hinzu, der den Moment mit ritueller Feierlichkeit versiegelte:

„Alte Pakte fordern nur eines: dass der Erwählte nicht flieht."

María del Carmen antwortete nicht. Sie konnte nicht, denn sie hatte eben mit klarem, lautlosem Schrecken begriffen, dass sie nicht geflohen war … und dass es vielleicht bereits zu spät war, damit anzufangen.

Arcadia, die das Frösteln spürte, das María del Carmen wie ein eisiger Wind durch das Mark fuhr, beschloss, sie einen Augenblick lang nicht weiter zu bedrängen. Sie wusste – wie nur lange verwitwete Frauen es wissen, die an fremde Willen gewöhnt sind –, dass es Schweigen gibt, die man respektieren muss, damit sie wirken können, wie die Pausen eines gut gesprochenen Zaubers. Sie trat einen Schritt zurück, ließ die junge Frau atmen, ließ zu, dass sich die Angst in Verständnis verwandelte. Der Baron dagegen blieb reglos: eine Statue, deren Schatten lebendiger schien als ihr Fleisch.

María del Carmen stützte eine Hand auf die Stuhllehne, nicht um sich zu setzen, sondern um nicht zu stürzen. Sie hatte das Gefühl, die Luft sei dicker geworden, als umschließe das Haus – dieses Haus, das nach alter Feuchtigkeit, europäischem Weihrauch und lokalen Wurzeln roch – sie mit einer Umarmung, um die sie nicht gebeten

hatte. Das Echo der Worte „eine Nacht unter diesem Dach“ rollte wie ein hypnotischer, giftiger Gesang in ihrem Kopf.

Da sprach sie, nicht mit der Entschlossenheit, die sie gern gezeigt hätte, sondern mit einer Mischung aus verzweifelter Logik und familiärem Stolz:

„Wenn dieser Pakt existiert“, sagte sie, „und wenn er jede dritte Generation erneuert wurde, warum erinnert sich dann niemand in meiner Familie daran? Warum hat mein Vater nie darüber gesprochen?“

Arcadia lächelte kaum merklich, als hätte sie diese Frage seit dem ersten Tag erwartet, an dem sie María del Carmen die Schwelle von Santacruz überschreiten sah.

„Weil das menschliche Gedächtnis fragiler ist als Stein“, antwortete sie.

María del Carmen öffnete den Mund, doch Genipperteinga fiel ihr ins Wort, mit jener Stimme, die zuweilen klang, als käme sie aus zwei Orten zugleich, begleitet von einem unterirdisch wirkenden Register:

„Dein Vater wusste nicht, warum er dich schickte. Er wusste nur, dass er es tun musste.“

Die junge Frau spürte einen Schauer, der ihre Wirbelsäule hinablief. Einen Moment lang glaubte sie, im Gesicht des Barons einen Schatten von Mitgefühl zu erkennen. Kein menschliches, kein warmes … eher das distanzierte Mitleid dessen, der ein seltenes Exemplar prüft, bevor er entscheidet, ob er es erhält oder aussterben lässt.

„Teodomiro wusste es jedoch“, fuhr der Baron fort und zeigte dabei seine verlängerten Eckzähne. „Er kam hierher, um es zu verhindern, um ‚die Linie zu retten‘, so seine eigenen Worte.“

María del Carmen neigte leicht den Kopf. Das klang vertraut: die fast religiöse Verehrung, die ihre Familie für den Begriff der Linie hegte, für jenen widersprüchlichen Stolz, der iberisches Blut und indigene Wurzel mischte, ohne das Letztere offen anzuerkennen. Es war durchaus denkbar, dass ein Vorfahr in Zeiten von Seuchen und Kriegen einen außergewöhnlichen Schutz gesucht hatte.

Doch bevor sie antworten konnte, durchbohrte sie ein anderer, noch schärferer Zweifel:

„Wenn mein Stamm geschützt ist …“, sagte sie, „warum sind dann meine Mutter, meine Cousins, meine Onkel gestorben? Warum so viel Unglück, wenn dieser Pakt uns bewahren soll?“

Arcadia, die wieder mit fast katzenhaftem Schritt näher gekommen war, antwortete:

„Weil das wahre Unglück darin besteht, nicht zu sterben!“, sagte der Baron mit unterdrückter Wut. „Aber du würdest es nie verstehen. Betrachte es als Austausch. Wir verlangen nicht, dass du etwas akzeptierst. Nur, dass du deine Verdrängungen loslässt; auf diesem Boden werden Wünsche Fleisch.“

In diesem Augenblick ertönte das Scharren erneut, nun so stark, dass die Fensterscheiben erzitterten. Ein dumpfes, feuchtes Geräusch, als zöge sich etwas Enormes mit monströser Langsamkeit durch die Gänge. María del Carmen wurde übel. Sie sah erst zu Arcadia, dann zum Baron, in der Erwartung einer Reaktion.

Beide blieben reglos.

Da erklang eine Stimme – eine Stimme, die von keinem von beiden auszugehen schien – aus dem Flur.

Es war keine menschliche Stimme. Man konnte sie eigentlich nicht so nennen. Es war ein dumpfes Murmeln, als spräche ein gigantischer Hals hinter einer Wand aus Wasser.

Aber die Worte waren klar verständlich:

„Er ist schon da.“

María del Carmen schlug sich eine Hand vor den Mund. Der Baron wandte zum ersten Mal den Blick zur Tür. Arcadia stieß einen Seufzer aus, der nicht von Angst, sondern von Erleichterung kündete.

„Das ist das Zeichen“, sagte Arcadia leise.

Galeano hatte den Comunero-Aufstand seit seiner Kindheit studiert. Sein Großvater, ein alter Töpfer, der in den Unabhängigkeitskriegen gekämpft hatte, erzählte ihm Geschichten von jenem Aufstand, der beinahe den Lauf der neogranadinischen Geschichte verändert hätte.

„Es war 1781“, sagte der Großvater mit bewegter Stimme. „Die Bauern von Socorro erhoben sich gegen die Spanier. Sie wollten keine Unabhängigkeit. Sie wollten nur Gerechtigkeit. Sie wollten, dass man aufhört, ihnen drückende Steuern aufzuerlegen, dass man ihre Ländereien respektiert, dass man sie wie Menschen behandelt.“

Galeano hörte gebannt zu.

„Und was geschah?“

„Sie marschierten auf Bogotá zu“, fuhr der Großvater fort. „Zu Tausenden. Bauern, Handwerker, Indigene. Alle vereint unter dem Ruf ‚Es lebe der König, nieder mit der schlechten Regierung‘. Sie wollten das System nicht zerstören, nur korrigieren.“

„Haben sie gewonnen?“

Der Großvater seufzte.

„Fast. Sie kamen bis nach Zipaquirá. Die Spanier waren zu Tode erschrocken. Doch dann verhandelte Erzbischof Caballero y Góngora mit ihnen. Er versprach, alle ihre Forderungen würden erfüllt. Die Comuneros, naiv, glaubten ihm. Sie unterzeichneten die Kapitulationen von Zipaquirá und kehrten in ihre Dörfer zurück.“

„Und hat man die Versprechen gehalten?“

„Nein.“ Der Großvater lachte bitter. „Sobald die Comuneros zerstreut waren, brach die Regierung das Abkommen. Man verhaftete die Anführer. José Antonio Galán wurde auf dem Platz von Bogotá gevierteilt. Seinen Kopf stellte man in Socorro zur Schau – als Warnung.“

Galeano, damals zwölf Jahre alt, wurde zornig.

„Warum haben sie aufgegeben?“

„Weil sie vertrauten“, antwortete der Großvater. „Und das war ihr Untergang. Die Mächtigen halten ihre Versprechen nicht, Junge. Sie respektieren nur die Stärke.“

Diese Lektion brannte sich in Galeanos Geist ein.

Jetzt, fast zwanzig Jahre später, während er mit Macaregua durch die Straßen von Bucaramanga ging, begriff Galeano, dass sich die Geschichte wiederholte. Die Handwerker von 1879 waren die Comuneros von 1781. Die Deutschen waren die Spanier. Und er … er war Galán.

Mit einem entscheidenden Unterschied: Diesmal würde er nicht auf Versprechen vertrauen.

In Santander war die Erinnerung an die Comuneros heilig.

Jedes Dorf hatte seine eigenen Geschichten, von Großeltern an Enkel weitergegeben. In Socorro erinnerte man sich daran, wie die Bauern die Steuerbüros in Brand gesteckt hatten. In San Gil sprach man von den Frauen, die die Rebellen ernährt hatten. In Girón erzählte man, wie die Indigenen sich der Revolte angeschlossen hatten.

Galeano hatte all diese Orte während seines Wahlkampfs besucht. In jedem hörte er dieselben Geschichten mit kleinen

Abweichungen. Doch alle stimmten in einem überein: Die Comuneros waren verraten worden.

Auf einer Versammlung in Socorro stand ein alter Mann auf und sagte:

„Mein Urgroßvater war in Zipaquirá. Er sah Galán die Kapitulationen unterschreiben. Und er hörte, wie der Erzbischof bei Gott schwor, dass die Versprechen erfüllt würden. Mein Urgroßvater weinte, als Galán gevierteilt wurde. Er sagte, er würde nie wieder einem Spanier vertrauen.“

Ein anderer Greis in San Gil fügte hinzu:

„Die Spanier haben uns eine Lektion erteilt: Die Mächtigen verstehen nur die Sprache der Stärke. Es spielt keine Rolle, wie gerecht deine Forderungen sind. Wenn du keine Macht hast, sie durchzusetzen, werden sie ignoriert.“

Galeano hörte diesen Geschichten mit religiöser Aufmerksamkeit zu. Er begriff, dass sie nicht bloß Erzählungen der Vergangenheit waren. Sie waren Warnungen für die Gegenwart.

Und die Warnung war eindeutig: nicht mit dem Baron verhandeln. Seinen Versprechen nicht trauen. Keine Vereinbarungen unterschreiben, die gebrochen werden konnten.

Nur Widerstand leisten. Bis zum Ende.

In seinen Reden erwähnte Galeano immer José Antonio Galán.

„Brüder“, sagte er auf den Plätzen, „vor hundert Jahren erhoben sich unsere Vorfahren gegen das Unrecht. Sie marschierten nach Bogotá und verlangten Würde. Sie baten nicht um Privilegien. Sie verlangten Gerechtigkeit. Und sie wurden verraten.“

Die Menge lauschte schweigend.

„Heute“, fuhr Galeano fort, „stehen wir demselben Unrecht gegenüber. Doch es sind keine Spanier mehr, die uns unterdrücken. Es sind Deutsche. Es sind keine drückenden Steuern, es ist wirtschaftliche Ausbeutung. Aber das Wesen ist dasselbe: Die Mächtigen missbrauchen die Schwachen und erwarten, dass wir es schweigend hinnehmen.“

Einige nickten. Andere murmelten zustimmend.

„José Antonio Galán starb gevierteilt“, erhob Galeano die Stimme. „Doch sein Geist lebt in jedem von uns. Jedes Mal, wenn ein Handwerker sich weigert, seine Würde zu verkaufen. Jedes Mal, wenn ein Bauer sein Land verteidigt. Jedes Mal, wenn eine Mutter ihre Tochter vor einer Vergewaltigung schützt. Dann lebt Galán.“

Applaus. Rufe. Tränen.

„Und wenn die Deutschen glauben, sie würden uns beugen, so wie die Spanier die Comuneros gebeugt haben“, schloss Galeano, „irren sie sich. Denn wir haben die Lektion gelernt. Dieses Mal werden wir nicht vertrauen. Dieses Mal werden wir nicht aufgeben. Dieses Mal kämpfen wir bis zum Ende.“

Galeanos Reden waren brandgefährlich. Aber wirkungsvoll. In wenigen Monaten gelang es ihm, Tausende von Handwerkern unter dem Banner der Culebra Pico de Oro zu vereinen.

Und der Baron erkannte, als er die Bewegung wachsen sah, dass Galeano gefährlicher war, als er geglaubt hatte. Denn er war nicht nur ein Anführer. Er war ein Symbol. Und Symbole sind schwerer zu töten als Menschen.

María del Carmen wich einen Schritt zurück.

„Was will dieses … Ding?“

„Nichts von dir“, antwortete der Baron. „Nur die Gewissheit, dass du hier bist. Nur das.“

Doch in seiner Stimme lag ein so feiner, kaum wahrnehmbarer Unterton, dass María del Carmen das Gefühl hatte, der Boden unter ihren Füßen gerate ins Schwanken.

Denn dieses „nur das“ klang nicht wie eine Grenze.

Die Tür zum Korridor – jene Tür, die wenige Sekunden zuvor noch fest verschlossen gewesen war – begann sich mit übernatürlicher Langsamkeit zu öffnen. Zuerst erschien keine Gestalt, sondern ein Schatten. Ein dichter, feuchter Schatten, als sei er von jenem Nebel durchtränkt, der in den schwärzesten Morgendämmerungen aus den Schneefeldern des Páramo de Santurbán herabkriecht. Er breitete sich mit wellenförmiger Bewegung über die Schwelle, wie ein atmender Mantel.

Arcadia machte einen Schritt auf diese lebendige Dämmerung zu, nicht wie jemand, der einer Gefahr entgegentritt, sondern wie eine Gastgeberin, die einen seit Jahrzehnten erwarteten Gast empfängt.

„Beruhige dich“, murmelte sie mit einer Ruhe, die dem jungen Mädchen das Blut gefrieren ließ. „Es wird dir nichts tun.“

Der Schatten zog sich zusammen, streckte sich dann zum Boden hin, als wolle er den Saal mit einem formlosen Fortsatz abtasten. Da ertönte erneut jene Stimme ohne Kehle, ohne Atem, vielleicht gefiltert durch die Mauern von Santacruz selbst:

„Das Blut ist zurückgekehrt.“

Der Satz löste in María del Carmen eine unerträgliche Mischung aus Schwindel und Übelkeit aus. Sie verstand den genauen Sinn nicht, doch sie wusste, dass von ihr die Rede war. Der Schatten schien sie zu wittern – nicht mit einer Nase, sondern mit einer Wahrnehmung, älter als die Sinne: einem Erkennen, das die Körperlichkeit umging und direkt in das Ererbte eindrang.

Der Baron neigte leicht den Kopf, wie zu einem rituellen Gruß.

„Man hat sie dargebracht“, sagte er mit seiner doppelten Stimme, in der ein lebender Mann und sein Grabesecho zugleich zu sprechen schienen. „Der Pakt besteht fort.“

Das löste in María del Carmen eine instinktive Reaktion aus. Sie krallte die Finger in die Tischkante, als wolle sie sie herausreißen. Sie durfte sich nicht in dieses Netz aus kryptischen Anspielungen, uralten Pakten und namenlosen Wesen einspinnen lassen. Sie musste die Kontrolle über ihre eigene Stimme zurückgewinnen, die ihr in die Tiefe der Brust zu sinken schien.

„Was … was ist das?“ brachte sie schließlich hervor, mit einem zerbrechlichen Faden von Mut.

Arcadia antwortete, noch bevor der Baron es tat, mit einem weichen, fast mütterlichen Tonfall, der in schrecklichem Kontrast zu der dunklen Präsenz im Flur stand:

„Ahnenschatten. Wir ziehen es vor, sie hier … Überreste zu nennen. Alte Energien, die sich manifestieren, wenn unter diesem Dach etwas Bedeutsames geschieht.“

María del Carmen schüttelte den Kopf, als könne die Geste die Szene ungeschehen machen.

„Ich will kein Teil davon sein!“ rief sie, doch das Zittern ihrer Stimme verriet die Unsicherheit ihrer Worte.

Der Schatten rückte um einen weiteren Zentimeter vor. Er hatte keine klaren Ränder, doch seine Bewegung war unverkennbar bewusst. Nicht menschlich bewusst, vielmehr mit einer Intention, die man eher fühlte als sah. Etwas in ihm pulsierte, wie ein lebendiges Organ, das aus einem kolossalen Körper herausgelöst worden war.

Der Baron hob die Hand, nicht um zu gebieten, sondern um zu mäßigen.

„Genug“, sagte er. „Es ist nicht nötig, dass er sich weiter zeigt.“

Und der Schatten, gehorsam wie ein formloser Hund, zog sich in den Korridor zurück, mit demselben langsamen, feuchten Gleiten,

mit dem er erschienen war, bis die Tür sich wieder von selbst schloss, ohne das geringste Geräusch.

Arcadia atmete hörbar auf.

„Es ist vorbei“, sagte sie. „Er wird heute Nacht nicht zurückkehren. Er wollte nur bestätigen, was wir alle wussten.“

María del Carmen klammerte sich an die Stuhllehne, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

„Ich wusste gar nichts“, keuchte sie. „Gar nichts!“

Arcadia neigte den Kopf, mit jener Mischung aus Mitleid und Überlegenheit, zu der nur sehr alte, sehr kluge oder sehr grausame Frauen fähig sind.

„Es spielt keine Rolle mehr, was du weißt oder nicht weißt“, sagte sie in einem Ton, der Autorität und Resignation verband. „Das Band ist wiederhergestellt.“

Die junge Frau sah sie ungläubig an und fühlte die Worte wie ein kaltes Joch auf ihrem Nacken.

Sie schrie, im festen Glauben, ihre Ankunft sei ein Albtraum.

Die Kutsche stand unbeweglich auf dem steinernen Platz, wo die Luft sich zu einer kalten Schwere zu verdichten schien, die den Nachmittag verdunkelte. Der Kutscher, aufrecht wie eine durchnässte Gargoyle, wartete auf Anweisungen; und die Reiter, reglos unter dem eben abgeebbten Regen, bildeten ein feierliches Tableau, das man aus der Ferne für einen Leichenzug hätte halten können.

María del Carmen hatte das Gefühl, dass die Stille dieses Ortes, unterbrochen nur vom Tropfen der Ziegel und dem fernen Säuseln des Windes in den Büschen, in ihrer Brust eine unerklärliche Leere öffnete, als hätte die Natur selbst sie zu diesem Haus geführt, um mit der Geduld eines Jahrhunderts die Entscheidungen zu beobachten, die dort getroffen würden.

Santacruz erhob sich im Hintergrund, monströs und erhaben, eine weiße Mauerflucht, die sich wie ein gewaltiges, uraltes Tier über den Hügel legte, das aus einem unruhigen Schlaf erwacht war. Hin und wieder ließ ein ferner Blitz die unregelmäßige Geometrie der Korridore erkennen, die Terrassen mit ihren moosigen Balustraden und die vierundzwanzig Fenster, die, vom letzten Licht des Tages erhellt, wie wachende Augen wirkten, die ohne zu blinzeln die Wege musterten, die von der Schlucht heraufstiegen. María del Carmen beschlich der Eindruck – oder vielleicht die Vorahnung –, dass die

Hacienda keine bloße Struktur aus Stein und Holz war, sondern ein pulsierender Organismus, der die Anwesenheit seiner Besucher wahrnahm und jede ihrer Atembewegungen und Zweifel registrierte.

Arcadia stieg mit der Gelassenheit einer Priesterin, die in ihren Tempel zurückkehrt, aus der Kutsche. Der nasse Schlamm schien sie nicht im Geringsten zu stören. Mit einer kleinen Handbewegung befahl sie, die Pferde abzuschirren, und die Reiter gehorchten ohne ein Wort, als sei diese Geste ein ritueller Befehl, dessen Missachtung eine Strafe aus uralten Zeiten nach sich ziehen würde.

Die jugendliche Marisol wartete in der Kabine, den Strauß Alhelí fest an sich gedrückt, mit jener Mischung aus Hochmut und Schrecken, die jenen eigen ist, die dazu erzogen wurden, das Schicksal zu akzeptieren, das andere über ihren Körper verfügen. María del Carmen betrachtete sie einen Augenblick: In ihren dunklen Augen zitterte der Schatten einer frühreifen Resignation, derselbe Schatten, den sie so oft in den Mädchen von Floridablanca gesehen hatte, wenn sie von jenen nächtlichen Festen zurückkehrten, zu denen sie Ehrgeiz oder Verlassenheit gerufen hatte.

Arcadia jedoch schien jeder moralischen Erwägung entrückt.

„Beeilt euch“, sagte sie mit einer Stimme, die die Dämmerung spaltete. „Ich will nicht, dass der Baron uns noch auf der Rampe antrifft.“

Die Reiter nickten wie ein Mann und beeilten sich, die Koffer, Körbe und Geschenke abzuladen, die der Tross aus Bucaramanga hergebracht hatte. Einige Frauen, die unter dem Vordach warteten, bekreuzigten sich vor der Masse des Hauses, als bedeute jedes Erscheinen des Barons – oder jeder Rückkehr seiner Leute – stets die Gefahr eines unheilvollen Wunders. María del Carmen, empfindsam für diese Geste, spürte, wie ihr ein Schauder den Rücken hinauflief, weniger aus Furcht als aus plötzlichem Wiedererkennen: Etwas an der feuchten Fassade von Santacruz rief ihr auf undefinierbare Weise die alten Legenden der Moncogua-Indios ins Gedächtnis, denen zufolge bestimmte Häuser, die auf Ahnenfriedhöfen errichtet waren, plötzlich erwachen und in lautlosem Schweigen diejenigen verschlingen konnten, die es wagten, sie zu entweihen.

„Wir sollten hineingehen“, murmelte Arcadia, ohne Zustimmung zu erwarten. „Die Nacht ist nicht die Freundin der Unentschlossenen.“

María del Carmen stieg nun aus, in dem Gefühl, dass jede Stufe des nassen Tritts sie ein Stück weiter von ihrem früheren Leben entfernte. Während sie voranschritten, senkte sich der Nebel ein Stück weiter über den Hügel und begann, die ersten Steine des Weges zu umhüllen, so dass der Zug wie ein Kondukt wirkte, der in ein Mausoleum einzog. Kein Vogel sang, kein Ast raschelte, kein Zeichen von Leben. Selbst die Luft schien sich bis an die Grenze des Atembaren zu verdichten.

Marisol ging hinter ihnen, zog nervös den Saum ihres weißen Kleides hoch, um nicht zu stolpern; die Seide, bereits von Feuchtigkeit perlt, schimmerte schwach und ließ das Mädchen fast gespenstisch erscheinen.

Am Schwellenstein blieb Arcadia stehen und sprach, ohne den Kopf zu wenden, einen Satz, der in einem anderen Kontext häuslich hätte klingen können, der jedoch unter diesem steinernen Gewölbe wie ein Urteil hallte:

„Willkommen."

Die junge Frau öffnete überrascht den Mund, irritiert von der Betonung, mit der Arcadia das letzte Wort hervorgehoben hatte. Sie wollte widersprechen, sie daran erinnern, dass ihr Zuhause in Lebrija lag, zwischen ihren Büchern, ihren Dienern und der Erinnerung an ihre Toten; doch etwas in dem Gesicht der Witwe – eine Mischung aus stillem Jubel und fatalistischer Vorausberechnung – hielt ihren Protest zurück.

Und als sich die Eichenholztür mit einem tiefen Knarren öffnete, das aus dem Bauch des Hauses selbst zu kommen schien, wusste sie – ohne dass Arcadia es aussprechen musste –, dass von diesem Augenblick an alles, was sich innerhalb dieser Mauern ereignete, unwiderruflich sein würde.

Der Sturm überließ die Nacht nach einem letzten Aufbäumen vollständig der Herrschaft der Stille.

Und María del Carmen, zitternd, aber aufrecht, tat den ersten Schritt.

9. Der Chicamocha Canyon

Der Priester von Charalá hatte sie gewarnt, dass die Regenzeit, wie es sie in der Region noch nie gegeben hatte, bereits sechs Opfer gefordert hatte: zwei junge Mädchen, die von der über die Ufer getretenen Flut des Chicamocha fortgerissen worden waren, und eine Familie aus Galán, die in Curití von einem Erdrutsch begraben worden war.

Aus Vorsicht vergrößerte Pedro die Karawane um sechs weitere Indios; barfuß, in Baumwollhemden und Hosen aus Fique gekleidet, mit Macheten am Gürtel, einem purpurnen oder karminroten Tuch um den Hals, von unbestimmtem Alter, drückten ihre unbewegten Gesichter je nach Fantasie entweder Knechtschaft oder Aufbegehren aus.

Schlaffes, graues Blattwerk siechte in den Zwischenräumen des Felsens dahin; unaufhörliche Kurven aus gelbem Schlamm stürzten über Abgründe hinab, die von heulenden Winden besessen waren – Überreste, wie die Bauern sagten, von ruhelosen Seelen. Die Schwärze jener Schluchten rief das Elend in ihnen wach, das sie gezwungen hatte, aus Duitama aufzubrechen.

„Wir müssen die Quijada del Diablo retten", rief der Indio Perico, der aus dem dichten Nebel auftauchte; mit schwarzen Augen und struppigem Haar, sein von Akne in lebendigem Fleisch aufgerissenes Gesicht verlieh ihm eine sepulkrale Ausstrahlung.

„Wie oft hat er diese Strecke schon zurückgelegt?", fragte Fidel Tomás.

„Noch kein Mal", antwortete Tomás. „Aber ich weiß, dass die Reise so gefährlich ist, dass die Reisenden im Dorf Pescadero, am Ufer des Chicamocha, das Ende ihrer Fahrt feiern, indem sie einen doppelten Aguardiente trinken."

„Ihr habt die schlimmste Zeit des Jahres für die Reise gewählt", flüsterte Sireno, ein Indio mit hellen, honigfarbenen Augen und Stupsnase, Tomás ins Ohr.

Er wollte ihm erzählen, dass Liebe und kindliche Pflicht ihn gezwungen hatten, Fidel bis nach Bucaramanga zu folgen, eine unwirtliche Stadt, die von der unabhängigen Fraktion der Deutschen beherrscht wurde, hielt es jedoch für unpassend, sich mit einem

Indigenen zu verbrüdern – etwas, das seinem sozialen Rang nicht entsprach.

„Es ist ein Abschnitt von tausend Metern“, erklärte Sireno ausführlich, „so schmal wie eine Handspanne, mit Abgründen zur rechten und zur linken Seite.“

„Ist das der einzige Zugangsweg?“, fragte Tomás.

„Es ist der sicherste“, warf Pedro lakonisch ein.

Auf einem Maultier sitzend, zeichnete sich Pedros breite Gestalt am Horizont ab wie ein geschwärzter Berg.

„Kein Abgrund kann uns einschüchtern“, lächelte Fidel. „Jacinto! Perico! Sireno! Vorwärts!“

Tomás fragte sich, ob er noch immer an Schwindel litt, während er seine Stirn trocknete, auf der kalter Schweiß perlenförmig stand. Eine Windböe ließ ihre Ponchos erzittern, und die Abgründe des tiefsten Canyons der Anden öffneten sich vor ihnen, eingerahmt von Wolken, die ihn schmückten wie prähistorische Gletscher.

Unten zeichnete ein dünner, glasiger Faden zwischen grauen, felsigen Hängen das Flussbett des Chicamocha nach.

„Wir müssen um jeden Preis vor Dienstagabend zu unserer Verabredung mit Doña Arcadia de Sepúlveda eintreffen.“

„Haushälterin des Barons Genipperteinga“, fügte Pedro hinzu und spuckte seinen Tabak auf den Boden.

„Kukuchi!“, sagten sie hinter ihnen auf Quechua.

„Wer flucht da?“, brüllte Fidel.

Als er sich umdrehte, sah er sich einem Dutzend resignierter Gesichter gegenüber.

„Diese Indios sind Feiglinge“, murmelte Fidel auf Französisch und nahm wieder die Zügel seines Pferdes auf.

Das Pfeifen einer Peitsche durchschnitt die Luft und Tomás sah, wie Fidel blutüberströmt aus dem Sattel stürzte. Er zog seinen Revolver, just in dem Moment, als ein Zambo von nahezu zwei Metern Größe mit einem krummen Messer auf ihn losstürzte. Instinktiv wich er zurück und sah, wie Fidel mit der Klinge rang, die sich schließlich in den oberen Teil seines Rückens, über dem Schulterblatt, bohrte. Er erkannte das zornige Gesicht von Trimegisto, der Fidel wiederholt in Brust und Bauch stach. Tomás bemerkte, dass Acosta jedoch nicht blutete. Die Umstehenden blieben wie erstarrt, unwillig, sich in die Schlägerei einzumischen. Einen Augenblick lang wog er die Vorteile ab, die ihm Fidels Tod

bringen würde, doch seine Pflicht war es, ihn zu schützen. Er nahm seinen Colt 45 aus den Satteltaschen eines seiner Maultiere, warf sich zu Boden und schoss, auf Trimegistos Kiefer zielend, der rittlings auf Fidel saß und ihn weiter niederstach.

Das Geräusch eines reißenden Hanfseils entlockte den Umherstehenden einen entsetzten Aufschrei; Trimegisto wandte Tomás seinen blutüberströmten Blick zu, sein zertrümmerter, geschwärzter Unterkiefer löste sich von seinem Schädel und glitt herab. Ein Stöhnen war zu hören, bevor er leblos im Staub zusammenbrach.

Einer der Hunde der Karawane stürzte sich auf den Verletzten und riss ihm den Kiefer ab, wobei ein Hautlappen hinter ihm herschleifte, ohne dass jemand es wagte, ihn zurückzuhalten.

Fidel versetzte dem, was von Trimegisto übrig war, einen wütenden Tritt und erhob sich, seine Wunden abtastend. Nur sein Rücken blutete. Tomás bereitete ihm aus Aguardiente und Pfefferminzblättern einen Umschlag und verband ihn. Pedro trat mit Trimegistos Messer heran: Die Spitze war stumpf.

„Sehen Sie, Herrchen“, sagte Pedro und drückte die Klinge gegen seine Handfläche, „sein erster Stich traf Ihren Knochen und verbog das Metall.“

„Zum Glück dachte er nur daran, ihn niederzustechen“, bemerkte Tomás. „Trimegisto hätte ihm auch die Kehle durchtrennen können.“

„Was machen wir mit dem Mörder?“, fragte Pedro.

„Gib ihm den coup de grâce“, sagte Fidel zu Tomás.

„Besser, wir bringen ihn gefesselt bis Pie de Cuesta“, entgegnete Tomás, der sich sträubte, ein Verbrechen zu vollenden. „Ich bezweifle, dass er überlebt.“

„So ist es besser“, nickte Fidel. „Sollen seine Qualen andauern.“

Der Körper Trimegistos, dessen Schädel zur Hälfte fehlte, wurde mit Fiquestricken an eine Trage gebunden, die die Indios aus Bambusstücken gebaut hatten. Sie nahmen ihren Marsch auf einem schlammigen Pfad wieder auf, bedeckt von einem so dichten Nebel, dass sie kaum noch die Mähnen ihrer Reittiere erkennen konnten. Ein dumpfer, heulender Laut, ähnlich dem, den der Wind erzeugte, wenn er durch eine Schlucht fuhr, ließ sie erkennen, dass Trimegisto wieder zu sich gekommen war. Drei Stunden lang setzten sie ihren Weg durch diesen steinigen, sandigen, gras- und kaktusbewachsenen

Engpass fort, bis sie Schreie hörten und einen Körper, der stolperte, seine Schläge in der Unermesslichkeit verhallend.

„Ein Mann ist abgestürzt!“, rief Jacinto hinter ihnen.

„Macht Meldung!“, befahl Pedro.

„Es war der Sterbende!“, schrie Juan.

In murmelnden Stimmen erfuhren sie, dass der Esel, der Trimegisto getragen hatte, in die Tiefe gestürzt war.

Die Indios bekreuzigten sich und murmelten eine Litanei.

„Ihr seid es gewesen, die das Tier absichtlich den Abhang hinuntergestoßen haben!“, beschimpfte Fidel die Treiber.

„Sie haben Mitleid mit diesem Unglücklichen gehabt“, sagte Tomás auf Französisch.

„Narrenköpfe!“

„Die Wahrheit ist“, fuhr Tomás fort und erinnerte sich an Trimegistos von Schmerz geweitete Augen, „sein Stöhnen war unerträglich.“

„Die Seelen, die in diesem Canyon umherirren, wollen uns warnen“, jammerte Juan. „Der Teufel wird niemals satt.“

„Wir müssen umkehren und bis morgen warten“, erwiderte Pedro mit heiserer Stimme.

„Auf keinen Fall!“, entgegnete Fidel. „Ich habe versprochen, Dienstag anzukommen! Lebend oder tot!“

„In diesem Fall werden Sie ohne uns weiterziehen müssen“, stieß Jacinto, ein hagerer Indio mit hervortretenden Wangenknochen, hervor.

Fidels Pupillen blitzten auf seinem Ross.

„Wir sollten lieber umkehren!“, mischte sich Juan ein. „Wir brauchen einen Führer, Herrchen. Hören Sie auf die Eingeborenen; sie kennen den Geist der Natur.“

Fidel schwang seine Reitgerte und ließ sie auf Juans Schädel herabsausen. Seine ungezügelte Gewalt riss Tomás aus seiner Lethargie. Hatte er diese Reise nicht angetreten, um sich am Mord an Candelario zu rächen, seine Geliebte zu beschützen und Genipperteinga zu töten? Warum hatte er Fidel dann vor einem sicheren Tod bewahrt?

Ein Blutstreifen färbte den weißen Bart des Majordomus seines Vetters. Der unglückliche Juan setzte sich schluchzend auf einen Felsen, der Karawane den Rücken zugewandt. Ein Knecht kniete vor

ihm nieder und legte ihm ein in Aguardiente getränktes Tuch auf die Wunde.

„Ich werde euch den Lohn verdoppeln“, schrie Fidel.

Vor seinem inneren Auge leuchtete das Gesicht von María del Carmen auf: Als er von Santafé nach Lebrija aufbrach, hatte seine Geliebte ihn blass und niedergeschlagen verabschiedet, ihr Gesicht in einen Schal aus indischer Seide gehüllt:

„Ich zweifle nicht daran, dass du meinen Bruder überzeugen kannst!“, waren ihre Abschiedsworte gewesen.

Pedro und die übrigen Indios zogen sich zurück, um sich auf einer Felsplatte am Rande des Abgrunds zu beraten.

„Schlägt er ihn oft?“, fragte Tomás.

„Das ist die einzige Sprache, die er versteht“, schnalzte Fidel hochnäsig mit der Zunge.

„Ich hoffe nur, dass der Herr Fidel mich nicht so foltert wie die Unglückliche Custodia“, stammelte Juan vor den Indigenen.

„Erzähl uns die Geschichte!“, sagte Jacinto.

Die Indios setzten sich um ihn herum.

„Juan erzählt immer dieselbe Geschichte, wenn ich ihn schlage“, knurrte Fidel.

Tomás trat zu seinem Vetter, blieb neben ihm stehen, während sie den Indios zusahen, die sich versammelten. Der Regen hatte kurz nachgelassen und eine schwere Stille zurückgelassen, die nur vom Tropfen des Wassers auf den Felsen unterbrochen wurde.

„Warum erlaubst du ihm, so vor den anderen zu reden?“, fragte Tomás leise.

„Kümmert dich etwa, was ein Diener denkt?“, erwiderte Fidel, ohne ihn anzusehen, und reinigte methodisch seine Tabaksdose.

„Mich kümmert, was die Männer denken, die uns durch diese Hölle führen“, entgegnete Tomás und deutete mit einer Bewegung auf Pedro und die anderen. „Wenn du ihren Respekt verlierst, verlieren wir den Weg.“

Fidel wandte sich ihm schließlich zu, die Augen halb geschlossen, und musterte ihn mit einer Mischung aus Neugier und Verachtung.

„Du bist immer zu sensibel gewesen, Vetter. Deshalb hat dich dein Vater doch nach Europa geschickt, oder? Damit du lernst, ein Mann unter Männern zu sein, nicht unter Frömmlern und Betschwestern.“

„Ich habe in Paris genug über die Menschen gelernt“, entgegnete Tomás. „Und darüber, wozu sie fähig sind, wenn sie vergessen, dass andere ebenfalls Menschen sind.“

„Willst du mir Moralpredigten halten?“, Fidel lachte kurz auf. „Du, der du einen Mann töten willst – für eine Frau, die nicht einmal dir gehört.“

Die Worte trafen Tomás wie ein Felssturz. Er spürte die Hitze seinen Nacken hinaufsteigen, behielt seine Stimme jedoch unter Kontrolle.

„María del Carmen …“

„Sie ist die Schwester deines besten Freundes“, unterbrach ihn Fidel. „Eine Frau, die einem anderen versprochen ist. Und was tust du? Du legst Hunderte von Leguas zurück, verstrickst dich in Verschwörungen, trägst Schuld wie eine Figur aus irgendeinem englischen Roman. Und das alles ihretwegen.“

„Es geht nicht nur um sie“, murmelte Tomás. „Der Baron ist eine Bedrohung für alle. Vergel hat es mir erklärt. Die Morde, das Verschwinden …“

„Und wie viele dieser Morde hast du mit eigenen Augen gesehen?“, Fidel trat näher, senkte die Stimme noch weiter. „Oder wiederholst du nur, was Vergel dir erzählt hat, weil es dir einen edlen Vorwand für deine Besessenheit liefert?“

Tomás ballte die Fäuste. Er wollte antworten, wollte seine Motive verteidigen, doch die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, weil ein Teil von ihm, der Teil, den er am meisten fürchtete, in der Anschuldigung einen Kern Wahrheit erkannte.

„Ich bin wenigstens ehrlich mit dem, что ich suche“, fuhr Fidel fort. „Ich will Arcadias Smaragde. Ich will Reichtum, aber auch Macht, und indem ich das tue, erfülle ich zugleich den Auftrag, den mir die Eliten von Bogotá gegeben haben. Und du? Du versteckst dich hinter Worten wie Pflicht und Gerechtigkeit, obwohl du in Wahrheit eine Frau besitzen willst, die dir andere als Köder vorführen.“

„Es reicht“, sagte Tomás, doch seine Stimme klang selbst in seinen eigenen Ohren schwach.

„Stört es dich, die Wahrheit zu hören?“, Fidel lächelte. „Sieh dich an. Du hast Höhenangst, nur weil du hier bist – ich sehe es daran, wie du dich an die Zügel klammerst, wie du vermeidest, nach unten zu schauen. Und trotzdem bist du gekommen. Warum? Weil du lieber

hier sterben würdest, als den Rest deines Lebens damit zu verbringen, zu wissen, dass dir der Mut gefehlt hat, Eros zu gehorchen.“

Tomás machte einen Schritt zurück, er brauchte körperlichen Abstand zu den Worten seines Vetters. Der Abgrund in seinem Rücken schien ihn zu rufen, und furchtbare Sekunden lang spielte er mit dem Gedanken, wie leicht es wäre, sich einfach fallen zu lassen, allem ein Ende zu bereiten, bevor er auf noch demütigendere Weise scheitern konnte.

„An einem Nachmittag im Mai“, begann Juan hinter ihnen, seine Stimme leicht brüchig, „in der Stadt Santafé, mussten drei Soldaten auf einem brachliegenden Grundstück ihr Geschäft verrichten und entdeckten dort eine lebende Leiche, die sich aus einem Fenster hinauslehnte.“

„Wie viele Diener hast du schon in den Wahnsinn getrieben?“, zischte Tomás auf Französisch und war dankbar für die Unterbrechung.

„Du hast zu viele Jahre in Europa verbracht“, Fidel holte seine Elfenbein-Schnupftabakdose hervor, deren Oberfläche kopulierende Nymphen und Satyrn zeigte. „Ich gebe dir diesen Rat, weil du mir das Leben gerettet hast: Setz nie wieder dein größtes Geheimnis bei einem Kartenspiel aufs Spiel.“

„Mit einem Falschspieler?“, wagte Tomás zu fragen.

Fidels Nasenflügel weiteten sich, bevor er seinen Tabak inhalierte.

„Ich hätte nie gedacht, dass du dem afrikanischen Ehebrecher so nahe standest“, nickte er.

„Ich kam kurz nach seinem Ableben“, erwiderte Tomás und wunderte sich über Arangos Anwesenheit im Hause Candelarios.

„Die kleine, strenge Trinidad Forero“, berichtete Juan hinter ihnen mit sichtlicher Freude und Gelassenheit, „war mit Herrn Fidel verlobt …“

„Da war ich also bereits der Lebemann, der die Häuser der alten Jungfern von Santafé frequentierte!“, lachte Fidel stolz über seine Verfehlungen.

„Herr Fidel jedoch“, fuhr Juan fort, „gestand seiner Braut nur wenige Tage vor der Verlobung und getreu seiner Gewohnheit, seine Opfer zu enttäuschen, nachdem sie ihm ihr Vermögen überlassen hatten, dass er ihre Magd Custodia viel lieber heiraten würde.“

Die Geschichte entrollte sich weiter, aber Tomás hörte kaum zu.

„Dass dies eine weitere seiner Schwindeleien war, kümmerte Trinidad wenig. Die Vierzigjährige, ganz wie mein Herr es einkalkuliert hatte, wies ihn brüsk ab und ließ ihn nie wieder in ihr Haus. Eines Juniabends träufelte die Verschmähte ein Narkotikum in Custodias Kaffee; als jene erwachte, fand sie sich angekettet an die Wände eines Dachbodens, dessen einziges Fenster auf ein brachliegendes Grundstück hinausging. Drei Monate lang machte Trinidad sie zum Objekt ihrer Eifersucht: Sie zog ihr bei lebendigem Leib die Haut ab, ließ Maden in ihrem rohen Fleisch züchten, nährte sie alle drei Tage mit Brotresten, stach sie mit Nadeln, riss ihr die Zähne aus, zog ihr die Nägel, immer begleitet von derselben wütenden Frage: ‚Findet dich der große Dummkopf Fidel etwa immer noch hübsch?'"

Tomás Gedanken kreisten zwanghaft um das, was Fidel gesagt hatte. Beherrschte ihn tatsächlich die Wollust? Benutzte er die Mission als Vorwand, um einer Todsünde zu frönen? Er erinnerte sich an das erste Mal, als er María del Carmen im Salon der Vergel gesehen hatte, wie das Abendlicht ihr Profil erhellt hatte, während sie las, und wie in diesem Augenblick sein Herz einen Schlag ausgesetzt hatte. Er erinnerte sich an jede spätere Begegnung, jedes Wort, das sie gewechselt hatten, an jedes Lächeln, das sie ihm geschenkt hatte und das er gehütet hatte wie ein Geiziger seine Münzen.

Und er erinnerte sich auch an die Nacht, in der Candelario starb. An das Blut. Den zugerichteten Körper. Den Schrecken in Vergels Augen, als dieser ihm berichtete, was er über Genipperteinga herausgefunden hatte. Welcher dieser Erinnerungen war stärker? Die der Liebe oder die des Schreckens? Und was sagte das über ihn aus?

„Ihre Harmlosigkeit ist gefährlich an einem so unwirtlichen Ort wie diesem", knurrte Fidel Tomás höhnisch ins Ohr und riss ihn aus seinen Grübeleien.

„Ich war nicht derjenige, der beschlossen hat, hierherzukommen", erwiderte Tomás ironisch.

Auf ein Zeichen Fidels öffnete Pedro eine Feldflasche aus Leder und bot sie den Anwesenden an.

„Sehen Sie sich dieses Indio-Gesindel an. Glauben Sie, Juan erteilt ihnen religiöse Unterweisungen? Sie wollen nur betrunken sein, bevor Mitternacht schlägt; im Morgengrauen werden sie mir erzählen, ein Geist habe sie davor gewarnt, die Reise fortzusetzen."

Tomás sah die Indios aufmerksamer an. Jacinto hatte etwas aus seinem Beutel geholt, etwas Kleines, in Stoff Eingewickeltes. Sorgfältig, mit ehrfürchtiger Vorsicht, wickelte er es aus, und Tomás sah, dass es eine kleine Holzfigur war, durch Zeit und Gebrauch verdunkelt. Jacinto hielt sie in der Handfläche, murmelte Worte, die Tomás nicht verstehen konnte.

„Was ist das?", fragte Tomás Pedro, der herangetreten war, um seine Feldflasche nachzufüllen.

Pedro blickte zu Jacinto hinüber, der die Figur hielt, und in seinem sonst unbewegten Gesicht zeigte sich ein Aufblitzen von etwas – Respekt vielleicht, oder Furcht.

„Das ist Chiminigagua", antwortete Pedro leise. „Der Schöpfergott der Muisca. Jacinto hat ihn von seinem Großvater geerbt, der ihn wiederum von seinem Großvater hatte. Er ist sehr alt, aus der Zeit, bevor die Spanier kamen."

„Ich dachte, ihr wärt Christen", sagte Tomás.

„Wir sind Christen", nickte Pedro. „Aber wir sind auch das, was wir vorher waren. Beide Dinge können gleichzeitig wahr sein, nicht wahr, Herrchen?"

Es war das erste Mal, dass Pedro mehr als zwei Sätze hintereinander sprach, ohne dass man ihn direkt angesprochen hätte, und Tomás betrachtete ihn mit neuer Neugier.

„Die Inquisition sieht das nicht so, aber ja …", gab Tomás zu. „In Paris habe ich Juden kennengelernt, die heimlich den Sabbat hielten, während sie sonntags die Messe besuchten."

„Und haben Sie sie deswegen verurteilt?", fragte Pedro, seine Augen fest auf Tomás gerichtet.

„Nein", antwortete Tomás nach kurzem Nachdenken. „Jeder Mensch muss seinen eigenen Weg zu Gott finden."

„Dann verstehen Sie, warum wir Chiminigagua mit uns führen, wenn wir den Canyon überqueren", sagte Pedro und deutete auf den Abgrund. „Hier haben die alten Götter noch Macht. Christus am Kreuz ist gut für die Steinkirchen, aber hier, wo sich die Erde öffnet, um Menschen zu verschlingen, brauchen wir die Götter, die diese Berge kennen, seit sie noch keinen Namen hatten."

Tomás wollte ihm erklären, dass Christus über alle Götter herrsche, selbst über Chiminigagua, doch ihm fehlte die Lust zu theologischen Debatten. Er blickte wieder zu Jacinto, der die Figur inzwischen an Sireno weitergereicht hatte. Dieser hielt sie einen

Augenblick, seine Lippen bewegten sich in stummem Gebet, bevor er sie an den nächsten Indio weitergab.

„Glauben sie, dass der Canyon heilig ist?“, fragte Tomás.

„Nicht heilig“, sagte Pedro und schüttelte den Kopf. „Hungrig. Dieser Ort hat viel Blut getrunken, Herrchen. Guane-Blut, spanisches Blut, Blut afrikanischer Sklaven, Blut von Abenteurern, die hierherkamen, um Gold zu suchen. Die Erde erinnert sich an all dieses Blut. Und manchmal fordert sie mehr.“

„Diese Opfer hat Abraham beendet“, murmelte Tomás, doch seine Stimme war ohne Überzeugung.

„Vielleicht“, sagte Pedro und zuckte mit den Schultern. „Aber es sind unsere Aberglauben; deshalb schwitzen wir in dieser Kälte. Und Sie, wenn Sie Christus so sehr vertrauen – warum zittern dann Ihre Hände, wenn Sie nach unten sehen?“

Tomás erklärte ihm, dass er zwar den Tod nicht fürchtete, es aber seine Pflicht sei, ihn zu vermeiden, und dass der Schweiß, wie die Furcht, seine konkrete Manifestation sei.

„Da Sie jetzt so offen mit mir waren“, knurrte Tomás Fidel zu, „wie sieht Ihre Vergangenheit mit Doña Arcadia aus?“

Fidel zündete sich eine Zigarre an, ohne auf seine Worte zu achten.

„Sie werden mich bitten, ihnen die Maultiere zu überlassen“, sagte er und deutete mit einer Geste auf die Indios.

Ein Donner grollte über den grauen, zerklüfteten Bergen, Erdklumpen lösten sich unter dem Schatten eilender Wolken.

„Wir könnten warten, bis das Gewitter vorbei ist“, schlug Tomás vor.

„Wenn Sie nicht gehen wollen“, verhärtete sich Fidels, vom Regen besprenkeltes Gesicht, „reise ich allein weiter.“

Eine Böe stieg aus dem Abgrund herauf und brachte eine Reihe von Pfeiflauten mit sich, in denen Tomás mahnende Stimmen zu hören glaubte.

„Das ist die verstorbene Custodia, die aus ihrer Verdammnis zurückkehrt“, sagte Juan mit nachdenklichen Augen. „Man sagt, sie verfolgt den Herrn, weil er ihre Qualen ausgelöst hat.“

Fidel schlug mit seiner Reitgerte auf seine linke Hand, auf die er sich eben gestützt hatte; Juan wich zurück, stürzte weinend zu Boden und wirbelte eine Staubwolke auf.

„Schluss mit diesen Dummheiten!“

„Vous n’êtes pas obligé de maltraiter votre servant à chaque fois qu’il parle!“, entgegnete Tomás, seiner Empörung freien Lauf lassend. „Ce pauvre homme est malade; ce serait beaucoup mieux si vous l’autorisiez à retourner chez lui!“

„Die Dienerschaft gehört mir“, erwiderte Fidel, ohne eine Miene zu verziehen.

„Die Indios möchten, dass wir uns verspäten“, zögerte Pedro. „Sie glauben, dass der Esel, der mit Trimegisto auf dem Rücken in den Canyon gestürzt ist, nicht ausreicht, um den Zorn der bösen Seelen zu besänftigen.“

„Diese Leute leben wie Ungeziefer“, lachte Fidel. „Sie sind abergläubisch. Wie sollten sie es auch nicht sein? Keiner von ihnen hat je lesen gelernt.“

„Sie sagen, diese Frau“, beharrte Pedro, „Doña Arcadia, sei eine Unbeerdigte.“

„Vergessen Sie sie, Herrchen“, insistierte Juan.

Pedro trat beiseite und flüsterte den Treibern einige Worte auf Guane zu. Tomás beobachtete, wie Jacinto antwortete, mit weiten, eindringlichen Gesten. Sireno nickte ernst, seine hellen Honigaugen auf Pedros Gesicht gerichtet. In ihrer Körperhaltung, in der Art, wie sie sich zueinander neigten, lag etwas von tiefer Beratung, nicht von der tierischen Angst, die Fidel ihnen unterstellte.

„Wissen Sie, was ein Anfall von Katalepsie ist?“, fragte Fidel seinen Diener bissig. „Erfinden Sie keine weiteren Gerüchte über Bündnisse zwischen Doña Arcadia und Luzifer!“

Juan weitete die Pupillen und bekreuzigte sich in fragender Geste.

„Doña Arcadia?“, stammelte Tomás. „Etwa …“

„Ich erkläre es Ihnen später“, unterbrach ihn Fidel. „Pedro! Es ist Zeit, den Marsch wieder aufzunehmen!“

Juan wich benommen zurück.

Fidel klopfte Tomás auf den Rücken und führte ihn bis an den Rand des Canyons, der im Nebel verschwamm. Der Chicamocha zeichnete sich wie eine angeschwollene, schlammige Schlange in klebrigen Sanden ab.

„Ich hätte diesen Kerl in seinem Loch lassen sollen“, murmelte Fidel. „Aber er hat mich angefleht, ihn anzustellen, weil er seine Kinder ernähren musste. Mitleid, Vetter, ist die größte Schwäche.“

„Ich würde gern wissen, was Ihre Smaragde sind, Fidel“, fuhr Tomás ihn an. „Warum will Arcadia sie Ihnen überlassen? Ist es Bezahlung für Ihre Liebschaften?“

„Interessiert Sie mein Leben so sehr, Vetter?“

„Die Treiber tuscheln immer noch über die Beweggründe unserer Reise.“

„Schenken Sie ihnen kein Gehör“, spuckte Fidel Tabak auf die Steine. „Sie stellen sich das Schlimmste vor und spinnen ihre Vermutungen.“

„Es interessiert mich nicht, wie oft Ihre Beschützerin dem Tod entkommen ist“, sagte Tomás. „Ich will auch nichts über Ihre Beziehung hören. Aber ich habe ein Recht zu erfahren, welche Verbindung zwischen dem Aufstand der Schlangenbeschwörer und Ihrer Reise besteht.“

Fidel inhalierte erneut aus seiner Tabaksdose; Tomás betrachtete sein Hemd, das unter der Weste von Schweiß und Regen durchnässt war.

„Arcadia und der Baron jagen diesem Pöbel Angst ein“, erklärte er. „Deshalb fürchten sie sie – umso mehr jetzt, da der Aufstand der Pico de Oro droht, sie zu beißen. Aber es gibt noch einen anderen Pöbel, der sich nicht zähmen lässt.“

„Die Opones und Yariguíes?“, fragte Tomás und dachte an deutsche, dänische und holländische Körper, die von Pfeilen und vergifteten Speeren durchbohrt worden waren.

„Doña Arcadia bietet mir eine großzügige Belohnung für einen von ihnen. Der Baron folgt ihren Ratschlägen.“

Ein wachsender Schauer lief Tomás den Rücken hinab.

„Also ist sie es, die in Santacruz das Sagen hat? Warum nennen sie sie die Unbeerdigte?“

„Sie leidet an Nervenschwäche“, antwortete Fidel. „Es war der Baron, der ihre Sterbeurkunde unterschrieben hat. In ihrem Sarg eingesperrt, fast vierzig Stunden lang, hörte Arcadia das Schluchzen und die Beschimpfungen ihrer Trauernden; als sie ihre Bewegungen wiedererlangte, schlugen ihre Beine so heftig gegen den Sarg, dass die Totengräber noch zehn Meter von dem Zug entfernt Holz- und Glassplitter fanden. Anfangs feierte das gemeine Volk ihre Auferstehung, doch bald darauf verbreitete es das Gerücht, Arcadia profitiere von einem Pakt, den ihr erster Liebhaber mit ihr und dem Teufel geschlossen hatte.“

Tomás sah die Indigenen, die auf einer gewaltigen Felsplatte in Form eines Gänseschnabels am Rand des Abgrunds saßen, versunken in Schatten, die nur gelegentlich von Mondstrahlen durchbrochen wurden, die sich kurzzeitig durch die dichte Wolkendecke schoben.

„Sie verabscheuen sie im Stillen“, fuhr Fidel fort. „Und mit Recht; sie hat viele ihrer Verwandten in eine Irrenanstalt sperren lassen.“

„Ich hoffe nur, dass sie ihnen nicht den eigentlichen Grund unserer Reise von Santafé verrät“, erwiderte Tomás auf Französisch. „Einige von ihnen sind eingeschleuste Yariguíes.“

Der Regen prasselte für einen Moment stärker herab und zwang sie, unter einem Felsvorsprung Schutz zu suchen. Fidel nahm den Hut ab und schüttelte das Wasser von seiner Krempe, bevor er sich Tomás mit einem Ausdruck zuwandte, den dieser in der Dunkelheit nicht deuten konnte.

„Fürchten Sie sich?“, fragte Fidel ohne seinen üblichen spöttischen Ton.

„Vor den Yariguíes oder vor dem Baron?“, entgegnete Tomás.

„Vor allen?“

Die Frage traf Tomás unvorbereitet. Schweigend lauschte er dem Trommeln des Regens auf den Felsen und dem fernen Stöhnen des Windes im Canyon.

„Ich weiß nicht, was ich am Ende dieser Reise zu finden hoffe“, gab er schließlich zu. „Vergel hat mir eine Bibel und Silberkugeln gegeben – was bedeutet, dass ich zwischen Glauben und Gewalt wählen muss. Er erzählte mir auch von den Vampiren, die die Seiten von Gallands Tausendundeine Nacht bevölkern, von den Gräueltaten des Barons, der mit Dämonen im Bunde steht. In Santafé schien alles so klar. Gut und Böse. Gerechtigkeit und Niedertracht. Aber jetzt …“

„Jetzt sind Sie in der wirklichen Welt“, fiel Fidel ihm ins Wort. „Nicht in einem Pariser Salon, wo Sie mit anderen jungen Männern aus guten Familien philosophieren. Hier müssen Sie Ihre Bündnisse vergessen und überleben.“

„Ich habe heute einen Mann sterben sehen“, fuhr Tomás fort und ignorierte die Unterbrechung. „Ich habe gesehen, wie sein Kiefer zerfiel, wie der Hund ihm die Reste herausriss. Und was ich empfand, war weder Entsetzen noch Mitleid. Es war Erleichterung.

Erleichterung darüber, dass nicht ich es war, der starb, und ein seltsames … Vergnügen, zu sehen, wie jemand leidet, der versucht hatte, dich zu töten."

„Das tut ein Verwandter, der diesen Namen verdient, für einen anderen", sagte Fidel. „Sie sind nicht so ein Ungeheuer wie meine Sippe, Vetter. Glauben Sie mir, ich hätte niemals zu Ihren Gunsten eingegriffen."

Tomás lachte, unsicher, ob über Fidels Scherz oder über dessen Geständnis.

„Und wo verläuft die Grenze?", fragte er. „Zwischen Mensch und Monster? Wenn ich Freude am Leiden eines anderen empfinden kann, wenn ich einen Mord aus Liebe oder Rache rechtfertigen kann – was unterscheidet mich dann noch von ihm?"

Fidel schwieg einen langen Moment. Als er wieder sprach, war seine Stimme jedes Anfluges von Sarkasmus beraubt.

„Der Unterschied, Vetter, ist, dass Sie sich diese Fragen stellen. Der Baron tut es nicht. Ich auch nicht – die meiste Zeit. Aber Sie schon, und das wird Sie bis zu Ihrem Tod quälen. Vielleicht ist das Ihre Schwäche. Oder vielleicht ist es das Einzige, was Sie in einer Welt, die die Monstrosität belohnt, noch menschlich hält."

„Und die Smaragde?", fragte Tomás. „Sind sie all das wert?"

„Für mich, ja", antwortete Fidel ohne zu zögern. „Aber das ist nicht die richtige Frage. Die Frage ist, ob María del Carmen es für Sie wert ist. Und nur Sie können darauf antworten."

Pedro kündigte an, dass nur drei Indios sie begleiten würden; die anderen würden mit dem Gepäck zurückkehren und am Eingang des Canyons ein Lager aufschlagen. Sollte das Unwetter sich legen, fügte er hinzu, würden sie am Morgen ihren Marsch wieder aufnehmen.

„Möglicherweise erhalten wir unser Gepäck zwei Tage nach unserer Ankunft", murmelte Juan.

Fidels Pupillen funkelten zornig.

„Es ist nicht nötig, dass diese drei Indios lagern, Pedro", sagte er. „Befiehl ihnen, sechs Stunden in Galán zu übernachten und danach wieder aufzubrechen."

Ein Blitz erhellte den Canyon und zeigte steinerne Abgründe, die sich unter einem dichten grauen Schleier in einem Horizont aus knochigen Wolken verloren.

„Vielleicht wäre es klug, auf sie zu hören", warf Tomás ein. „Für die Indigenen ist dieser Canyon ein heiliger Ort."

„Ich sehe in diesen Dornengestrüppbergen keine Tempel", fauchte Fidel.

„Das ist das Grab von Macaregua", entgegnete Tomás.

„Der Yariguí-Häuptling?", fragte Fidel.

„Er peitscht Genipperteinga und seine Deutschen auf der anderen Seite dieser Region aus", mischte sich Juan ein.

„Ich meine nicht ihn", sagte Tomás, „sondern den legendären Helden, der seinen Namen inspiriert – den Guane-Häuptling, der sich vor dreihundert Jahren den Eroberern entgegenstellte."

Tomás ging zu der Gruppe der Indios hinüber, die ein kleines Feuer entzündet hatten, geschützt vor dem Wind. Jacinto hob den Blick, als er sich näherte, und für einen Moment sah Tomás etwas in seinen Augen – eine stumme Herausforderung vielleicht oder einfach nur die Müdigkeit eines Mannes, der zu viel gegangen ist und zu viele Tode gesehen hat.

„Kennen Sie die Geschichte von Macaregua?", fragte Tomás langsam auf Spanisch.

Sireno antwortete, mit sanfter, aber fester Stimme.

„Meine Großmutter hat sie mir erzählt. Sie hat sie von ihrer Großmutter, die sie von ihrer Großmutter hatte. Es ist eine Geschichte, die wir nicht vergessen, Herrchen, auch wenn die Padres uns andere lehren."

„Erzählen Sie sie", sagte Tomás und setzte sich auf einen nahen Felsen. „Bitte."

Sireno blickte zu Pedro, der fast unmerklich nickte. Der Indio räusperte sich und begann zu sprechen, nicht mit der Kadenz eines Märchenerzählers, sondern mit dem ehrfürchtigen Ton dessen, der ein Gebet rezitiert.

„Die Guanes waren Riesen", sagte er. „Nicht wie wir, klein und vom Arbeiten krumm. Sie waren groß wie die Bäume, stark wie die Berge. Und Macaregua war der größte von allen. Als die blassen Männer mit ihren Eisen-Donnern und ihren Pferden, die Feuer spien, kamen, knieten die Guanes nicht nieder. Sie kämpften. Jeder Fels in diesem Canyon trank Guane-Blut. Jeder Abgrund nahm die Körper von Kriegern auf, die lieber flogen, als in Ketten zu leben."

Jacinto mischte sich ein, seine vom Tabak raue Stimme von unterdrückter Emotion getragen.

„Mein Urgroßvater hat die Knochen gesehen. Als er ein Kind war, bevor die Spanier sie für ihre Kirchen einsammelten, bedeckten

die Knochen der Guanes den Grund des Canyons wie ein weißer Teppich. Tausende. Sie sind nicht aus Versehen gefallen. Sie sind gesprungen. Alle zusammen, singend.“

„Singend?“, fragte Tomás.

„Singend das Lied des Todes“, nickte Sireno. „Das Lied, das sagt: Es ist besser, bei den Göttern zu sein, als vor fremden Dämonen zu knien.“

Ein Schweigen senkte sich über die Gruppe. Das Feuer knisterte und warf tanzende Schatten auf ihre Gesichter. Pedro legte weiteres Holz nach, bevor er sprach.

„Wissen Sie, warum wir Ihnen das erzählen, Herrchen?“, fragte er. „Es ist nicht nur eine alte Geschichte. Es ist eine Warnung. Dieser Canyon vergibt denen nicht, die aus den falschen Gründen hierherkommen. Er vergibt nicht denen, die fremden Dämonen dienen. Und er vergibt nicht denen, die ihr eigenes Blut verraten.“

Tomás spürte Pedros Blick auf sich, durchdringend und anklagend, und erinnerte sich daran, dass sowohl Aguirre als auch Alfinger die Eroberung der Anden mit ihrem Leben bezahlt hatten.

„Ich würde so etwas niemals tun“, sagte er.

„Sie wissen genau, worauf ich anspiele“, entgegnete Pedro. „Sie sind unterwegs, um einen Ihresgleichen zu töten. Vielleicht verdient dieser Mann es, vielleicht nicht. Aber Sie kommen nicht der Gerechtigkeit wegen. Wir haben gehört, Sie kommen ihretwegen – wegen einer Frau. Und Sie schleppen andere mit sich, Männer, die Familien haben, Kinder, die sie ernähren müssen. Juan hat sieben Kinder – wussten Sie das?“

Tomás schüttelte den Kopf und spürte, wie sich die Schuld bleiern in seinem Magen absetzte. Hatten sie nicht auf Französisch gesprochen? Konnten sie eine ihnen fremde Sprache ahnen?

„Sieben Mäuler, die es zu stopfen gilt“, fuhr Pedro fort. „Und er ist hier, weil Herr Fidel ihm den doppelten Monatslohn versprochen hat. Aber Geld nützt nichts, wenn man tot ist. Und dieser Canyon hat heute schon Blut getrunken. Vielleicht will er mehr.“

„Im Unterschied zu den Muiscas“, fuhr Tomás fort, wobei er sich nun sowohl an die Indios als auch an Fidel wandte, der sich genähert hatte, um zuzuhören, „führten die Guanes den Truppen von Aguirre und Alfinger unbarmherzige Kämpfe. Hunderte Europäer, mehr als in den Eroberungen der Inka- und Aztekenreiche, vergossen ihr Blut auf diesen Bergen, in den Scharmützeln gegen

hochgewachsene, geschickte, kräftige Indigene. Aber die Pocken und das Schießpulver waren gegen sie. Ehe sie sich Folter oder Sklaverei ergaben, stürzte sich das Kriegergeschlecht der Guanes in den Abgrund. Macaregua war der Letzte. Auf diesen Felsen genau hier wurden der Häuptling und seine Gefährten von den Arkebusen der Europäer eingekesselt, am Rande des Abgrunds, der sich von hier bis zum Ort Guane erstreckt, wo die Bauern heute ihre Patronin, die heilige Lucía, verehren. Spätere Expeditionen waren nicht in der Lage, die Leichen des immolierten Heeres zu finden.“

„Ihre Frauen werden sie vor den Augen der Sieger begraben haben“, schnaubte Fidel.

„Sie“, nickte Tomás, „oder die Töpfer und die Guane-Adeligen, die überlebt haben. Die Abwesenheit seines Körpers jedenfalls nährte das Gerücht, Macaregua sei von seinen Göttern in den Himmel gehoben worden. Die hochgewachsenen Frauen der Krieger wurden zuerst versklavt und später, nachdem sie das überhebliche Herz der Eroberer bezähmt hatten, geehelicht; so entstand das mestizische Geschlecht, das heute die Aristokratie dieser Ortschaften bildet. Deshalb verbreitete sich in ganz Santander das Geflüster, der geopferte Häuptling sei zurückgekehrt, als man wieder von einem Macaregua hörte, der die Deutschen in der Umgebung von Barrancabermeja schlug.“

„Mein Onkel sagt, er habe ihn gesehen“, warf Jacinto plötzlich ein, seine Stimme von einer wilden Überzeugung getragen. „Er sagt, er sei größer als jeder Mensch, dass seine Augen in der Dunkelheit wie Kohlen glühen, und dass er zehn Deutsche töten kann, bevor sie ihre Gewehre heben.“

„Man sagt auch, er könne sich in einen Jaguar verwandeln“, fügte Sireno hinzu, seine Augen im Feuerschein glitzernd. „Deshalb finden sie ihn nie. Sie suchen ihn als Menschen, aber er wandelt als Tier.“

„Und drei Jahrhunderte Evangelisierung haben das Andenken an die Götter, die ihn retteten, nicht ausgelöscht?“, fragte Fidel skeptisch.

„Dass sie der Augenpatronin ergeben sind, heißt nicht, dass sie ihre alten Überzeugungen vergessen haben“, entgegnete Tomás.

Pedro beugte sich vor, die Ellbogen auf den Knien, sein Gesicht im Feuerschein ernst.

„Die Spanier haben uns gelehrt, ihre Heiligen anzubeten“, sagte er. „Und wir beten sie an, weil einige von ihnen gut sind, weise sind. Aber die spanischen Heiligen kennen diese Berge nicht. Sie kennen den Hunger dieses Canyons nicht. Sie wissen nicht, warum der Wind mit den Stimmen der Toten schreit. Dafür brauchen wir unsere eigenen Götter, die Götter, die Macareguas Blut tranken und versprachen, ihn zurückzuschicken, wenn sein Volk ihn am meisten bräuchte.“

„Der Feind der Deutschen ist einfach ein sehr schlauer Indio“, nickte Fidel. „Macaregua ist populär geworden, seit Otto Genipperteinga mit seinen Versuchen scheiterte, in der Nähe von Barrancabermeja Chinarinde anzubauen – dank seiner Überfälle.“

„Gescheitert oder besiegt?“, fragte Jacinto mit einem Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. „Mein Cousin hat auf diesen Plantagen gearbeitet. Er hat mir erzählt, wie die Yariguíes nachts kamen, wie die deutschen Wachen verschwanden, wie man ihre Leichen erst Tage später fand, mit herausgerissenen Augen und abgeschnittenen Zungen. Die Deutschen bieten Gold für Macareguas Kopf, aber niemand hat es je eingefordert. Niemand wird es tun.“

10. Der Kiefer des Teufels

Ein Schauer, der nichts mit der Kälte zu tun hatte, überlief Tomás. Er begriff vielleicht zum ersten Mal mit voller Klarheit, dass sie nicht nur durch eine geografische Landschaft reisten, sondern auch durch eine Landschaft aus Loyalitäten, Hass und Rache, die er erst zu erahnen begann.

„Verstehen Sie nun“, seufzte Tomás und wandte sich an Fidel, „warum es für diese Indios ein böses Omen ist, den heiligen Regen zu missachten?“

Ein Blitz erhellte die Szene und offenbarte die erwartungsvollen Gesichter aller Anwesenden.

„Ich verstehe“, nickte Fidel nach einem kurzen Schweigen. „Das Gepäck wird morgen direkt von Galán ins Hotel Bucarica nach Bucaramanga geschickt.“

Das Unwetter tobte noch mehrere Stunden, bis ein Sonnenstrahl sich im Morgengrauen durch die schweren Wolken brach und den biblischen Bogen eines leuchtenden Regenbogens zeichnete.

Juan, die Knechte und die Indios knieten gen Osten und sprachen Stoßgebete zur Heiligen Familie. Ein Gefühl der Schuld drückte Tomás nieder: Sie setzten ihr Leben und das von fünf weiteren Männern für einen Vampir aufs Spiel.

Er betrachtete Juan, dessen Kopf noch immer von dem Schlag gezeichnet war, den Fidel ihm versetzt hatte, die Lippen in stummem Gebet bewegt. Worum betete er? Bat er um Schutz für seine sieben Kinder? Um Vergebung für seine Sünden? Oder einfach um die Kraft, einen weiteren Tag im Dienste von Männern wie Fidel zu überleben?

„Überbleibsel der Finsternis“, flüsterte Fidel ihm ins Ohr. „In der Leere verlorene Stimmen.“

„Es sind menschlichere Glaubensformen als jene derer, die allein auf Mammon vertrauen“, sagte Tomás und verscheuchte damit seine Grübeleien.

„Arcadia ist vielleicht die wohlhabendste Dame in ganz Santander“, flüsterte Fidel. „Und für diese patriotische Tat hat sie mir ein Kilo Smaragde versprochen.“

Tomás verstand mit wachsendem Gefühl der Gier, warum Fidel sie so pries. War sie nicht die erste Konkubine des Barons?

„Wie hat sie sie erworben?“, fragte er.

„Sie besitzt eine Ader in Muzo“, lächelte Fidel und zeigte seine goldenen Zähne.

„Donis impii ne placare audeant deos“, murmelte Tomás.

„Ich gebe Ihnen dreihundert Gramm“, entgegnete sein Gesprächspartner und ignorierte sein Anathem, „damit Sie das Haus der Schwester von Senator Vergel mit Gobelins aus Paris schmücken. Oder glauben Sie noch immer, der Mord an einem Indio werde Sie in die Hölle bringen?“

Das Angebot schwebte wie Fidels Tabakrauch zwischen ihnen. Dreihundert Gramm Smaragde. Genug, um seine Zukunft zu sichern, um vor den Vergel nicht mehr als armer Vetter, sondern als Mann mit Mitteln aufzutreten. Genug, damit María del Carmen ihn mit anderen Augen sehen könnte.

Und alles, was er tun musste, war, bei der Jagd auf einen Mann mitzuhelfen, einen Indio, der gegen die fremde Invasion seines Landes kämpfte. Einen Mann, den man unter anderen Umständen vielleicht Held genannt hätte.

Tomás dachte an die Guanes, die sich in die Tiefe stürzten, lieber sterbend als in die Sklaverei zu gehen, und an sich selbst, mit seinen Silberkugeln und seinem Geheimauftrag, der sich einredete, er komme, um gegen das Böse zu kämpfen, während er vielleicht nur ein Werkzeug von ein paar städtischen Bürokraten war, die Gewalt benutzten, um ihre Macht zu sichern.

„Ich werde darüber nachdenken“, sagte er schließlich, kaum hörbar im Wind.

Fidel lächelte, im Wissen, dass ein „Ich werde darüber nachdenken“ für einen Mann wie Tomás, einen Mann, der zwischen Gewissen und Verlangen eingeklemmt war, „Ja“ bedeutete – einen Mann, der am Ende immer einen Weg finden würde, das zu rechtfertigen, was er ohnehin bereits beschlossen hatte.

Seit er ihn kannte, hatte Fidel keine Mühen gescheut, ihn von der Nutzlosigkeit seiner katholischen Überzeugungen zu überzeugen – gewiss eher wegen seiner Verbrechen als aufgrund seiner Zugehörigkeit zum liberalen Lager.

„Mit dem Sieg des Barons“, fügte Fidel hinzu, „werden alle Deutschen in Santander als Kolonisten und Schurken zugleich verehrt werden.“

„Solange es Dschungel gibt, werden sie die Yariguíes nicht ausrotten können“, entgegnete Tomás.

Die ängstlichen Indios baten um Entschuldigung und machten sich zur Abreise nach Galán bereit. Jacinto trat noch einmal zu Tomás. Einen Moment lang stand er schweigend vor ihm, ihn mit einem Blick musternd, den Tomás nicht deuten konnte.

„Mein Vater ist gestorben, als er für Männer wie Sie gearbeitet hat“, sagte Jacinto leise und trank aus einem Lederschlauch, in dem Tomás am Geruch Guarapo erkannte. „Er starb, als er einen Weg baute, den er nie benutzen würde, Lasten tragend, die ihm nie gehören sollten. Als er starb, ist der Mann, für den er gearbeitet hat, nicht zu seiner Beerdigung gekommen. Er hat meiner Mutter kein Beileid ausgesprochen. Er hat einfach einen anderen Indio eingestellt.“

„So wie mich?“, fragte Tomás und fühlte sich unzulänglich.

„Genauso gebildet.“

„Ach!“, rief Tomás und fragte sich, wie ein Indigener seine Ausbeuter mit allen vergleichen konnte, die in Frankreich studiert hatten. „Es tut mir leid, dass Sie nicht die Möglichkeit hatten, im Ausland zu studieren.“

Er dachte, dass deren Familien vielleicht für ihre Dienste hätten bezahlt werden können.

„Ich will Ihr Mitleid nicht“, schüttelte Jacinto den Kopf, sichtbar vom Guarapo berührt. „Wenn Sie in diese Universitätsaulen zurückkehren, sagen Sie ihnen lieber, dass Männer wie mein Vater nicht nur Werkzeuge sind, die man benutzt und wegwirft. Wir sind auch Menschen, wie so viele Päpste in ihren Bullen gesagt haben, ohne dass irgendein Christ darauf achtet. Wir haben Namen, wir haben Familien, wir haben Seelen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte Jacinto sich ab und ging fort, zu den anderen Indios, die bereits mit dem Abstieg nach Galán begonnen hatten. Tomás sah ihnen nach, ihren gebeugten Gestalten unter der Last des Gepäcks, ihren Stimmen, die in einem Lied erklangen, das er nicht kannte, das aber alt klang, älter als jede Kirche oder Eroberung.

Tomás verstummte, in Gedanken versunken über seine bevorstehende Konfrontation mit Genipperteinga. Er hatte schon eine der sechs Silberkugeln verbraucht, die man ihm gegeben hatte. Sein Diamantring enthielt ein Gift, das jeden Mann in Sekunden töten konnte, doch Genipperteinga hatte, so hatte man ihm gesagt, bereits bewiesen, dass er dagegen immun war. Er wog die Kraft des Pfahls und der Bibel, die er bei sich trug.

„Kruzifixe", hatte Vergel ihn gewarnt, „sind wie Bibeln und Weihwasser nur lebloser Stoff, der allein den Glauben stärkt."

„Demnach", hatte Tomás erwidert, „ist es der Glaube, der einen Vampir besiegt."

„Schreibt die Bibel nicht, dass der Glaube Berge versetzt?", nickte der Senator. „Wenn Sie wirklich Christ sind, wissen Sie, dass das keine Übertreibung oder Hyperbel ist."

Er blickte in den Abgrund des Chicamocha, dessen Tiefen so dunkel waren wie seine Gier nach Smaragden, und fragte sich, ob sein Glaube ausreichen würde, ob er allein imstande wäre, die Mächte der Finsternis zu besiegen, die aus diesen Schluchten bereits schrien.

Fidels Stimme riss ihn aus seinen Grübeleien:

„Der Baron hat versprochen, den Aberglauben aus diesen Landen zu tilgen", sagte er. „Und es gibt bereits Tausende von Bauern, die sich für atheistisch erklären."

„Brechen wir auf?", drängte Pedro.

„Betrachten Sie es als Opfer, Pedro", erwiderte Fidel mit väterlichem Tonfall. „Sobald wir Bucaramanga erreichen, kehren Sie mit den Maultieren zurück, die uns überlebt haben."

„Sie wissen, dass Ihr Vater mich gebeten hat, Sie niemals allein zu lassen", entgegnete Pedro mit betont väterlicher Strenge.

Pedro rief die Treiber und forderte sie auf, ihren mühsamen Marsch fortzusetzen.

„Pedros Indio ist der verschlagenste von allen", knurrte Fidel wenige Minuten später, rittlings auf seinem Pferd. „Er wagt es noch immer, mich wie ein Kind zu behandeln."

Ein unaufhörlicher Regen begleitete sie bis zur Quijada del Diablo, jener Stelle, an der der Stein des Berges scharf über den Weg herabhing und aus der Ferne den Eindruck einer zerbrochenen Kieferpartie erweckte – ein Bild, das Tomás seitdem in seinen Albträumen verfolgen würde.

Perico räusperte sich, bekreuzigte sich auf seine Weise und wies mit dem Kinn auf den scharfen Felsen, der sich über den Weg schob.

„Meine Großeltern sagten, das hier sei nicht immer Stein gewesen", murmelte er. „Früher war es ein lebendiger Kiefer. Der Kiefer von Debluza, dem Dämon dieser Berge."

Tomás sah ihn neugierig an; Perico fuhr fort, ohne den Blick vom Abgrund abzuwenden:

„Es gab einmal einen Guane namens Barichara. Er war stark und klug, aber sein Herz war verdorben. Er wollte sein Volk verraten und seinen Häuptling dem Zaque von Tunja ausliefern, den dunklen Herren. Die Priester der Muiscas sagten ihm, er müsse, um seine Treue zu beweisen, einen Blutsbund mit Debluza schließen, dem Dämon, der über diese Felsen herrscht.

Nachts stieg Barichara allein auf den Gipfel, schnitt sich in die Handfläche und bot ihm seine Seele an, nicht nur für dieses Leben, sondern für alle, die noch kommen würden. Debluza erschien ihm im Nebel, mit Zähnen, die länger waren als eine Machete, und fragte ihn, was er im Gegenzug für seinen Schutz wünsche. Barichara, der den Tod mehr fürchtete als die Götter, verlangte ewiges Leben. Der Dämon lachte und willigte ein."

Perico machte eine kurze Pause, während der Wind zwischen den Felsen pfiff.

„Aber nichts ist umsonst, Herrchen", fuhr er fort. „Als Barichara an den Hof des Zaque gelangte, begann er, von seinen Ahnen zu träumen. Sie sagten ihm, dass das ewige Leben die schlimmste Strafe sei, weil man eingesperrt, gefoltert, versklavt sein könne, ohne je zu sterben. Dass das Schrecklichste für einen Unbeerdigten nicht sei, keine Ruhe zu finden, sondern zu glauben, er werde sterben, und doch niemals zu sterben.

Um unsterblich zu sein, braucht man einen Glauben, der weit über die Glaubenssätze hinausgeht, einen Glauben, den fast kein Christ hat, wenn er wiederholt, dass der Glaube Berge versetzt."

Tomás erinnerte sich an eine Stelle bei alten koptischen Chronisten, die er in seiner Jugend gelesen hatte: jene Erzählung, in der der Kalif Al-Muʿizz, erzürnt über das, was er „die Schwindeleien und Übertreibungen des Galiläers" nannte, damit drohte, alle Christen Ägyptens hinrichten zu lassen, wenn sie nicht fähig seien, ihm vor seinen eigenen Augen zu beweisen, dass der Glaube Berge versetzen könne, so wie das Evangelium es verkünde. Die Chronik

berichtete, dass ein bescheidener Schuster, Simon der Gerber, drei Tage und drei Nächte fastete, kniend in Stille vor dem Mokattam-Gebirge und Christus um das Leben seines Volkes anflehend.

Im Morgengrauen des vierten Tages, als der Kalif und seine Wachen bereits die Minuten bis zum Massaker zählten, begann der Berg zu beben, als würde ihn ein Riese aus seinen Eingeweiden heben, und bewegte sich um mehrere Stadien, schwebend über der Erde vor Tausenden von Zeugen. Die Soldaten fielen auf die Knie; die Frauen schrien; der Kalif, heißt es, erblasste derart, dass er glaubte, die Kopten hätten einen Pakt mit einer Macht geschlossen, die älter war als die ihrer eigenen Magier – ein Wunder, das Jahrhunderte später von Athanasius Kircher als Beweis dafür angeführt wurde, dass der Glaube, wenn er nicht schwankt, die Gesetze der Natur umstürzt.

„Barichara bereute", setzte der Indigene seine Erzählung fort. „Er wollte den Pakt brechen und vertraute sich Bochica an, der Mutter von Wahrheit und Liebe, Beschützerin aller Menschen. Eines Nachts floh er aus dem Palast des Zaque und machte sich auf den Weg zurück zu seinem Volk, aber Debluza und die Scharen des Herren von Tunja verfolgten ihn bis hierher. Hier stellte sich der Dämon ihm in den Weg, um ihn zu verschlingen. Er hatte den Mund bereits geöffnet, die Reißzähne bereit, ihm die Seele herauszureißen, als sich Bochica erbarmte und ihn rettete: Sie verwandelte Debluza in Stein, vom Kopf bis zu den Füßen, und der Kiefer, der Barichara verschlingen wollte, blieb für immer festgehalten, über den Weg hinabgesenkt."

Perico deutete auf die Felsformation, unter der sie im Begriff waren, hindurchzureiten.

„Deshalb heißt dieser Übergang die Teufelskiefer", schloss er. „Barichara kehrte zu den Seinen zurück, lebte als gewöhnlicher Mensch und starb in Gnade der Götter. Aber Debluzas Kiefer ist noch immer da, Herrchen. Wenn dieser Wind weht, den Sie hören, sind es seine Zähne, die knirschen, vor Wut, weil ihm eine Seele entkam, von der er glaubte, sie gehöre bereits ihm. Und die Alten sagen, dass jedes Mal, wenn ein Verräter hier hindurchgeht, ohne zu bereuen, der Stein ihn ansieht … und daran denkt, den Mund zu schließen."

In dieser Geschichte erkannte Tomás den Beweis dafür, dass Götter und Menschen dieselben bleiben und nur die Zeit und die Bühne wechseln, denn dieses Wunder war eine Neuerzählung des

koptischen, wenn auch weniger fromm. Vielleicht sprach der Indio mit seiner Geschichte vom gebrochenen Pakt und der dämonischen Kiefer, die im Stein gefangen war, von nichts anderem als jener schrecklichen Wahrheit: dass sich die alten wie die neuen Götter vor dem Menschen verneigen, der ohne zu zweifeln glaubt, und den verschlingen, der an ihrer Allgegenwart zweifelt.

Als sie sich der engsten Stelle näherten, spürte Tomás, wie seine Hände zu zittern begannen. Der Schwindel, den er bislang mit schierer Willenskraft im Zaum gehalten hatte, drohte ihn zu überwältigen. Er schloss einen Moment lang die Augen, aber das verschlimmerte alles nur; er konnte den Abgrund fühlen, der ihn rief, ihm zuflüsterte, wie leicht es wäre, sich einfach fallen zu lassen und all dem ein Ende zu setzen.

„Geht es Ihnen gut, Herrchen?", fragte Sireno, der in seiner Nähe ritt, die Pupillen gerötet.

„Es geht mir gut", log Tomás, öffnete die Augen und zwang sich, geradeaus zu blicken, nicht nach unten. „Es ist nicht ratsam, so viel Guarapo zu trinken, Sireno."

„Der Schnaps spielt mit der Angst", sagte Sireno. „Und die Angst ist es, die uns am Leben hält, nicht? Wenn wir aufhören, Angst zu haben, sterben wir."

Tomás zögerte, unfähig zu entscheiden, ob Sireno ihm einen Gedanken oder ein Paradox anbot. Schließlich fragte er sich, ob dieser Schnaps nicht auch mit seiner eigenen Angst ein falsches Spiel trieb.

Pedro hatte sie in einer Reihe angeordnet und zur Vorsicht die Schweife ihrer Tiere mit einem Seil aneinandergebunden. Als sie begannen, die engste Stelle zu überqueren, schrumpfte die Welt auf das unmittelbar Bevorstehende zusammen: das Geräusch der Hufe auf nassem Stein, das Keuchen der Tiere, das unaufhörliche Tropfen des Regens.

Pedro führte sie mit ruhiger, fester Stimme, gab einfache, klare Anweisungen. Juan folgte ihm, dann Fidel, dann die Knechte und schließlich Tomás. Sireno hatte darauf bestanden, als Letzter zu gehen, „um sicherzugehen, dass alle hinüberkommen", wie er gesagt hatte.

„Ignoriert die Abhänge zu euren Seiten", wies Pedro sie an. „Schaut nur nach vorn, nur auf den Rücken des Mannes vor euch."

Tomás versuchte zu gehorchen, doch sein Blick wurde immer wieder nach rechts gezogen, zum Abgrund. Tief unten, fast unsichtbar im Nebel, konnte er den dünnen Faden des Chicamocha erkennen. Wenn er stürzte, hätte er mehrere Sekunden Zeit, seinen Tod zu betrachten, bevor er einträte. Der Gedanke erschreckte ihn mehr als der Tod selbst.

Bald darauf hatte er das Gefühl, ihr Körper schwebe, schwebend über dem Zentrum einer Leere. Er glaubte, zwischen den Gipfeln ein Stöhnen zu hören, eine Stimme, die sie zur Umkehr aufforderte – Worte, die zuvor von den Indios ausgesprochen worden waren und die das Echo des Canyons bewahrt hatte.

Oder vielleicht, dachte Tomás, waren es die tatsächlichen Stimmen der Toten, die Schreie der Guanes, die sich in die Tiefe gestürzt hatten, Rezitation von Versen, die der Nachwelt verloren gegangen waren, das Klagen Trimegistos, all jener, die der Canyon im Laufe der Jahrhunderte verdaut hatte – Stimmen, die warnten, anklagten, riefen.

Da spürten sie einen heftigen Ruck. Ein Pferd war in Richtung des Schlunds des Canyons weggerutscht; seine schwache Silhouette hing am Schweif eines Maultiers, das seinerseits auf dem Schlamm der Teufelskiefer ausglitt.

„Verzeiht mir!“, hörten sie, gefolgt von einem Zischen, einem dumpfen Schlag und einem hohen, fast unhörbaren Schrei.

Tomás riss den Mund auf, unfähig, seine Fassung zu bewahren. Einen Moment lang sah er bereits die Erde auf seinen Körper zurasen. Der Reiter hatte die aneinandergebundenen Schweife der Tiere mit einer Machete durchtrennt!

Ohne dieses Opfer wären sie alle in den Tod gerissen worden, doch die Pferde, die noch an seinen Schweif gebunden waren, blieben noch, und der Boden brach bereits unter ihren Hufen weg …

In diesem Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Tomás sah Juan, dessen Gesicht eine Maske aus Schrecken und Entschlossenheit war, die Machete nach hinten schwingen, während sein Reittier zurückwich. Er sah das Metall im grauen Licht aufblitzen. Er sah die durchtrennten Seile. Und dann sah er Juan und sein Pferd in den Abgrund stürzen.

Ihre Blicke trafen sich für den Bruchteil einer Sekunde. In Juans Augen sah Tomás Angst und eine Art resignierten Frieden, vielleicht

sogar Dankbarkeit dafür, dass sein Tod zumindest einen Sinn haben würde: den, andere vor dem Tod zu bewahren.

Mann und Tier verschwanden im grauen Nebel, das Geräusch ihres Sturzes schließlich von der Unermesslichkeit des Canyons verschluckt. Niemand klagte, niemand schluchzte; der Schrecken hatte sich ihrer aller bemächtigt und sie in ein Totenstillschweigen gehüllt.

Sie setzten ihren Weg nun auf einem Pfad fort, der nicht mehr von Abgründen gesäumt war, die Hemden vom Schweiß durchnässt. Niemand sprach lange Zeit ein Wort. Tomás zitterte unkontrollierbar, nicht nur vor Kälte oder Angst, sondern vor der Größe dessen, was er gerade erlebt hatte.

Pedro war der Erste, der seine Stimme wiederfand.

„Er hat es vorgezogen zu sterben, statt uns mit in den Abgrund zu reißen“, sagte er, seine Stimme rau, aber fest.

„Ein edler Indio“, murmelte Fidel, während eine Träne über seine Wange rann.

Tomás betrachtete seinen Vetter mit einer Mischung aus Überraschung und Abscheu. Tränen? Aus den Augen desselben Mannes, der Juan noch Stunden zuvor geschlagen hatte? Des Mannes, der ihn einen Narren und Feigling genannt hatte?

„Er hatte sieben Kinder“, sagte Tomás laut, die Worte entglitten ihm, bevor er sie aufhalten konnte. „Sieben Kinder, die jetzt keinen Vater mehr haben, weil wir ihn hierhergebracht haben. Wegen dieser Smaragde, wegen meines Gehorsams als Sohn. Was ist ein Menschenleben mit Schuld?“

„Wir sind alle zum Sterben verurteilt, seit wir geboren werden“, sagte Fidel und trocknete sich die Augen. „Also solltest du dich nicht schuldig fühlen wegen etwas, das du selbst auch früher oder später erleiden wirst, denn keiner deiner Verwandten oder Freunde wird sich schuldig fühlen wegen deines Todes – glaub mir.“

„Ich frage mich, ob der Schlag, den du ihm verpasst hast, nicht die Ursache jenes Gleichgewichtsverlusts war, der Juan in seinen Tod geführt hat.“

„Was schlägst du vor? Dass wir umkehren? Dass der Tod meines Dieners vergeblich sei?“

„Ehren wir sein Andenken“, antwortete Tomás. „Machen wir ihn nicht zu einer weiteren Geschichte, zu einer weiteren namenlosen Leiche am Boden des Canyons.“

Fidel lächelte sardonisch.

„Wie wäre es mit diesem Epitaph, Vetter: ‚Es war Juan. Er hatte eine Familie. Und er starb, um uns zu retten.'?"

„Er ist mit seiner Maultier in den Schlund des Chicamocha gestürzt!", würde Perico später, auf sicherem Boden, erzählen. „Er hat noch rufen können, die Herren sollten auf seine Kinder Acht geben."

Pedro nickte ernst.

„Ich werde mit seiner Familie sprechen", sagte Fidel. „Ich werde dafür sorgen, dass seine Kinder versorgt werden."

„Ich werde ebenfalls beitragen", ergänzte Tomás sofort. „Von meinem Anteil an den Smaragden – falls es sie gibt."

Fidel sah ihn mit einem seltsamen Ausdruck an, irgendwo zwischen Respekt und Verärgerung.

„Ohne Reichtum gibt es keine Großzügigkeit, Vetter", sagte er schließlich und lächelte triumphierend.

Sireno war abgestiegen und kniete am Wegrand, dort, wo Juan verschwunden war. Er murmelte Worte in seiner Sprache, Worte, die Tomás nicht verstand, deren Sinn jedoch klar war: ein Gebet für den Toten, ein Abschied, eine Anerkennung seines Opfers.

Als er fertig war, erhob er sich und blickte Tomás direkt an.

„Der Canyon hat sein Blut getrunken", sagte er. „Vielleicht ist das genug. Vielleicht auch nicht. Aber denken Sie daran, Herrchen, dass jeder Tropfen Blut, der hier vergossen wird, bezahlt werden muss. Wenn nicht in diesem Leben, dann im nächsten."

11. Die Unbegrabene

Gegen Abend erreichten sie Pescadero, das bevölkerungsreichste Dörfchen am Ufer des Chicamocha.

Fidel befahl den Knechten, sie sollten die Leiche Juans suchen und nach Charalá bringen.

„Es ist möglich, dass sie ihn niemals finden werden", entgegnete in Pescadero ein kleines, zierliches altes Weib mit ausgeprägtem Kropf. „Die Schlucht gibt nicht immer zurück, was sie nimmt."

In jener Nacht, in der Herberge, in der sie unterkamen, konnte Tomás nicht schlafen. Er lag auf seinem Feldbett, lauschte dem Schnarchen der anderen Reisenden, dem fernen Murmeln des Flusses und den Stöhnlauten Juans. Vor seinem inneren Auge sah er seine sieben Kinder, die bald die Nachricht erhalten würden, dass ihr Vater nicht zurückkehren würde; er sprach mit Trimegisto, dessen Kiefer zerschmettert worden war, der ihn fragte, warum er ihn angegriffen habe, wo er ihm doch nie etwas zuleide getan habe, und Tomás durchlebte von Neuem, wie er gestorben war, hasserfüllt gegen Fidel mit einer Leidenschaft, die er jetzt, im Licht von Juans Tod, nur allzu gut verstand.

Und er dachte an sich selbst, an die Entscheidungen, die er getroffen hatte und noch treffen würde, an das Blut, das bereits an seinen Händen klebte, und an das Blut, das er noch vergießen würde, bevor das alles zu Ende war.

Schließlich stand er auf und trat in den kleinen Innenhof der Herberge. Der Mond leuchtete über der Schlucht und badete sie in einem silbrigen, geisterhaften Licht. Aus einer unbestimmten Tiefe drang ein Laut herauf, vielleicht nur der Wind, vielleicht der Fluss oder vielleicht, wie die Indios glaubten, die Stimmen all derer, die dort gestorben waren und die nun ihr ewiges Lied aus Schmerz und Trotz sangen.

Tomás holte die Bibel aus seinem Gepäck und schlug sie aufs Geratewohl auf. Im Mondlicht las er: „Und ich sah die Toten, groß und klein, vor Gott stehen; und die Bücher wurden aufgetan, und ein anderes Buch wurde aufgetan, welches ist das Buch des Lebens; und die Toten wurden gerichtet nach dem, was in den Büchern geschrieben war, nach ihren Werken."

Er schloss das Buch und blickte hinüber zur Schlucht. Morgen würden sie ihre Reise nach Bucaramanga fortsetzen, zum Barón, zum Ende dieses Auftrags. Und wenn jener Tag des Gerichts käme, den die Bibel verhieß – was würde dann in dem Buch seines Lebens geschrieben stehen?

Tomás hatte keine Antwort. Er wusste nur, dass, was auch immer dort stehen mochte, er es selbst gewählt hatte. Und dass er damit leben oder sterben musste.

Hinter sich hörte er Schritte. Es war Fidel, ebenfalls wach, ebenfalls auf der Suche nach etwas in der Nacht, das sich am Tage nicht finden ließ.

„Ich konnte nicht schlafen", sagte Fidel schlicht.

„Ich auch nicht."

Sie blieben schweigend nebeneinander stehen, zwei Vettern, zwei Männer mit unterschiedlichen Zielen, aber ineinander verschränkten Schicksalen, und starrten in den Abgrund, den sie hinter sich gelassen hatten – und in den größeren Abgrund, der ihnen noch bevorstand.

„Glaubst du an die Hölle?", fragte Tomás nach einem langen Schweigen.

„Ich glaube, dass wir schon in ihr sind", antwortete Fidel. „Und dass manche von uns einfach beschlossen haben, zu bleiben. Du hast auch einen Mann getötet, Vetter! Du gehörst zu uns!"

Tomás lächelte bitter, in der Gewissheit, dass sein Vetter sich völlig irrte.

„Du weißt, dass ich nur auf diesen Mörder geschossen habe, um dir das Leben zu retten."

María del Carmen hob den Blick und sah aus dem Zaguán zwei Gestalten herabsteigen, die vom Licht der Dämmerung in die Länge gezogen wurden: Clara, mit grünen Augen und Haaren wie flüssiges Gold, stieß einen Rollstuhl aus Korbgeflecht, Gusseisen und dunklem Mahagoni vor sich her; und an ihrer Seite die dürre, zeremonielle Silhouette von Eutimio, der bereits eine neue Livree trug, als würde das Haus ihm jeden Tag eine neue Haut verleihen.

„Willkommen in Santacruz", sagte Eutimio und reichte seine weiß behandschuhte Hand. „Der Barón erwartet Sie."

„Wie sind Sie bis hierher gereist?", fragte María del Carmen verwundert, als sie seine neue Livree bemerkte.

„Ich bin von Morrorico herübergaloppiert", sagte Eutimio und bot Marisol seine Hand. „Das mache ich fast jeden Tag."

Arcadia ergriff Claras Hand und ließ sich, mit einer Behändigkeit, die ihrer wandelnden Leiche Hohn sprach, in den Stuhl gleiten. Die sterbende Sonne ergoss über das Hochplateau von Ruitoque ein verendendes Kupfer, das die Felswände zum Bluten brachte. Weiter hinten, zwischen Fetzen von Nebel, meinte María del Carmen in weiter Ferne eine geometrische, weißliche Form zu erkennen, die nichts anderes sein konnte als die Schädelpyramide: ein stummer Altar, errichtet zu Ehren jenes Gottes, der nun die Treppe hinabstieg.

Ein dunkelhäutiger Junge, barfuß, mit krausem Haar und einem Gummiball in der Hand, überquerte im Laufen die Esplanade, gefolgt von einem Pekinesen, der sprang, als wolle er das Licht beißen. Er rief etwas Fröhliches, „Bruder!", und verschwand hinter der Hausecke.

Dann manifestierte sich ein verlängerter Schatten.

Ein einziger Schritt hoch oben auf der Freitreppe genügte, damit der letzte Sonnenstrahl an seiner Gestalt brach und das ganze Haus den Atem anhielt. Er war groß, maßlos groß, als hätte der Berg selbst beschlossen, Menschengestalt anzunehmen. Der schwarze Mantel, mit karminrotem Samt gefüttert, öffnete sich beim Hinabsteigen zu zwei Rabenflügeln, die das Licht zu trinken schienen. Darunter glänzte der weinrote Seidenanzug mit der dunklen Feuchtigkeit frisch vergossenen Blutes; das Hemd, von einem fast sakrilegischen Weiß, stieg in hohen, steifen Krägen auf, bestickt mit so feinem Goldfaden, dass er wirkte wie in den Stoff gefangener Sternenstaub.

Jede Stufe, die er betrat, knarrte tief und langsam, als erkenne das Holz des Hauses seinen Herrn und ergötze sich an seiner Unterwerfung. Die Augen – grau, eisig, leicht hervortretend – schauten nicht: sie durchbohrten. Es waren die Augen eines Wolfes, der gelernt hatte, auf Latein zu lächeln, Kruzifixe zu küssen und Verträge mit dem Tod zu unterzeichnen. Als das sterbende Licht der Dämmerung sie streifte, blitzten sie wie frisch geschärfter Stahl im Mondlicht.

Die Herzschläge María del Carmens wurden zu Kriegstrommeln in ihrer Brust.

Als er die letzte Stufe erreicht hatte, legte sich der Mantel mit der Langsamkeit einer Fahne, die sich vor ihrem eigenen König

ergibt, über seine Schultern zurück. Die Stille, die er hinterließ, war so dicht, dass selbst die verstimmten Uhren von Santacruz sich zum ersten Mal seit Jahrhunderten zu schämen schienen und schwiegen.

Dann sprach er, und seine Stimme – tief, mit einem Akzent, der die gerollten Rs auskostete, als wolle er sie auf der Zunge schmecken – füllte das ganze Tal, ohne dass er den Ton hätte heben müssen:

„Guten Abend … bezaubernde Damen."

Weder der Wind noch der Nebel noch die fernen Schädel wagten, ihm zu widersprechen.

„Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise", sagte der Barón und beugte sich bis auf ihre Hüfthöhe hinab, um die Luft über dem Handrücken ihres Torsos zu küssen.

„Wir wurden weder von Mördern abgefangen", entgegnete Arcadia, „noch von Töpfern, noch von Yariguíes."

„Ich weiß, meine Domänen zu schützen", erwiderte der Barón. „Man hatte mir von Ihrer Schönheit erzählt, doch kein Zeugnis wird ihr gerecht."

„Ich danke Ihnen", sagte María del Carmen und errötete.

„Clara wird Sie in Ihre Gemächer führen", sagte Eutimio, „wo Sie sich baden und in unsere Kleidung kleiden können, bevor wir zu Abend speisen."

Clara eilte von der Villa herab, wohin sie Doña Arcadia gebracht hatte, und nahm auf ein Zeichen des Baróns María del Carmens Gepäck.

„Ich will mein Brüderchen sehen!", insistierte der Knabe und zupfte am Gewand des Baróns.

„Dein Brüderchen Quique ist von meinem Schatten geholt worden!", donnerte der Barón. „Und wenn du uns weiter störst, muss ich mich um deinen kümmern."

Der Junge ging schluchzend fort, das Gesicht voller Angst.

„Wer ist das?", fragte María del Carmen Clara Bohórquez.

„Eine ruhelose Seele, die einst der Sohn eines Leibeigenen des Baróns war", entgegnete Clara.

„Wie bitte?" María del Carmen erbleichte.

„Ich rate Ihnen, sich nicht an den Gespenstern dieser Hazienda aufzuhalten. Die Gelehrten ziehen es vor zu glauben, wir lebten mit Schauspielern aller Altersstufen zusammen; wir sind ohnehin alle an sie gewöhnt."

Sie betraten einen riesigen Saal, geschmückt mit Bildern von Hexensabbaten und von Heiligen, die geschlachtet, gehäutet oder enthauptet waren. Eine alte Frau mit zwiebelartig aufgetürmtem weißem Haar, gekleidet in ein schweres Trauergewand, trat auf sie zu.

„Ich bin Dafne", sagte sie. „Ihre Zofe. Gestatten Sie, dass ich Sie in Ihr Gemach führe."

María del Carmen folgte der Alten und stieg eine halbkreisförmige Treppe hinauf, um sich in einer Kammer mit Terrasse einzurichten. Von Dafne assistiert entkleidete sie sich und nahm ein heißes Bad. Beim Abtrocknen bemerkte sie, dass die Kleidung, die der Barón vorgesehen hatte, kaum mehr war als ein transparenter Schleier und ein Büstenhalter, der gerade so ihre Brüste und ihren Schambereich bedeckte.

„Ich fürchte, ich kann diese Kleidung nicht tragen", sagte María del Carmen. „Sie ist ein wenig …"

Sie brachte das Wort „unsittlich" nicht über die Lippen. Doch etwas anderes verstörte sie: Einen Augenblick lang, als sie den durchsichtigen Stoff gegen das Licht hielt, hatte sie nicht Abscheu empfunden, sondern Neugier. Wie würde sie in diesem Gewand aussehen? Welche Miene würde der Barón machen, wenn er sie so sähe? Beim Gedanken daran wurde sie rot, und gleichzeitig erfüllte sie Scham. Warum lösten sich ihre Hemmungen so weit auf, dass sie sich danach sehnte, bewundert und angebetet zu werden in Formen, die ihre Kleider über mehr als zwanzig Jahre verborgen hatten? Sie erinnerte sich an die Worte ihres Beichtvaters: „Der Körper ist der Tempel der Sünde, mein Kind, und er muss gezähmt werden wie eine wilde Bestie."

„Sie können sich mit diesem Mantel bedecken", sagte Dafne und zeigte ihr im Schrank einen schweren, schwarzen Seidenumhang, ihre Pupillen so geweitet, dass ihre Augen wie schwarze Kugeln wirkten. „Das Abendessen wird in zwanzig Minuten serviert."

Sie legte das Gewand an, spürte den kaum vorhandenen Stoff auf der Haut und warf sich hastig den Mantel über. Dennoch schließlich, bei jeder Bewegung, verschob sich der Schleier auf eine Weise, die sie sich jeder Stelle ihres Körpers bewusst werden ließ. Sie stieg mit vorsichtigen Schritten zum Speisesaal hinab, als führe jede Stufe nicht nur zu einem Geschäftsgespräch, sondern zu einer Art medizinischer Untersuchung oder Gerichtsverhandlung.

Der Speisesaal war noch prunkvoller als der Rest des Hauses: silberne Kronleuchter, Vorhänge aus karminrotem Samt und ein Tisch, lang genug für zwanzig Gedecke. Der Barón und Doña Arcadia erwarteten sie, an den einander gegenüberliegenden Kopfenden des Tisches sitzend.

„Doña Arcadia hat mir bereits den Grund Ihres Besuchs geschildert", sagte der Barón und schenkte drei Gläser mit Wein ein, so rot wie Blut. „Meine Antwort hängt von dem ab, was wir heute Abend besprechen."

María del Carmen nahm Platz in einem Speisesaal, der ihr immer länger vorkam. Die Distanz zwischen ihr und ihren Gastgebern ließ deren Stimmen seltsam im leeren Raum widerhallen.

„Wollen Sie die Unterstützung der Vergel ausschlagen, einer der angesehensten Familien von Lebrija?", fragte sie und streckte den Hals mit berechneter Hochnäsigkeit.

„Sie sind es, die mich brauchen", erwiderte Genipperteinga, „in diesen Zeiten der Krise."

„Der Bürgerkrieg wird vorübergehen."

Auf ein Handzeichen Genipperteingas hin schenkte Alirio zwei Gläser Wein ein und stellte sie auf einem Silbertablett bereit.

„Er wird ein bis zwei Jahre dauern", entgegnete der Barón, „vielleicht länger. Aber ich bin bereit, die Hazienda Tres Esquinas für fünftausend Pesos zu kaufen."

Alirio bot María del Carmen eines der Weingläser an, das sie mit einer Handbewegung ablehnte. Da trat Eutimio vor und reichte ihr ein Glas Guavensaft.

„Unsere Besitztümer stehen nicht zum Verkauf", sagte María del Carmen. „Tres Esquinas ist überdies mehr als zwanzigtausend Pesos wert."

„Ihre potenziellen Käufer sterben Ihnen weg", rief der Barón und ließ seinen mürrischen teutonischen Manieren freien Lauf. „Ich habe Ihren finanziellen Zustand bei den Direktoren der Banco Agrario und der Banco Americano erfragt. Wenn Sie nicht zehntausend Pesos an Schulden begleichen, wird Ihre Finca Ende November gepfändet."

María del Carmen meinte, der Boden geriete ihr ins Schwanken. Wie hatte er es gewagt, ihre Finanzen auszuspionieren? Ihre Brüder hatten ihr versichert, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Familie seien ein gut gehütetes Geheimnis. Der Barón betrachtete sie mit

einem Lächeln, das fast mitleidig war, als verstünde er ihre Verwirrung vollkommen – und ergötze sich an ihr.

„Und was lässt Sie glauben, dass wir unsere Verpflichtungen nicht erfüllen können?", fragte María del Carmen und kostete den Guavensaft: Sie fand ihn zu bitter, aber trinkbar.

„Ich fordere Sie heraus, über das Offensichtliche hinauszublicken", räusperte sich Otto und heftete seine Augen mit einer Intensität auf die ihren, die María del Carmen unangenehm berührte. „Sie erinnern mich an die französischen Fräuleins, die unsere Domänen in Weimar besuchten."

Der Vergleich verstörte sie auf eine Weise, die sie nicht erwartet hätte. Es war etwas in der Art, wie der Barón sie ansah – nicht mit der groben Lüsternheit, die sie von anderen Männern kannte, sondern mit einer Art ästhetischer Wertschätzung, wie jemand, der ein Gemälde oder eine Skulptur betrachtet. Es ließ sie sich zugleich schön und geschätzt fühlen, begehrt – und in Gefahr.

„Das Mädchen, das wir heute Nachmittag aufgelesen haben", setzte María del Carmen an und errötete, „schläft es?"

Der Barón und Arcadia tauschten einen Blick voll Komplizenschaft. Alirio kam mit Silberschüsseln herein und servierte das Essen.

„Lendensteak in Mandragorablättern mit in Ayahuascasoße frittiertem Maniok", erklärte Eutimio.

„Ich lade Sie ein, diese eigens mit narkotischen Substanzen marinierte Fleischspeise zu verdauen", erläuterte der Barón.

María del Carmen sah Stücke roten Fleisches, in ihrem eigenen Blut versumpft, mit in Spiralform gedrehten Kräutern, umgeben von Maniokwürfeln auf Salatblättern.

„Es ist kein gewöhnliches Gericht", schaltete sich Arcadia ein. „Wer es verdaut, nimmt die Wirklichkeit jenseits des Sichtbaren wahr."

„Das Unsichtbare?", fragte María del Carmen mit zitternder Stimme.

„Alle Wege führen zum Himmel und zur Hölle", nickte der Barón mit einem bösartigen Lächeln. „Wenn Sie eine tugendhafte Frau sind, werden Sie Ihr ersehntes Paradies erreichen."

„Und wenn ich es nicht bin?", fragte María del Carmen und dachte an all jene Male, in denen sie gegen ihre Brüder intrigiert hatte, damit ihre Eltern die Hazienda auf ihren Namen überschrieben.

Die Frage war heraus, bevor sie sie zurückhalten konnte, und María del Carmen erschrak über ihre eigene Offenheit. Doch es war etwas an diesem Ort, an dieser Situation, das ihr die sozialen Masken abstreifte, die sie sonst trug. Sie erinnerte sich an jene Nächte auf der Familienhacienda, in denen sie ihrer Mutter „Hinweise“ auf die „Verantwortungslosigkeiten“ ihrer Brüder zuflüsterte, sorgfältig das Bild der ergebenen Tochter pflegend, während sie das Vertrauen der Eltern in die anderen Kinder untergrub. Im Beichtstuhl hatte sie dies „Schutz des Familienvermögens“ genannt. Doch hier, unter dem durchdringenden Blick des Baróns, fragte sie sich, ob es nicht bloß Habsucht und Ehrgeiz gewesen waren, verkleidet als Tugend.

„Sie werden entdecken, dass die Hölle Ihr wahres Zuhause ist“, sagte der Barón und hob seine langen Wimpern.

Alirio beendete das Servieren und trat zurück. Die Uhr schlug zehn.

María del Carmen ließ die Gabel fallen. Das Metall prallte gegen das Porzellan wie ein Schuss.

„Nein“, sagte sie, kaum hörbar. „Ich nehme nicht an.“

Das Schweigen, das folgte, war dichter als der Nebel draußen. Arcadia lächelte mit der Langsamkeit einer Frau, die diesen Moment schon unzählige Male erlebt hat. Der Barón hob nicht einmal den Blick vom Teller; er machte lediglich eine kaum wahrnehmbare Geste mit zwei Fingern.

„Eutimio“, sagte Otto, ohne die Stimme zu erheben. „Bring sie zur Dienerschaft. Sie soll essen, was für die Hunde übrigbleibt.“

Zwei Lakaien erschienen, als hätten sie die ganze Zeit hinter der Tür auf diesen Augenblick gewartet. María del Carmen versuchte aufzustehen; feste Hände drückten sie mit gezügelter Gewalt zurück auf ihren Stuhl.

„Was ist die andere Option auf der Speisekarte?“, fragte sie mit zitternder Stimme.

Arcadia beugte sich vor, die Augen von grausamer Heiterkeit erhellt.

„Die beiden Portionen der Hunde“, antwortete Eutimio und wies mit dem Kinn auf die Seitentür.

María del Carmen wurde durch den Dienstbotengang geschleift. Die Luft veränderte sich schlagartig: Sie roch nicht mehr nach Wachs und welken Blumen, sondern nach Schweiß, ranzigem Fett und altem Angstschweiß. Man stieß sie eine schmale Treppe hinunter, deren

abgewetzte Stufen unter ihren Füßen ächzten. Unten, in der Küche, war das Licht grell: Eine einzige Petroleumlampe hing von der Decke und schwankte leicht.

Eine Gruppe von Männern und Frauen in verschmutzter Livree starrte sie an, als sie eintrat. Jemand stieß ein tiefes Lachen aus. Ein anderer leckte sich die Lippen.

„Seht nur, was für ein feines Stück man uns gebracht hat“, sagte eine fette Köchin und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

Man setzte sie an einen langen Tisch, übersät mit Krümeln und abgenagten Knochen. Man stellte ihr einen Zinnteller mit einer gräulichen, kalten Brühe hin, in der Fettstücke wie Eisberge trieben.

„Essen Sie, Fräulein“, sagte ein junger Diener und trat zu nah an sie heran. „Hier isst niemand umsonst.“

María del Carmen wich auf dem Stuhl zurück. Die Lehne stieß gegen die Wand.

„Bringen Sie mich zurück zu meiner Familie“, flehte sie. „Bitte …“

Der Diener lächelte und zeigte gelbe Zähne. Eine schwielige Hand strich ihr über den Hals, glitt hinab bis zum Ausschnitt und hielt dort inne, wo der Stoff sich über ihrer Brust spannte.

„Hier geben die Fräuleins keine Befehle“, flüsterte ein anderer hinter ihr. „Hier tut man, was sich ergibt.“

Ein dritter presste ihre Handgelenke auf den Tisch. Sie spürte heißen Atem in ihrem Nacken, Finger, die begannen, am Band ihres Korsetts zu zerren. Der Geruch von Knoblauch und ungewaschenem Körper stieg ihr in den Hals.

„Nein!“, schrie sie und wand sich. „Sagt dem Barón, dass ich einverstanden bin! Dass ich allem zustimme! Dass er mich hier rausholen soll!“

Ihr Schrei hallte durch die Küche wie splitterndes Glas.

Und dann veränderte sich alles.

Im Bruchteil eines Augenblicks wurde die Luft wieder kalt und parfümiert. Der Zinntisch war verschwunden. Sie saß wieder auf dem Mahagonistuhl im großen Speisesaal, das Kleid unversehrt, das Herz bis zum Hals klopfend. Vor ihr schnitt der Barón seelenruhig ein Stück Fleisch. Arcadia sah sie mit demselben Lächeln wie zuvor an. Eutimio stand unbeweglich bei der Tür.

Sie blickte auf die Wanduhr: Sie zeigte zwölf. Doch sie hätte schwören können, dass es, bevor man sie gepackt hatte, zehn gewesen war.

„Was … was ist geschehen?“, stammelte sie heiser. „Man hat mich hinuntergebracht … man hat mich …“

„Du hast deinen Platz nicht verlassen, Liebes“, sagte Arcadia mit zuckersüßer Giftigkeit. „Du glaubst nur, es seien zwei Stunden gewesen … oder zwei Sekunden. Je nachdem, wie man es betrachtet.“

Zum ersten Mal hob der Barón den Blick. Seine grauen Augen durchbohrten sie.

„Nun?“, fragte er gelassen. „Willst du annehmen?“

María del Carmen schluckte. Der metallische Geschmack der Angst lag ihr noch im Mund. Sie spürte, dass es keine dritte Frage geben würde.

„Ja“, flüsterte sie.

Sie nahm das Besteck mit zitternden Fingern, schnitt, ohne jemanden anzusehen, ein Stück Fleisch, getränkt in dunklen Gerinnseln, und führte es zum Mund.

Und biss hinein.

Der Geschmack war seltsam, zugleich süß und bitter, mit einer kupfernen Note, die sie an Blut erinnerte. Mühsam schluckte sie, spürte, wie das Fleisch wie etwas Lebendiges und Warmes ihre Kehle hinabglitt.

„Sowohl der Barón als auch ich“, sagte Arcadia mit einem versöhnlichen Lächeln, „sind erstaunt über die Unkenntnis der neuen Generation hinsichtlich der uralten Bräuche dieser Lande. Wenn sie nicht einmal an Gott glauben, wie sollten sie da an Gespenster und Vampire glauben?“

„Ich kenne das Recht der ersten Nacht“, sagte María del Carmen entschuldigend. „Hätte die Mätresse nicht mit uns speisen können?“

„Was ist eine Mätresse?“, rief der Junge, den sie beim Eintreten gesehen hatte, von der Tür des Salons her. Jetzt saß er mit am Tisch, neben dem Barón. Er trug einen strahlend weißen Matrosenanzug.

María del Carmen bemerkte, dass sein Haar nun rot war und seine Gesichtszüge die eines gebrechlichen Greises. Sie schob ihre frühere Wahrnehmung auf die Dunkelheit der Nacht.

„Dieser Junge …“, stammelte María del Carmen.

Sie sah den Barón an und dann wieder auf den Tisch, wo der Platz des greisen Kindes leer war, aber die Serviette einen frischen

roten Fleck trug, als hätte jemand mit blutverschmiertem Mund eben noch dort gesessen.

Die Welt begann sich leicht zu neigen, die Ränder ihres Blickfeldes wurden gleichzeitig verschwommen und überhell.

„Ich kann es mir schon vorstellen“, sagte Arcadia mit einem Lächeln, „ein Kind von euch beiden; mit Haut weiß wie Schnee, tiefblauen Augen und schwarzem Haar.“

„Oder rothaarig“, nickte der Barón.

Arcadia hob ihr Weinglas.

„Ich stoße an auf die eheliche Verbindung zwischen Doña María del Carmen Vergel und dem Barón Otto Genipperteinga!“, rief sie.

„Prost!“, sagte der Barón und stieß sein Glas mit ihrem zusammen.

„Wir könnten den Hochzeitstermin auf diese Nacht festsetzen.“

„Ich verstehe nicht, von wem Sie sprechen“, sagte María del Carmen und hatte das Gefühl, als kippe die Welt um etwa dreißig Grad nach links.

Die Worte kamen schleppend hervor, als hätte sie den Mund voller Honig. Die Kronleuchter schienen sich zu vervielfachen, ihre Flammen tanzten in hypnotischen Mustern. Arcadias Gesicht verlängerte und verkürzte sich, als sähe man es durch gewelltes Glas.

„Sie waren es, die vorgeschlagen hat, ihn aufzusuchen“, sagte Arcadia. „Ist Ihr Gewand nicht vielleicht ein wenig zu unsittlich für eine Dame Ihres Standes?“

„Ich habe es nicht ausgesucht!“, schrie María del Carmen und sprang auf. „Ich muss in mein Zimmer zurück. Ich werde mich um …“

María del Carmen stolperte und stürzte mitsamt dem Stuhl zu Boden, von wo aus sie Inkuben sah, die von der Decke hingen. Ihr Gewand rutschte zur Seite und gab ihren halbnackten Körper preis.

Clara trat herein und schob ihren Rollstuhl, vor ihr Dafne.

„Bringt sie zurück in ihr Zimmer“, befahl Arcadia. „Uns steht eine lange Zeremonie bevor.“

Die Dienerinnen gehorchten und beugten sich über María del Carmen, die im Halbschlaf unzusammenhängende Worte murmelte, während man sie aufrichtete. Die Welt drehte sich, und in dieser Drehung sah sie Gesichter: ihre Mutter, die sie wegen ihrer Eitelkeit tadelte, ihre Brüder, die sie der Manipulation beschuldigten, ihren

Beichtvater, der sie vor Hochmut, Wollust und jener Eitelkeit warnte, die dem Fall vorausgeht.

„Morgen werden Sie Ihren Verpflichtungsbrief an Ihre Brüder schreiben."

„Wer sagt das?", murmelte María del Carmen vom Rollstuhl aus.

„Ich!", brüllte der Barón, schlug mit Wucht auf den Tisch, ließ sein Weinglas zerbersten und den Wein über die Tafel fließen.

„Mein Gott!", schrie María del Carmen. „Schütz mich!"

Ein Donner krachte über der Villa, und eine heftige Böe riss das Fenster hinter Genipperteinga auf. Der Regen drang herein, begleitet von Eulen und Fledermäusen, und spritzte sie nass, ließ die Flammen der Kerzen in den Kronleuchtern erzittern, bis sie erloschen. Die Dienerinnen flohen, und María del Carmen schrie inmitten der Blitze. Vor sich sah sie Arcadias leichenhaftes Gesicht und eine gewaltige Fledermaus von nahezu fünf Metern Spannweite, die unter der Decke kreiste.

María del Carmen raffte ihre Kräfte zusammen und rannte in Richtung ihres Zimmers, die halbkreisförmige Treppe hinauf. Sie stieß die Tür auf und warf sich auf ihren Koffer. Sie blieb mehrere Minuten, fast eine Stunde, reglos liegen, bis sie die kalte Hand des Baróns auf ihrer Schulter spürte. Sie drehte sich um und sah ihn, der ihr ein Glas Sherry reichte.

Sie trank es mechanisch, der Verstand zu verwirrt, um Widerstand zu leisten.

„Was ist los?", fragte sie und richtete sich auf, während ein stechender Schmerz ihre Schläfe durchzuckte.

„Offenbar hat Ihnen unser Sud nicht gut bekommen", sagte Arcadia hinter ihr.

Sie sah, wie der Barón sich in einen Wolf mit Katzenkopf verwandelte und Arcadia in eine Schlange mit Eulengesicht.

Sie schrie – und sank erneut in Ohnmacht.

Sie erwachte zum Tam-Tam afrikanischer Trommeln, inmitten eines Bettes mit Satinlaken.

Der Raum war weiß und voller Licht. Ihre Kleider leuchteten, verschmolzen beinahe mit den Wänden. Barfuß ging sie, bis sie auf Arcadia traf, ebenfalls in Weiß gekleidet. Alles war zu hell, zu sauber, als befände sie sich in einer Wolke oder in einem Raum zwischen Leben und Tod.

„Wer war der Junge, der mit dem Barón stritt?", fragte sie.

„Der Herr und Besitzer Ihres Schicksals", antwortete Arcadia.

„Einer seiner Söhne?"

Arcadia lächelte spöttisch.

„Es war einmal eine Frau namens Agnes, die den mächtigsten Mann ihrer Gegend heiraten wollte", sagte sie.

„Ich werde ihn nicht heiraten!", murmelte María del Carmen. „Ich sterbe lieber!"

„Doch jener Mann war so schüchtern, dass er es nie wagte, um irgendein Mädchen zu werben. Man munkelte sogar, er werde ehelos bleiben. Da verkaufte Agnes ihre Seele dem Teufel in einer satanischen Messe, die ein abtrünniger Bischof zelebrierte. Sie sollte drei Säuglinge opfern, um die Gabe der Metamorphose zu erlangen, das heißt, die Fähigkeit, sich bei Einbruch der Nacht in Tiere zu verwandeln."

Die Geschichte entfaltete sich wie ein bösartiger Albtraum.

María del Carmen hörte zu, gefangen in einer Mischung aus Faszination und Entsetzen, unfähig, wegzusehen, obwohl jedes Wort wie ein Nagel war, der tiefer in ihr Bewusstsein getrieben wurde. Der weiße Raum schien im Rhythmus der Erzählung zu pulsieren, die Wände zogen sich zusammen und dehnten sich aus, als atmeten sie.

„Die Zeremonie fand in den Ruinen einer verlassenen Abtei statt, jenseits der Grenzen des Thüringer Waldes, wo die Bäume so dicht wuchsen, dass selbst am Mittag kaum Sonnenlicht durch ihre verdrehten Kronen drang. Agnes kam allein, in einen karmesinroten Umhang gehüllt, einem kaum sichtbaren Pfad folgend, der sich zwischen moosbedeckten Stämmen und phosphoreszierenden Pilzen hindurchschlängelte. Die Luft war so feucht, dass ihr Atem bei jedem zitternden Ausstoß weiße Wolken bildete."

Der Bischof wartete auf sie am entweihten Altar, seine schwarze Soutane übersät mit Symbolen, die Agnes nicht erkannte, die ihr aber die Augen brennen ließen, wenn sie sie direkt ansah. Hinter ihm brannten drei schwarze Kerzen mit grünen Flammen, die keine Wärme spendeten, sondern eine Kälte, die bis in die Knochen schnitt.

„Du bist gekommen", sagte der Bischof mit einer Stimme, die wie aus einer tiefen Höhle zu kommen schien. „Verstehst du den Preis?"

Agnes nickte, obwohl ihre Kehle so trocken war, dass sie kein Wort hervorbrachte.

„Du wirst nur dann die höllische Gnade erlangen und zur Gesandten des Herrn der Hölle in dieser Welt werden, wenn du drei Geschöpfe opferst, die aus einem Zustand absoluter Reinheit stammen, ungetaufte Säuglinge, deren Mütter sie in Sünde empfangen haben; nur dann wirst du wie eine Fledermaus fliegen, wie ein Wolf gehen, wie eine Schlange durch die Schatten gleiten, eine Leiche sein und dennoch mit den Lebenden kopulieren, Gestalt und Akzent der Nationen annehmen, die du heimsuchst."

Die Stimme des Bischofs hallte in der leeren Abtei wider, vervielfältigt von Echos, die aus allen Richtungen zugleich zu kommen schienen. Agnes spürte, dass sich etwas in den Schatten bewegte, jenseits des Lichtkreises der Kerzen, ein schwarzer Schimmel, der mit feuchtem Zischen atmete und sich wie Leder über den uralten Stein zog.

Zu diesem Zweck suchte sie die Unterwelt ihrer Stadt auf, wo sie mehreren Prostituierten Unterkunft und Obdach gewährte, die sich im Frühstadium einer Schwangerschaft befanden. Sie fand sie dort, wo Verzweifelte immer zu finden sind: in den Gassen hinter den Schenken, auf den Treppen der schäbigsten Bordelle, unter Brücken, wo sie in Lumpen gehüllt schliefen.

Die erste war ein kaum sechzehnjähriges Mädchen namens Greta, deren blaue Augen trotz ihres Gewerbes noch einen Schimmer von Unschuld bewahrten. Agnes nahm sie in ihrem Landhaus auf, einer Holzstruktur am Rand desselben Waldes, in dem sie ihren Pakt besiegelt hatte.

„Du wirst wie meine Tochter sein", flüsterte Agnes, während sie ihr heißen Tee und frisch gebackenes Brot reichte. „Ich werde dich vor grausamen Männern schützen, dir ein Dach geben, und wenn dein Baby geboren ist, werden wir es gemeinsam großziehen."

Greta weinte vor Dankbarkeit, ohne zu wissen, dass jedes freundliche Wort ein Haken war, der sich tiefer in ihr Fleisch grub.

Indem sie egoistische Argumente benutzte – wie unmöglich es sei, dass eine ledige Mutter ihr Kind ernähre, oder wie schwer es sei, ein Leben voller Lust mit Kindern zu vereinbaren –, überzeugte Agnes die Unglücklichen, ihre Kinder im Moment der Geburt oder wenige Tage davor abzutreiben.

Die Manipulation war langsam, methodisch, wie das stetige Tropfen eines Giftes. Sie begann mit scheinbar harmlosen Bemerkungen: „Wie schwer das sein muss, so viel Gewicht zu

tragen", „Ich habe gehört, dass eine Geburt eine junge Frau wie dich töten kann", „Und wenn das Baby missgebildet zur Welt kommt? Ich habe Frauen wie uns gesehen, die Kinder mit Schweineschwänzen geboren haben."

Dann kamen die Geschichten, erzählt am Kamin, während der Regen gegen die Fenster prasselte: Berichte von Dirnen, die mit ihren Babys im Arm verhungert waren, von ausgesetzten Kindern, die zu Bettlern und Verbrechern wurden, von Prostituierten, die wegen ihrer Kinder Schönheit und Lebensunterhalt verloren hatten.

Und schließlich, wenn der Zweifel wie Unkraut in ihren Herzen gewachsen war, bot Agnes die Lösung an: eine Art, die Schwangerschaft nach der Geburt zu beenden, wenn es keinen Rückweg mehr gab, wenn das Baby kurz vor der Welt stand und das Verbrechen fast natürlich wirkte, fast wie die Fortsetzung eines ohnehin gesellschaftlich geächteten Abbruchs.

„Es wird schnell gehen", flüsterte Agnes. „Du musst es nicht einmal sehen. Ich kümmere mich um alles. Du brauchst nur diesen Tee zu trinken und zu schlafen, und wenn du aufwachst, ist alles vorbei. Du kannst zu deinem Leben zurückkehren, deine Figur wiedergewinnen, weiterarbeiten. Niemand wird etwas erfahren."

So führte sie die Geschundenen inmitten der Nacht in eine Kapelle, wo der abtrünnige Bischof ihnen ein Narkotikum verabreichte, das sie, unter Lobpreisungen der Niedertracht, lähmte.

Im flackernden Schatten jener schwarzen Kerzen verdichtete sich die Luft der Kapelle zu einem uralten Murmeln, als erinnerten sich die Ruinen selbst an die verbotenen Geheimnisse alter Grimoires. Das Pentagramm, mit profanem Feuer in den Boden gezeichnet, war kein bloßer Zierrat: Laut der Clavicula Salomonis des 17. Jahrhunderts wurde es in magische Zirkel eingeschrieben, um Dämonen der Hölle zu beschwören und zu bannen, sie zu zwingen, sich zu manifestieren und dem Beschwörer Rede zu stehen – ein geometrisches Siegel, das Elemente und Energien ausbalancierte, um den Schleier zum Abgrund zu öffnen.

Éliphas Lévi hatte es 1854 in seinem „Dogme et Rituel de la Haute Magie" offenbart: Das umgekehrte Pentagramm, mit der Spitze nach unten, symbolisiere die finsteren Kräfte, die beim Umsturz der göttlichen Ordnung dämonische Entitäten anzögen – die Materie, die über den Geist triumphiert, in einem brennenden Chaos, das die Kommunikation mit dem Abgrund ermögliche. Und

in der Goetia, einem Teil des „Lesser Key of Solomon“, benutze man es in Manifestationsdreiecken, um zweiundsiebzig Dämonen zu rufen, eine schützende Brücke zur Hölle, die – pervertiert – das Ur-Böse einlade. Die Symbole auf dem scharlachroten Tuch wanden sich wie lebende Schlangen, das Pentagramm pochte wie ein Herz, bereit, die Realität aufzureißen und den Stimmen des Abgrunds zu erlauben, in einem ewigen Echo zu antworten.

Agnes führte die schwangeren Frauen eine nach der anderen, sie am Arm haltend wie eine liebevolle Mutter, flüsterte ihnen beruhigende Worte zu, während sie sie durch den dunklen Waldweg geleitete. Der Wald schien zuzusehen, die Bäume neigten sich wie stumme Zuschauer, die Blätter flüsterten in einer alten, vergessenen Sprache.

In der Abtei bot der Bischof ihnen einen Becher gewürzten Weins.

„Um die Schmerzen der Geburt zu lindern“, sagte er mit schmeichlerischer Stimme. „Damit das Kind in Frieden zur Welt kommt.“

Das Narkotikum wirkte schnell. Die Frauen spürten, wie ihre Glieder schwer wurden, wie sich ihre Lider schlossen, obwohl sie sie mühsam offen halten wollten. Ihre Körper begannen die letzten Wehen, während sie in eine schreckliche Lähmung sanken.

Die Elenden sahen, wie ihre Kinder geschlachtet wurden, unfähig, ihren Mund zu öffnen, um sie zu schützen.

Greta, ihre erste Beute, lag auf dem Altar, ihr Körper zitterte in den Wehen, die Augen weit geöffnet, Tränen liefen von ihren Schläfen in ihr Haar. Sie konnte alles sehen, alles hören, alles fühlen, aber keinen Muskel bewegen, keinen Laut von sich geben.

Das Baby kam unter stummen Schreien der Mutter zur Welt – ein Mädchen, klein und vollkommen, mit noch pulsierender Nabelschnur. Der Bischof nahm es in seine blutbefleckten Hände und hob es zur Decke der Abtei, wo sich die Schatten wie von einem unsichtbaren Zuschauer in Bewegung setzten.

Agnes beobachtete mit neutralem Gesichtsausdruck, obwohl ihr Herz so heftig schlug, dass sie fürchtete, es könnte zerspringen. Dies war die Probe dafür, dass sie die Freuden dieser Welt den unbekannten jenseitigen vorzog; dies war der Preis ihrer Macht.

Der Bischof legte das Baby in ein steinernes Becken, in dem groteske Gestalten eingemeißelt waren, halb Mensch, halb Tier. Er

zog ein gekrümmtes Messer hervor, so schwarz, dass es das Licht der Kerzen zu verschlingen schien.

Gretas Augen folgten jeder Bewegung. In ihrem Innern schrie, flehte, fluchte, betete sie – doch ihr Körper blieb reglos wie eine Statue. Sie sah, wie das Messer herabsauste, wie das Blut ihrer Tochter in einem karmesinroten Strahl das Becken füllte, sah den Bischof, der das Blut mit einem Kelch auffing und es Agnes darbot.

„Trink“, befahl er. „Und empfange die erste Gabe.“

Agnes nahm den Kelch mit zitternden Händen. Das Blut war noch warm, dampfte in der Kälte der Abtei. Sie schloss die Augen und trank. Es schmeckte nach Kupfer – und nach etwas anderem, Süßem und Schrecklichem zugleich, das in keiner menschlichen Sprache Namen hatte.

Sie spürte, wie etwas in ihr zerriss, als ob eine unsichtbare Membran, die immer zwischen ihr und der Welt bestanden hatte, aufgerissen würde. Ihre Haut begann zu kribbeln, ihre Knochen zu knacken. Und zum ersten Mal fühlte sie den Ruf der Verwandlung.

Der Vorgang wiederholte sich zweimal, mit Margarethe, einer dreißigjährigen Prostituierten, die versucht hatte, ihr Gewerbe aufzugeben, und mit Isolde, einer Bäuerin, die vom Sohn des Grundherrn vergewaltigt worden war. Jede lag gelähmt da, jede sah ihr Kind sterben, jede vergoss Tränen, die niemand trocknete.

Nach jedem Opfer fühlte Agnes ihre Macht wachsen. Nach dem zweiten konnte sie ihre Hände in Klauen verwandeln. Nach dem dritten krümmte und dehnte sich ihr ganzer Körper, ihre Knochen brachen und setzten sich neu zusammen – und als sie die Augen wieder öffnete, sah die Welt anders aus: dunkler, reicher an Gerüchen und Geräuschen.

Sie war eine Fledermaus.

Nachdem sie ihr drittes Kind getötet hatte, schickte Agnes das Dutzend Dirnen, das sie beherbergte, fort und schloss sich in ihrer Hütte ein, wo ihr die Gabe verliehen wurde, andere Gestalten anzunehmen.

Doch die Gabe war mit einem Preis verbunden, den der Bischof nicht ausdrücklich erwähnt hatte. Jede Nacht hörte Agnes das Weinen der drei ermordeten Babys. Es waren keine äußeren Geräusche, sondern innere, als weinten die Kinder in ihrer eigenen Seele. Ihre Gesichter tauchten in ihren Träumen auf, makellos und unschuldig, sie sah sie mit Augen, die sie ohne Worte anklagten.

Und die Mütter. Gott, die Mütter. Greta hatte sich drei Tage nach dem Erwachen aus der Lähmung erhängt. Margarethe hatte sich in den Fluss gestürzt. Isolde war wahnsinnig geworden und irrte auf den Wegen umher, schrie Namen, die niemand verstand.

Doch Agnes hatte auch gelernt, ihre Schuld zu schlachten, sie in raffinierten Lügen von Zweck und Bestimmung zu ersticken, längst überzeugt, dass die Wahrheit nicht existiere, sondern nur eine Konvention der Stärkeren über die Schwächeren sei. Und nun hatte sie ein Ziel: den Sohn des Barons Perinot zu verführen. Und sie hatte jetzt die Macht dazu.

In der folgenden Nacht verwandelte sie sich in einen Nachtvogel, sprich in eine Fledermaus, und schlüpfte durch das Dach, um sich auf dem Bett des Baronsohns niederzulassen.

Der Flug war berauschend. Agnes spürte den Wind unter ihren häutigen Flügeln, die Welt offenbarte sich ihr in Echos und Vibrationen, die ihre menschliche Gestalt nie hätte wahrnehmen können. Sie flog über den Thüringer Wald, über schlafende Felder, über die Mauern des Schlosses Perinot.

Das Schloss war eine mächtige, graue Steinfestung, mit Türmen, die wie anklagende Finger in den Nachthimmel ragten. Agnes glitt zwischen den Zinnen hindurch, unsichtbar in der Dunkelheit, geleitet vom Geruch junger, aristokratischer Blutigkeit.

Sie fand das Gemach Otto Perinots im Ostturm. Der junge Mann schlief unruhig, sein Körper wälzte sich unter Seidenlaken. Er war auf seine Weise schön, mit markanten Zügen und blondem Haar, das selbst im Mondlicht schimmerte. Doch etwas in seinem Gesicht, sogar im Schlaf, verriet Schwäche, einen Willen, der sich beugen und formen ließ.

Agnes ließ sich auf seiner Brust nieder, so leicht, dass Otto nicht erwachte. Zufrieden stellte sie fest, dass sich in seinem intellektuell ausgeleuchteten Zimmer keine Bibeln und keine Kruzifixe befanden. Sie entblößte ihre Zähne, so klein und spitz wie Nadeln, und bohrte sie in das weiche Fleisch seines Halses.

Am nächsten Morgen wachte Otto mit einer Quaddel am Hals auf. Sein Vater brachte ihn zum Arzt, der zu dem Schluss kam, es handele sich um eine seltene Art von Riesenwanze.

Doch es war keine Wanze. Nacht für Nacht kehrte Agnes zurück. Nacht für Nacht trank sie etwas mehr von seinem Blut, injizierte noch ein wenig mehr von ihrem Einfluss in seine Adern.

Das Blut brachte mehr als Nahrung mit sich; es brachte Verlangen, Obsession, eine Verbindung, die mit jedem Biss stärker wurde.

Otto begann von einer Frau übernatürlicher Schönheit zu träumen, einer Frau, die ihn im Traum besuchte und ihm Lust und Macht verhieß. Er begann, sie in den Straßen seiner Stadt zu suchen, in den Gesichtern der Frauen, die an ihm vorbeigingen, ohne zu wissen, dass die Frau seiner Träume jede Nacht mit Lederflügeln und blutigen Zähnen über seinem Bett schwebte.

Seine Dienerschaft reinigte und desinfizierte das Zimmer. Bettwäsche und Bezüge wurden ins Feuer geworfen, ein neues Bett aus Bronze wurde aufgestellt. Die Quaddeln aber kehrten zwei Tage später wieder – und so, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, fast ein Jahr lang.

Man brachte Moskitonetze aus Seide an, verbrannte reinigende Kräuter, versiegelte jede Ritze und Spalte in Wänden und Decke. Doch Agnes fand immer einen Weg hinein. Als Fledermaus konnte sie sich so weit zusammenpressen, dass sie durch ein Schlüsselloch passte. Als Nebel konnte sie durch die Fasern des Holzes sickern. Der Pakt mit dem Dämon hatte ihr mehr Gaben verliehen, als der Bischof erwähnt hatte.

Und unterdessen veränderte sich Otto. Seine zuvor schüchterne, zurückhaltende Persönlichkeit wurde launenhaft, unberechenbar.

Das Opfer begann sich sonderbar zu verhalten. Er geriet wegen Nichtigkeiten außer sich und beschimpfte jene, die ihn umgaben. Er begann Bordelle zu frequentieren und große Mengen Absinth zu trinken.

Was als Reizbarkeit begonnen hatte, wurde zu etwas Dunklerem. Otto wachte mit Blutgeschmack im Mund auf, ohne zu wissen, warum. Er lehnte sein Frühstück aus Eiern und Wurzelwurst ab und gierte nach Speisen, die sich nicht beschaffen ließen, verlangte nach Handlungen, die keine Frau zu stillen vermochte. Die Verwandlung, die Agnes jede Nacht erlebte, sickerte langsam auch in ihn ein. Er wanderte mit fiebrigen Augen durch den Wald, angezogen vom fernen Echo von Geheul, das nicht von gewöhnlichen Wölfen stammte, sondern von etwas Urzeitlichem, das das Pentagramm erweckt hatte. Agnes wusste es: Die Brücke zum Averno, in jenen alten Grimoires wie der Clavicula Salomonis und der Goetia geschmiedet, schloss sich nicht leicht. Der beschworene Dämon gab sich nicht mit einem einzigen Wirt zufrieden; er verbreitete sich wie

eine Seuche, verwandelte Liebe in unstillbaren Hunger, Licht in ewige Nacht.

Eines Tages wachte seine Zofe mit geschwollenem Hals auf, dann sein Kutscher, sein Lakai, die Prostituierten und schließlich sein Arzt.

Otto erinnerte sich nicht, sie gebissen zu haben. Die Episoden ereigneten sich in Zuständen von Entrückung, in Augenblicken, in denen sein Verstand sich ausschaltete und etwas anderes die Kontrolle übernahm. Er erwachte mit Blut unter den Fingernägeln, mit Kupfergeschmack auf der Zunge, mit bruchstückhaften Erinnerungen an Körper, die sich unter ihm wanden.

Die Dienerschaft begann zu raunen. Die Dirnen ließen ihn nicht mehr in die Bordelle. Der Arzt hatte, bevor er sich infizierte, das Wort ausgesprochen, das niemand laut auszusprechen wagte, angesichts des inquisitorischen Eifers, mit dem der Szientismus des 19. Jahrhunderts über alle Intellektuellen und Akademiker wachte: Vampirismus.

Im Dorf machte das Gerücht die Runde, Otto sei der Überträger einer Pest, die er sich in seinen Ferien in Italien zugezogen habe, und nach dem plötzlichen Tod seines Vaters, des Barons, stürmten die Dorfbewohner seine Ländereien mit Fackeln.

Der Mob traf bei Einbruch der Nacht ein, Hunderte von Bauern und Bürgern, bewaffnet mit Sensen, Hacken und Fackeln, die die Nacht in einen falschen, orangefarbenen Morgen verwandelten. Sie schrien Anklagen, forderten Gerechtigkeit, schworen, den Dämon zu läutern, der ihren Herrn befallen hatte.

Otto war allein im Schloss, die Dienerschaft war schon Tage zuvor geflohen. Er hörte die Rufe näherkommen, sah die Flammen in den Fenstern gespiegelt. Zum ersten Mal in einem Jahr fühlte er echte Angst – jene Art Furcht, die den Nebel aus Obsession und Wahnsinn durchschneidet.

Mitten in dem Aufruhr erschien Agnes und versprach, ihn zu retten, wenn er ihr ein Kind zeugen würde.

Sie trat nicht als Frau, sondern als Säule aus dunklem Nebel in Erscheinung, die sich vor ihm verdichtete und allmählich menschliche Gestalt annahm. Ihre Augen leuchteten in einem grünlichen Schein, ihre Haut war bleich wie die eines Leichnams, und als sie lächelte, sah Otto die Zähne, die er all die Nächte in seinem Hals gespürt hatte.

„Ich habe auf dich gewartet“, sagte Agnes mit einer Stimme wie vergifteter Honig. „All dies habe ich für dich vorbereitet. Für uns.“

„Was bist du?“, flüsterte Otto, obwohl ein Teil von ihm die Antwort längst kannte.

„Ich bin die, die dich liebt und auf das Paradies verzichtet. Erkennst du mich nicht wieder – die Frau deiner Träume und deiner Albträume? Ich bin Agnes, Gesandte Satans, und ich habe dich zu meinem Gemahl erwählt.“

„Das Volk wird uns töten“, sagte Otto und deutete auf die Fenster, hinter denen die Fackeln immer näher rückten.

„Nicht, wenn du mein Angebot annimmst. Schenk mir ein Kind, Otto. Gib mir einen Erben, und ich werde diesen Mob zerstreuen wie Blätter im Wind. Ich gebe dir Macht genug, damit du nie mehr einen Menschen fürchten musst. Ich schenke dir die Ewigkeit.“

Otto blickte zu den Fackeln, dann zu Agnes, und eine Stimme in seinem Innern, die er sofort als die seines Schutzengels erkannte, sagte zu ihm: „Willst du dein ewiges Leben in Welten, die noch kein Auge gesehen hat, für die Anhänglichkeit an diese Welt der Intrigen und Grausamkeiten opfern?“

„Ja!“, schrie er als Antwort, Sklave der Genüsse, die ihm die Schenkel jener Frau verhießen.

Augenblicklich fuhr ein Blitz vom Himmel herab und verbrannte eine Gruppe Vandalen, die mit Fackeln vorrückten. Die Menge wich zurück und bekreuzigte sich, als ein zweiter Blitz, die Türme des Schlosses geschickt umgehend, auf einen Vater und seine drei Kinder niederging. Sie hatten keine Zeit zur Reaktion: Ein plötzlicher Sturm, fast von fester Dichte, brach über sie herein. Die Aufrührer spürten, dass nicht Tropfen auf sie niederprasselten, sondern wahre Wellen.

Der Sturm kam nicht aus den Wolken, sondern aus der Erde selbst. Der Boden erzitterte, die Steine des Schlosses vibrierten, ein eisiger Wind fuhr aus dem Zentrum des Hofes auf, als hätte sich dort ein Tor zur Hölle geöffnet. Die Flammen der Fackeln erloschen nicht nur, sie kehrten sich um und verbrannten die Hände derer, die sie hielten.

Die Bauern schrien und flohen, trampelten sich gegenseitig nieder. Einige stürzten und erhoben sich nicht mehr. Andere rannten, bis ihre Herzen zerrissen. Der Mob, der wie ein rächendes Heer gekommen war, zerstreute sich wie verängstigte Ratten, während

immer neue, unerklärliche Blitze in ihre Reihen fuhren und diejenigen, die noch vor einem Augenblick glühende Glaubenskämpfer gewesen waren, zu Häufchen Asche reduzierten.

Als der Sturm nachließ, war niemand mehr auf dem Platz. Alle hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, aus denen sie – aus Gründen, die ich noch erklären werde – in den nächsten fünf Jahren nur verstohlen hervortreten sollten.

Und im Schloss nahm Agnes Otto bei der Hand und führte ihn in die Brautkammer.

Zwei Tage später zeigten die Villaner Quaddeln am Hals und über den Körpern. Der Minister der neugegründeten deutschen Republik stellte jenes elsässische Dorf unter Quarantäne, kurz nachdem der Barón nach Berlin geflohen war. Agnes hatte ihn, am Vorabend der Belagerung, durch geheime Gänge geführt und ihm abgerungen, nie kirchlich zu heiraten, bei Strafe sofortiger Feuertaufe. Erst nach diesem Schwur vollzog Agnes den Beischlaf mit dem Barón und gebar die Kreatur, die ihn seither begleitet.

„Genipperteinga!“, stöhnte María del Carmen. „Perinot ist der Vater Genipperteingas!“

„Sie werden sagen, er sei sein Sohn, doch dem ist nicht so. Wer seine Seele dem Teufel verkauft, stirbt in diesem Augenblick und wird zu einem wandelnden Leichnam. Otto hat mit einer Toten kopuliert, und sein Erzeugnis ist nichts als die Verkörperung eines unreinen Geistes. Dieser Junge, wenn ich ihn so nennen darf, ist es, der dieses Herrenhaus und die Taten und Entscheidungen Genipperteingas regiert.“

„Eine inkarnierte Dämonengestalt?“

„Es gibt mehr von ihnen unter uns“, nickte Arcadia, „als Sie sich vorstellen.“

„Sind Sie …?“, setzte María del Carmen an, während ihr erstmals, von einem Schauder begleitet, der ihr die Haare zu Berge stehen ließ, der Gedanke kam, Arcadia könnte nicht Arcadia sein, sondern die unheilvolle Agnes.

„Sein schrecklichstes Opfer“, seufzte Arcadia, „war jenes, das ihr unheilvollster Ahnherr schon vollbracht hatte: das Herz dessen, den er in dieser Welt am meisten liebte, lebendig und noch schlagend zu verschlingen.“

„Das seiner Geliebten!“

„Nein. Sie, die Geliebte, begehrte er nur; während die väterliche Liebe, jener mitleidige Rest der Schöpfung, seine größte Opfergabe sein sollte. Der Barón opferte den Säugling, der ihn jetzt Tag und Nacht bewacht.“

„Und“, sagte María del Carmen und spürte, wie ihr die Beine wegknickten, „haben Sie ihn auch getötet?“

Arcadia lachte schallend, eingehüllt in Spinnweben, die sie umschlossen, bis sie sich in einen milchigen Beutel verwandelten, Leckerbissen für die Larven, die bereits aus dem Nichts herankrochen. Doch in einem Wutanfall, während sie mit acht Armen, die aus ihrem Brustkorb wuchsen, mit schwindelerregender Geschwindigkeit webte, verwandelten sich jene Fäden in einen weißlichen Sarkophag mit nur angedeutetem Gesicht, während riesige Spinnen aus den Schatten auftauchten, angezogen von jenem pulsierenden Kokon. Von innen waren dumpfe Schläge zu hören, als versuche etwas Lebendiges hinauszugelangen.

Da wachte María del Carmen auf, schweißgebadet, mit einem erstickten Schrei, der ihr in der Kehle steckenblieb. Sie richtete sich im Bett auf, schwankend, mit flauem Magen und einem Schwindelgefühl, das ihr die Sicht trübte. In ihrem Kopf hämmerte ein stechender Schmerz, als hätte man ihr einen Eiszapfen hinter die Augen getrieben. Sie hielt sich die Hand vor den Mund, als müsste sie erbrechen, brachte es aber nur fertig, bittere Spucke hinunterzuschlucken.

Aus dem unteren Stockwerk drangen plötzlich gellende Schreie herauf: hohe Kreischer, Weinen, ein kollektives Gemurmel von Seelen, die von etwas mitgeschleift wurden, das sie nicht verstand. Der Klang fuhr ihr wie eine Klinge die Wirbelsäule hinunter. Tastend stand sie auf, warf sich hastig den Baumwollmorgenmantel über und rannte zur Tür. Sie drehte den Knauf. Nichts. Sie versuchte es noch einmal, mit mehr Kraft. Das Holz ächzte, aber das Schloss gab nicht nach. Die Tür war von außen verriegelt.

Panik stieg ihr heiß in die Brust. Ihre Beine fühlten sich wie Watte an, ihre Finger waren taub. Einige Sekunden lang konnte sie nichts anderes tun, als die Stirn gegen die Tür zu lehnen, stoßweise zu atmen und gegen den Impuls anzukämpfen, sich in einer Ecke zusammenzukauern und zu weinen.

Dann erinnerte sie sich an das Metallkästchen.

Sie kniete sich vor ihr Gepäck, zwang ihre Finger, trotz des Zitterns zu gehorchen. Sie suchte das Geheimfach, öffnete es und holte die kleine Schachtel hervor, die leise klirrte. Mit ihrem persönlichen Schlüssel öffnete sie sie. Drinnen gaben ihr das kalte Metall des Revolvers und die raue Oberfläche des Holzpflocks einen Anflug von Klarheit zurück. Sie schloss einen Moment die Augen, murmelte ein hastiges, durcheinandergeratenes Gebet und nahm beide Dinge an sich. Dann sprang sie auf und warf sich gegen die Tür. Der erste Anprall entlockte dem Holz ein Stöhnen; der zweite ein tiefes Krachen. Beim dritten flog das Blatt in Stücken auseinander, und Splitter kratzten ihr Arme und Wangen auf.

Der Flur lag fast im Dunkeln, nur umrissen vom gelblichen Licht einer Gaslampe, die an der Wand knisterte. Die Luft roch nach altem Staub und geschmolzenem Wachs. María del Carmen ging vorwärts, mit rasendem Herzen, trockenem Mund und einer stetigen Übelkeit, die aus dem Magen hochstieg. Jeder Schatten kam ihr wie ein ausgestreckter Arm vor, jedes Knarren wie ein Schritt hinter ihr.

Sie stieg die Treppe hinunter, den Revolver in der einen, den Pflock in der anderen Hand. Sie durchquerte Salon und Speisezimmer und war überrascht über die penible Ordnung der gefalteten Tischdecken und aufgereihten Geschirre, als ginge in der Welt nichts vor. Diese Normalität war schlimmer als jedes Chaos: Sie ließ sie sich wie eine Eindringling in einem Haus fühlen, das für ein Ritual hergerichtet war.

Sie öffnete die Haustür.

Die Esplanade lag verlassen im milchigen Licht des abnehmenden Mondes. Die Luft war kalt, feucht, erfüllt von einem pflanzlichen Geruch, und doch schienen die Schreie verstummt zu sein, ersetzt durch ein ferneres Geräusch: eine hohl, rhythmisch schlagende Trommel, wie ein Herz des Berges, das aus dem Takt schlug. Das Dröhnen der Trommeln war kaum wahrnehmbar, aber beharrlich, als rufe es ihren Namen.

Sie folgte ihm über einen steinigen Pfad, der sich bergauf ins Innere schlängelte. Die Steine rutschten unter ihren Sandalen fort, Wurzeln ließen sie stolpern, und mehrmals fiel sie auf die Knie und riss sich die Handflächen auf. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu, doch etwas Stärkeres – eine Mischung aus Empörung, störrischem Glauben und der Erinnerung an jene, die der Gnade des Barons ausgeliefert waren – zwang sie weiterzugehen.

Nach einigen Minuten erkannte sie eine dunkle Masse, die sich gegen den Berg abhob: den Betonklotz des Manicomio de Genipperteinga, der durch eine dichte Mauer aus riesigen Akazien und Gestrüpp vor der Zivilisation verborgen lag. Er wirkte nicht wie ein Krankenhaus, sondern wie eine Kriegsfestung: ohne sichtbare Fenster, mit wenigen Öffnungen und Winkeln, die zu entworfen schienen, um Blicke abzuwehren.

Sie umrundete den Block, mit galoppierendem Herzen, bis sie eine Rampe fand, die sich in die Erde senkte. Der Gestank, der von dort aufstieg, war so intensiv, dass sie beinahe erbrach: eine Mischung aus Exkrementen, geronnenem Blut, ranzigem Schweiß und schlecht verdünntem Chlor. Sie hielt sich das Taschentuch vor die Nase und begann den Abstieg, mit dem Gefühl, mit jedem Schritt weiter aus der Welt der Lebenden hinauszutreten.

Nachdem sie dann in einem schrägen Gang etwa zweihundert Meter aufwärts gegangen war, beleuchtete das Licht ihrer Fackel auf einmal ein ausgemergeltes Gesicht. María del Carmen stieß einen erstickten Schrei aus und wich, nahe am Ohnmacht, einen Schritt zurück. Der Anblick drehte ihr den Magen um; sie musste sich an der Wand abstützen, um nicht zusammenzubrechen.

Es war ein skelettierter Mann mit spärlichem, am Schädel klebendem Haar, der auf einer verdreckten Fiquematte lag. Ratten und Kakerlaken fraßen gemächlich an seinen eigenen Fäkalien, die sich in Haufen um den Körper angesammelt hatten.

„Werden Sie mich hier herausholen?“, sagte das Wesen mit den schlaffen Wangen und versuchte, eine Hand zu heben, die wie ein Blatt zitterte. „Es war unsere Großmutter… die uns hierher geschickt hat…“

Die Stimme erstarb, und der Mann sank kraftlos zusammen. María del Carmen wurde übel; sie spürte, wie die Galle ihr in der Kehle aufstieg, beugte sich vor und erbrach sich an die Wand, bemüht, den Mann nicht noch einmal anzusehen.

Irgendwo in der Nähe erhob sich eine andere Stimme, weiblich, bis ins Unmenschliche verschlissen.

„Ich heiße Liliana“, sagte sie. „Ich verbüße eine ewige Strafe, weil ich Tomaten gekauft habe.“

Die Worte waren absurd, doch ihr Tonfall hatte nichts Komisches. Hunderte von Stimmen brachen in Klagen, Protesten

und abgehackten Gebeten aus. Der Klang war so dicht, dass er wie ein menschlicher Schwarm wirkte.

María del Carmen hob die Fackel zitternd und sah schließlich die gesamte Struktur: ein in den Fels gegrabener Bienenstock, dreihundertvierundsechzig Zimmer, die in kreisförmigen Ebenen auf- und abstiegen, verbunden durch schmale Gänge. In jeder Zelle teilten vierundzwanzig Körper den Raum eines Stalls, zusammengepfercht auf verdreckten Matten. Der Horror hörte auf, ein Begriff zu sein, und wurde zu reiner Arithmetik.

Sie spürte, wie ihr die Knie weich wurden. Für einen Moment überwältigte sie fast der Drang, davon zu laufen. Doch der Chor der Klagen zwang sie, sich auf den Beinen zu halten.

Sie ging über die erste Ebene, die Füße schleifend, und erkannte hinter einem verrosteten Gitter vier abgemagerte, zerlumpte Indigene, die zusammengekauert um einen Haufen Abfälle fraßen, in Gesellschaft zweier riesiger Schweine. Der Gestank nach ranzigem Fett und faulendem Fleisch war so stark, dass das Taschentuch nicht mehr half. María del Carmen stolperte, dachte, dass die Schweine ihre Mitgefangenen am Ende auffressen würden, und musste sich an der Wand abstützen, um wieder Luft zu bekommen.

In der benachbarten Zelle wechselte das Bild den Ton, nicht aber den Schrecken: Sie erkannte Gesichter, die sie einst aus der Ferne bei Teegesellschaften oder in Gesellschaftsspalten Bucaramangas gesehen hatte. Erben und Erbinnen großer santandereanischer Vermögen – Namen, die nach Haciendas, Minen und Handel klangen – hatten ihre Körper in Schatten verwandelt, die in einer Ecke zitterten.

Ein junger Mann mit ehrwürdigem Nachnamen, einst Besitzer von Kaffeeplantagen und Trapiches, wimmerte mit glasigen Augen. Eine Dame, die bei Bällen Perlenketten getragen hatte, schleifte jetzt ihre Lumpen über den schmutzigen Boden, als suche sie noch immer einen verloren geglaubten Fächer.

„Der Baron… hat uns alles genommen“, flüsterte eine alte Frau mit vornehmen Zügen, deren Schädel von einer kreisförmigen Narbe gezeichnet war. „Wir haben Papiere unterschrieben, die wir nicht verstanden. Arcadia versicherte uns, es sei zu unserem Wohl, zur Verwaltung unserer Einkünfte. Und am nächsten Tag… erklärte uns der Doktor für verrückt. Und hierher brachte man uns.“

María del Carmen verspürte einen eisigen Schauder. Ihre Hände wurden feucht vor kaltem Schweiß, und einen Moment lang musste sie den Blick abwenden, um nicht in Tränen auszubrechen. Sie begriff, dass diese Ebene die betrogenen Erben beherbergte: die großen Vermögen Santanders, zu nutzloser Fleischmasse geworden, während der Baron und Arcadia die Güter im Glanz der Wohltätigkeit verwalteten.

Sie ging weiter, fast die Füße hinter sich herziehend, während die Stimmen hinter ihr zu einem unablässigen Gemurmel verschmolzen. Mit jedem Schritt hatte sie das Gefühl, einen tieferen Kreis der Hölle zu betreten.

Auf der zweiten Ebene waren die Gesichter andere, doch das Entsetzen blieb dasselbe. Dort erkannte sie, dass sie vor jenen Führern stand, die gewagt hatten, zu laut zu reden. Sie sah Journalisten mit von Tinte und Folter deformierten Händen, Priester in abgetragenen Soutanen, Politiker mit Resten schmutziger Krawatten, die noch um ihre Hälse geknotet waren.

„Man erklärte uns für geisteskrank“, sagte ein grau bärtiger Mann, der sich an die Gitter klammerte. „Die Unterschrift von Doktor von Hummel und ein Richterbeschluss genügten. Diagnose: ‚Verfolgungswahn politischer Art‘. Behandlung: Isolierung. Niemand hat je wieder nach uns gefragt.“

María del Carmen spürte eine Beklemmung in der Brust. Die Wände schienen auf sie zuzuwachsen. Ihr Atem wurde kurz und keuchend. Schweiß brach ihr kalt aus, und sie musste einen Moment innehalten, die Stirn gegen den Fels pressen. Sie schloss die Augen und flüsterte ein hastiges Vaterunser, bevor sie sich zwang, weiterzugehen.

Auf der dritten Ebene nahm die Angst Gestalt in einer gefährlichen Gewissheit an. Dort waren die Mitglieder der Culebra Pico de Oro. Sie erkannte sie nicht nur an den Tätowierungen – goldenen Schlangen auf nun schlaffen Armen –, sondern an der Art, wie einige sie ansahen: mit einer Mischung aus Trotz, Scham und gebrochener Klarheit.

„Man hat uns eingesperrt, weil wir Teutonen getötet haben“, murmelte einer mit zerrissenem Lächeln. „Oder weil man uns dessen verdächtigte. Der Baron konnte uns nicht öffentlich hinrichten, ohne Rache im Untergrund zu entfesseln. Aber frei lassen konnte er uns

auch nicht. Also sind wir seine Gespenster: lebende Tote nach Belieben."

Ein trockener Würgereiz zwang sie erneut zum Stillstand. Sie begann zu spüren, dass sich die Luft der Anstalt an ihre Lungen heftete, dass jeder Atemzug eine Konzession des Barons war.

Da erreichte sie den tiefsten Raum.

In einer abseits gelegenen Zelle, die nur von einer in die Wand gesteckten Kerze spärlich erhellt wurde, erkannte sie zunächst vier Frauen, die auf dem Boden saßen, reglos, mit auf den Leeren gerichteten Blicken. Sie hob die Fackel, und der Schein gab ihre Gesichter frei: Alle trugen die Züge Doña Arcadias, mit kleinen Unterschieden in Alter und Körperfülle. Es waren ihre Cousinen und Schwestern, jene, die – erinnerte sie sich – es gewagt hatten, sie irgendwann zu kritisieren: die einen wegen ihrer Fülle, die anderen wegen ihrer Liebhaber, wieder andere wegen ihrer Geschäfte.

María del Carmen öffnete den Mund, doch kein Wort kam heraus. Ihr Herz schlug ihr bis in die Ohren.

Sie hob die Fackel noch ein wenig höher. Da sah sie ihn.

Ganz hinten, an der Wand, mit alten Nägeln festgenagelt und von einem groben Kreuz gehalten, erhob sich der mumifizierte Körper einer Frau mit leerem Blick, in einer Maske des Entsetzens erstarrt. Ein Pflock ragte aus ihrer Brust und durchbohrte das verblichene Korsett. Das scharf geschnittene Gesicht, die hohen Wangenknochen, der tiefliegende Blick, die gerade Nase ließen keinen Zweifel: Es war Arcadia in einem anderen Alter, in einer anderen Zeit. Oder besser gesagt: Es war Arcadias Mutter.

María del Carmen brachen die Knie weg, und sie sank zu Boden, die Fackel zitternd in der Hand. Für einen Augenblick schrumpfte die Welt auf das versteinerte Gesicht jener Frau, auf den Pflock, der sie an die Wand nagelte, und auf eine ferne Erinnerung: eine Familiengeschichte über eine deutsche Dame, die mit großen Idealen nach Santander gekommen war, sich gegen die Grausamkeiten in den Minen und gegen dunkle Geschäfte gestellt hatte… und spurlos verschwunden war.

„Sie hieß Gertrud von Hohenberg", flüsterte eine der Cousinen, ohne den Kopf zu drehen. „Mutter von Arcadia. Sie kam aus Deutschland. Sie hatte es gewagt, ihr zu sagen, ihre Geschäfte mit dem Baron seien ein Gräuel. Sie schrie so viel, protestierte so sehr, dass man sie wegen ‚Hysterie' und ‚moralischem Wahn' hierher

brachte. Man schnitt ihr im Gehirn herum, damit sie aufhörte zu schreien. Sie sprach nie wieder. Arcadia selbst verlangte, dass man ihr einen Pflock ins Herz trieb, als sie anfing, nachts aufzustehen und durch die Gänge zu gehen. Sie sagte, ihre Mutter verfolge sie."

María del Carmen spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Eine heiße Träne lief ihr über die Wange, und sie war überrascht, Mitleid mit der Frau zu empfinden, die ihre Feindin geboren hatte. Einen Moment lang stellte sie sich Gertrud vor, wie sie aus fernen Ländern mit Gerechtigkeitsidealen gekommen war und am Ende an jener Wand endete, weil sie sich ihrer eigenen Tochter widersetzt hatte.

„So bestraft man hier jeden, der sich in den Weg stellt", fuhr die Frau fort. „Hier ist sogar Mutterliebe ein Verbrechen."

María del Carmen faltete die Hände, unfähig, ein vollständiges Gebet zu formen. Sie konnte nur den Namen eines Heiligen murmeln, den sie seit ihrer Kindheit bewundert hatte: San Martín de Porres, der demütige Mulatte mit dem Besen, der Tiere und Bettler heilte, der nie etwas besessen und doch alles gegeben hatte. Sie bat ihn in Stille, sie in diesem Labyrinth der Ungerechtigkeit nicht im Stich zu lassen.

Entsetzt setzte sie ihren Weg fort. Die Mathematik der Hölle zeigte sich ihr mit brutaler Klarheit: dreihundertvierundsechzig Zimmer mal vierundzwanzig Seelen waren fast neuntausend lebendig Begrabene. Neuntausend ausgerissene Lebensgeschichten, um die Maschine des Barons zu speisen.

„Warum töten sie sie nicht einfach?", entfuhr es ihr heiser, während sie weiterging.

Eine alte Frau mit noch klarem Blick antwortete aus den Schatten hinter den Gittern, mit einem Hauch von Stimme:

„Weil der Baron so den Zorn des Himmels vermeidet und unsere Vermögen zu seinen Gunsten kontrolliert. Sehen Sie es denn nicht? Draußen glauben alle, er sei ein großer Wohltäter. Er spendet Geld an Krankenhäuser, Heime, Schulen. ‚Das Manicomio de Genipperteinga', sagen sie, ‚wo der gütige Baron sich um die Unglücklichen kümmert'. Die Familien erhalten Berichte, in denen von ‚humanen Behandlungen' die Rede ist. Inzwischen unterschreibt er für uns, kassiert die Renten, verkauft die Haciendas. Er tötet, ohne zu töten. Er raubt, ohne zu rauben. Und die Stadt applaudiert ihm."

María del Carmen spürte eine andere Kälte, tiefer als die der Luft, in ihrer Brust. Eine Kälte aus reiner Empörung.

Sie rannte, fast ohne es zu merken, durch immer engere, krummere Gänge, die von körperlichen und geistigen Deformitäten bevölkert waren, die sie nur aus dem Augenwinkel wahrnahm: Körper mit verkümmerten Gliedern, ausdruckslose Gesichter, Münder, die zu stummen Schreien geöffnet waren. Schließlich wurde das Trommelgeräusch deutlicher und von Gelächter und Gemurmel begleitet.

Sie erreichte einen Saal mit gekrümmter Wand. Der Boden vibrierte leicht unter ihren Füßen. Ein schneckenförmiger Gang stieg von dort auf, und durch seine obere Öffnung sickerte ein intensives rotes Licht. Ihr Herz schlug so heftig, als wolle es für sich allein fliehen.

Stufe um Stufe stieg sie hinauf, mit trockener Kehle, bis sie eine schmale Luke erreichte. Sie klammerte sich an den steinernen Rand und spähte mit einem Auge hinein.

Im Schein dutzender Totenkerzen tanzten sechs Männer und sechs Frauen verschiedenen Alters völlig nackt, bedeckt von Flecken aus Wein, Schweiß und Blut. Das Kind, das sie Stunden zuvor im Haus des Barons gesehen hatte, war jetzt ein runzliger Zwerggreis, der unkontrolliert heulte wie ein tollwütiges Tier. Sein Körper schien bei jeder Drehung des Tanzes das Alter zu wechseln.

Clara und Dafne schenkten Wein aus großen Fässern aus, gossen ihn in Holz- oder Metallbecher, die ihnen zitternde Hände entgegenstreckten. In der Mitte erhob sich ein Altar mit einem schwarzen, umgekehrten Kreuz. Darauf stand der Baron Genipperteinga, gehüllt in eine rote Tunika, auf deren Rücken eine riesige Spinne gestickt war – mit Beinen, die so lang waren, dass sie über seine Schultern kletterten und sich bis zur Taille erstreckten – und schwang einen Dolch über der nackten Brust von Marisol.

Marisol, in holländische Laken gehüllt, die ihre Formen kaum verbargen, wand sich wollüstig. María del Carmen wusste an dem glasigen Glanz ihrer Augen und der Schlaffheit ihrer Glieder, dass sie unter dem Einfluss irgendeines Tranks stand, ähnlich dem, der sie selbst in Delirien und Visionen gestürzt hatte.

Was folgte, war ein Hexensabbat des Fleisches. Marisol wurde von den anwesenden Männern besessen, vom Baron bis zu dem höllischen Zwerg, über Eutimio und Alirio. Fern davon, Opfer zu

wirken, bewegte sich die Dirne, als führe sie das Ritual an, lenkte den einen, wies einen anderen ab, gab mit ihren Stöhnen den Rhythmus vor. María del Carmen fühlte eine Mischung aus Ekel und Mitleid: In jener Ekstase erkannte sie etwas Aufgezwungenes, einen fremden Willen, der durch die junge Frau handelte.

„Diese Jungfräulichkeit ist nicht länger heilig!“, brüllte der Baron mit höhlenhafter Stimme, begleitet vom Gelächter des Chors.

Als der Besitzungstanz erlahmte, hob der Baron erneut den Dolch. Erwartungsvolle Stille setzte ein. Die Klinge sank mit chirurgischer Präzision herab und drang in das Herz der Unglücklichen. Marisol schrie nicht einmal. Sie öffnete nur die Augen ein wenig weiter, als sähe sie etwas, das niemand sonst sehen konnte.

María del Carmen presste sich beide Hände vor den Mund, um einen Aufschrei zu unterdrücken. Sie schmeckte Metall auf der Zunge, und für einen Moment verschwamm ihr der Blick.

Das noch schlagende Herz wurde vom Baron herausgerissen, als Opfergabe in die Höhe gehalten und dann in zwölf Stücke geteilt. Mit feierlicher Geste verteilte er sie an die Anwesenden, die die Stücke unter Gelächter und Applaus entgegennahmen und sich mit blasphemischer Hingabe in den Mund steckten. Währenddessen schien Marisols Gesicht, reglos auf dem Altar, sie direkt anzusehen, durch die kleine Öffnung hindurch, in einer ambivalenten Grimasse aus Lust, Angst und Erlösung.

Etwas zerbrach in María del Carmen.

Ohne nachzudenken, richtete sie den Revolver durch das Glas und schoss ein-, zwei-, drei-, viermal auf diejenigen, die sie für Verehrer des Moloch hielt. Der Knall der Schüsse hallte durch die Korridore der Anstalt und mischte sich mit Schreien der Überraschung. Einige Körper stürzten, andere duckten sich, ein Kelch zerbarst.

Der Baron lief keineswegs davon; langsam lächelnd, zeigte er mit offener Hand auf sie. Der Zwerg stieß einen schrillen Schrei aus und sprang, einer Ziege gleich, an den Wänden des Raums empor, klammerte sich mit unmöglicher Kraft an den Stein, bis er im Gewölbe verschwand, wo sich sein Körper zusammenzog und durch ein kleines Fenster wie ein gefräßiger Kobold hinausschlüpfte.

Dafne und Wilhelm lagen reglos auf dem Boden, die Köpfe dem Loch zugeneigt, von dem aus María del Carmen geschossen hatte,

während Arcadia vor Lust stöhnte, ihre blutverschmierten Eingeweide betastete, erregt vom Chaos.

Plötzlich richtete sich Arcadia in der Mitte des Saals auf. Ihre Augen wurden vollkommen schwarz, ohne Pupille und Iris, wie Tintenbrunnen. Ihr Körper begann zu knacken, Knochen auf Knochen. Aus der Seite ihres Brustkorbs, aus der Haut selbst, sprossen acht dünne, sehnige Arme, die sich wie Insektenbeine ausstreckten. Ihre Wirbelsäule bog sich bis an die Grenze des Menschlichen, und auf ihrem Rücken wuchs eine runde, glänzende Ausbuchtung, wie ein Spinnenleib, in dessen gespannter Haut man, unter der durchscheinenden Oberfläche, winzige menschliche Gesichter zu erkennen glaubte, die zu schreien versuchten.

Dann schleuderte sie einen Faden aus Seide aus dem Mund.

Mit schwindelerregender Geschwindigkeit begannen jene acht Arme, dichte Spinnweben in Richtung der Öffnung zu schießen, durch die Glassplitter zu fahren und sich mit unheimlicher Präzision an María del Carmens Körper zu heften. In wenigen Sekunden war die junge Frau in einen milchigen, klebrigen Kokon gehüllt, der sich eng an ihre Haut presste und ihre Form auslöschte. Der stechende Geruch der frisch abgesonderten Seide drang ihr in die Nase und löste neuen Würgereiz aus. Sie konnte kaum atmen.

Aus den Schatten des Saales traten riesige Spinnen hervor, so groß wie Hunde, die ruhig näherkamen, als wären sie Gäste auf einem Bankett. Ihre Kieferzangen tropften von einer grünlichen Flüssigkeit.

Im Seidensarkophag spürte María del Carmen, wie die Panik ihre Willenskraft zu zersetzen drohte. Ihr Atem wurde zu kurzem, verzweifeltem Keuchen. Sie bemerkte, dass ihr wegen Luftmangel schwindlig wurde. Sie schloss die Augen. Sie hatte keine Kugeln. Keine Kraft. Nichts außer der Gewissheit, dass sie gefressen werden würde.

Da erinnerte sie sich in der klebrigen Dunkelheit an San Martín de Porres.

Sie dachte nicht an eine Predigt oder ein feierliches Gemälde, sondern an ein billiges Bildchen, das als Kind über ihrem Bett gehangen hatte: ein schmaler Mulatte im abgetragenen Habit, ein Besen in der Hand, ein Hund, eine Katze und mehrere Mäuse, die zu seinen Füßen aus demselben Napf fraßen. Sie erinnerte sich an die Geschichte, wie er die Kreuzgänge fegte, sich um Kranke kümmerte,

die niemand anfassen wollte, und wie er im Stillen, ohne Lärm, Wunder vollbrachte.

„San Martín…“, flüsterte sie mit fast gelähmten Lippen. „Verlassen Sie mich jetzt nicht… Sie, der sogar die verachtetsten Tiere aufhob… lassen Sie mich nicht im Maul dieser Bestien…“

Während sich die Seide um ihre Brust enger zog, spürte sie, entgegen jeder Logik, eine andere Wärme im Innern des Kokons: als lockerten sich die Fäden, die sie erdrosselten, einen Hauch. In ihrem Geist sah sie für einen Augenblick die Gestalt des Heiligen, wie er den Besen an die Zellwand lehnte, ohne Furcht an den Kokon herantrat und die Fäden mit bloßen Händen löste, als wären sie Staub.

Die Vision dauerte nur einen Wimpernschlag, doch sie genügte.

Ein Impuls von Kraft, von dem sie nicht wusste, ob er aus ihren Muskeln oder von höher her kam, durchfuhr ihren Körper. Sie stieß ein zerbrochenes Stoßgebet aus, stemmte sich mit Knien, Ellbogen, Stirn, mit dem Herzen gegen die Hülle und spürte, wie einer der Fäden riss. Dann ein zweiter. Dann ein dritter. Der Kokon gab an einer Stelle nach und ließ einen Schwall kalter Luft ein, der ihr die Lungen brennen ließ.

Mit verzweifelter Wut riss sie die Seide auf wie ein gefangenes Tier. Sie stürzte rücklings auf den Stein, bedeckt mit klebrigen Resten, keuchend, hustend, mit vom Tränen- und Schweißschleier getrübtem Blick. Ihr Körper fühlte sich wie betäubt, und doch durchströmte eine neue, fremde Energie ihre Muskeln.

Sie kam kniend hoch, wankend. Die Riesenspinnen hielten einen Moment inne, verblüfft, als könnten sie nicht begreifen, dass die Beute dem Kokon entkommen war. Das ferne Trommeln schien den Rhythmus gewechselt zu haben.

María del Carmen erhob sich halb und rannte den Gang entlang, die Pistole noch in der Hand, obwohl leer. Ihr Herz schlug so heftig, dass sie den Weg kaum erkannte. Sie bog um eine Ecke, rutschte aus, stützte sich an der Wand ab, lief weiter. Hinter ihr meinte sie das Scharren vielfacher Beine auf Stein zu hören, das Rascheln kleiner und großer Körper, die sie verfolgten.

Plötzlich stand sie, als sie abbog, vor dem Gesicht des Zwergkindes.

Er stand mitten im Korridor und lächelte grausam. Seine riesigen Augen leuchteten in gelblichem Glanz. Seine Haut schien sich in Wellen zu dehnen und wieder zusammenzuziehen, als gäbe es

darunter keine Knochen, sondern etwas Zähflüssiges. Sein Geschlechtsteil, grotesk überdimensioniert, baumelte zwischen seinen winzigen Beinen.

Ohne nachzudenken, richtete sie die Waffe auf das Gesicht der Kreatur und drückte reflexartig ab. Es gab keine Kugeln. Nur ein trockenes Klicken. Der Zwerg lachte mit einem schrillen Kreischen. Sie erinnerte sich, dass sie noch eine Kugel hatte – die letzte, die sie ohne zu wissen warum aufgespart hatte – und schmeckte die Angst, während sie in Sekundenbruchteilen die Trommel prüfte, die einzige geladene Kammer fand und den Zylinder mit zitternden Fingern drehte.

Der Zwerg machte gerade einen Schritt auf sie zu, als sie schoss, aus nächster Nähe, direkt auf die Stirn. Das Projektil durchschlug sein Gesicht mit einem feuchten Geräusch… und trat hinten wieder aus, um sich in der Wand zu verfangen. Die Kreatur blinzelte überrascht und legte dann den Kopf in schallendes Gelächter zurück. Die Wunde schloss sich augenblicklich, ohne einen Tropfen Blut.

María del Carmen spürte, wie ihr Herz kalt wurde. Die Waffe war jetzt wirklich nutzlos.

Der Zwerg sprang auf sie zu, sein erigiertes Glied zur Schau stellend, während aus den Schatten Wölfe mit dunklem Fell und riesige Fledermäuse hervorbrachen. Die Luft füllte sich mit Flügelschlägen und Knurren.

María del Carmen, ohne weitere menschliche Mittel, krallte den Pflock so fest in den Händen, dass sich Splitter in ihre Haut bohrten. Sie hob den Blick zur schwarzen Decke und murmelte mit zerbrochener Stimme:

„San Martín, verlassen Sie mich jetzt nicht…“

Und indem sie sich dem Himmel anbefahl, schwang sie den Pflock in die Luft, ohne Furcht, ihre Seele aus Liebe zur Welt zu verlieren.

12. Das Ultimatum Preußens

Galeano hatte seit dem Pakt in den Höhlen des Chicamocha verstanden, dass Macaregua keine Reden von ihm verlangte, sondern Beweise. Wollte er, dass der alte Wächter ihn als Verbündeten gegen den Barón Genipperteinga anerkannte, musste er zeigen, dass er fähig war, ihn zu verwunden, und sei es nur an einer Flanke. Ein Tropfen Blut genügte, um den Mythos der Unverwundbarkeit zu brechen.

Davon sprachen sie in jener Nacht in Matías' Schankladen, zwischen Krügen voller Chicha, Ledergeruch und dem gelblichen Rauch der Petroleumlampen. Die Kundschaft hatte sich nach und nach verdünnt, bis nur noch drei besoffene Stammgäste übrig waren und Matías selbst hinter dem Tresen vor sich hin nickte. Am Tisch ganz hinten beugte Galeano den Kopf zu Macaregua, bemüht, dass niemand sie hörte.

„Wenn wir ihn angreifen und versagen“, sagte er leise, „wird er uns einen nach dem anderen jagen. Nicht nur uns. Alle Aureaten.“

Macaregua betrachtete den dunklen Boden seiner Totuma, als läse er im Bodensatz.

„Die Deinen werden schon gejagt“, antwortete er ruhig. „Der Unterschied wird sein, ob sie sich wie Kaninchen versteckt oder wie Männer aufgerichtet töten lassen. Und ob zuerst einer von ihnen stirbt.“

Galeano sah ihn mit einer Mischung aus Verärgerung und Respekt an. Der Macaregua, von dem die Chroniken erzählten, war im 16. Jahrhundert hingerichtet worden; und doch sprach dieser Mann von jenen Zeiten, als erinnere er sich an einen Kater vom vergangenen Sonntag.

„Eines verstehe ich nicht“, sagte er, der Neugier erliegend. „Der Macaregua in den Akten ist vor drei Jahrhunderten gestorben. Wie entgehst du dem Tod?“

Der Indigene hob endlich den Blick. Seine Augen schienen zu viele Morgenröten gesehen zu haben, um sich noch zu wundern.

„Der Macaregua des 16. Jahrhunderts hat seinen Leichnam nie ausgeliefert“, sagte er. „Sie haben ihm den Kopf abgeschlagen und in Girón aufgehängt, ja. Aber den Rest haben sie nicht gefunden. Mein Volk weiß, wo er liegt. Und es weiß, dass der Körper nur ein Hemd ist. Manche Hemden wechselt man.“

„Bist du sein Nachfahre?“

„Ich bin seine Rückkehr“, erwiderte er ohne Stolz. „Als die Deinen in ihre Bücher schrieben: ‚Macaregua tot‘, sagten die Unsrigen: ‚Macaregua schweigt.‘ Die Zauberer verschiedener Nationen haben mich gelehrt, unterhalb der Zeit zu gehen. Sie gaben mir verschiedene Namen, aber in allen Glaubensrichtungen ist es dasselbe: Es gibt eine Strömung, die die Welten durchzieht. Ihr nennt sie Gnade, andere Schicksal, andere Hauch. Ich folge ihr nur.“

Galeano dachte an Arcadia, an den Barón, an Wild Bill Hickok, an all diese Körper, die sich weigerten, den gewöhnlichen Vorgang des Sterbens zu erfüllen.

„Dann bist du unsterblich“, wagte er.

Macaregua schüttelte den Kopf.

„Niemand ist unsterblich. Einige von uns haben nur gelernt, in kleinen Portionen zu sterben und zurückzukehren, wenn es nötig ist. Das ist alles.“

Bevor Galeano weiterfragen konnte, quietschte neben dem Tisch ein Stuhl. Ein Priester ohne Soutane, mit ungepflegtem Bart und brennenden Augen, ließ sich ohne zu fragen vor ihnen nieder. Er roch nach Aguardiente und alter Kirche.

„Ich habe euch ‚Barón‘ und ‚Santa Cruz‘ sagen hören“, sagte er. „Und Macaregua. Das sind keine Namen, die man aus Versehen ausspricht.“

Er stellte sich als Jorge Eliezer Carrillo vor, Ex-Priester, Ex-Doctrinero, Ex-fast-alles.

„Ich habe Rom abgeschworen“, erklärte er mit einem zerbrochenen Lächeln, „und Rom hat sich beeilt, mir abzuschwören. Aber ich kann noch immer die Messe lesen… und andere Dinge tun, die in den Exorzismus-Handbüchern nicht ganz erzählt werden.“

Dann ließ er seine Geschichte los. Vor Jahren hatte er in einer Spelunke in Bogotá einen hochgewachsenen Fremden kennengelernt, mit Eisblick und schnellen Händen: Wild Bill Hickok, den mit der Totenhand, Revolvermann des Westens, der sich zwischen einem Schnaps und dem nächsten damit brüstete, Yariguíes gegen Kopfgeld zu jagen wie Hirsche.

„Zuerst wollte ich ihn bekehren“, sagte Carrillo. „Dann, als ich die Summen der Auslösungen hörte, dachte ich daran, ihm zu folgen und ihm nebenbei ‚die Seele zu retten‘. Aber als ich ihn am Magdalena einholte, waren nur noch Gerüchte übrig: dass er zwei Mal gestorben

sei, dass man ihn in Santander gesehen habe, als ihn die Gringo-Blätter schon für tot erklärten, dass er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe und wie ein Camazotz aus dem Popol Vuh durch die Berge streife. Weder lebendig noch tot. Eine Fledermaus mit Revolver.“

Seitdem verschlang er Rituale, Grimoiren, Dämonologie-Handbücher und kanonische Kommentare. Er wollte der Mann sein, der den unsterblichen Revolvermann besiegte. Und als er in jener Nacht im Laden die Namen des Barón, von Arcadia und der Irrenanstalt hörte, verstand er, dass all diese Fäden von derselben Spinne herabhingen.

„Ich weiß, dass Arcadia unbestattet ist“, sagte er und senkte die Stimme. „Und der Barón ebenfalls. Ich habe ihn zwischen den Zeilen gesehen: in Arztberichten, in Geschäftsbüchern, in Sakristeibriefen. Santa Cruz ist von Toten umgeben, die so tun, als würden sie atmen. Und ihr wollt ihnen in die Kehle beißen. Ich kann euch helfen, sie zu fesseln.“

Macaregua musterte ihn seitlich.

„Wenn jene Strömung, die ihr Gott nennt, es nicht will, wirst du es nicht können“, sagte er. „Und wenn sie es will, brauchst du auch nicht so viele Bücher.“

„Mein Gott will solche Dinge nicht“, entgegnete Carrillo mit einem Funken alter Gläubigkeit. „Und ich auch nicht. Das reicht.“

Am nächsten Tag, bevor die Sonne überhaupt daran dachte aufzugehen, machten sich die vier Männer auf den Weg in die Domänen des Barón: Galeano, Abundio, Jorge Eliezer und Macaregua, der vorneweg marschierte mit dem Schritt eines Mannes, der die Kilometer nach Knieschmerzen zählt und nicht nach Meilen auf einer Karte.

Die Idee war von Carrillo gekommen: Jeder Exorzismus, der den Namen verdiente, müsse bei Tageslicht vollzogen werden, mit der Sonne als Zeugin und den Schatten an die Wände gedrängt. Um vier Uhr morgens brachen sie auf, als der Nebel noch wie ein Tier auf den Kaffeefeldern lag, in der Hoffnung, die Irrenanstalt Genipperteinga vor Mittag zu erreichen.

In der ersten Stunde schien alles vernünftig. Sie überquerten Bäche, umrundeten Weideland, stiegen glitschige Hügel hinauf. Doch in der zweiten Stunde begann sich die Landschaft auf beunruhigende Weise zu wiederholen. Sie kamen an einem Felsen vorbei, der die

Form eines Pferdekopfes hatte. Eine halbe Stunde später kamen sie wieder an einem Pferdekopffelsen vorbei.

„Es gibt viele Steine in diesen Bergen“, knurrte Abundio.

Eine Gabel aus abgestorbenem Baum. Weiter vorn dieselbe Gabel. Ein Vogel mit einem ganz bestimmten Gesang, haargenau gleich, auf demselben Draht. Der Schweiß wurde zu Kälte.

„Sie haben uns im Kreis“, sagte Macaregua nach der dritten Wiederholung. „Das haben die Europäer von unseren Zauberern gelernt und dann mit neuen Namen getauft: Hypnose, Magnetismus, Suggestion. Es ist dasselbe Lasso. Ein Weg, der sich in den Schwanz beißt.“

Mehrere Stunden lösten sich in jenem unsichtbaren Kreis auf. Die Sonne stieg und sank wie ein Pendel. Frustration mischte sich mit Angst und der Gewissheit, dass die Nacht sie einholen würde. Als schließlich – sie wussten nicht, ob aus Erschöpfung des Zaubers oder aufgrund einer Geste Macaregúas, die niemand sah – der Bann brach, war der Himmel im Westen bereits rot geadert.

In der Ferne zeichnete sich die Hacienda Santa Cruz wie ein Schiffsrumpf auf dem Hügel ab. Darüber, als unansehnlicher Block, klebte die Irrenanstalt Genipperteinga wie ein Betontumor am Berg. Von irgendwoher drang dumpfes Trommeln, ein tiefer Takt, der einen Ritus markierte, kein Fest.

Zwischen den Bäumen schimmerten Lichter: erhellte Fenster, sich bewegende Schatten, das Aufblitzen von Leuchtern. Einen Augenblick lang glaubte Galeano, von seinem Versteck aus die Gestalt von María del Carmen zu erkennen, die Mähne von Marisol, die monumentale Silhouette Arcadias, die zwischen den Gästen schwebte wie ein privater Planet.

„Zuerst die Irrenanstalt“, entschied Macaregua. „Das andere ist Schaum. Das Gift liegt darunter.“

Sie traten über eine Seitenrampe ein, genau wie María del Carmen es Stunden zuvor getan hatte, ohne dass einer von ihnen es wusste. Der Geruch nach alter Pisse, billigem Desinfektionsmittel und Körpern, die schon zu lange keine Sonne gesehen hatten, schlug ihnen wie eine feuchte Hand entgegen. Das fahle Licht der Gaslampen vermochte die Finsternis kaum anzukratzen.

Was sie in den ersten Zellen sahen, würde den Schlaf eines jeden Mannes für immer ruinieren. Erben berühmter Namen, zu Schatten reduziert, die an ihren Knien saugten; Dissidenten mit verstümmelten

Zungen; Mitglieder der Culebra Pico de Oro in Ketten, ihre goldenen Schlangen-Tätowierungen ausgeblichen auf aschfahler Haut. Hin und wieder fragte eine Stimme:

„Seid ihr gekommen, uns endlich zu töten?“

Galeano spürte, wie der Magen ihm in die Kehle steigen wollte. Jeder Seufzer bohrte sich wie ein Vorwurf in ihn hinein. Carrillo bekreuzigte sich, um sich gleich darauf daran zu erinnern, dass er eigentlich kein Recht mehr dazu hatte. Abundio mahlte zwischen den Zähnen Flüche. Nur Macaregua ging im gleichen Schritt weiter, auch wenn seine verkrampfte Kiefer verriet, dass er keineswegs gelassen war.

In einem Seitengang fanden sie schließlich die andere Zelle.

Es gab keine Pritschen und Matten, sondern eine Art Kapelle, in den Fels hineingemeißelt. An der Rückwand, mit Ketten und alten Nägeln befestigt, erhob sich die mumifizierte Gestalt einer Frau. Das Kleid, einst wohl aus deutscher Seide, hing jetzt in gelblichen Fetzen. Die Frisur, von alten Pomaden verhärtet, rahmte feine, aristokratische Züge ein, vom Zahn der Zeit verzehrt. In den Augenhöhlen war nur noch Schatten, doch der Mund blieb geöffnet in einer Grimasse, die Schrecken und Hass mischte. Aus der Brust ragte schräg ein dicker Pflock, sorgsam hineingetrieben.

Galeano erstarrte.

„Wer…?“, brachte er hervor.

Macaregua neigte leicht den Kopf, in einer Geste, die zugleich Gruß und Verachtung war.

„Arcadias Mutter“, sagte er. „Sie kam aus Übersee, als dieses Land noch nicht wusste, wie es sich nennen sollte. Sie brachte Blut, Land und die Idee mit, man könne ewig leben, wenn man den anderen Jahre stahl. Weil sie sich ihrer eigenen Tochter widersetzte, sperrten sie sie hier ein. Sie schrie so laut, dass Arcadia sie mit ihren Tränken in eine Art Schlaf ohne Rückkehr versenkte. Später ließ der Barón ihr diesen Pflock einschlagen, um sicherzugehen, dass ihre Stimme sich weder in dieser noch in der anderen Welt wieder erhebt.“

Galeano trat einen Schritt näher. In den trockenen Wangenknochen, in der Linienführung der Nase erkannte er – vom Tod verzerrt – Züge wieder, die er in Bogotá geliebt und gehasst hatte. Es war, als sähe er Arcadia mit einem Schlag gealtert, jeglicher Maskerade beraubt.

„Auch Monster haben Mütter“, murmelte er fast unbewusst.

„Und manchmal ist das, was man ihnen als Kindern antut“, antwortete Macaregua, „schlimmer als das, was sie danach tun. Aber das enthebt sie nicht der Schuld. Verwechsle Erklärung nicht mit Entschuldigung.“

Carrillo schluckte.

„Man hat sie wie die Vampire in den Traktaten gepfählt“, stammelte er. „Pflock, Ausstellung des Körpers, an die Wand geheftete Seele… Das ist ein Ritual, keine bloße Grausamkeit.“

„Es ist eine Botschaft“, korrigierte Macaregua. „Für Arcadia, für die anderen und für uns. Gehen wir. Hier gibt es nichts zu retten.“

Sie gingen weiter, doch das Bild der gepfählten Frau brannte sich Galeano ins Auge. Während sie wieder zu den Hauptgängen hinabstiegen, war er sich sicher, dass Arcadia nicht nur Jahrhunderte fremden Blutes, sondern auch das Gewicht dieser in Stein genagelten Gestalt wie eine ewige Anklage mit sich schleppte.

Wild Bill Hickok fanden sie in einem breiteren Raum, der für Experimente oder besondere Strafen reserviert schien. Der Körper des Revolverhelden lag auf eine Art eiserne Liege geschnallt. Ein dunkler Holzpflock durchbohrte seine Brust, aber der Winkel stimmte nicht; er war auf halbem Wege zwischen Leben und Tod stecken geblieben. Seine eingesunkenen, geröteten Augen funkelten noch.

„Ihr kommt spät“, sagte er in holprigem Spanisch. „Aber nicht so spät, wie ich dachte.“

Er erklärte ihnen mit einem Lächeln, das leicht angespitzte Eckzähne zeigte, dass Arcadia und der Barón, als sie merkten, wie sehr sein Ruf als Yariguí-Mörder umging, ihn zunächst nutzen wollten. Ein Indianerschlächter, ein Ausrotter ganzer Gemeinschaften, war ein nützliches Werkzeug, um unbequeme Zonen zu säubern. Doch bald fürchteten sie, dieser Outlaw aus dem Westen, der so daran gewöhnt war, auf eigene Faust zu töten, könnte dasselbe mit ihnen tun. Sie trauten niemandem, der dem Tod schon so oft ein Schnippchen geschlagen hatte.

„Sie haben mich betrunken gemacht, mir eine Mine und eine Frau versprochen“, lachte er ohne Humor. „Und als ich aufwachte, hatte ich dieses Ding in der Brust. Nicht lebendig, nicht tot. Nur dazu verdammt zu warten.“

Er bot einen Handel an: Wenn sie ihn befreiten, würde er sich an ihrer Rache gegen Arcadia und den Barón beteiligen. Er kenne ihre

Schlupfwinkel, ihre Schwächen, ihre Fluchtwege. Er könne, so meinte er, die Kugel sein, die sie brauchten.

Galeano zögerte. Abundio presste den Griff der Machete. Macaregua schwieg, doch sein Blick war alles andere als gütig.

„Gerechtigkeit lässt sich nicht mit solchen Händen bauen“, sagte schließlich Carrillo mit gespannter Stimme. „Dieser Mann hat Yariguíes aus Lust getötet. Unsere Leute. Selbst wenn er uns helfen würde, wäre es nur, um ein Monster durch ein anderes zu ersetzen.“

„Gefährlicher als ein Monster ist nur eines, das glaubt, Gott zu dienen“, fauchte Wild Bill und spuckte geronnenes Blut.

Schweres Schweigen folgte. Am Ende war es Galeano, der den Pflock ergriff. Er spürte den Puls des anderen unter dem Holz.

„Ich tue es nicht aus Mitleid“, sagte er. „Ich tue es, damit du aufhörst, die Luft dieser Welt zu atmen.“

Er stieß mit aller Kraft. Der Pflock drang bis zum Anschlag ein. Die Augen des Revolvermannes weiteten sich, als sähen sie zum ersten Mal etwas, auf das sie nicht schießen konnten. Dann zerfiel der Körper zu grauem Staub, den der Luftzug im Gang rasch zerstreute.

„Wir sehen uns in der Hölle“, flüsterte eine Stimme, die schon keinen Hals mehr hatte.

In diesem Moment änderte sich oben der Rhythmus der Trommeln. Das Tantam wurde hektisch, scharf, als wäre ein riesiges Herz aus dem Takt geraten.

„Die Feier ist in ihren ernsten Teil eingetreten“, sagte Macaregua. „Es ist Zeit, hinaufzugehen.“

Sie erreichten den Saal der schwarzen Messe über einen schneckenförmigen Gang, der zu einer kleinen Öffnung in der hohen Wand führte, einer Art klaustrophobischer Empore. Von dort aus, geduckt, konnten sie sehen, was unten geschah, ohne selbst gesehen zu werden.

Die Szene war eine höllische Lithographie. Im Schein dutzender Totenkerzen tanzten sechs Männer und sechs Frauen verschiedenen Alters nackt, verschwitzt, in einer Choreographie, die Orgienhaftes mit Zeremoniellem mischte. Das Kind, das María del Carmen Stunden zuvor gesehen hatte – Galeano erkannte es vage anhand der Beschreibungen –, war jetzt ein greisenhafter Zwerg, der heulend mit Ziegengewandtheit umhersprang.

Clara und Dafne schöpften Wein aus großen Fässern für diejenigen, die sich mit Holz- oder Metallbechern näherten. In der

Mitte erhob sich ein Altar mit einem schwarzen, umgekehrten Kreuz wie eine Herausforderung. Darauf wand sich Marisol, in holländische Laken gehüllt, wollüstig. Ihre Augen waren verdreht, der Mund halb geöffnet. María del Carmen, am anderen Ende des Saales, betrachtete die Szene mit entstelltem Gesicht.

Der Barón Genipperteinga, gekleidet in eine rote Tunika, auf deren Rücken eine riesige Spinne prangte, hob einen langen Dolch über die Brust des Mädchens.

„Recht der ersten Nacht!“, brüllte er mit höhlenhafter Stimme. „Diese Jungfräulichkeit ist nicht mehr sakral!“

Marisol wurde nacheinander von allen anwesenden Männern besessen: vom Barón, vom Zwerg, von Eutimio, Alirio… Fern davon, sich zu wehren, schien das Mädchen sie zu dirigieren, als habe eine fremde Kraft sie zur unfreiwilligen Priesterin des Ritus gemacht. Als sich der letzte Körper zurückzog, stieß der Barón den Dolch in ihr Herz. Die Stille war ein Faustschlag.

Das noch pulsierende Herz wurde herausgerissen und in zwölf Teile geschnitten. Der Barón verteilte sie unter den Anwesenden, die sie unter Gelächter und Beifall verzehrten, während Marisols Gesicht in einem Zerrbild erstarrte, das lustvoll, entsetzt oder beides zugleich war.

Da schoss María del Carmen, unfähig, mehr zu ertragen.

Von dem Balkon aus, auf dem sie sich verborgen hatte, feuerten ihre Schüsse – eine, zwei, drei, vier Kugeln – durch das Glas, das die Beobachtungsgalerie vom Saal trennte. Zwei der Anwesenden stürzten, ein dritter wand sich am Boden, ein vierter blieb an einer Säule hängen. Eine fünfte Kugel bohrte sich in Arcadias Leib, die sich bis dahin die Hände vor den Mund geführt hatte, verzückt vom Fest.

Arcadia krümmte sich, überrascht, dass etwas so Menschliches wie Blei sie treffen konnte. Sie betrachtete das dicke Blut, das ihr zwischen den Fingern hervorquoll, und stieß ein raues Gelächter aus.

Im selben Augenblick zerriss ein Blitz das Dach. Die Entladung traf eine Seitentür, sprengte sie in Splitter und ließ eine schwarze Öffnung nach draußen zurück. Der Barón hob den Kopf und witterte.

María del Carmen, im Wissen, dass ihre Waffe leer war, nutzte das Chaos: so gut sie konnte, stieg sie hinunter, rannte zur Öffnung und verschwand in der Nacht, verfolgt von Schreien und Verwünschungen.

Der Barón zögerte nicht. Mit einem Ruck riss er sich die Tunika vom Leib, und sein Körper begann sich zu verformen: knackende Knochen, sich verschiebende Gelenke, Fell, das wie dunkles Feuer hervorbrach. In Sekunden war er kein Mensch mehr, sondern ein riesiger Wolf mit schwarzem Fell, bernsteinfarbenen Augen und dicker, schäumender Sabber. Drei kleinere Wölfe traten aus den Ecken hervor, als hätten sie nur auf das Signal gewartet.

Mit einem Heulen, das die Steine erzittern ließ, stürzte er der Spur der Jungfrau nach.

Galeano sah von seinem Versteck aus noch, wie die weiße Gestalt María del Carmens durch die Korridore der Irrenanstalt hastete, barfuß, auf feuchten Platten stolpernd, während die Wölfe ihr nachsetzten. Dann eine Ellipse: der Eintritt ins Gebirge, der steile Hang, das Gestrüpp, das sich über den Silhouetten schloss. Der Rest blieb in derselben Dunkelheit gehüllt, die ihre Schritte verschluckte.

Unten war der Saal fast leer. Die satanischen Höflinge zerstreuten sich wie Kakerlaken. Arcadia hingegen blieb dort, auf dem Rand des Altars sitzend, keuchend, mit dem Dolch noch in der Hand und dem Pflock, der durch das Durcheinander ganz in der Nähe zu Boden gefallen war.

„Jetzt“, flüsterte Macaregua. „Wenn sie sie nicht fertig machen, wird sie die Geschichte beherrschen, die man sich von dieser Nacht erzählt.“

Sie kletterten aus der Seitenempore hinab und betraten den Saal durch die vom Blitz zerstörte Tür. Der Geruch nach Blut, Wein und geschmolzenem Wachs bildete eine dichte Wolke. Arcadia bemerkte ihr Näherkommen und lächelte müde, mit einem Hauch Ironie.

„Na sowas“, sagte sie. „Der Junge aus Bogotá. Der Anwalt, der lieber als Mensch sterben wollte, als zu leben wie ich. Und er kommt zurück, genau wenn ich ihn am meisten brauche. Das Leben hat Sinn für Humor.“

Galeano spürte einen Peitschenhieb in der Brust. Er erinnerte sich an sie unter der Laterne in der Observatorio-Gasse, wie sie ihm Jahrhunderte des Studiums und Vergnügens anbot. Er erinnerte sich an sie über ihm in der Pension, wie sie ihm Unsterblichkeit zuflüsterte. Er erinnerte sich, wie sie weinte, weil sie nicht mit ihm nach Mompox gehen konnte. Und er erinnerte sich an die folgenden Jahre, unfähig, sich in eine andere Frau zu verlieben, jede mit einem unmenschlichen Maßstab messend.

„Du hast mir die besten Jahre meiner Jugend gestohlen“, sagte er, während er langsam näher kam. „Du hast mich dazu verdammt, keine andere lieben zu können. Du hast jede Berührung in einen Vergleich verwandelt, jedes Begehren in Schatten. Und jetzt willst du, dass wir dich retten.“

Arcadia lachte, wenn auch der Laut ihr einen Schmerzlaut entlockte.

„Ich habe dir nichts gestohlen, was du mir nicht gern gegeben hättest“, erwiderte sie. „Du warst es, der mich gerufen hat. Glaubst du, ich wäre in jener Nacht zufällig erschienen, Junge? Deine Gebete, deine Obsessionen, deine Dämonologielektüren, dein Verlangen nach unendlicher Zeit… Das alles ist eine Beschwörung. Sogar die Summa theologica gibt es zu.“

Sie deutete mit einer kaum angedeuteten Geste auf den Rosenkranz, der unter Galeanos Hemd hervorschaute.

„Und doch hat mich dieses Mädchen verwundet“, fügte sie hinzu. „Das Einzige, womit ich nicht gerechnet habe, war der Besen dieses Mulatten im Dominikanerhabit.“

„Von wem sprichst du?“, fragte Galeano verständnislos.

„Von San Martín de Porres“, sagte Arcadia mit einem Hauch Zorn. „Dem bescheidenen Negerchen aus den Heiligenlegenden, der den Konvent fegt, Katze, Hund und Maus aus demselben Napf füttert und schweigend Wunden heilt. Diese Frau, María del Carmen, stand unter seinem Schutz. Nicht durch Zauberei, sondern durch Barmherzigkeit. Wegen ihrer kleinen Taten, die niemand beklatscht: Brot teilen, Kranke besuchen, für jene beten, die sie demütigten. Ich irre mich selten bei Seelen… aber bei ihr schon. Und nun wiegt die Hand dieses Heiligen, der in den Altären so unbedeutend zu sein scheint, mehr als all meine Tricks.“

Einen Augenblick lang lag in Arcadias entstelltem Gesicht etwas wie Bewunderung.

„Hätte ich es gewusst“, fuhr sie fort, „hätte ich sie niemals angerührt. Ich kämpfe nie gegen die Lieblinge des Himmels. Ihr glaubt, die Heiligen seien weit weg, aber manche gehen durch die Küchen. Und schenken eine Kraft, die nicht einmal meine Spinnweben festhalten können.“

Macaregua schaltete sich ruhig ein.

„Versuch nicht, heilig zu nennen, was du selbst nicht verstehst“, sagte er. „Nenn die Dinge beim Namen: Es gibt eine Strömung, die

die Welten durchzieht. Du nährst dich von ihr auf der einen Seite. Er auf der anderen. Und heute weht sie gegen dich.“

Jorge Eliezer Carrillo, der bisher in einiger Entfernung geblieben war, hob seine Flasche mit Weihwasser, bereit, den Exorzismus zu beginnen, den er so ausgiebig studiert hatte.

„Ich widerrufe meine Fehler“, sagte er mehr zum Himmel als zu Arcadia. „Im Namen des Gottes, der mich noch hört, beschwöre ich dich…“

Arcadia wandte sich ihm zu, mit einem Lächeln wie ein verwundeter Raubtier.

„Du beschwörst gar nichts, Abtrünniger“, unterbrach sie. „Du bist in diese Lande gekommen, Wild Bill zu folgen, um ihm seinen Schatz zu stehlen, nicht, um seine Seele zu retten. Du hast deiner Kirche abgeschworen, weil man dir nicht die Pfarrei gab, die du wolltest. Du hast den Namen des Unnennbaren als Werkzeug benutzt, nicht als Wurzel. Du gehörst mehr zu den Meinen als zu den Seinen.“

Der Boden unter Carrillos Füßen begann zu zittern. Ein tiefes Knacken lief durch den Saal. Aus den Fugen zwischen den Platten schossen knochige, graue Hände, die nach feuchter Sakristei und altem Laster rochen. Sie packten seine Knöchel.

„Ich verurteile dich“, sagte Arcadia mit eisiger Gelassenheit, „dorthin zu gehen, wo man jene quält, die den Allerhöchsten anrufen, um Leichtgläubige auszubeuten. Dort sind deine Kollegen: Scharlatane, Blender, Wölfe im Schafspelz. Vielleicht lernst du dort, einmal für jemanden anderen zu beten als für dich.“

Der Boden tat sich unter Jorge Eliezer auf. Seine Schreie hallten im Gewölbe, während die Hände ihn in die Dunkelheit hinabzogen. Ein letztes Krachen, und die Erde schloss sich, als wäre nichts geschehen.

Abundio schlug instinktiv das Kreuz, löste die Geste dann wieder, als fürchte er, auf irgendeiner Seite Aufmerksamkeit zu erregen.

„Wir sind nicht bis hierher gekommen, um dir bei Kunststücken zuzusehen“, sagte er schroff. „Mach Schluss damit, Galeano.“

Macaregua hob den Pflock auf, den María del Carmen in ihrem Kampf hatte fallen lassen, und legte ihn ihm in die Hand.

„Du stößt ihn nicht aus Rache hindurch“, sagte er. „Du tust es, damit im Tal ein wenig mehr Luft ist. Damit nicht nur ihre geatmet wird.“

Galeano hielt den Pflock. Einen Augenblick lang sah er Arcadia wieder unter dem Laternenlicht, wie sie ihm Jahrhunderte des Studiums anbot. Er fühlte auch das Gewicht der Jahre danach, in denen er sich keiner anderen Frau hingeben konnte, ohne das Gefühl zu haben, sie zu verraten. Widerlicher Liebe und klarer Hass zogen an seinen Armen in entgegengesetzte Richtungen.

„Ich habe dich gehasst, weil ich nicht aufhören konnte, dich zu lieben“, sagte er fast flüsternd. „Und gerade deshalb muss ich dir das hier hineintreiben.“

Arcadia sah ihn ohne Furcht an. Etwas in ihren Augen verriet, dass dieser Satz sie mehr zufriedenstellte als jedes Wort der Vergebung.

„Jetzt bist du interessant“, hauchte sie. „Zu spät.“

Galeano stieß den Pflock dort hinein, wo der andere zu kurz geblieben war. Das Holz drang mit Widerstand ein und durchbohrte Gewebe, die nicht ganz menschlich waren. Arcadia stieß einen Schrei aus, der nicht nur ihr gehörte: In ihrem Aufschrei mischten sich männliche, weibliche, kindliche, greisenhafte Stimmen. Als hätten in ihr verdichtet all die Jahre gewohnt, die sie anderen gestohlen hatte.

Ihre Haut wurde für einen Augenblick durchscheinend, darunter ein Gewirr winziger Gesichter, die sich zu winden schienen, als wollten sie entkommen. Dann brüllte Arcadia wie ein Vulkan beim Ausbruch, und ein Holzbrett löste sich von der Decke, traf Galeano wie einen Rammbock und schleuderte ihn gegen Macaregua. Ihre Gestalt zerfiel in eine Wolke aus grauem Staub und löste sich in schimmernde Fäden auf, die sich auf dem Altar niederließen und in die Ritzen des Bodens huschten.

Der Saal sank in eine seltsame Stille, die nur vom Knistern der sterbenden Kerzen unterbrochen wurde.

Da ertönte in der Ferne ein Heulen.

Der Barón kehrte zurück.

Er kam wie ein Sturm aus Fell und Zähnen in den Saal. Der riesige Wolf, der María del Carmen gejagt hatte, hatte jetzt blutunterlaufene Augen und Schaum an den Lefzen. Hinter ihm glitten vier kleinere Wölfe mit aschgrauem Fell dicht über den Boden.

Als er den leeren Altar sah, den noch schwebenden Staub und den blutbefleckten Pflock auf dem Boden, stieß das Tier ein Brüllen aus, halb Schmerz, halb Raserei.

Macaregua wartete nicht auf den ersten Sprung. Er zog aus seinem Beutelchen eine kleine Ledertasche, öffnete sie und warf eine Handvoll dunklen Pulvers in die Luft. Die Partikel bildeten beim Fallen einen Kreis, der aufloderte, sobald die Pfoten der Wölfe ihn berührten. Es war eine unsichtbare Grenze, die ihnen die Ballen verbrannte.

„Lauft“, befahl er, ohne die Stimme zu heben.

Galeano und Abundio brauchten nicht mehr. Sie stürzten durch die vom Blitz zerschlagene Tür, rutschten in Blut und Wein aus, während hinter ihnen die Wölfe den Ring immer wieder testeten und heulten. Macaregua war der Letzte, der hindurchschlüpfte. Dabei schob er mit dem Fuß ein Stück des Kreises beiseite, sodass er sich hinter ihnen wie ein perfekter Ring schloss. Sie gewannen nur ein paar Sekunden, doch manchmal entscheidet sich Geschichte in noch weniger.

Die Jagd verlagerte sich nun in die Korridore der Irrenanstalt. Die Pfoten hämmerten mit trockenem Klang auf den Granit. Der heiße Atem der Bestien schien ihnen im Nacken zu lecken. Ein Insasse schrie, als er vorbeihuschende Schatten sah; ein anderer lachte, überzeugt, dass endlich die Dämonen persönlich kämen, ihn abzuholen.

Die Morgendämmerung begann die Gipfel in bläuliches Grau zu tauchen, als sie schließlich den Einflussbereich der Irrenanstalt und der Hacienda hinter sich ließen. Hinter ihnen verklangen die Heullaute in der Ferne und vermischten sich mit einem Läuten von Glocken, die niemand schlug.

Sie blieben erst stehen, als ihre Kräfte sie verließen. Sie ließen sich ins feuchte Gras fallen, keuchend, bedeckt von Staub, Spinnfäden und fremdem Blut.

Sie wussten nicht, was aus María del Carmen geworden war. Sie wussten nicht, welche Pläne der Barón schmiedete, mit den Namen Fidel und Tomás auf den Lippen. Sie wussten nicht, wie lange es dauern würde, bis eine andere Kreatur den Platz einnahm, den Arcadia in der Nacht von Santander freigelassen hatte.

Doch Macaregua, der in den Horizont blickte, erklärte den ersten Teil des Paktes für erfüllt.

„Du hast bewiesen, dass das Monster blutet“, sagte er zu Galeano. „Der Rest wird schwerer, aber er wird nicht mehr unmöglich sein.“

Als die letzte Kerze mit einem kalten Seufzer erlosch und der Saal von menschlichen Schatten entblößt war, blieb Arcadia auf der Steinplatte liegen wie ein gestürztes Götzenbild. Der Pflock, der in ihrem Leib steckte, blutete nicht: Er hauchte nur einen dünnen Dampf aus, ähnlich dem Atem eines frisch geöffneten Grabes.

Der Barón – noch in einer zwischen Wolf und Mensch gebrochenen Gestalt – ging im Kreis um sie herum, nicht wie ein besorgter Gatte, sondern wie ein Wächter, der den Übergang einer Seele überwacht.

„Deine Hülle ist verbraucht“, sagte er mit rauer, von der doppelten Kehle gezerrter Stimme. „Der Schlag war treffend. Er kam mit Namen und Besen.“

Arcadia öffnete die Augen, fiebrig glänzend, fast feucht.

„Ich habe es gespürt“, erwiderte sie. „Eine alte Hand streifte meine, als dieses Mädchen mich ansah. Es war nicht ihre… Es war die desjenigen, der die Ecken kehrt, die niemand säubert. Des Mulatten, der die Schritte der Armen hört. Erinnerst du dich an die Farbe seines Mantels? Jene Farbe, die man nicht sieht, aber weiß.“

Der Barón knurrte unruhig.

„Deine Spione haben diese Schatten nie erwähnt.“

Arcadia lächelte.

„Die wahren Schatten werden nie erwähnt. Man erleidet sie nur.“

Der Barón beugte sich vor und witterte die Luft um die Wunde.

„Wie viel Zeit hast du, bevor du ausfranst?“

Sie atmete tief ein, als koste sie zum letzten Mal die Luft.

„Genug für eine letzte Pflicht“, murmelte sie. „Ich werde noch nicht sterben. Sterben würde, wer den Weg zurück nicht kennt. Ich werde nur die Stunde wechseln. Wie der Mond. Wie die Namen.“

Der Barón wartete.

„Wen suchst du vor dem Häuten?“

Arcadia legte den Kopf schief, und einen Moment lang alterte ihr Gesicht um hundert Jahre.

„Roberto Nariño“, sagte sie.

Der Barón ließ die Zähne schnalzen.

„Der Gesandte aus Bogotá… Dieser Mann geht gerade. Zu gerade. Er gehört nicht zu denen, die von selbst stolpern.“

„Aber er stolpert, wenn man ihm den passenden Boden anbietet“, sagte Arcadia mit beinahe liturgischer Ruhe. „Heute muss ich ihn in San Laureano sehen. Ich werde zu ihm gehen wie jemand, der einen Kranken besucht. Niemand verdächtigt die Sterbenskranken.“

Der Barón stieß ein kurzes, freudloses Lachen aus.

„Der Bote bringt Anordnungen, die uns missfallen. Er ist ein zu straff gespannter Faden. Er muss gekappt werden.“

Arcadia schloss die Augen, als lausche sie einem fernen Geräusch.

„Kappen, ja… aber der Faden soll fallen wie eine reife Frucht. Ohne Hände. Ohne Messer.“

Der Barón verstand.

„Ein Unfall.“

„Eine göttliche Unachtsamkeit“, flüsterte sie. „Ein Fehltritt auf einer feuchten Stufe. Eine Lampe, die dort hinfällt, wo sie nicht sollte. Ein Pferd, das vor einer Geisterstimme scheut… Was immer du willst. Was keine Spur von dir hinterlässt.“

Der Barón trat näher; seine riesige Schattenfigur zeichnete sich an der gewölbten Wand ab.

„Und du? Wirst du dich bis dahin halten können?“

„Ich werde meinen Hauch verlängern“, antwortete sie. „Der Tod ist ein Zimmer, in dem ich schon früher geschlafen habe. Ich weiß, wie man das Fenster einen Spalt offen lässt. Sorge dich nicht um mich.“

Der Barón senkte den Kopf, eine wilde Verbeugung.

„Du wirst zurückkehren.“

„Ich kehre immer zurück“, lächelte Arcadia. „Verändert, vielleicht nackt von Erinnerung, aber ich kehre zurück. Wir sind wie schwarze Vögel: Niemand erinnert sich an sie, bevor der Winter kommt, aber sie alle kehren wieder, immer.“

Der Barón berührte den Pflock mit der Spitze einer Kralle. Ein elektrisches Knistern fuhr durch das Holz.

„Dieses Holz hätte dich eigentlich erledigen müssen.“

„Wenn es sein Wille gewesen wäre“, sagte Arcadia, „aber er hat meinen Namen noch nicht ausgesprochen. Er ist noch nicht mit dem Schwert herabgestiegen. Er lässt uns noch spielen.“

„Das Spiel wird enden, wenn ER zurückkehrt“, murmelte der Barón.

Arcadia öffnete die Augen wie zwei glühende Kohlen.

„Und solange er nicht zurückkehrt“, flüsterte sie, „werden wir das bleiben, was wir sind: Risse in der Geschichte. Verkehrte Segnungen.“

Die Morgendämmerung begann die hohen Fenster wie die Finger eines Richters zu streifen.

Arcadia seufzte, ein leiser Hauch, der das Wachs der erloschenen Kerzen erzittern ließ.

„Geh jetzt. Bereite den Gesandten vor. Lass ihn glauben, er sei Herr seiner Schritte.“

Der Barón wich langsam zurück und verschmolz mit der Dämmerung.

Und Arcadia, nun allein, berührte den Pflock in ihrem Leib und murmelte, ohne ihn herauszuziehen:

„Noch nicht. Es fehlt noch eine Messe. Eine Begegnung. Ein Sturz.“

Der Sonnenstrahl strich über ihre Haut, und sie löste sich auf wie eine auf Wasser gemalte Gestalt.

Die Glocken der Kirche San Laureano läuteten das Ende der vier-Uhr-Messe ein, ein schwerer Klang, der sich wie ein warnendes Echo über die Stadt Bucaramanga legte. Die Stille im Park García Rovira zerbrach: Bis dahin hatte man nur die Hufe des einen oder anderen von erschöpften Pferden gezogenen Wagens gehört und den Wind, der heulend durch die Blätter der hoch aufragenden Palmen strich.

Aus den drei Hauptportalen der Kathedrale begann eine bunt gemischte Menschenmenge zu strömen. Männer mit Zylindern englischer Machart und dunklen Gehrocken; Damen in langen Kleidern mit französischen Seidenkragen, deren Falten leise flüsterten, wenn sie über das Pflaster strichen; Dienstmädchen mit kupferfarbener Haut, in leuchtende Tücher gehüllt; Bauern in von der Sonne zerfressenen Ponchos; Töpfer, die noch immer, wie ergeben dargebrachte Opfer, einige frische Tonkrüge vorsichtig in den Armen trugen. Der helle Stein des Gotteshauses erhob sich über sie alle wie eine Bastion des Glaubens mitten in den politischen Spannungen, die die Region erschütterten.

Am Eingang der Kirche San Laureano, unter dem gotischen Bogen, der von Jahrhunderten tropischer Regenfälle abgenutzt war, hing ein Gemälde, dessen bloße Existenz die Orthodoxie herausforderte. Das Volk schrieb es Zurbarán zu; doch Textur, Gewalt und visionäres Beben verrieten einen katharischen Maler, aus Toulouse verbannt, gezeichnet von Albträumen, die aus dem Wald und aus der flämischen Bildwelt eines Hieronymus Bosch hervorgegangen waren.

Dieses Bild wirkte wie eine Schwelle zu einer anderen Ordnung.

Das großformatige, bereits rissige Ölbild entfaltete eine Hölle, die Strafe, Perversion und fleischliche Ekstase mit voller Offenheit mischte. Nackte Seelen wanden sich in einer Landschaft aus geronnenem Feuer und violettem Rauch, während hybride Kreaturen – Bestien, scharf wie Werkzeuge – menschliche Körper mit beinahe liturgischer Präzision manipulierten.

Der ketzerische Maler erforschte die Triebe des Körpers ohne Vorhänge und ohne Umschweife. Eine Reihe kopfüber dargestellter Gestalten zeigte geweitete Anus, in die metallene Dildos eindrangen, aufgerichtet wie profane Reliquiare; ein Dämon mit Ziegengesicht und geölten Hörnern dirigierte mit einem Knochenzeiger das Auf und Ab einer hölzernen Maschine, die die Wollüstigen mit der Monotonie eines mechanischen Chores aufspießte.

Weiter hinten zwang ein gefallener Engel mit zerfressenen Flügeln ein ehebrecherisches Paar zum Beischlaf, während sich dunkle Schlangen um ihre Lenden wanden; die Haut der Verdammten glänzte unter einem Schweiß, der Lust und Qual vermischte. Eine Prozession von Mönchen, nackt bis auf ihre Franziskanerkapuzen, bewegte sich im Kreis, jeder drang in den Vordermann ein, in einer endlosen Kette, die an die Bußliturgien der Karwoche erinnerte, hier jedoch bis auf ihren animalischen Ursprung herabgewürdigt.

An einem Ende des Bildes öffnete ein Wald lebendiger Bäume mit den Astknoten gezahnte Mäuler; die Zweige streckten sich wie feuchte Tentakel aus und fingen krampfende Körper ein. Die Krämpfe, unentschieden zwischen Begehren und Agonie, erzeugten einen beinahe musikalischen Rhythmus.

Über dieser höllischen Orgie thronten zwei Figuren über der Szene:

– eine Frau, deren Haupt von Schlangen gekrönt war und die einen

goldenen Phallus von Zeptergröße zum Mund eines knienden Büßers führte;
– und eine geschmolzene Uhr, die auf einem grinsenden Schädel ruhte, Sinnbild einer in ewiger Strafe angehaltenen Zeit.

Jeder Pinselstrich war Riss in eine andere Ebene. Das Gemälde illustrierte keine dogmatische Hölle; es beschwor eine Realität herauf, die älter war als jede Doktrin, älter als Hierarchien und Dogmen, eine Region, in der die Sünde selbst als hungrige Kreatur wirkte.

Drinnen wurde das Licht gedämpfter. Kleine Gruppen von Gläubigen knieten weiterhin und murmelten Litaneien, die sich mit dem schweren Duft von Myrrhe und Weihrauch mischten.

Neben dem gewaltigen Altarbild der Armen Seelen im Fegefeuer, eingespannt zwischen den Statuen des heiligen Antonius von Padua und des heiligen Judas Thaddäus, studierte Roberto Nariño – Beauftragter des Staates Cundinamarca – jedes Detail des Bildes und maß mit der Kälte eines Beamten die Möglichkeiten ab, diesen Schrecken als politisches Werkzeug einzusetzen.

Mit einem Ebenholzstock in der Hand, die Korduanlederhandschuhe straff über den Knöcheln, berechnete er den Nutzen der Furcht. Seine stählernen Augen glitten über die gequälten Gestalten und suchten Entsprechungen zu den aufständischen Handwerkern in den Bergen.

Eine von diesem Gemälde inspirierte Predigt, dachte er, würde Willen beugen, Gehorsam schüren, Aufruhr sanft ersticken, bevor er die Region in Brand setzte. Die Angst, grübelte er, übertrifft das Schwert – und dieses Bild atmete Angst in lebendigem Fleisch.

Hinter ihm drangen die Geräusche des Bucaramanga des 19. Jahrhunderts herein: der Ruf eines Verkäufers von Totumas, das Schnauben eines durstigen Pferdes am Trog, das herbe Gelächter einer Chichería, die – wie üblich – unter den Kirchportalen florierte. Der Geruch von vergorenem Zuckerrohrsaft mischte sich mit dem Weihrauch, der noch in den Schiffen schwebte – ein Kontrast, der die ganze Stadt zeichnete: fromm, lärmend, widersprüchlich.

Doña Arcadia näherte sich in ihrem Rollstuhl, gehüllt in ein schwarzes Trauerkleid, dessen Falten das Licht zu verschlucken schienen. Geschoben wurde sie von einem indigenen Dienstmädchen mit hartem Gesicht und festen Schritten, die die unregelmäßigen Steinplatten des Tempels mit der Routine einer Frau umging, die gelernt hat, sich lautlos zu bewegen. Trotz der Gebrechlichkeit ihrer

Glieder strahlte Arcadia eine Autorität aus, die die Luft durchdrang; ihre Augen, zwei glühende Kohlen, prüften jeden Stein, als müsse das Gebäude vor ihr seine Existenz rechtfertigen.

„Ich hätte gern ein solches Bild auf meiner Hacienda in Sopó“, sagte Roberto leise, ohne den Blick vom Altarbild zu lösen. „Was für eine bessere Warnung für alle, die es wagen, mir zu widersprechen? Brennende Seelen… eine wirksame Pädagogik.“

Arcadia legte den Kopf ein wenig schief, mit einem Anflug von Spott.

„So sehr ziehen Sie die Genüsse der Hölle an?“

„Ich bin Katholik, Madame“, protestierte Nariño. „Ich gehe jeden Sonntag zur Frühmesse in die Primatialkathedrale von Kolumbien.“

Arcadia sah ihn mit einem Funken Verärgerung an.

„Ich habe Ihr Ansinnen angenommen, um eine dringende Angelegenheit zu besprechen, nicht um Sakristeitheologien zu erörtern. Die Handwerker dieser Stadt wachsen sich an ihrem jüngsten Sieg selbst über den Kopf. Wenn die von San Gil fallen, breitet sich der Funke aus. Und das wissen Sie.“

„Ihre Verdächtigungen sind anstrengend, Doña Arcadia“, entgegnete Roberto mit freundlichem Lächeln und wandte sich ihr zu. „Bogotá sehnt sich nach Frieden. Wir sind anständige Leute. Gewalt ist ein provinzielles Problem… damit kennen Sie sich besser aus als wir.“

Arcadia legte unwillkürlich, fast schmerzlich, die Hand an die Seite.

„Fassen Sie sich kurz. Meine Leber plagt mich. Dieses Land gärt vor Intrigen, die krank machen.“

„Zirrhose?“ vermutete Nariño, mit einem Hauch Vorurteil in der Stimme. „Die Thermalquellen von Paipa täten Ihnen gut. Man sagt, sie klären sogar die trübsten Gewissen.“

„Eine Hausfrau, verzehrt von Neid, hat auf mich mit einer Silberkugel geschossen“, antwortete Arcadia mit vollkommener Gelassenheit.

Roberto musterte sie verwirrt, bis er in schallendes Gelächter ausbrach, das bis in die Gewölbe stieg und vervielfacht zurückhallte.

„Sie Santandereanerinnen haben einen wunderbaren Sinn für Humor!“

„Ich bin Deutsche, Monsieur“, korrigierte Arcadia eisig.

„Eine Deutsche mit schwarzen Pupillen?“ Er zog eine Augenbraue hoch.

„Beethoven ist es auch.“

„Sprechen Sie Deutsch?“ forderte er sie heraus.

Arcadia antwortete ohne die geringste Verzögerung, ihre Stimme scharf wie eine Klinge:

„Du glaubst also, nur weil ich einen Santander-Akzent und spanisches Blut habe, kann ich nicht germanischer Abstammung sein? Unterschätze niemals jemanden einer überlegenen Rasse, du korrupter, prahlerischer Politiker aus der Hauptstadt einer Nation, die unfähig ist, sich selbst zu regieren.“

Roberto lief sofort rot an. Er lachte, um es zu überspielen.

„Ja… jawohl… ich habe es… auch denke“, stammelte er unbeholfen, ohne völlig die Fassung zu verlieren.

„Danach heißt es, wir übertreiben“, entfuhr Arcadia ein kurzes Lachen, das sofort wieder erstarb. „Kehren wir zum Thema zurück.“

Roberto räusperte sich, richtete den Stock mit einem leichten Schlag gegen die Steinplatten auf und nahm die Würde eines Abgeordneten an, der im Begriff ist, Doktrin zu verkünden.

„Der Kongress verlangt Sühne. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wir können nicht zulassen, dass die Aufstände in Santander ungestraft bleiben. Es ist etwas anderes, sich gegen die spanische Krone zu erheben, als gegen die Autorität der eigenen, demokratisch gewählten Landesväter. Jeder Politiker, der durch Wahlen ins Amt kommt, repräsentiert das Volk!“

Seine Worte dröhnten unter der Kuppel, als beschwören sie eine neue Liturgie, die des modernen Staates, der sich über das gebirgige Land legen wollte, das ihn aus seinen Kantonen heraus herausforderte.

Eine Gruppe Neugieriger aller Altersstufen und Stände hatte sich um sie geschart. Arcadia kniff die Augen zusammen, zwischen Verärgerung und Zynismus, und verbarg nur mühsam ihre Wut über eine derart dreiste Erklärung.

„Wenn Sie gekommen sind, um uns zu beleidigen, werden Sie die Machete zu spüren bekommen.“

Auf eine Handbewegung Arcadias traten zwei Männer aus den letzten Kirchenbesuchern hervor und ließen je eine blanke Klinge aufblitzen.

„Verzeihen Sie“, erblasste Nariño, „es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu kränken.“

„Nicht? Die Heuchelei, oder wie Sie es lieber nennen, die Feinfühligkeit der Bogotaner macht Sie zum Gespött des restlichen Landes.“

Ein Chichaverkäufer rief vom Kirchenvorplatz: „¡Chicha fresca, guarapo dulce!“, und zwei Betrunkene bekreuzigten sich, bevor sie zum Lärm des Platzes zurückkehrten.

„Selbst dann, wenn diese Wahlstimmen eine erhebliche Geldinvestition erfordern?“ mischte sich Clara von hinter dem Rollstuhl aus ein, ohne jede Furcht.

Roberto wandte sich mit unterdrückter Gereiztheit zu ihr um, als habe ein sprechender Stuhl es gewagt, ihm zu widersprechen.

„Ich unterhalte mich nicht mit Ihrer Dienerin.“

Arcadia antwortete, ohne die Fassung zu verlieren:

„Clara ist meine Hofnärrin.“

„Soll ich also lachen, wenn sie mich mit ihren populistischen Bemerkungen belästigt?“

„Wir Frauen meines Standes meiden Schmeichler“, erwiderte Arcadia, ohne die Stimme zu erheben. „Wir ziehen diejenigen vor, die uns vor fremden Lügen warnen. Clara sagt laut, was ich aus Protokollgründen verschweigen muss.“

„Darum gilt man in Ihrem Fall als aggressiv und unverschämt, Madame“, sagte Nariño und hob das Kinn. „Zivilisation erfordert gute Umgangsformen im Gespräch.“

Clara entgegnete sanft:

„Und gibt es etwa einen gewählten Politiker ohne Geld?“

„Dieses Geld“, antwortete Nariño gereizt, „wird unter denen gesammelt, die an einen Führer glauben. Sie sollten Aristoteles lesen: Es gibt nur zwei Arten von caudillos – jene, die mit Banditen paktieren, und jene, die mit Regierenden paktieren. Nichts Dazwischen hat Bestand.“

Arcadia betrachtete ihn einen Moment lang, und ihre Stimme wurde ernst.

„Ich verstehe, dass Sie die Fassade wahren wollen, doch wir können die Töpfer nicht ausliefern. Das Volk hängt zu sehr an ihnen. Und was Macaregua betrifft…“, ihre Augen trübten sich leicht – „diese Wunde bleibt aus Notwendigkeit geschlossen.“

Die Stadt atmete um sie herum, gleichgültig und zugleich Komplizin. Arcadia beugte sich ein paar Zentimeter zu ihm vor, und der Schatten der geöffneten Tür gab in der Ferne die steile Straße frei, in der ein Betrunkener taumelnd eine Chicherías verließ und einen alten Pasillo vor sich hin sang.

„In Bogotá reden Sie von Frieden und Zivilisation“, fuhr die teutonische Santandereana fort, „aber Sie wissen sehr genau, dass jene ‚Wilden‘, die Sie so verachten, der einzige Damm sind, der den Vormarsch der neuen Siedler in Santander aufhält – meiner Landsleute, der Deutschen, Dänen, Norweger, Schweden und Holländer.“

„Das will ich nicht abstreiten“, nickte Roberto. „Aber wir sind in Wahrheit nicht diejenigen, die sich am meisten an ihnen stoßen. Sie rauben dem Präsidenten der Vereinigten Staaten den Schlaf, Rutherford B. Hayes höchstpersönlich, der jede europäische Kolonie in Amerika misstrauisch beäugt.“

„Und die Yariguíes“, fuhr Arcadia fort, „halten mit ihren Lanzen und ihrem Wald gewiss die Träume des Kanzlers Bismarck auf, die preußische Flagge auf diesem Kontinent zu hissen.“

„Die Indios wecken unsere tiefste Anteilnahme“, murmelte Roberto mit aufgesetztem Komplimentenlächeln. „Wir sind Christen, Doña Arcadia. Seit den Zeiten Las Casas’ und Jiménez de Quesadas hat Bogotá darauf bestanden, die Ureinwohner als Menschen anzuerkennen, als Mitglieder einer einzigen kolumbianischen Brüderlichkeit. Und gerade darum, als gute ältere Brüder, die wir ihnen gewesen sind, indem wir sie von Todsünden wie Sodomie, Inzest und Kannibalismus befreit haben, müssen wir sie schützen… insbesondere vor sich selbst. Während Sie auslöschen, erziehen wir.“

„Lassen Sie mich nicht lachen“, fiel Arcadia ihm ins Wort. „Sie schützen sie, weil es Ihnen nützt, Bauern zu haben, die die Ausbreitung Preußens abpuffern, nicht weil Sie an ihre unsterbliche christliche Seele glauben.“

„Überrascht es Sie, dass wir gläubig sind?“

Arcadia richtete sich im Stuhl zurecht und fuhr fort:

„Entgegen den dringenden Bitten aus Bogotá und in Anbetracht seiner beträchtlichen Investitionen in die Instandsetzung der alten Guane-Wege in Santander für den Transport seiner Chinarinden-Ernten hat der Baron selbst Kopfgelder ausgesetzt: einen Dollar für

jeden Yariguí-Schädel. Und, verzeihen Sie, wenn ich Sie noch mehr verstöre – in diesem gerechten Werk hat sich uns ein Revolverheld angeschlossen, den man in den Vereinigten Staaten für tot hielt: der berüchtigte Hickok.“

Nariño erbleichte leicht.

„Wild Bill? Das ist unmöglich. Er starb in Deadwood, mit der ‚Hand des Toten‘ auf der Hand.“

„Das glaubt die Welt“, lächelte Arcadia mit rätselhafter Genugtuung. „Was man nicht erzählt, ist, dass Hickok einen Pakt mit dem Teufel schloss, der ihm erlaubte, von den Toten zurückzukehren – als Gesandter der Hölle. Sie werden verstehen, dass er nicht unter seinen amerikanischen Kollegen bleiben konnte: Man hätte ihn erkannt und lebendig verbrannt, wie so viele unglückliche Frauen, die man beschuldigte, Konkubinen Satans zu sein. Also, so heißt es, reiste er in diese Gegenden und stellte sich in den Dienst des Barons.“

Roberto sah sie an und versuchte zu erraten, ob sie es ernst meinte.

„Sicherlich machen Sie sich über mich lustig.“

Arcadia lachte diesmal herzlicher.

„Ich weiß, Sie ziehen es vor zu erfahren, dass er nichts weiter ist als ein Mann namens William Sutherland Butler. Dennoch gleicht er Wild Bill Hickok so sehr, dass alle sagen, er sei dessen leibhaftiges Ebenbild. Manche munkeln sogar, er sei sein illegitimer Sohn. Das Einzige, was feststeht, ist, dass er eine prächtige und makabre Arbeit geleistet hat: Er ist es, der die meisten ‚Yariguí-Schädel‘ eingestrichen hat.“

Sie beugte sich zum Altarbild hinüber, als könnten die Armen Seelen sie hören.

„Auf seinem letzten Streifzug“, fuhr sie fort, „legte er eine jener Fallen, die er aus dem Wilden Westen mitbrachte. Mit zwanzig Knechten des Barons grub er ein Netz von Fallgruben in die Wurzeln der Bäume des Urwalds und ließ sie mit Wasser, Schlamm, Zweigen und Blättern bedecken, wie es die Apachen mit den Siedlern machten. Die Yariguíes, die nie geglaubt hatten, ein Mörder sei zu solcher Mühe und Sorgfalt fähig, rückten vertrauensselig vor, von Ast zu Ast springend, wie sie es seit unabsehbaren Zeiten gewohnt sind. Als sie die Falle erreichten, stürzten die Bäume einer nach dem anderen, wie Karten eines Kartenstapels, und blieben bis zur Taille oder bis zum Hals gefangen liegen, während die Knechte des Barons, im Dickicht

aufgestellt, sie mit Winchester-Gewehren niederstreckten. Als das Echo des letzten Schusses verklungen war, posierte Butler für die deutschen Siedler auf einem Hügel aus Schädeln. Seitdem nennen ihn seine Opfer den ‚Schlächter der Yariguíes'."

Es folgte Schweigen. Aus irgendeinem Winkel der Kirche war das Prasseln einer fast niedergebrannten Kerze zu hören.

„Und deshalb schlagen die Yariguíes jetzt mit solcher Wildheit zurück", schloss Nariño.

„Sie kämpfen um einen heroischen Tod", nickte Arcadia, „der niemanden mehr erschüttert."

Roberto stützte den Stock auf den Boden und markierte den Rhythmus seiner Worte.

„Offen gesagt, Doña Arcadia, der Baron erstaunt uns immer wieder mit seiner Einfallsreichkeit. Aber was uns wirklich Sorge bereitet, sind die Nachkommen der Comuneros. Dieser Same der Rebellion, der einst das Vizekönigreich und später die Republik ins Wanken brachte. Es sind Menschen ohne Gott und Gesetz; zuerst massakrierten sie ihre kreolischen Herren und jetzt Sie, die Ausländer. Diese aufbegehrenden Handwerker, diese herabgesunkenen Militärs, sie sind das eigentliche Problem, glauben Sie mir. Sie sind es, die die Nation, ja den Kontinent in Brand setzen können."

Roberto Nariño sah sie fest an.

„Was Sie tun sollten", fuhr er fort, „ist, diesen rebellischen Geist auszumerzen. Und wenn wir dabei nebenbei ein paar Indios retten…"

„… damit sie die Preußen weiter aufhalten, umso besser."

„Oh nein…"

„In Wahrheit wären wir ohne sie den Indigenen ausgeliefert", erwiderte Arcadia mit bitterem Blick. „Sie haben vermutlich noch keinen Verwandten beerdigt, der von Holzpfeilen vergiftet worden ist."

„Aber Sie haben mir doch eben erzählt, dass mit der Prämie, die Genipperteinga auf ihre Köpfe gesetzt hat, bereits ein Gemetzel im Gange ist."

„In dieser Stadt ist es ein Tabu, von den Yariguíes zu sprechen, Monsieur", schnitt Clara ein. „Weder Kreolen, noch Juden, noch selbst die Deutschen werden zugeben, von diesen Wilden in Fique-Lendenschurzen besiegt worden zu sein."

„Wir alle wissen, dass Bismarcks Zorn weniger dem Deutschen gilt, den die Culebra Pico de Oro vor den Salons des Club de los Gremios niederstachen, als den zweiundfünfzig Preußen, die bei der Kolonisierung des Magdalena den Tod gefunden haben."

„Mag sein", räumte Arcadia ein.

„Der Kongress kann nicht zulassen, dass Galeano und seine Gefolgsleute die Vorherrschaft von Santafé und Cartagena in Frage stellen", seufzte Roberto. „Die Hauptstadtelite ist wütend, Doña Arcadia, und sie hat ein miserables Bild von Ihnen. Die Culebra Pico de Oro, das ist ein Haufen unglücklicher Analphabeten, eine Schar von Webern und Bauern, allesamt Mörder. Man vergleicht sie mit dem Pöbel, der sich vor ein paar Monaten Paris unter den Nagel gerissen hat."

„Wir werden uns darum kümmern, sie zu besänftigen", schleuderte Arcadia ihm entgegen, „so wie die Pariser ihren Pöbel besänftigt haben."

„Man hat mir zugetragen, dass Sie ein geheimes Bündnis mit Macaregua planen", lachte Roberto spöttisch. „Ihr Santandereaner seid so unerfahren in der Kunst der Politik, dass ihr nicht nur zulasst, dass eure Diener die Kommunalwahlen gewinnen. Das Schlimme ist, dass Sie es waren, die selbst die Stimmenauszählung organisiert haben."

„Ehrlichkeit ist kein Verbrechen", räusperte sich Arcadia.

„Ich wiederhole nur, was man im übrigen Land sagt."

Nariño bemerkte das verächtliche Lächeln, das Claras Gesicht umspielte.

„Wir werden dafür sorgen, dass sie ins Gefängnis kommen", stimmte Arcadia zu, „mindestens für dreißig Monate."

„Eine symbolische Strafe!"

Clara erblasste, als sie den kalten Blick des Mannes aus Santafé bemerkte. Roberto trat neben sie und schien die feinen Brokate ihres Schals zu studieren.

„Ich werde Ihren Vorschlag dem Kongress übermitteln", sagte er in gespielt resigniertem Ton. „Die Antwort kann Wochen dauern."

„Wir können warten", akzeptierte Arcadia.

„Was die Indios betrifft…", murmelte Roberto. „Wir werden dafür sorgen, dass sie für den Baron kein Problem darstellen."

„Sie können mit ihnen verfahren, wie es Ihnen beliebt", fauchte Arcadia giftig. „Ich wünsche Ihnen viel Glück."

„Vielleicht sind Sie ihnen nicht klug genug begegnet“, erwiderte Roberto mit einem Anflug von Arroganz. „Gewalt ist nicht immer die beste Taktik. Wir werden Ihnen unsere besten Truppen schicken.“

„Sie haben schon Dutzende Tapfere bezwungen.“

„Krieger der besten Rassen“, warf Clara ein.

Nariño betrachtete mit einem Anflug von Faszination die verzerrten, in Flammen stehenden Gesichter der Armen Seelen in der Kathedrale San Laureano; Dämonen mit lodernden Blicken spießten Sünder mit Dreizacken auf.

Am Rand knieten die Gläubigen vor dem Christus der Kirche und retteten mit ihren Gebeten eine Gruppe zerknirschter Seelen.

„Ihr seid ein frommes und demütiges Volk“, seufzte er. „Es wird euch nicht schwerfallen, euch vor der preußischen Flagge zu beugen.“

„Wenn es doch so einfach wäre!“, rief Arcadia. „Ich habe Sie in die Kirche gebeten, um eine solche Erniedrigung zu vermeiden. Der Baron hat – wie ich – beschlossen, seinen teutonischen Ursprung in der Offenheit von Santander aufzulösen.“

Auf dem Gesicht ihrer Dienerin zeichnete sich Stolz ab.

„Sie scheinen sich der Schwere Ihrer Lage nicht bewusst zu sein“, lächelte Roberto Nariño honigsüß. „Preußische Panzerschiffe stehen bereit, unsere Häfen zu besetzen und mit ihren Heeren quer über Land bis in diese Stadt vorzustoßen. Die Streitkräfte von Santafé bereiten bereits einen Frontalangriff vor – nicht gegen die Preußen, sondern gegen Bucaramanga. Bismarck verzeiht es nicht, dass ein paar Spanier – so nennt er uns –, herabgesunken, Preußen töten, nur weil diese den tropischen Urwald dem Schwarzwald vorziehen. Sie wissen, dass seine Heere die Franzosen gerade in die Knie gezwungen haben. Wenn Sie seine Bedingungen nicht annehmen, wird Bucaramanga von der Landkarte getilgt, und die Hauptstadt von Santander wird auf ewig Socorro sein, saecula saeculorum. Der Kaiser scherzt nicht. Er verfügt über die beste Armee der Welt. Keiner von uns wird den Ansturm seiner Eisenschiffe überleben.“

„Wie viel Zeit bleibt uns?“ fragte Arcadia mit strengem Gesicht.

„Die Zentralregierung hat einen Monat für die Auslieferung Galeanos und der Umstürzler der politischen Bewegung der Töpfer – oder, wie Sie sie nennen, der Culebra Pico de Oro – angesetzt. Die

Zeremonie der Erniedrigung Ihrer Flagge ist für Mitte Juli vorgesehen.“

„Es sind keine Schlangenbeschwörer!“ fiel Clara ein. „Es sind Handwerker! Die politische Bewegung der Handwerker von Santander!“

„Clara!“ wies Arcadia sie zurecht.

„Zuerst wird die Armee von San Gil sie angreifen“, führte Roberto aus. „Scheitert sie, folgt die von Socorro, dann die von Oiba und schließlich die von Santafé. Keine dieser Scharen – so haben sie alle geschworen – wird Erbarmen mit Ihnen haben. Verstehen Sie doch, wenn die Preußen in Cartagena anlegen, ist die ganze Nation in Gefahr, zu einem weiteren Anhängsel des wachsenden teutonischen Reiches zu werden.“

„Die Armee von Mördern, Trinkern und Schankmädchen aus San Gil?“ fragte Arcadia spöttisch.

„Wir werden Widerstand leisten und sie besiegen!“ knurrte Clara.

Aus der Ferne erklang die Stimme des Ausrufers:

„Die Ausgangssperre beginnt um fünf Uhr nachmittags!“ wiederholte er mit trauriger Tonlage.

„Wir müssen gehen“, sagte Clara.

Die Dienstmagd entfernte sich ein paar Schritte, bis sie die Kirche Richtung Straße verlassen hatte.

„Wir wissen, dass Sie in diesen Tagen Besuch von Fidel Acosta erhalten werden“, flüsterte Roberto Nariño Arcadia ins Ohr. „Ein Kopfgeldjäger und Berufskiller, geschützt von der liberalen Partei.“

„Glauben die Liberalen etwa, auch dieses Gebiet gehöre ihnen?“ stieß Arcadia mit bebendem Blick hervor.

„Die Ausgangssperre beginnt in fünfzehn Minuten!“ hörten sie in der Ferne.

„Ich habe erfahren, dass ein weiterer Teutone gestern in der Umgebung von Barrancabermeja ausgeschaltet wurde“, sagte Roberto Nariño spöttisch. „Herr Hiuweiler. Ein großer Verlust für die Nation. Er war kaum fünfundsiebzig Jahre alt.“

„Yariguí-Köpfe werden Tag und Nacht von unseren kalifornischen Abenteurern abgeschlagen“, entgegnete Arcadia, „mit einer Quote von zehn bis zwanzig pro Woche.“

„Eine der größten Touristenattraktionen dieser Gegend“, sagte Nariño, beharrlich an seiner Agenda festhaltend, „bietet der Baron

Genipperteinga, der bereits über einen, wie soll ich sagen, knöchernen Berg auf seiner Hacienda Santacruz verfügt."

„Wir kolonisieren die Ufer des Magdalena, Monsieur."

„Ich hoffe nur", erwiderte Nariño mit ernster Stimme, „dass diese Kopfgeldjäger in ihrem Eifer, diesen Berg zu vergrößern, nicht auch Christen, Zambos und Indigene aus der Umgebung von Barrancabermeja töten."

„Santafé, Cali und Santa Marta drohen damit, uns zu überfallen", zischte die Matrone aus Bucaramanga. „Wenn dabei Christen sterben, ist Santafé schuld."

Nariño legte einen ironischen Ausdruck auf sein Gesicht.

„Bismarck wollte in der Tat Blut", fuhr er fort, „zweiundzwanzig Söhne der angesehensten Familien dieser Stadt, die unter dem Brandenburger Tor gehängt werden sollten. Doch unser Gesandter vermochte ihn zu einer milderen Strafe zu bewegen, indem er ihm mehrere Goldskulpturen aus dem Sinú überreichte. Stattdessen soll die gesamte Stadt zu einer diplomatischen Zeremonie einberufen werden, die Nationalflagge der Vereinigten Staaten von Kolumbien eingeholt, die preußische gehisst und drei Teutonen erlaubt werden, eine Minute lang unsere Fahne zu zertreten."

„Die Flagge einer Nation vor den reglosen Augen ihrer Bürger entehren?" murmelte Arcadia. Sie spürte, wie ihr Körper bereits von ihren finsteren Geistern ergriffen wurde, wie an jedem späten Nachmittag, wenn das Licht des Abendrots verendete.

„Wovon reden wir denn am Ende?" sagte Roberto. „Von einem Stück Stoff, meine Freundin."

„Warum nur in Bucaramanga?" fragte sie schweißgebadet. „Warum nicht in Santafé oder Cartagena?"

„Weil es nicht unsere Schuld ist, Madame."

„Eilmeldung!" ertönte die Stimme des Ausrufers. „Das neu gegründete Deutsche Kaiserreich hat den Vereinigten Staaten von Kolumbien offiziell den Krieg erklärt! Achtung! Zwei deutsche Kriegskreuzer richten vor Cartagena ihre Kanonen aus."

„Sie überfallen uns!" rief Clara und kehrte von der Straße zurück.

„Wird Santafé zulassen, dass unsere Souveränität verletzt wird?" fragte Arcadia.

„Ma chérie!" erwiderte Roberto. „Wenn der Baron hier schon Ihre arglosen Gesetze verletzt. Vor nur wenigen Jahren waren Sie

selbst ein Inbegriff der Tugend. Was hat Ihnen der Baron geboten, dass Sie zu einer einfachen Konkubine herabgesunken sind?"

„Pacem aeternam", entgegnete Arcadia mit vor Zorn lodernden Augen. „Diese Silberkugel wurde in Bogotá geschmiedet! Wer ist der andere Mörder, den man geschickt hat?"

Robertos Gesicht wurde blasser, je mehr sich Doña Arcadias Augen verdunkelten. Sie ahnte, dass er sich weigern würde zu sprechen.

„Glauben Sie, mich bei hellem Tageslicht zu sehen, schütze Sie?" donnerte Arcadia mit höhlenhafter Stimme.

Roberto Nariño bemerkte, dass er nicht mehr über die Hauptstraße von Bucaramanga neben der Kirche San Laureano wandelte, sondern sich auf einer weiten, wüstenartigen Ebene befand, erhellt von glühenden Steinen, die Schwefel ausstießen und auf Pfade hinunterleuchteten, die zu einem Lavastrom führten.

Die Luft selbst war Druck und Finsternis. Nicht die Dunkelheit der Nacht, sondern eine dichte, fast stoffliche Schwärze, als sei diese Welt aus Finsternis gemacht und das Licht der glutroten Felsen eine gewaltsame Störung. Die Hitze kam nicht von außen; sie stieg in ihm selbst auf, als würden seine Eingeweide langsam gekocht.

Er versuchte voranzugehen, doch seine Beine sanken in einen Boden, der zunächst fest schien, um dann wie verfaulte Haut nachzugeben. Um ihn herum tauchten gespenstische Gestalten auf: nackte Männer und Frauen, deren Gesichter in ewigen Schmerz verzerrt waren, die sich mit der Unausweichlichkeit von Schlafwandlern den flüssigen Feuerschwällen entgegenkrümmten, als suchten sie ihre eigene Vernichtung. Es gab keine Dämonen und keine Henker. Diese Seelen schienen von ihrem Leiden selbst angezogen, wie blinde Insekten von einer Flamme.

Er erkannte einige Gesichter: Kaufleute, die er mit betrügerischen Verträgen ruiniert hatte, Familien, die seine juristischen Winkelzüge von ihrem Land vertrieben hatten, einen ehemaligen Teilhaber, dessen Tod – offiziell Selbstmord – für die Ausweitung seiner Geschäfte allzu günstig gewesen war. Alle blickten ihn mit leeren Augen an, wiesen stumm auf ihn, die Münder zu Schreien geöffnet, die niemals erklangen.

„Geht mir aus dem Weg!" rief er, doch seine Stimme wurde von der Leere verschlungen, ohne Echo, ohne Kraft.

Da hörte er sie: Doña Arcadias Lachen. Es kam von keinem bestimmten Ort; es vibrierte in der Luft, vervielfältigt in spöttischen Echos.

„Seht euch nur den Herrn aus der Hauptstadt an“, sagte schließlich eine Stimme, die hinter ihm Gestalt annahm. „Den Mann, der in die Provinz kam und sich unantastbar wähnte.“

Nariño fuhr erschrocken herum. Da saß sie, in ihrem Rollstuhl, aber verwandelt. Ihr Körper wirkte jünger, ihre Augen glühten wie von unsichtbarem Blasebalg angefachte Kohlen. Der Stuhl schwebte wenige Zentimeter über dem verwesenden Boden.

„Was… was ist das für ein Ort?“

„Es ist die Welt, die du errichtet hast, Roberto.“ Arcadia streckte einen Arm aus und wies auf die trostlose Umgebung. „Wir alle schleppen unseren Himmel oder unsere Hölle in uns. Und deine riecht nach mit Blut beflecktem Geld und nach geraubtem Land.“

Wie auf ein Kommando hin begann der Boden unter seinen Füßen aufzubrechen. Aus den Spalten schossen Feuerschlangen hervor, die sich um seine Beine wickelten, ihn verbrannten, ohne ihn zu vernichten, den Schmerz immer neu entfachten, ohne Ohnmacht oder Linderung zu gewähren.

„Erbarmen!“ rief er.

„Erbarmen?“ Arcadias Lachen klang wie berstendes Glas. „Dasselbe, das du den Bauern entgegenbrachtest, als du sie von ihren Parzellen vertrieben hast? Dasselbe, das du den Witwen erwiesest, die Dokumente unterschrieben, die sie nicht lesen konnten? Hier gibt es keine äußeren Henker: Jeder ist sein eigener Inquisitor.“

Die Landschaft verwandelte sich, als reagiere sie auf seine schlimmsten Erinnerungen. Nariño fand sich in einer verzerrten Version seines Büros in Bogotá wieder: Die Wände sifferten Blut und Eiter, die Aktenschränke öffneten sich von selbst und spien betrügerische Verträge, gefälschte Urkunden, manipulierte Testamente aus. Aus jedem Dokument stiegen Gesichter auf, die ihn verfluchten.

„Betrüger“, flüsterten sie.

„Dieb mit weißen Handschuhen“, murmelten sie.

„Eleganter Mörder“, heulten sie.

„An diesem Ort“, fuhr Arcadia fort, nun über ihm schwebend wie eine Geierin, „sammeln sich die Seelen nach ihren Leidenschaften. Die Wollüstigen jagen Genüssen nach, die sich in

Ekel verwandeln. Die Zornigen zerfleischen sich, ohne jemals zu sterben. Die Habgierigen zählen Goldberge, die sich zwischen ihren Fingern in Würmer verwandeln. Und du, Roberto? Du liebtest die Macht über andere. Deshalb ist deine Strafe die absolute Ohnmacht.“

Plötzlich erstarrte sein Körper. Er konnte sehen, hören und jeden Schmerz mit unerträglicher Schärfe fühlen, aber er konnte nicht schreien, nicht einmal die Augen schließen. Er war ein in seine eigene Verdammnis eingesperrter Zuschauer – eine grausame Ironie für einen Mann, der sein Leben lang seinen Willen durchgesetzt hatte.

Gespenstische Gestalten umringten ihn, berührten ihn mit eiskalten Händen, die Spuren von Reif auf seiner brennenden Haut hinterließen. Jede Berührung brachte eine Erinnerung mit sich: das Weinen einer enteigneten Mutter, den Untergang eines betrogenen Mannes, den letzten Seufzer dessen, der zu viel über seine dunklen Geschäfte gewusst hatte. Arcadia herrschte über all dies wie eine düstere Königin.

„Weißt du, was das Härteste an diesem Ort ist?“ flüsterte sie, indem sie sich zu ihm hinabbeugte. „Dass eine Sekunde hier wie Jahre wiegt. Und wenn du glaubst, den äußersten Punkt erreicht zu haben, wirst du feststellen, dass dies erst der Anfang ist. Es gibt Tiefen in dieser Hölle, die du dir nicht einmal in deinen schlimmsten Träumen ausgemalt hast.“

Der Lavastrom begann über die Ufer zu treten und auf ihn zuzurollen. Er spürte, wie sich seine Haut mit Blasen überzog und löste, doch der Tod kam nicht; der Schmerz wuchs nur weiter, sammelte sich ohne Ende.

„Grüß deine Habgier, wenn du ihr begegnest“, fügte Arcadia hinzu. „Sie wird sicher hier unterwegs sein, zusammen mit deinem Hochmut und deiner Selbstsucht, alle drei in trauter Runde.“

Eine Prozession von Gestalten zog an ihm vorbei: all jene, die er zugrunde gerichtet hatte. Ein Kind, das nach dem Verlust seines Heims an Hunger gestorben war. Ein junges Mädchen, zur Prostitution gezwungen, nachdem die Familie ihr Geschäft verloren hatte. Ein Greis, wahnsinnig geworden aufgrund des Verrats dessen, den er für seinen Freund gehalten hatte. Und er musste alles sehen, alles fühlen, tausendfach verstärkt.

„Dies ist nur das Vorzimmer“, raunte Arcadia. „Die inneren Kammern sind eine andere Geschichte.“

Und genau in dem Moment, als die Lava kurz davor war, ihn zu erreichen, als sein Geist endgültig zu zerbrechen drohte…

riss ihn eine Detonation in der Kirche aus der Qual. Er kehrte schreiend in die irdische Welt zurück. Die Explosion schleuderte ihn gegen eine Wand, vor der zwei alte Frauen vor den Ánimas del Purgatorio beteten. Er rappelte sich auf, staubbedeckt, keuchend, während die Menge schrie. Einer seiner Arme hing schlaff herab. Er erhaschte noch einen Blick auf Doña Arcadia, die ihn mit vollkommener Ruhe betrachtete. Einen Augenblick lang erinnerte er sich an die Gerüchte über Genipperteinga und seine unheilvolle Gefährtin. Er machte einen Schritt auf sie zu und zog seinen Revolver, just in dem Moment, als ein Teil des Kirchendachs herabstürzte. Er spürte die Schläge am Kopf und an den Beinen – und kehrte dann in das Vorzimmer seiner Hölle zurück.

Die Gläubigen flohen schreiend aus der Kirche. Clara schob Arcadias Rollstuhl durch die Menge.

„Ein Feind weniger für Agnes“, sagte Arcadia, als sie die Calle 37 erreichten.

„Was werden Sie den Leuten aus Santafé über das unglückliche Ende des Gesandten Nariño erzählen?“ fragte Clara.

„Die Wahrheit“, antwortete Arcadia mit düsterem Ton. „Dass wir ihretwegen beinahe mit ihm gestorben wären.“

Das Grollen weiterer Kanonen hallte unter einem bleigrauen Himmel. Sie blieben vor der Kutsche Genipperteingas stehen, in die Arcadia von Eutimio und Alirio, der nun als Kutscher fungierte, rasch gehoben wurde.

Sie fuhren über die Überreste dutzender Leichen hinweg, dem Weg zur Hacienda Santacruz entgegen.

13. Die Umgebung von Santacruz

Fidel und Tomás aßen hastig in der Schenke von Los Curos, wie zwei Männer, die wissen, dass der Tag noch nicht zu Ende ist, auch wenn die Sonne längst hinter dem Grat der Berge versunken war. Der Holzrauch der Herde vermischte sich mit dem fettigen Geruch von Sancocho und Rindereintopf; in der Ecke lag eine Tiple, die niemand fertig repariert hatte, stumm, als erwarte auch sie den Ausgang des Tages. Draußen zerfiel der Abend in violette Streifen, und der Wind, der vom Páramo herabstieg, drang durch die Ritzen der Lehmwände, brachte eine jähe Kälte mit sich und ließ die Knochen knirschen.

Tomás kaute ohne Appetit auf einem Stück Trockenfleisch mit Yuca und Arepa herum, tauchte es in Ají, mehr aus Gewohnheit als aus Lust. Die heiße Schokolade dampfte in der Kalebasse, doch er trank kaum davon. Er verspürte eine Enge in der Brust — die er dem Erschöpfungsgefühl zuschrieb, obwohl er tief im Innern ahnte, dass es etwas anderes war: das zarte, unbehagliche Gefühl, die menschlichen Gefilde hinter sich zu lassen und in eine Zone einzutreten, in der die Regeln sich so weit biegen, bis sie ihr eigenes Gegenteil offenbaren.

»Iss, Vetter«, sagte Fidel und wischte sich gemächlich den Schnurrbart mit einer groben Leinserviette ab. »Der Weg verzeiht keine Skrupel.«

Tomás nickte gehorsam und zwang sich, einen weiteren Bissen hinunterzuschlucken. Gegenüber schlürfte Pedro, der Führer, seine Suppe in großen Löffeln, ohne ein Wort zu sagen. Die drei Indigenen — Sireno, Perico und Jacinto — aßen schweigend in der Nähe der Tür, den Rücken an die Wand gelehnt, als müssten sie selbst unter einem festen Dach stets ein Auge auf den Ausgang richten.

Die Schenke war fast leer. Eine alte Frau, deren Zöpfe so weiß waren wie die Asche des Herdes, spülte Geschirr in einem Holzzuber; ab und zu hob sie den Blick, betrachtete sie mit einer Neugier, die weder feindselig noch freundlich war. Ein gelber Hund schlief neben dem Eingang, und nur seine Ohren zuckten, wenn der Donner weiter östlich grollte.

»Ein Erdrutsch hat den Weg nach Piedecuesta verschlungen«, sagte Pedro schließlich und durchbrach die Stille. »Die Arrieros sagen, nicht einmal der Wind kommt dort durch.«

Fidel stellte die Kalebasse mit einem harten Schlag auf den Tisch.

»Dann nehmen wir die Route über Málaga und steigen über Floridablanca hinab«, beschloss er. »Hauptsache, wir erreichen Santacruz vor Anbruch der Nacht. Der Baron duldet keine Unpünktlichkeit.«

Tomás unterdrückte eine Antwort. Seit er den Auftrag angenommen hatte — offiziell, die ›spirituellen Unregelmäßigkeiten‹ im Gebiet von Macaregua zu untersuchen; inoffiziell, um herauszufinden, wie weit der Einfluss der Familie Santacruz und dieses rätselhaften Genipperteinga reichte — hatte er das Gefühl, man dränge ihn Schritt für Schritt in einen Wolfsrachen, den niemand beim Namen nennen wollte.

Als sie fertig waren, stiegen sie in ihre Zimmer hinauf. Die Herberge war ein bescheidenes zweistöckiges Gebäude, mit knarrenden Treppen und Wänden, die mit verblichenen Heiligenbildern geschmückt waren. Tomás zündete die Talgkerze auf dem Nachttisch an, legte die vom Regen durchnässte Levite ab und zwang sich, das Becken mit eiskaltem Wasser zu benutzen, das die Wirtin für ihn in eine Zinkschüssel gestellt hatte. Das Wasser biss in seine Haut und entlockte ihm ein Keuchen; zugleich aber hatte er das Gefühl, nicht nur Staub und Schmutz abzuwaschen, sondern auch etwas anderes, Zähes, Unbenennbares: einen Vorboten, einen Rest von Schatten.

In eine raue Decke gewickelt ließ er sich auf das Strohlager fallen. Die Matratze roch nach Feuchtigkeit und billiger Seife, doch sein Körper war bleischwer. Er schloss die Augen, und das leise Murmeln aus der Schenke unten — ein klirrendes Glas, ein heiseres Lachen, das kaum hörbare Gebet der alten Frau — verlor sich in einer dichten, dunklen Dämmerung.

In den Schatten fand er sich in einer Quinta wieder, die er nie zuvor gesehen hatte. Alles lag in fahlem Licht — als hätte die Sonne sich hinter einem Rußvorhang verkrochen. Eine Reihe von Bauern arbeitete schweigend unter Öllampen, deren schwacher Schein nur kleine gelbliche Kreise aus der Dunkelheit schälte. Auf groben Bänken sitzend, mit krummen Rücken und hohlen Augen,

fertigten sie Bänder für Elfenbeintabakdosen an — mit langen Nägeln, schwarz von Erde und Tabak.

Tomás räusperte sich.

»Guten Abend«, sagte er. »Wo sind wir?«

Niemand hob den Blick. Die Finger arbeiteten weiter, mechanisch, als gehorchten sie einem fremden Willen. Ein ausdrucksloser Mann ging zwischen den Reihen und sammelte fertiggestellte Bänder in einen Korb, der sich nie zu füllen schien.

»Hören Sie mich nicht?« fragte Tomás dringend; doch seine Stimme schien zu verhallen, von den Wänden geschluckt.

Eine dürre Frau, das Haar zu einem zerzausten Knoten gebunden, humpelte näher. Ihre Augen waren zwei tote Brunnen, doch ihre Stimme bewahrte einen Rest Würde.

»Verzeihen Sie dem Herrn«, murmelte sie. »Er verlor im letzten Krieg gegen die Teutonen den Verstand. Seitdem lässt er unaufhörlich Bänder herstellen.«

Tomás folgte der vagen Geste ihres Kinns in den dunkelsten Winkel der Halle — und was er sah, ließ ihm das Blut gefrieren. Auf einer niedrigen Plattform, wie für den Winter aufgeschichtete Holzscheite, lagen mehrere menschliche Oberkörper, sauber am Hals getrennt. Sie hatten keinen Kopf, doch ihre Hände bewegten sich weiterhin — als pellten sie unsichtbaren Tabak oder webten ungreifbare Fäden in die Luft.

»Heilige Maria!«, hauchte Tomás und fasste sich an die Brust.

Er wollte das Kreuz schlagen, doch seine Finger gehorchten nicht. Ein Schauer lief ihm den Rücken hinab und nagelte seine Füße an den Boden. Die Luft roch nach ranzigem Schweiß, Tabak und etwas Süßlichem, Verdorbenem, wie faulendes Obst.

Er zwang sich zu sprechen.

»Das ist unmöglich …« Doch seine Stimme klang so schwach, dass er selbst ihr nicht glaubte.

Die hinkende Frau hob die Hand und zeigte hinter ihn. Tomás drehte sich um — und sah ein riesiges Gemälde an der Hauptwand: ein Festmahl unter einem umgekehrten Kreuz. Zu Füßen des Balkens blutete ein nacktes, gesichtsloses Kind in eine goldene Schale, während Gestalten — halb Mensch, halb Tier — sich um Stücke seines Herzens stritten.

Dann hörte er Gelächter. Erst ein hohes, dann ein tiefes, dann ein drittes, klirrendes. Sie kamen nicht aus sichtbaren Mündern: Sie schienen aus den Wänden, dem Boden, den Balken zu dringen.

Er wollte schreien — doch seine Lungen verweigerten den Dienst. Er rang nach Luft; er schmeckte Blut. Der Terror presste seine Zähne zusammen, bis er sich die Zunge aufriss.

Er wachte auf wie jemand, der aus einem Brunnen auftaucht: keuchend, klatschnass vor kaltem Schweiß. Die Kerze war fast heruntergebrannt; ein schmaler Lichtstreifen deutete auf die Morgendämmerung hinter der Fensterklappe. Jemand klopfte sanft an die Tür.

»Vetter?«, Fidels Stimme, klar, als hätte es keinen Schlaf, keine Albträume gegeben. »Das Frühstück ist fertig. Wir müssen aufbrechen, bevor uns der Regen hier eine Woche lang festsetzt.«

»Ich komme«, antwortete Tomás und bemühte sich, seiner Stimme Halt zu geben.

Er setzte sich auf die Bettkante. Die Bilder des Traums klebten noch an seinen Lidern: das umgekehrte Kreuz, das gesichtslose Kind, die kopflosen Torsi. Er schloss kurz die Augen und murmelte ein hastiges Gebet — mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung.

Es war die Müdigkeit, sagte er sich. Ein erschöpfter Körper verwirrt die Säfte, und die Einbildungskraft erledigt den Rest. Mehr nicht.

Doch er glaubte es nicht völlig.

Unten herrschte gedämpfte Betriebsamkeit. Die Arrieros, die am Abend zuvor eingetroffen waren, rüsteten sich zum Aufbruch; die Hufe der Tiere hallten auf dem gepflasterten Hof wider.

Tomás trank eine dicke Schokolade, die ihm etwas Wärme zurückgab, schluckte Brot mit Schmalz hinunter — und eine halbe Stunde später sattelten sie die Maultiere unter einem noch bleiernen Himmel, den Geruch von nassem Dung in den Lungen.

Der Regen ließ nach, als sie den Weg nach Málaga nahmen. Der blasse, abnehmende Mond zog sich zurück wie ein müder Schauspieler nach der Vorstellung, überließ die Bühne der Sonne, die im Osten langsam stieg und die Wolken in Fetzen riss. Der Pfad schlängelte sich am Rücken der Berge entlang, und tief unten tobte der Río Manco zwischen Felsen, die wie gefletschte Zähne wirkten.

Tomás ritt schweigend, horchte auf das gleichmäßige Klacken der Eisenhufe auf Stein, auf den heißen Atem des Maultiers. Das Rauschen des Wassers war wie ein unaufhörlicher Psalm, eine Litanei aus der Tiefe des Tals. Ab und zu zeigte ein alter Erdrutsch eine rötliche Narbe an der Flanke des Berges — stumme Erinnerung daran, dass auch die Berge Launen hatten.

Sie erreichten Floridablanca gegen Mittag. Das Städtchen, an die Bergflanke geklebt, drängte sich um einen Platz mit einer steinernen Kirche und bescheidenem Glockenturm. Die Häuser aus Lehm und roten Ziegeln schliefen im grellen Sonnenlicht, mit halbgeschlossenen Fenstern.

Sie aßen in einer Schenke gegenüber dem Atrium. Die Luft roch nach aufgewärmtem Fett und Innereien, doch die Speisen — Zunge in dicker Soße, Yuca, Maisarepa und knuspriger Chicharrón — schmeckten ihnen wie ein Festmahl. Der Wirt, ein stämmiger Mann mit schwarzem Schnurrbart, musterte sie mit Misstrauen, als Fidel den Namen nannte, den man hier nur aus Notwendigkeit laut aussprach.

»Wir sind Gäste des Barons Genipperteinga«, sagte Fidel ohne die geringste Unsicherheit.

Der Wirt verharrte kurz mit der Krugkaraffe in der Luft. Sein Blick wanderte von Fidel zu Tomás und von Tomás zu den Indigenen. Ein Schatten des Misstrauens glitt über sein Gesicht.

»Ach so«, sagte er schließlich. »Dann … möge der Herr euch beistehen.«

Tomás war nahe daran zu fragen, was er wisse, welche Gerüchte über Santacruz hier kursierten. Doch er unterließ es. Er ahnte, dass wahre Geschichten in dieser Region nur nachts erzählt wurden, am Feuer — und nur denen, die sich das Recht verdient hatten, sie zu hören.

Nach dem Mittagessen schlug Fidel vor, zum Postamt zu gehen. Sie überquerten den Platz, eingehüllt in einen eisigen Wind, der von den Gipfeln herabkam — ein brutaler Kontrast zur Sonne, die die Ziegel braten ließ.

»Hier«, sagte Fidel, »kann man im Mittag verbrennen und bei Einbruch der Nacht erfrieren. Páramo im Osten, fast Wüste Richtung Girón. Gott war großzügig mit den Gegensätzen.«

Im kleinen Postamt übergab ein dünner Mann mit Schweinsaugen Fidel ein versiegeltes Kuvert mit grünem Band. Fidel

öffnete es sofort, las sorgfältig, und ein kaum merkliches, kalkuliertes Lächeln erschien auf seinen Lippen.

»Doña Arcadia wird uns um fünf Uhr nachmittags in der Hacienda Santacruz empfangen«, verkündete er und steckte den Brief in die Innentasche seines Westenrockes. »Wir haben gerade genug Zeit, sofern der Weg uns keine weiteren Streiche spielt.«

Ein Schauder lief Tomás über den Rücken. Der Name Arcadia Alfonsina Galán war ihm aus den Berichten der Kurie vertraut: eine Grundbesitzerin alten Adels, zweimal verwitwet, Herrin über ein halbes Hundert Familien, gefürchtet selbst unter Männern, die fast nichts fürchteten. Und nun Geliebte — oder etwas Schlimmeres — des Barons Genipperteinga. Die Karte, die man ihnen mit steifer Höflichkeit überreicht hatte, beunruhigte ihn: Sie war nicht gemacht, um zu orientieren, sondern um zu führen. Zu führen wohin?

Sie verließen Floridablanca, als der Nachmittag sich neigte, und die Sonne schräges Licht zwischen die gedrehten Stämme warf. Der Weg war kaum noch ein Pfad; die Vegetation hatte ihn fast zurückerobert. Die Nebel, zunächst schüchtern, wurden dichter, bis sie wie eine homogene Wand alles verschlangen.

Die Stille wurde kompakt. Keine Vögel, keine Grillen, keine Fliegen. Nur das Knacken verrotteter Blätter unter den Hufen.

Tomás fühlte, wie die Nässe in seine Kleidung kroch wie ein kaltes Messer.

»Ich mag diesen Nebel nicht«, murmelte er.

»Keiner mag ihn«, antwortete Pedro. »Am wenigsten die, die Geschichten gehört haben.«

»Geschichten? Welche Geschichten?« fragte Tomás.

Pedro sah ihn nicht an.

»Von Seelen … die weder Tiere noch Christen sind.«

Fidel lächelte, aber freudlos.

»Erzähl meinem Vetter keine Flausen. Er hat schon genug mit seiner Philosophie zu tun.«

Tomás schwieg. Jetzt war nicht der Moment, Fidel zu erklären, dass Philosophie und Glaube sich nicht ausschlossen — und dass der Glaube oft das Einzige war, was die Seele hielt, wenn das Unsichtbare sichtbar wurde.

Der Weg wurde schlammiger; jeder Schritt erzeugte ein dickes, sugendes Geräusch. Verwesende Blätter stanken in feuchten Schwaden.

Und dann erschienen die schwarzen Schmetterlinge.

Erst einer, dann noch einer, dann mehrere. Sie umkreisten sie im langsamen Flug, als zögen sie einen Kreis um die Gruppe.

Jacinto spuckte aus.

»Machacas. Sie kündigen den Tod an.«

Tomás wollte widersprechen, als er etwas Feuchtes im Gesicht spürte — ein feiner Faden. Er wischte sich über die Wange, und sofort klebten weitere auf seinen Fingern.

Eine unsichtbare Struktur hing zwischen ihnen und dem Weg.

»Vetter …«, sagte Fidel, und seine Stimme spannte sich. »Beweg dich nicht.«

Tomás gehorchte — doch es war zu spät. Ein leichter Ruck am Knöchel ließ ihn nach unten blicken: Das Bein seines Maultiers war von einem Netz fast unsichtbarer Fäden umschlungen, die unter dem Nebel wie silberne Drähte glänzten.

Er versuchte zurückzuweichen, aber die Fäden spannten sich mit einem feinen, musikalischen Laut. Sein eigenes Bein wurde bis zur Wade gefangen; das Maultier schnaubte panisch.

»Stehen bleiben!« befahl Fidel und näherte sich — doch bei den ersten zwei Schritten wickelte sich ein Faden wie mit eigener Absicht um sein Handgelenk. Er zerrte, aber je stärker er zog, desto mehr schloss sich die Membran um ihn.

»Verdammt!«, knurrte er. »Ich bin auch gefangen.«

Tomás spürte, wie die Panik langsam in ihm aufstieg wie schwarzes Wasser. Die Fäden hielten nicht nur fest — sie krochen. Sie hafteten an der Kleidung, wanderten zur Haut.

Und dann sahen sie es.

Noch bevor ein Tier sie angriff, bevor Fidel schoss, bevor der Wald sein Monster enthüllte, sahen sie die Leichen.

Sie hingen zwischen den Bäumen, vollständig in die Spinnfäden eingehüllt. Keine Skelette, aber auch keine frischen Körper. Getrocknete Gestalten, ausgehöhlt, in Schichten aus verhärteten Fäden eingehüllt. Einer hatte noch Haarsträhnen am Schädel; ein anderer bewahrte den Ausdruck eines offenen Schreis.

Das Netz erstreckte sich über Dutzende Meter — bildete Tunnel, Brücken, hängende Gänge.

Tomás' Magen krampfte.

»Ihre Liebste wusste davon«, flüsterte er. »Sie wusste genau, welchen Weg sie uns schickte.«

Fidel versuchte, seine Pistole zu erreichen, doch die gefesselte Hand hinderte ihn. Mit der anderen hob er die Waffe unbeholfen, zielte auf die Fäden, die Tomás hielten.

»Nicht schießen!«, warnte Tomás. »Brichst du einen Faden, wickelt sie uns ein.«

Fidel biss die Zähne zusammen. Er suchte einen besseren Winkel, vergeblich. Die Pistole glitt ihm schließlich aus der Hand, rutschte über die Fäden wie über einen schiefen Boden und kam vor Tomás zum Liegen — fast, als sei sie absichtlich dorthin gerollt.

Tomás griff danach.

Da vibrierte das Netz.

Zunächst kaum spürbar — wie ein ferner Schritt auf gespanntem Pergament. Dann lief die Welle spürbar durch die Fäden.

Das Maultier schäumte, schnaubte. Etwas bewegte sich über ihnen.

Fidel hob langsam den Blick.

»Sieh nicht hin …«

Doch Tomás sah es bereits.

Über dem Yarumo-Baum glitt eine gewaltige dunkle Masse herab, achtgliedrig, schwarz, glänzend wie Öl. Ihre Augen — viele, runde, glänzende Kugeln — spiegelten das blasse Licht des Nebels. Als sie die Flügel öffnete — zwei membranöse Fächer, halb Glas, halb Nebel — fror die Luft.

Der ganze Wald schien den Atem anzuhalten.

Die Bestie senkte sich, langsam. Die Fäden spannten sich unter ihrem Gewicht; die vibrierende Struktur verwandelte sich in ein lebendiges Organ.

Die Kreatur war wie eine monströse Tarantel, doch mit Details, die kein Naturforscher akzeptieren würde: Gelenke in menschlichem Winkel, ein Abdomen mit verdächtiger Andeutung eines geschwollenen Torsos und zwei durchscheinende Flügel, die von innen heraus leuchteten wie ein krankes Kirchenfenster — mit Linien, die an alte germanische Buchstaben, Dreiecke, Spiralen erinnerten.

Tomás bemerkte, dass die Bestie nicht sofort angriff. Sie beobachtete. Ihre vielen Augen musterten ihn mit einer Eindringlichkeit, die ihm den Magen verkrampfte.

Dann erschütterte ein neuer Impuls das Netz. Vom fernen Ende des Waldes erklang ein Schmatzen wie feuchtes Kauen, gefolgt von einem erstickten menschlichen Schrei — so gedämpft, dass er eher wie ein Laut aus einer mit Schlamm gefüllten Höhle wirkte.

Fidel erstarrte.

»Das waren nicht die Hunde.«

Es blieb keine Zeit.

Die Kreatur stieß sich ab, riss die Zangen auf wie zwei Senseblätter. Die Flügel spreizten sich, entblößten rote, von grünen Adern durchzogene Häute. Tomás hob die Pistole — nicht wissend, wohin er zielen sollte, nur wissend, dass er es tun musste. Er schoss.

Der Schuss traf ein Auge.

Ein Schrei — nicht tierisch, sondern wie splitterndes Glas — erschütterte die Luft. Die Bestie verlor das Gleichgewicht, ein dicker Trägerfaden riss mit einem peitschenartigen Laut — Fidel war teilweise frei. Er stürzte einen Abhang hinab, überschlug sich über Wurzeln und Steine.

Tomás blieb gefangen — bis zu den Knien.

Die Kreatur sprühte einen grünen Nebel. Die Luft glühte in giftigem Smaragd. Tomás zielte nicht mehr auf die Bestie, sondern auf den dicksten Faden an seinem Bein. Ein Fehlschuss, dann ein Treffer.

Die Faser riss.

Er fiel nach vorn — rutschte, rollte, griff nach einer Wurzel. Fidel zog ihn ein Stück weiter.

Ein kollektives Heulen, als klagte der Wald selbst, folgte ihnen.

Als sie endlich auf ebenerem Boden standen, waren sie bedeckt mit Schlamm, zerrissenen Fäden und Angst.

Doch der Wald war noch nicht fertig.

Zu beiden Seiten des Weges standen weitere Tote. Dutzende. Vielleicht Hunderte. Ausgetrocknet, verzerrt, eingesponnen. Einige noch mit Resten menschlicher Züge. Andere nur Skelette in Seide.

»Das ist …«, murmelte Tomás — und brachte den Satz nicht zu Ende.

Fidel bekreuzigte sich, ohne es zu merken.

Noch weiter vorn veränderte sich die Vegetation. Pflanzen, die nicht hierhergehörten, öffneten riesige Kelche in fleischigen Purpur- und Blutrot-Tönen. Von ihren Rändern tropfte ein bernsteinfarbener Saft, der zischend auf den Steinen verdampfte.

Ein Indigener — Sireno oder Perico — kam keuchend aus dem Wald gerannt, Hemd zerfetzt, Machete wie angenagt. Er schrie nicht einmal auf.

Eine der Pflanzen schnappte zu, öffnete sich wie ein schwarzes Loch.

Der Mann verschwand bis zur Hüfte.

Er brüllte. Tomás wollte zu ihm — Fidel packte ihn.

»Geh nicht!«

Die Pflanze schloss sich. Sie bebte kurz. Tropfte Schaum. Als sie sich wieder öffnete, blieb fast nichts zurück — nur ein verbogener Knochen und milchige Reste.

»Säure«, murmelte Tomás. »Sie lösen ihn auf wie Eis.«

»Das sind Pflanzen aus der Hölle«, sagte Fidel.

Tomás widersprach nicht.

Denn dies — das lebendige Netz, die trockenen Körper, die fleischfressende Flora — war Beweis genug: Sie traten in die Domäne des Barons ein. Eine Welt ohne Naturgesetze.

Und dennoch gingen sie weiter.

Es gab nur einen Weg — und Arcadia hatte ihn gewählt.

Aus der Nebelquebrada tauchten Sireno und Perico wieder auf. Sie trugen etwas Schweres.

Eine Frau.

Tomás' Magen drehte sich um. Das Wesen war zugleich menschlich und etwas anderes. Ihr Kleid — einst aus weißer Seide — war zerrissen. Ihre Stiefel waren von guter Machart, ihre Spitzen fein gearbeitet. Sie war zweifellos eine Dame.

Doch ihr Gesicht war ein Schlachtfeld: die rechte Wange ohne Haut, die Augenhöhle leer, die Kieferhälfte fehlte. Die Brust blutverkrustet, das Kleid an die Rippen geklebt. Ein Brustkorb, der aussah, als wäre ein Tier daran genagt.

Tomás kniete sich zu ihr — und sie sprach.

»W… as… ser …«

Die Männer fuhren erschrocken zurück. Pedro bekreuzigte sich heftig.

Tomás hatte schon die Feldflasche gezückt. Er hob ihren Kopf, tröpfelte Wasser in ihre zerstörten Lippen — es rann heraus, doch sie schluckte einen Teil davon. Ihre skelettierten Finger umklammerten überraschend fest seinen Arm.

»Es … ist die Hölle … unter einem … umgekehrten Kreuz … fraßen sie mein Herz …«

Tomás fror durch.

Er riss das Kleid an ihrer Brust auf. Dort war ein rundes Loch — vollkommen säuberlich, die Rippen geöffnete Blätter.

Kein Blut. Keine Fetzen.

Nur ein Leeres.

Ein Loch, das bis zum Rücken ging.

»Sie hat kein Herz!«

»Eine Unbeerdigte«, sagte Pedro. »Die Alten sprachen von ihnen. Die, die schlecht sterben und nicht ruhen dürfen.«

Fidel betrachtete sie wissenschaftlich-fasziniert.

»Etwas anderes spricht durch sie. Oder benutzt sie.«

Die Frau hob ihren Arm, zeigte nach Osten.

»Der … Deutsche … er … ließ mich …«

Ein Krampf. Der Blick weitete sich — und erlosch.

Sie war tot.

Tomás' Priesterreflex erwachte. Er sprach das Gebet der Absolution — ein Gebet, von dem er nicht sicher war, ob es einem Körper ohne Herz nützen konnte.

Als er fertig war, fühlte er sich erschlagen.

»Wir dürfen sie nicht hierlassen«, sagte Fidel. »Wenn ein Arriero sie findet, verbreiten sich Gerüchte.«

»Wir müssen sie beerdigen!« rief Tomás.

»Dazu fehlt uns die Zeit. Und«, fügte Fidel hinzu, »bist du sicher, dass die Erde sie annimmt?«

Tomás presste die Lippen zusammen.

»Wir bringen sie nach Santacruz.«

»Dann soll es der Baron selbst klären.«

Sie bauten eine Tragbahre, banden die Frau auf das Ersatzmaultier. Tomás spürte manchmal — oder glaubte zu spüren — wie die toten Finger sich kurz anzogen. Er klammerte sich an seinen Rosenkranz.

Der Weg wurde ein Fluss aus Schlamm.

»Ich wusste nicht, dass es Wölfe in Santander gibt«, sagte Tomás.

»So wird es später heißen«, antwortete Fidel. »›Wolf‹ ist das Wort für ›Monster‹.«

»Ausländer bringen Tiere, die keine Hunde sind«, sagte Pedro. »Der Baron züchtet sie.«

Tomás dachte an die Bisswunden: präzise, rituell. Kein Hund tat so etwas.

»Und die trockenen Macheten?«, fragte er. »Ihr sagtet, ihr hättet sie verletzt — aber es war kein Tropfen Blut.«

Sireno wich aus.

»Wir haben sie getroffen. Aber die Klingen waren … sauber.«

»Manche Tiere bluten innen«, murmelte Pedro.

Tomás schwieg. Es war kein Moment, um gegen Aberglauben zu argumentieren.

Dann geschah das Nächste.

Ein Gefühl von Wiederholung — als liefen sie denselben Abschnitt zweimal. Ein Guayacán links. Ein pferdekopfförmiger Stein rechts. Ein querliegender Stamm.

Und wieder. Und wieder.

»Laufen wir im Kreis?«

Pedro behauptete nein — doch seine Stimme verriet Unsicherheit.

Ein verzauberter Weg, dachte Tomás.

Der Weg, der zurückführt — wie die Herzenlosen.

Die Schatten wurden länger. Der Nebel dichter. Die Luft schwerer.

Und als der Wagen endlich vor dem Portal von Santacruz hielt — hatten alle, bis auf Tomás, den Weg halb vergessen.

Auch die Frau wurde nicht mehr erwähnt.

14. Fauna und Flora der Hölle

Als der Himmel vollends dunkel geworden war, hob Sireno plötzlich den Arm.

„Dort“, sagte er.

Zwischen den Schichten aus Nebel zeichneten sich in einiger Entfernung gelbliche Lichtpunkte ab, unbewegt. Es waren weder Glühwürmchen noch vereinzelte Fackeln. Sie hatten etwas Urbanes, etwas Künstliches, wie Fenster eines großen Hauses.

Je näher sie kamen, desto klarer erkannte Tomás die Silhouette: ein herrschaftliches Anwesen, das sich auf einem niedrigen Hügel erhob, mit einem breiten Zagang und mehreren angebauten Flügeln. Das Licht kam aus Fenstern, die ohne große Symmetrie verteilt waren. Einen Augenblick lang schien das Haus zurückzuweichen, als schlüpfe es zwischen den Nebelschwaden davon. Doch als sie den Anfang des gepflasterten Weges erreichten, der zum Portal hinaufführte, stand es wieder dort, fest, als hätte es sich nie bewegt.

„Also das ist Santacruz“, dachte Tomás. Ein Schauder durchlief ihn, nicht nur vor Kälte, sondern vor Wiedererkennen. Er hatte es nie zuvor gesehen, aber ein Teil von ihm, der Teil, der von verdunkelten Landhäusern und gottlosen Banketten geträumt hatte, erkannte es.

Sie stiegen den steinernen Weg hinauf, während die Tiere auf dem feuchten Belag leicht ins Rutschen kamen. Der Schlamm des Hauptweges blieb zurück; unter den Hufen klang nun ein trockenerer Schlag. Die Mauern der Hacienda erhoben sich zu beiden Seiten, weiß im Licht der Laternen. Eine Reihe dünner Palmen säumte den Vorplatz wie eine stumme Ehrenwache.

Beim Einreiten in den Innenhof wurde Tomás jäh bewusst, dass etwas fehlte.

„Und die Indios?“, fragte er.

Vier Tiere kamen ohne Reiter voran. Die Zügel hingen nass herab und schlugen gegen die Flanken. Pedro drehte sich im Kreis und suchte mit den Augen.

„Ich habe sie eben noch hinter uns gesehen“, sagte er bleich. „Sie trugen die Señora…“

Fidel runzelte die Stirn. Ein Schatten huschte für einen Sekundenbruchteil über sein Gesicht. Es war keine Angst. Vielleicht Irritation. Vielleicht etwas anderes.

„Sie werden sich gefürchtet haben“, entschied er. „Oder beschlossen haben, dass es ihnen nicht guttut, diese Domänen mit einer Leiche des Barons auf dem Rücken zu betreten. Wie dem auch sei, es ist nicht länger unsere Angelegenheit.“

Tomás dachte an die Stute, die noch vor wenigen Minuten das Bündel, in Decken gewickelt, getragen hatte. Er suchte im Hof nach ihr, zwischen den Schatten der Karren und den aufgestapelten Säcken. Er sah sie nicht. Das bloße Fehlen des Packens, dieses unverkennbaren Gewichts, erschien ihm bedrückender als der Anblick des verwesten Körpers selbst.

Drei Männer in dunkler Livree traten aus dem Zagang hervor. Der vorderste trug weiße Handschuhe und eine Weste, deren Farbton nur eine Spur heller war als der Rest seiner Kleidung.

„Willkommen in Santacruz“, sagte er mit einer knappen Verbeugung. „Mein Name ist Eutimio. Die Señora Doña Arcadia erwartet Sie.“

Fidel stieg mit der Beweglichkeit eines Mannes ab, der es gewohnt war, sich in Herrenhäusern vorzustellen. Er nahm den Hut ab und schüttelte dem Verwalter die Hand.

„Der Weg hat uns mehr als eine Überraschung beschert“, sagte er. „Aber wir sind hier.“

Tomás stieg langsamer ab. Seine Beine zitterten, er wusste nicht, ob vor Reisestrapazen oder vor dem scharfen Bewusstsein, soeben eine Schwelle überschritten zu haben, von der es vielleicht keine Rückkehr gab. Während er die Zügel seiner Maultierin einem der Lakaien übergab, blickte er zu den Fenstern im oberen Stockwerk hinauf.

Hinter einem der Scheiben glaubte er für den Bruchteil einer Sekunde eine weibliche Gestalt mit langem Haar zu sehen, die ihn beobachtete. Die Silhouette löste sich auf, bevor er scharfstellen konnte. Vielleicht war es María del Carmen. Vielleicht eine andere. Vielleicht nichts.

Der Wind, der vom Dach herabstrich, vollgesogen mit Feuchtigkeit und einem undefinierbaren Geruch – eine Mischung aus verwelkten Blumen, abgestandenem Weihrauch und etwas Metallischem – strich ihm über den Nacken.

Mit jener sicheren Gewissheit, mit der man erkennt, dass sich hinter einem eine Tür geschlossen hat, fühlte er, dass der Weg nach

Santacruz zu Ende war. Und dass das eigentlich Schwierige eben erst begonnen hatte.

Eutimio ließ sie durch den Zagang treten, mit der präzisen Höflichkeit eines Mannes, der dieselbe Szene bereits unzählige Male wiederholt hat. Beim Überschreiten der Schwelle spürte Tomás einen so abrupten Temperaturwechsel, dass er den Eindruck hatte, von der freien Luft in die Eingeweide einer Kreatur einzutreten. Drinnen roch es nicht nur nach Wachs und altem Holz wie in jedem anderen Herrenhaus, sondern nach mehr: nach Kampfer, nach welken Blumen, nach altem Wein und einem leichten metallischen Register, dem Geruch von geronnenem Blut ähnlich.

Die Eingangshalle war weitläufig, mit einem Schachbrettboden aus weißem und schwarzem Marmor. Zwei symmetrische Treppen führten zum oberen Stockwerk hinauf, sie krümmten sich wie zwei ausgebreitete Arme eines gastfreundlichen Hausherrn, der sie einlud, sich in seinen Gängen zu verlieren. An den Wänden hingen Porträts von Vorfahren: Männer in Gehrock, Frauen mit eingeschnürter Taille, steife Kinder, alle mit derselben stolzen Strenge in den Zügen. Tomás fiel auf, dass im Hintergrund fast aller Bilder exakt dasselbe Motiv zu sehen war: eine dunstige Landschaft mit verschwommenen Bergen im Hintergrund und einem einsamen Baum mit zerfasertem Wipfel. Nur die Gesichter im Vordergrund wechselten. Für einen Moment hatte er den Eindruck, dass ihm die Augen eines jener Herren mit dem Blick folgten.

„Die Lakaien kümmern sich um das Gepäck“, kündigte Eutimio an. „Alirio wird den Herrn padre in seine Gemächer führen. Der Herr Doktor Fidel kennt den Weg bereits.“

Aus dem hinteren Teil der Halle trat ein buckliger Mann mit glattem, mittig gescheiteltem schwarzen Haar. Der Buckel spannte den Stoff seines Gehrocks, doch seine Bewegungen waren flink, fast katzenhaft. Er trug einen Ausdruck im Gesicht, der weder wirklich unterwürfig noch offen frech war – etwas dazwischen, eine Art ironische Geduld.

„Hier entlang, señor“, sagte er, ohne zu verbergen, dass er Tomás von Kopf bis Fuß musterte.

Sie stiegen die linke Treppe hinauf. Je höher sie kamen, desto mehr veränderte sich das Geräusch ihrer Schritte: Zunächst hallte der klare Klang auf dem Stein; weiter oben dämpfte ein dicker Teppich das Klacken der Stiefel, ersetzte es durch ein Flüstern. Tomás blickte

zur Seite. Eine Standuhr zeigte zehn nach sechs. Ein Stück weiter, auf einer Konsole, zeigte ein kleinerer Zeitmesser Viertel nach vier. An einer Biegung schließlich stand eine dritte Uhr, die unerklärlicherweise fünf vor elf anzeigte.

„Sie haben viele Uhren“, bemerkte er, mit dem Versuch eines leichten Tons.

„Die Señora verabscheut die Stille“, erwiderte Alirio. „Sie sagt, die Uhren erinnern sie daran, dass es noch Zeit gibt.“

Tomás fragte sich, ob das bedeutete, dass dieses Haus ein Ort war, an dem die Zeit drohte stehen zu bleiben.

Der Flur im dritten Stock verzweigte sich in zwei Richtungen. Rechts eine Reihe identischer Türen, alle geschlossen. Links ein kürzerer Korridor, der an einem Fenster mit kleinem Balkon endete, von dem aus man die Lichter eines Dorfes in der Ferne sehen konnte, vom nächtlichen Nebel verschleiert.

„Ihre Kammer“, sagte Alirio und blieb vor einer Doppeltür stehen.

Das Zimmer war geräumig, mit einem Boden, der mit gegerbten Fellen und Wollteppichen bedeckt war. Ein Doppelbett beherrschte die Mitte, mit einer dicken Decke aus Schafwolle bezogen, auf der ein halbes Dutzend Kissen ruhte. An den Wänden sorgten vierarmige Wandleuchter mit Talgkerzen, die bereits brannten, für Licht, als hätte jemand ihre Ankunft bis ins Detail vorausgeahnt.

Ein Paravent trennte eine Ecke ab, hinter der sich eine kupferne Wanne erahnen ließ, aus der Dampf aufstieg. Auf der anderen Seite öffnete eine große Glastür den Zugang zu einer Terrasse mit zwei Korbschaukeln, zwei Hängematten und einem Holzsofa mit Schnitzereien. Dahinter war der Nebel eine weiche Wand. Einige verstreute Lichter flimmerten wie tiefhängende Sterne.

„Die Wanne ist bereit“, sagte Alirio. „Heißes Wasser. Der Señor kann seine Kleidung in der Truhe lassen, sie wird am Morgen gewaschen. Verfügen Sie über ein Nachtgewand?“

Tomás zögerte einen Augenblick.

„Ich schlafe am liebsten nackt“, antwortete er mit einem müden Lächeln.

„Im Schrank befinden sich drei hindische Pajamas in verschiedenen Größen“, bemerkte der Bucklige, als hätte er nichts gehört. „Order der Señora. Sie mag es nicht, wenn ihre Gäste wie Krähen aussehen.“

Eine bissige Bemerkung stieg ihm auf die Zunge, aber er schluckte sie hinunter. In Alirios Blick lag etwas Halb-Vergnügtes, Halb-Kaltes, das ihm signalisierte, dass jede Äußerung registriert und womöglich weitergegeben wurde.

„Das Abendessen ist um neun“, fügte der Diener hinzu. „Bis dahin bleiben weniger als zwei Stunden. Ich rate Ihnen, sich etwas auszuruhen. In Santacruz sind die Nächte immer länger, als sie scheinen.“

Er ging, ohne auf eine Antwort zu warten. Die Tür schloss sich mit einem leisen Klicken.

Tomás blieb allein mit dem Atem des Hauses. Denn es atmete, davon war er überzeugt. Das kaum wahrnehmbare Knarren der Balken, ein dumpfes Stöhnen in irgendeinem Rohr, das asynchrone Ticken der Uhren – all das ergab ein Hintergrundrauschen, das weder dem Schweigen eines Klosters noch dem einer bäuerlichen Hütte glich, sondern eher der wachen Liege eines riesigen Tieres.

Er trat zur Deckenlampe. Sie war aus Glas, achtarmig, mit kleinen Tropfen verziert, die das Licht in gelbliche Funken brachen. Im Zentrum des Medaillons, mit dem die Lampe an der Decke befestigt war, ließ ihn ein Relief anhalten. Es war nicht mehr klar erkennbar; die Farbschicht hatte die Form verwischt. Trotzdem unterschied er zwischen den Voluten eine Art ovales Gesicht, aus dem feine Beine hervorsprangen, wie Speichen eines Rades.

„Eine Spinne“, dachte er. „Eine gekrönte Spinne.“

Er erinnerte sich an die geflügelte Tarantel auf dem Weg, an ihren aufgetriebenen Leib, die häutigen Flügel. Einen Moment lang hatte er die absurde Phantasie, dass Decke und Berg aus derselben Linie stammten.

Er schüttelte den Kopf, zog den Gehrock aus und stieg in die Wanne. Das Wasser umschloss seinen Körper mit einem fast schmerzhaften Wärmeschwall und entlockte ihm einen Seufzer. Er spürte, wie sich seine Muskeln lösten, wie die Ermüdung des Weges ihn nur gerade so schwer werden ließ, dass er ein wenig tiefer einsank. Er schloss die Augen.

Er schlief nicht ein, ließ sich aber an den Rand eines Dämmerzustandes gleiten, irgendwo zwischen Wachsein und Schlaf. An dieser Schwelle hörte er sie.

„Tomás…“

Er riss die Augen auf. Der Dampf stieg in sanften Schwaden auf, die Kerzen flackerten grundlos. Das Echo der Stimme verflüchtigte sich wie ein Rauchfaden.

„Einbildung“, sagte er sich. „Nachhall irgendeiner Erinnerung.“ Er hatte den Namen María del Carmen in den letzten Berichten so oft gehört und gelesen, dass er sie unwillkürlich beschwören konnte, wenn er nicht aufpasste.

Er schloss die Augen erneut.

„Tomás…“, kam die Stimme wieder, nur ein Hauch.

Dieses Mal klang sie nicht im Zimmer, sondern hinter der Glastür zur Terrasse.

Er stieg aus der Wanne, fröstelnd trotz der Hitze des Wassers, und hüllte sich hastig in den Bademantel, der hinter dem Paravent hing. Der Boden war kalt unter seinen nackten Füßen, und die plötzliche Berührung gab dem Raum wieder etwas Förmliches. Er öffnete die Tür zur Terrasse.

Ein wenig Nebel drang ins Zimmer, als hätte er auf diese Geste gewartet, um sich hineinzuschleichen. Draußen war die Luft noch kälter. Der Wind schlug ihm ins Gesicht, mit dem Geruch nasser Erde und etwas Blumigem.

Links, neben dem Stamm eines Mamey-Baumes, der sich an einer Seite der Terrasse erhob, erkannte er eine weibliche Gestalt. Schlank, mit langem Haar, in Weiß gekleidet. Sein Herz stolperte.

„María…?“, setzte er an, doch das Wort brach ihm ab.

Die Gestalt antwortete nicht. Sie blieb reglos stehen, wie auf den Nebel gezeichnet. Tomás machte einen Schritt nach vorn. Dann noch einen. In dieser Starre lag etwas Beunruhigenderes, als wenn sie auf ihn zugelaufen wäre oder verschwunden.

Der Wind drehte. Die Kerzen im Zimmer flackerten stärker. Einen Augenblick lang beleuchtete das Zimmerlicht den Umriss der Gestalt.

Dort, wo ein Gesicht hätte sein sollen, war keines. Nur eine dunkle Höhlung, ein aus dem Nebel geschnittener Hohlraum. Aus dieser Tiefe strömte ein süßlicher, fauliger Atem, der ihn an den Geruch der unbestatteten Toten erinnerte.

„Wir sind nur eine Illusion…“, murmelte die Gestalt mit einer Stimme, die wie aus einem Brunnen kam.

Tomás streckte die Hand aus, mehr aus Reflex als aus Willen. Seine Finger trafen weder auf Stoff, noch auf Haut, noch auf Haar.

Sie tasteten über die raue, kalte Rinde der Äste des Mamey. Der Baum erzitterte unter seiner Berührung wie ein überraschter lebender Körper.

Die Angst schlug ihm in den Nacken. Er wich zurück, stieß gegen das Geländer und sah hinunter. Der Sturz von fünf Metern auf das Steinpflaster des Hofes erschien ihm in diesem Moment wie der einzige Ausweg. Er klammerte sich an die Brüstung.

Unten, im Hof, bewegte sich etwas rasch. Ein Schatten huschte über die Fläche vor dem Zagang und verharrte einen Moment unter dem Licht einer Laterne. Es war ein menschlicher Körper, in befleckte Tücher gewickelt, ohne erkennbare Gesichtszüge. Tomás erkannte mit einer Gewissheit, die ihm den Atem raubte, die Silhouette der Frau ohne Herz. Dieselbe Krümmung des Nackens, derselbe Fall der Stoffe über den Rippen.

Er blinzelte. Der Schatten war verschwunden. Der Vorplatz lag leer, abgesehen von einem Jagdhund, der aufmerksam die Luft witterte.

Er trat zurück, schloss die Terrassentür mit zittrigen Händen und lehnte sich einen Moment dagegen, um seine Gedanken zu ordnen.

„Ich bin müde“, sagte er sich. „Die Bilder des Weges, die Unbestattete, die Tarantel, der Traum der vergangenen Nacht… alles mischt sich.“

Er sah auf seine Taschenuhr. Es war zwanzig nach acht. Er hatte fünfunddreißig Minuten Zeit, sich einzureden, dass das Gesehene nichts als das Ausschwitzprodukt eines überladenen Geistes war.

Er kleidete sich an, zog die mitgebrachte Kleidung an und probierte widerwillig einen der Gehrocke aus dem Schrank. Er passte ihm erstaunlich gut, als hätte jemand im Voraus seine Maße genommen. Dieser Gedanke war alles andere als beruhigend.

Bevor er ging, öffnete er den Mahagonikoffer und nahm die Bibel heraus. Er ließ sie beim Psalm 91 aufgeschlagen, die Seite mit dem Kruzifix markiert. Noch las er nicht. Es genügte, die ersten Zeilen zu sehen – „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt…“, , um eine leichte Entspannung in seiner Brust zu spüren.

Ein leises Klopfen ertönte an der Tür.

„Das Abendessen ist angerichtet“, kündigte Alirios Stimme an.

Tomás folgte dem Buckligen durch ein Labyrinth von Gängen, das nicht mit seinem Eindruck vom Hinweg übereinstimmte. Es gab

Ecken, an die er sich nicht erinnerte, kleine Flure, die zu verschlossenen Zimmern abzweigten, Abkürzungen, die den Weg dennoch zu verlängern schienen. Er hatte das Gefühl, dass er, würde man ihn allein lassen, stundenlang im Kreis laufen würde.

Beim Vorbeigehen an einer der Uhren bemerkte er, dass die Zeiger schneller liefen als gewöhnlich, als sei das Uhrwerk außer Kontrolle geraten. An der nächsten Ecke zeigte eine andere Uhr exakt dieselbe Zeit wie seine eigene. Er wagte es nicht, Schlüsse zu ziehen.

Das Speisezimmer war ein langgezogener Saal mit hoher Decke und einem Tisch für zweiundzwanzig Gedecke. Die Stühle aus dunklem Holz trugen auf der Lehne dasselbe Wappen, das er auf dem Kleid der Unbestatteten gesehen hatte: den stilisierten Baum und die Krone mit den drei Spitzen. An einem der Kopfenden fehlte der Stuhl; die Lücke sprach beredter als jede Anwesenheit.

Fidel saß bereits dort, in der Mitte des Tisches, und betrachtete das Glas seines Weins, als wolle er die Qualität eines Diamanten prüfen. Als Tomás eintrat, erhob er sich mit einem Lächeln.

„Vetter“, grüßte er. „Ich sehe, Santacruz kleidet sich nach englischer Mode; diese Pajamas haben das Nachthemd ersetzt.“

„Und sie sind geübt darin, Gespenster einzukleiden“, scherzte Tomás, als er sich neben ihn setzte.

Alirio schenkte ihnen schweigend Portwein ein. Die dicke, fast schwarze Flüssigkeit hinterließ eine Spur an der Wand des Glases.

„Die Señora Doña Arcadia Alfonsina Galán, Witwe von Sepúlveda“, donnerte plötzlich Eutimios Stimme vom Eingang her.

Tomás drehte sich um.

Ein Rollstuhl glitt über die Marmorplatten, geschoben von einer blonden Frau mittleren Alters. Darin, in Schals gehüllt, saß die Alte. Sie war klein und wirkte durch die Gebrechlichkeit noch kleiner: die Haut fast durchsichtig, die knochigen Hände mit Ringen aus blassen Steinen behangen, das weiße Haar zu einem dünnen Knoten gebunden. Nur die Augen, tief in den Höhlen, hatten noch einen hartnäckigen, beinahe lüsternen Glanz.

„Doña Arcadia…“, sagte Fidel und verbeugte sich übertrieben. Er beugte sich, um den Ring zu küssen, den sie ihm mit träger Geste hinhielt.

„Doktor Fidel“, antwortete die Alte mit einer rauen, zugleich aber gepflegten Stimme. „Immer so galant. Setzen Sie sich, bitte.

Dieses Haus verabscheut Formalitäten, obwohl es sie den Menschen aufdrängt.“

Die Frau, die den Rollstuhl schob, trat hinter sie. Sie war von hochmütiger Schönheit: leicht rosige, weiße Haut, das blonde Haar zu einer kunstvollen Frisur hochgesteckt, graue Augen unter markanten Brauen. Sie trug ein schwarzes Spitzenmieder, das ihre vollen Brüste erahnen ließ, und einen eleganten Rock. Der Kontrast zwischen ihrer Frische und der Gebrechlichkeit der Alten machte etwas Unbehagliches deutlich.

„Doña Clara de Monsalve, meine Gesellschafterin“, stellte Arcadia vor. „Mutter von drei Kindern, ordnungsgemäße Gattin eines guten Kaufmanns, gelegentliche Geliebte von Männern, die hier nichts zur Sache tun.“

Clara lächelte ohne jede Wärme.

„Und diejenige, die darauf achtet, dass die Gäste nicht zu viel Wein zu sich nehmen“, fügte sie mit einem ironischen Unterton hinzu, der die Warnung nicht milderte.

Tomás erhob sich, um zu grüßen. Als er Arcadias Hand ergriff, schlug ihm ein Miasma entgegen: nicht nur der Fliederduft ihres Parfüms, sondern eine tiefere Note leicht verwesenden Fleisches, wie von einem Tier, das seit ein oder zwei Tagen tot war. Er musste den Impuls, seine Hand hastig zurückzuziehen, unterdrücken.

„Willkommen in Santacruz“, sagte die Alte. „Ich hoffe, der Chicamocha hat Sie nicht allzu sehr durchgeschüttelt. In letzter Zeit ist der Fluss empfindlich. Und der Himmel auch.“

„Der Weg hat uns… Zwischenfälle beschert“, entgegnete Fidel. „Einige unserer Begleiter haben beschlossen, nicht weiterzugehen.“

„Nur wenige wagen sich in unsere Domänen“, kommentierte Arcadia und wandte den Kopf Clara zu. „Nicht wahr, dass unsere Hunde einen guten Ruf haben?“

„Den besten, Señora“, bestätigte die Blonde und konnte einen Stolz in der Stimme nicht verbergen.

Tomás nutzte die Gelegenheit, sich einzuschalten.

„Und Ihre Pflanzen und Insekten ebenso“, sagte er, um die Temperatur des Wassers zu testen.

„Er meint die Hindernisse, denen jeder Reisende begegnet, um hierher zu gelangen.“ Arcadia lächelte, ohne die geringste Spur von Verlegenheit.

„In Floridablanca“, fuhr Tomás fort, „spricht man vom Baron, als sei er unsterblich.“

„Der Pöbel übertreibt immer“, Arcadia atmete tief ein. „Wir alle sind auf unsere Weise unsterblich, Doktor. Die einen im Fleisch, die anderen im Gedächtnis, wieder andere in den Flüchen, die sie hinterlassen. Und Sie – wie gedenken Sie zu bleiben?“

Tomás hielt ihrem Blick stand. Er spürte das Gewicht der Frage, das weit über den beinahe spielerischen Ton hinausging.

„Mir genügt es, wenn die Seele bleibt“, antwortete er. „Der Körper hat sich als unzuverlässiger Gast erwiesen.“

Arcadia lachte kurz auf, ein Hüsteln ließ das Lachen in Husten übergehen.

„Die Katholiken, immer so bescheiden“, warf Clara ein. „Aber nicht minder intrigant.“

Eutimio klatschte einmal scharf in die Hände. Durch eine Seitentür traten Diener mit Platten herein. Sie servierten Gemüsesuppe, frisch gebackenes Brot, dann ein Spanferkel mit in Hogo aus Tomate und Zwiebel geschwenkten Kartoffeln, gewürzt mit Ají.

„Ich bin krank“, sagte Arcadia plötzlich, mit einer Offenheit, die den Firnis der Höflichkeit riss. „Die Ärzte sagen, ich werde diese Woche nicht überleben. Sogar die Wahrsager sagen es.“

Sie hob dabei das Kinn trotzig, als spräche sie nicht zu ihnen, sondern zu einer unsichtbaren Versammlung von Gegnern.

„Ärzte irren sich häufig“, meinte Fidel beschwichtigend. „Der Wille und die Mittel einer Dame wie Ihnen…“

Arcadia unterbrach ihn mit einer abrupten Handbewegung.

„Sparen Sie sich Trostreden aus der Sakristei, Doktor. Ich habe Sie hergebracht, weil ich Tatsachen brauche, keine Hoffnungen. Der Baron und ich bedürfen Ihrer Dienste. Wir wissen beide, dass Sie sich nicht billig verkaufen, aber ebenso wenig Gelegenheiten verschwenden.“

Der Name des Barons fiel wie eine schwere Platte auf den Tisch. Tomás registrierte ein leichtes Zucken bei Clara, auch wenn ihr Gesicht unbewegt blieb.

„Was für eine Rolle spielen wir in diesem Drama?“, fragte Fidel. „Sie sprechen im Plural, Señora.“

Arcadia lächelte, und in diesem Lächeln lag etwas Kindliches und etwas Totenkopfhaftes.

„Sie beide werden morgen nach Bucaramanga reisen“, sagte sie. „Wilhelm wird Sie im Wagen bis Lagos del Cacique bringen. Dort treffen Sie Galeano, überbringen ihm diese Gabe”, sie deutete auf Eutimio, der einen versiegelten, prall gefüllten Umschlag präsentierte – „und geben ihm zu verstehen, dass Santacruz bereit ist, seine Großmannsträume zu finanzieren, solange er sich von bestimmten Lasten befreit.“

„Macaregua?“, vermutete Fidel.

„Die Bestie“, bestätigte Arcadia. „Wir wollen ihr Herz. Wörtlich.“

Clara mischte sich ein, ein Funkeln in den Augen.

„Man sagt, er blutet nicht wie andere“, murmelte sie. „Sein Herz schlage anders. Der Baron wird erfreut sein, das zu untersuchen.“

Tomás spürte, wie seine Hände auf dem Tischtuch kalt wurden. Das Wort „Herz“ katapultierte ihn augenblicklich zu der perfekten Höhlung der Unbestatteten, zu dem runden Loch, das durch ihre zerstörte Brust gegangen war. Der Satz, den sie gehaucht hatte – „vor einem umgekehrten Kreuz fraßen sie mein Herz”, hallte obszön zwischen Besteck und Gläsern nach.

„Ich bin kein Söldner“, sagte er rauer, als er wollte. „Mein Amt ist ein anderes.“

Arcadia betrachtete ihn mit einer Mischung aus Ungeduld und Neugier.

„Gerade deshalb brauche ich auch Sie, junger Mann“, erwiderte sie. „Die Männer des Barons wissen zu töten. Das haben sie oft genug getan. Aber sie unterscheiden nicht zwischen einem Dämon und einem Kranken, zwischen einem Mythos und einem Verrückten. Sie dagegen haben ein Auge für diese Feinheiten. Zumindest behaupten das Ihre Vorgesetzten an der Universität del Rosario.“

Tomás spannte sich an.

„Sie haben mit meinen Lehrern gesprochen?“

„Ich brauche das nicht“, sagte Arcadia. „Gerede fliegt. Und der Baron weiß Dinge zu hören, die andere überhören. Nennen wir es… beiderseitiges Interesse. Sie wollen wissen, wie weit unsere Magie reicht. Wir wollen wissen, wie weit die Ihre reicht.“

Tomás bemerkte, dass Fidel ihn verstohlen beobachtete. In seinem Blick lag Unmut, aber auch etwas anderes: eine Art zynisches Mitleid, wie man es für einen Spieler empfindet, der die Regeln des Tisches noch nicht ganz verstanden hat, an dem er sitzt.

„Und der Baron?“, fragte Tomás, um das Gefühl loszuwerden, seziert zu werden. „Hält er es nicht für angebracht, sich seinen Gästen vorzustellen?“

Die Stille, die darauf folgte, war kurz, aber schwer.

„Der Baron ist beschäftigt“, antwortete Arcadia schließlich. „Floridablanca verlangt seine Aufmerksamkeit. Ein Bürgerkrieg führt sich nicht von allein. Er weiß, dass Sie hier sind. Und er billigt, was hier beschlossen wird.“

Tomás hatte die absurde und doch zwingende Empfindung, dass irgendwo im Haus – hinter einer Wand, hinter einem Spiegel, hinter einem Gemälde – Augen, die körperlich nicht anwesend waren, jede seiner Bewegungen verfolgten.

Eutimio trat mit einem Folianten vor.

„Das sind die Bedingungen des Auftrags, Doktor“, sagte er an Fidel gewandt. „Honorar, Fristen, Geheimhaltungsklauseln.“

Fidel nahm die Feder entgegen, die man ihm reichte, und las das Dokument ohne Eile, wie einer, der gewohnt ist, jede Bestimmung abzuwägen. Tomás nutzte die Zeit, um sein Weinglas zu leeren. Die Flüssigkeit brannte ihm in der Kehle.

„Und wenn Galeano sich weigert zu kooperieren?“, fragte er, während die Feder über das Papier glitt und Fidel am Ende unterschrieb. „La Culebra Pico de Oro ist kein Klub für wohlerzogene Herren.“

„Dann wissen wir wenigstens genau, wer unsere Feinde sind“, antwortete Clara. „Mir ist eine tiefschwarze Figur lieber, die man sieht, als zehn graue, die sich verstecken.“

Arcadia beendete die Angelegenheit mit einer Geste.

„Wir haben genug Politik für ein erstes Abendessen betrieben“, erklärte sie. „Eutimio, stelle unseren Ehrengast vor.“

Der Verwalter schlug zweimal mit dem Knauf eines Stocks auf den Boden.

Die Treppe im anschließenden Korridor hinab kam eine schlanke Gestalt, in ein rosafarbenes Kleid gehüllt, darüber ein feiner Schleier. Sie trug eine weiße Keramikmaske, die das Gesicht vollständig verbarg, lediglich den Mund deutete eine schmale karminrote Linie an. Das dunkle, üppige Haar fiel in Wellen über ihre Schultern.

„Die zukünftige Ehefrau des Barons Genipperteinga“, kündigte Arcadia mit einem schwer zu deutenden Glanz in den Augen an. „Unsere liebe…“

„María del Carmen!“, dachte Tomás. Er wurde so abrupt rot, dass Arcadia ihn mit unverhohlener Neugier beobachtete.

„Kennen Sie sie?“, fragte sie.

„Nein!“, stieß Tomás hervor. „Es ist nur, dass sie einen sehr schönen Schopf hat.“

„Die zukünftige Baronin Marisol de Genipperteinga“, korrigierte Arcadia.

Der Name traf Tomás wie ein Schlag auf die Brust. Er spürte, wie ihm das Blut mit Gewalt ins Gesicht schoss. Und María del Carmen? Für einen Augenblick verspürte er den Impuls aufzustehen und der Gestalt die Maske vom Gesicht zu reißen, nur um zu bestätigen, was er ohnehin schon wusste.

Marisol? Eine gerade erst gegossene Lüge, und doch war der Blick hinter der Maske derselbe wie der, den er Jahre zuvor in der Sakristei hatte weinen sehen. Er beherrschte sich. Mit Mühe brachte er eine höfliche Neigung zustande.

„Sehr erfreut“, murmelte er.

Die junge Frau neigte nur leicht den Kopf. Die glatte, ausdruckslose Maske erwiderte die Geste ohne Emotion. Nur ihre Hände, fest über dem Unterleib verschränkt, verrieten eine innere Spannung.

„Kennen Sie sie, Padre?“, bohrte Arcadia nach und schärfte ihre Neugier.

Tomás spürte, wie ihm die Hitze bis in die Ohren kroch. Tastend suchte er nach einer Lüge.

„Sie hat ein sehr schönes Haar“, stammelte er. „Sie hat mich an ein kleines Mädchen erinnert, das ich in meiner Kindheit auf dem Hochland sah.“

Clara lächelte schief, als traue sie ihm nicht recht, aber bereit, das Spiel zu akzeptieren.

„Schöne Frauen erinnern uns immer an irgendjemanden“, kommentierte sie. „Das macht sie gefährlich.“

Die junge Dame setzte sich nicht. Sie blieb neben Arcadias Stuhl stehen, wie eine Zeremonienstatue, zugleich anwesend und abwesend.

„Wir haben vor Ihrer Ankunft gespeist“, sagte Arcadia. „Das Mädchen wird sich bald zurückziehen. Morgen steht ihr eine lange Reise bevor.“

Tomás erhaschte einen flüchtigen Blick durch den schmalen Schlitz der Maske. Darin flackerte kurz ein erkennbarer Funke – Angst, Flehen, etwas – und verglomm.

Das Gespräch glitt dann zu banaleren Themen ab: den Zustand der Ernten, einem Verwandten Arcadias, der kürzlich in einer Scharmützel gefallen war, das launische Wetter, die Liebesabenteuer Arcadias und Fidels in Bogotá. Tomás aß mechanisch; das Schweinefleisch schmeckte nach Sägemehl, der Wein nach Tinte.

Irgendwann verließ die zukünftige Baronin den Saal, glitt wie ein rosa Schatten zur Tür hinaus. Arcadia machte keine Anstalten, sie aufzuhalten. Clara verfolgte sie mit dem Blick, bis der Schleier im Türrahmen verschwunden war.

Als das Essen beendet war, beendete Arcadia den Abend mit einem theatralischen Gähnen.

„Das Alter verschont nicht einmal die Vampire der Gesellschaft“, witzelte sie und zeigte ihre Goldzähne. „Eutimio, führen Sie unsere Gäste in ihre Zimmer. Morgen früh wird Wilhelm sie nach Bucaramanga bringen. Ich mag es nicht, wenn meine Angelegenheiten länger als eine Nacht schlafen.“

Tomás verbeugte sich leicht. Während er sich verabschiedete, rückte ihm der süßliche Verwesungsgeruch stärker denn je zu Leibe.

„Gott behüte Sie, Señora“, sagte er mit einer Mischung aus Höflichkeit und Trotz, die vielleicht nur er bemerkte.

„Wenn es einen Gott gäbe, der mich behüten wollte“, erwiderte Arcadia, „hätte er mich schon vor Jahren aus dieser Hülle geholt. Gute Nacht, abogado.“

Beim Hinausgehen spürte Tomás ein leichtes Beben unter den Füßen. Es war nur ein Zittern, wie das einer Tischplatte, wenn jemand sich mit plötzlichem Gewicht an einer Ecke aufstützt. Er schaute zu Fidel.

„Haben Sie es gespürt?“, flüsterte er.

„Den Wein?“, entgegnete der Arzt mit einem Schulterzucken. „Für meinen Geschmack ziemlich leicht.“

Alirio führte sie zurück in den oberen Stock. Der Weg war nicht identisch. Tomás erkannte einige Bilder, eine Uhr, einen Wandteppich mit Jagdszenen wieder, doch die Reihenfolge hatte sich

verschoben. Ein Flur, den er als gerade in Erinnerung hatte, wies jetzt eine Biegung auf; ein Fenster, das er rechts wähnte, war linkerhand. Er konnte es mit Ermüdung und Wein erklären. Er konnte – aber sicher war er nicht.

In seinem Zimmer lag die Bibel noch offen auf dem Tisch, der Psalm 91 wartete wie ein aufgeschobenes Rendezvous. Er schloss die Tür sorgfältig, legte den Riegel vor und lehnte für einen Augenblick die Stirn an das Holz.

Die Wand atmete. Er fühlte es in den Füßen, in der Haut, im Nacken. Etwas, irgendwo, hörte ihm zu.

Er zündete zwei weitere Kerzen an, aus reinem Instinkt, und setzte sich auf die Bettkante. Er öffnete die Lippen und begann leise zu lesen:

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, der bleibt unter dem Schatten des Allmächtigen…“

Während er die Worte aussprach, schien sich das Murmeln des Hauses ein wenig zurückzuziehen, als wäre das, was ihm lauschte, ein paar Schritte zurückgewichen, neugierig, aber vorsichtig.

Da ahnte er noch nicht, dass der Drang, den Psalm noch in derselben Nacht zu lesen, einem göttlichen Plan entsprang.

Er ahnte, dass der Schlaf lange auf sich warten lassen würde, als sei es in Santacruz unklug, die Augen zu lange zu schließen.

15. Psalm 91

Tomás wusste nicht, wann er eingeschlafen war. Anfangs hatte er, am Kopfende sitzend, mit der Bibel auf den Knien gesessen und Psalm 91 immer wieder gemurmelt wie jemand, der einen Flussstein in den Händen wälzt. Beim dritten Mal wurde seine Stimme zu einem inneren Summen. Beim fünften Wiederholen schienen die Worte ohne ihn weiterzuschweben, als Echo im Raum. Irgendwann verlöschte die nächstgelegene Kerze mit einem Seufzer, und der ausgelaufene Wachs bildete einen milchigen Ring auf dem Holz.

Nun war das Haus unbewohnt. Er ging durch dieselben Korridore, doch die Wände waren gleichmäßig weiß geworden, ohne Bilder, ohne Uhren, ohne Teppiche. Jede Tür, die er öffnete, führte in eine neue Variante desselben Flures. Es gab keine Arcadia, keinen Fidel, keine Diener. Nur das ferne Rauschen eines Flusses, der tief unter der Erde donnerte, als wäre der Chicamocha in die Fundamente von Santacruz gezogen.

An einer Ecke stieß er im Inneren des Hauses auf die Schädelpyramiden.

Sie standen nicht auf freiem Feld, nicht im Nebel. Es waren perfekte Dreiecke aus Knochen, direkt auf dem Marmorboden, in gleichmäßigen Stufen bis zur Decke aufgetürmt. Hunderte von Schädeln, Tausende, alle auf ihn gerichtet. In den leeren Augenhöhlen zogen sich feine Spinnweben. Auf der Spitze jeder Pyramide stand aufrecht ein umgekehrtes Kreuz.

„Vor einem umgekehrten Kreuz… fraßen sie mein Herz."

Die Stimme der Unbestatteten hallte hinter ihm, körperlos.

Tomás fuhr herum und sah sie nicht. Stattdessen schwebte die weiße Maske María del Carmens im Raum. Von den Rändern der Keramik fielen Tropfen dicken Blutes, das, am Boden angekommen, zu kleinen schwarzen Spinnen gerann.

Er fühlte sein Herz gegen den Brustkorb hämmern.

Etwas ließ den Raum vibrieren, ein tiefer, zurückgehaltener Ton, wie der eines Donners, der nie ganz losbricht. Der Kristallleuchter pendelte leicht; im stillen Wasser der Karaffe auf dem Tisch bildeten sich kleine, konzentrische Kreise.

Ein dumpfer Schlag ließ das Kopfende beben. Dann ein zweiter, stärker. Die Wandleuchter klirrten; eine der Kerzen erlosch.

Sein erster Gedanke war: „Erdbeben." Im zweiten, mit einer Klarheit, die ihn mitten in der Nacht überraschte, tastete er nach der Bibel, schlug sie an der markierten Stelle auf und begann laut zu lesen, ohne aufzustehen:

„Ich sage zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe…"

Der Boden wankte heftiger. Die Wanne hinter dem Paravent quietschte auf den Fliesen. Das Klirren von zersplitterndem Glas war aus einem benachbarten Zimmer zu hören, gefolgt von einem Schrei. Oder mehreren. Es war schwer zu sagen: Stimmen in verschiedenen Tonlagen, teils menschlich, teils nicht.

Tomás erhöhte die Lautstärke:

„Denn er errettet dich aus der Schlinge des Jägers und von der verderblichen Pest…"

Die Tür der Kammer flog auf.

Sie schwang nicht nach innen oder außen, sondern in alle Richtungen zugleich, als hätte jemand das Blatt aus dem Rahmen gerissen und es in der Luft geschüttelt. Eine Windböe schoss herein, sprühte Regentropfen in den Raum. Die Kerzen neigten sich, drohten zu verlöschen, fassten dann wieder Flamme, nun gelbgrünlich.

Am Türsturz, vom Plafond hängend wie eine menschliche Fledermaus, erschien Arcadia.

Sie war nicht die aufrecht sitzende Greisin im Rollstuhl vom Abendessen. Oder doch, aber von etwas ergriffen, das ihren Körper wie einen Handschuh trug. Ihre Füße waren verschwunden; an ihrer Stelle krallten sich zwei knöcherne Klauen in den Balken. Die Hände – nun ebenfalls zu Klauen geworden – streckten sich vor, tasteten nach der Luft, als klettere sie an einer unsichtbaren Wand. Aus dem zerknitterten, befleckten Nachthemd quollen Strähnen weißen Haares, die sich wie Nadeln aufstellten. Die Augen, vormals trüb und eingesunken, waren jetzt zwei flüssige Blutlachen, die über die Wangen zu rinnen schienen.

„Genug!", heulte sie mit einer Stimme, die nicht aus ihrer Kehle, sondern aus den Wänden zu kommen schien. „Erbarmen!"

Tomás' Knie fühlten sich wie aus Gummi an, aber er hörte nicht auf zu lesen:

„Er wird dich mit seinen Fittichen decken, und Zuflucht wirst du haben unter seinen Flügeln…"

Vom Flur her mischte sich eine zweite, schrille, schneidende Stimme in Arcadias Schrei.

„Gebt ihnen die maskierte Dame!“, kreischte Clara. „Gebt sie ihnen, oder sie machen uns alle zunichte!“

Das Beben steigerte sich. Die Bilder im Gang schlugen wie rasende Pendel gegen die Wände. Die Decke ächzte. Tomás glaubte, über allem ein Wort in einer indigenen Sprache zu hören, mehrmals wiederholt wie ein Kriegsgesang. Er verstand es nicht, doch der Ton ließ ihm das Blut gefrieren.

Arcadia sank ein Stück herab, als hätte sich die Decke dem Boden angenähert. Ihre Klauen kratzten in der Luft nach Halt. Der Mund war zu einer Fratze gespannt, irgendwo zwischen Schrei und Gelächter.

„Beelzebub!“, kreischte sie. „Bringe das zum Schweigen! Lass nicht zu, dass er es laut liest!“

Tomás, fast schreiend, fuhr fort:

„Vor dem Grauen der Nacht brauchst du dich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Pfeil, der am Tage fliegt…“

Etwas – oder mehrere Etwas – quoll ohne klare Form in das Zimmer. Es waren Schatten, mehrere, von Menschenmaß, mit einem schmutzigen Schimmer umrandet, wie das Licht einer Laterne hinter dichtem Nebel. Sie ruckten in unmöglichen Winkeln, stießen in Sprüngen vor und zurück. Einer stürzte sich auf das Bett; ein anderer klebte an der Decke, wickelte sich wie eine lebendige Decke um Arcadia.

„Die Dame!“, erklang Claras Stimme erneut, jetzt noch näher. „Gebt sie her, sonst endet das nicht!“

Ein Gestöber von Schritten hallte im Flur. Diener, Lakaien, vielleicht herbeigerufene Gäste rannten in alle Richtungen. Tomás meinte Wilhelm zu sehen, wie er eine Truhe schleifte. Eutimio brüllte Befehle, denen niemand folgte. Die Uhren spielten verrückt: Aus jeder Wand erklangen Glockenschläge durcheinander.

Der Raum füllte sich mit einem neuen Geruch: nicht der süßliche Aasgeruch, der Arcadia begleitete, nicht der muffige Duft der Wandteppiche, nicht der Rauch der Kerzen. Es war ein frischer, vertrauter Hauch, der sein Herz auf andere Weise zusammendrückte.

Der Duft des Haarwaschmittels, mit dem sich María del Carmen früher das Haar gewaschen hatte.

„Er wird dich retten vor dem Grauen der Nacht, vor dem Pfeil, der am Tag fliegt…“, stammelte Tomás weiter.

Zwei Schatten stürzten mit etwas in den Armen auf das Bett zu. Oder jemanden. Sie warfen es auf den Matratzenrand, mit der Grobheit derer, die ein Bündel abladen. Tomás senkte für einen Augenblick die Bibel.

Es war ein kleiner Körper, in ein cremefarbenes Reisekleid gehüllt, mit einem hellen Wollschal über den Schultern und der Keramikmaske noch im Gesicht. Das schwarze, offene Haar war unverkennbar.

„María…“, hauchte er.

Die Maske drehte sich zu ihm. Die Augen hinter dem schmalen Ausschnitt glänzten nicht mit Arcadias Rot, sondern mit klarem, furchtsamen Bewusstsein.

„Hört auf…“, krächzte Arcadia, kaum hörbar unter dem Toben des Hauses. „Hören Sie auf!“

Tomás ergriff das Kruzifix, das auf der Bibel lag, und widersprach ihr.

„Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen…“

Arcadia prallte mit einem heftigen Ruck von der Decke und stürzte wie ein Sack zu Boden. Sie zerschellte nicht, richtete sich vielmehr auf allen vieren auf und kroch auf den Türrahmen zu. Die Schatten um sie herum zogen sich zurück, als fürchteten sie den direkten Kontakt mit dem Boden der Kammer.

„Raus!“, knurrte sie, ohne dass klar war, ob sie die Schatten, Tomás, María del Carmen oder etwas Drittes meinte.

Das Beben änderte den Rhythmus. Es war kein Rütteln mehr, sondern ein wellenförmiges Schwingen, als strecke sich etwas unter dem Haus, als strecke und recke sich eine Gestalt. Die Kerzen stabilisierten sich etwas; die Leuchter stießen nicht mehr aneinander.

Tomás beschleunigte:

„Dir widerfährt kein Unglück, und keine Plage kommt in dein Zelt…“

Ein kollektiver Schrei, ein Chor aus menschlichen und unmenschlichen Stimmen, antwortete auf diese Worte wie auf eine Pulverexplosion. Die Schatten schrumpften abrupt in den Gang zurück, wie im Rücklauf einer Flut. Arcadia wurde einige Zentimeter mit ihnen fortgerissen, wie ein Stück Holz am Rand der Brandung.

Einen Augenblick hatte Tomás den Eindruck, dass die Wände des Hauses sich ausdehnten und zusammenzogen, wie in hastigem Atem.

Dann trat eine Stille ein, die nicht allmählich kam, sondern wie ein Schnitt. Das Beben hörte auf. Die Glockenschläge verstummten mitten im Ton. Jedes Glas, das eben noch zu zerbrechen drohte, blieb heil. Nur Tomás' Hecheln und der keuchende Atem der Frau, die nun ebenfalls im Zimmer war, waren zu hören.

Arcadia, im Türrahmen am Boden, hob mühsam den Kopf. Ihre Augen hatten etwas von der flüssigen Blutigkeit verloren, obwohl noch immer ein Rest Feuer darin glomm.

„Jetzt wissen sie es", murmelte sie, mit wieder menschlicher, alter Stimme. „Jetzt wissen sie, dass sie hier ist. Lächerlich… zu glauben, man könne es vor ihnen verbergen."

Sie wandte sich Tomás und der Frau mit der Keramikmaske zu, mit einem Ausdruck aus Hass und Flehen zugleich.

„Nehmen Sie sie mit", sagte sie und deutete mit einem Ruck des Kinns auf das Mädchen. „Gehen Sie so bald wie möglich. Heute Nacht hat das Haus sich Ihrer erbarmt. Das geschieht nicht zweimal."

Und als wäre eine unsichtbare Schnur durchschnitten worden, verlor sie das Bewusstsein. Ihr Körper fiel zur Seite, die Klauen zogen sich zu knochigen Fingern zurück, der Mund blieb halb geöffnet in einer Grimasse, die man für bloße Erschöpfung einer alten Frau hätte halten können, wüsste man es nicht besser.

Einige Sekunden lang bewegte sich niemand.

Die maskierte Dame war es, die zuerst aus der Starre löste. Sie riss sich die Maske mit einer Hand vom Gesicht, als brenne ihr die Keramik die Haut, und ließ sie auf den Boden fallen. Mit einem leisen Knacken zerbrach sie. Ihr Gesicht kam zum Vorschein, blasser denn je, mit geweiteten Augen und zitternden Lippen.

„Tomás…", sagte sie, als hätte sie den Namen seit Wochen zurückgehalten.

Er legte die Bibel auf den Tisch und trat ans Bett. Einen Moment lang sprach keiner von beiden. Sie sahen einander bloß an und vergewisserten sich, dass der andere wirklich da war, ganz, aus Fleisch und Blut, mitten in diesem Wahnsinn.

„Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen", brachte sie schließlich hervor, und die Tränen traten ihr über die Wangen. „Ich dachte, sie würden mich mit diesem Mann… mit diesem Wesen verheiraten, und alles andere wäre nur noch ein Traum."

Tomás nahm sie in die Arme. Ihr Körper zitterte, als folge er noch dem Nachhall des Erdbebens.

„Warum bist du gekommen?", fragte er. „Warum bist du an diesen Ort gegangen?"

Sie löste sich gerade so weit, dass sie ihn ansehen konnte.

„Mein Bruder hielt es für nötig", antwortete sie heiser. „Er sagte, der Baron sei mächtig, er könne die Familie schützen, es genüge, wenn ich einwilligte… Münze zu sein. Er hat dich gesucht, weißt du das? In Bucaramanga, in Floridablanca. Aber du warst bereits unterwegs hierher. Da kam der Baron ihm zuvor."

Tomás dachte an all die Botschaften, die auf dem Weg verloren gehen: Briefe, die nie ankommen, falsch übermittelte Nachrichten, Entscheidungen, die einen Tag zu früh oder zu spät fallen. Die Welt, so dachte er, wird nicht von großen Willen regiert, sondern von kleinen Unstimmigkeiten.

„Ich kann dich nicht hierlassen", sagte er. „Nicht nach dem, was… was ich gesehen habe."

María del Carmen lachte kurz, fast hysterisch.

„Ich kann mich selbst auch nicht hierlassen", entgegnete sie. „Aber so einfach ist es nicht. Das Haus gibt nicht frei, was es einmal genommen hat, ohne Erlaubnis des Barons."

Sie legte die Hand auf ihre Brust, über das Herz.

„Es gibt Geister hier", fuhr sie leiser fort. „Alte Seelen, Tomás. Es sind nicht nur Dämonen, nicht nur indigene Ahnen. Es sind… Falten. Orte, an denen das, was wir denken, und das, was andere Wesen denken, sich berühren, wo all unsere Versuchungen Gestalt annehmen, wo alle Sünden gerinnen."

Sie wischte sich die Tränen mit dem Handrücken ab.

„Wenn sie sagen, dass ‚niemand lebend aus Santacruz herauskommt'", sagte sie, „meinen sie nicht den Tod. Ein Teil der Seele bleibt hier, in diesen divergierenden Domänen, die all die schlechten Gedanken verwirklichen. Sie laufen durch Bucaramanga, durch Girón, durch Floridablanca, aber sie träumen von endlosen Korridoren. Und eines Tages, wenn wir schon verurteilt sind, gehen sie fort."

Tomás erinnerte sich an das Gefühl beim Abendessen, beobachtet zu werden, ohne angeben zu können, von wo aus. Die Geschichte, dachte er, hat ein Gedächtnis – und Hunger auf Gegenwart.

„Die Beben…“, setzte er an.

„Sind nicht alle irdisch“, unterbrach sie ihn. „Manche kommen von etwas anderem, das erwacht. Aber…“, sie sah ihn prüfend an, „vorhin, als du gelesen hast… hast du es zum Rückzug gezwungen. Du hast es nicht aufgehalten, aber zurückgedrängt. Das gelingt weder Arcadias Beschwörungen noch den Gesängen des Barons. Das vermag nur jemand, der wirklich glaubt an das, was er sagt.“

Tomás spürte eine schmerzhafte Scham. Er selbst war sich nicht sicher, ob er wirklich an all das glaubte, was er sagte. Vielleicht aber hatte er in diesem Augenblick genug geglaubt.

„Und die anderen?“, fragte er. „Fidel, Pedro… Wissen sie, was hier geschieht?“

María del Carmen machte eine vage Geste.

„Einige ahnen, andere leugnen, wieder andere gewöhnen sich daran“, sagte sie. „Fidel hält alles für Politik, Geschäfte, Bürgerkrieg. Und ganz unrecht hat er nicht. Nur liegt unter dieser Schicht noch eine andere. Und darunter noch eine. Er begnügt sich mit der ersten. Der Baron spielt in allen.“

Sie fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht, als wolle sie sich mehr als nur die Maske abreißen.

„Wir haben nicht viel Zeit“, fügte sie hinzu. „Wenn sich das hier wieder in Bewegung setzt, wird es kein Warnsignal mehr sein. Es wird… die Umwandlung sein.“

Tomás dachte an den Traum vom leeren Haus voller Schädelpyramiden. An die umgekehrten Kreuze. An das hohle Herz der Unbestatteten.

„Verwandlung wovon?“, fragte er, obwohl er die Antwort fürchtete.

„Deiner Gnade in etwas anderes“, sagte sie. „In einem Riss. Einen Ort, an dem das, was sie sich ausdenken, und das, was die anderen Wesen sich ausdenken, sich ohne Grenze mischen. Für manche wird es ein Wunder sein. Für andere die Hölle. Für die meisten – Wahnsinn.“

Sie schwiegen eine Weile und lauschten.

Das Haus schien in eine künstliche Ruhe verfallen zu sein. In der Ferne schlug eine Uhr einmal. Eine andere antwortete mit zwei Schlägen. Eine dritte war ihr mit fünf zuvorgekommen, als markierten sie drei verschiedene Versionen desselben Augenblicks.

„Wir können jetzt nicht hinaus“, sagte María del Carmen schließlich. „Es gibt wache Augen. Aber im Morgengrauen… wenn der Nebel uns hilft, können wir die Grenze überschreiten.“

Tomás nickte. Ihm war, als habe sich die Nacht gedehnt und die Stunden hätten eine eigene Textur bekommen. Schlaf hatte er keinen, aber der Körper tat ihm an all seinen Punkten weh.

„Kannst du hier bleiben?“, fragte er. „In dieser Kammer? Ich werde dich so gut ich kann beschützen.“

Sie lächelte müde.

„Du bist es nicht, der mich schützt“, sagte sie sanft. „Es ist das, was du darstellst. Manchmal genügt das. Außerdem…“, sie blickte auf die offene Bibel, „ich gedenke mich für den Rest der Nacht nicht weit von diesem Buch zu entfernen.“

Sie legte sich neben ihn, über der Decke, ohne sich auszuziehen. Es gab keine glühenden Liebkosungen, keine pathetischen Liebesszenen wie in Romanen. Nur den festen Kontakt zweier Körper, die überprüfen mussten, dass der andere noch wirklich da war.

Tomás sprach den Psalm noch einmal, jetzt leise, den Kopf an das Holz des Kopfendes gelehnt. Mitten im Vers merkte er, dass María del Carmen eingeschlafen war, mit einem ruhigen, aber angespannten Atem, wie jemand, der mit einem inneren Auge wach bleibt.

Er selbst schlief nie ganz. Er fiel eher in eine Folge von Nickern und plötzlichem Aufschrecken, jedes Mal mit dem Gefühl, als rufe ihn ein Geräusch.

Mehrmals glaubte er Schritte über ihm zu hören; einmal meinte er, jemand hebe die Türklinke an und lasse sie wieder sachte fallen. Keines dieser Versuche wurde zu Ende geführt.

Gegen Morgen veränderte sich das Haus erneut.

Es war keine heftige Bewegung. Mehr ein Seufzer. Das Licht hinter den Vorhängen wurde weniger schwarz, dann grauer. Die Kerzen – die entgegen jeder Logik nicht völlig heruntergebrannt waren – waren nur wenig kürzer geworden, als wäre die Zeit auch für sie anders vergangen. Die Luft verlor die elektrische Spannung des Aufruhrs und wurde schwerer, feuchter.

Ein gemäßigtes Klopfen erklang an der Tür.

„Das Frühstück ist angerichtet“, meldete Alirios Stimme, ohne den geringsten Anflug von Verwunderung. „Wilhelm wird die Kutsche in einer Stunde bereit haben.“

Tomás öffnete die Augen vollends, als hätte er soeben eine unsichtbare Grenze überschritten. María del Carmen sah ihn an; sie war kurz vor dem Klopfen erwacht. In ihren Augen lag kein Schlaf, nur Entschlossenheit.

„Jetzt“, flüsterte sie.

Sie wuschen sich hastig, wie zwei gewöhnliche Gäste in einem gewöhnlichen Haus. María holte ihren Schal, steckte ihr Haar hoch, hob die zerbrochene Maske vom Boden auf und wickelte sie in ein Tuch – nicht aus Sentimentalität, sondern um zu verhindern, dass jemand über die Scherben stolperte. Tomás steckte die Bibel und das Kruzifix in den Koffer, zusammen mit seiner Reisekleidung. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er auch den geliehenen Gehrock mitnehmen sollte. Er entschied sich dagegen. Nichts, was dem Haus gehörte, wollte er am Leib tragen.

Als sie ins Speisezimmer hinabstiegen, schien die Welt auf einen anderen Morgen erwacht zu sein.

Der Tisch war mit derselben Sorgfalt gedeckt wie am Abend zuvor. Die Leuchter unversehrt, das Porzellan ohne Sprung, die Gläser glänzend. Nichts erinnerte an den nächtlichen Aufruhr. Kein zerbrochenes Glas, kein neuer Riss. Hätte er das Tosen nicht im Ohr, könnte er glauben, er habe geträumt.

Fidel saß bereits da und schlürfte seinen Kaffee mit irritierender Unbefangenheit. Als er die beiden eintreten sah, hob er die Tasse zum Gruß.

„Haben Sie gut geschlafen?“, fragte er.

Tomás musterte ihn aufmerksam. Weder Schatten unter den Augen, noch Spannung in den Händen, kein Zittern.

„Es gab ein Beben“, sagte er. „Ein Erdbeben… Haben Sie nichts gespürt?“

Fidel zog leicht die Brauen zusammen, eher aus Höflichkeit als aus Besorgnis.

„Ich habe nichts gespürt“, antwortete er. „Nur Müdigkeit, vielleicht. Ich bin wie tot ins Bett gefallen. Und Sie, María?“

Sie führte die Tasse an die Lippen, bevor sie antwortete.

„Ich habe von meiner zukünftigen Hochzeit geträumt“, sagte sie. „Mein Haus stand noch, als ich die Augen öffnete. Das genügt mir.“

Tomás spürte die Doppeldeutigkeit dieser Antwort.

„Haben Sie keine Schreie gehört?“, hakte er nach. „Keine Lichter gesehen, die sich bewegten?“

Fidel lächelte, und zum ersten Mal kam es Tomás vor, als läge in diesem Lächeln Traurigkeit.

„Schreie hören wir ständig, Vetter“, erwiderte er. „Hier, in Bucaramanga, in den Llanos, im Urwald. Die Hälfte kommt von der Straße, die andere Hälfte aus dem Gewissen. Man lernt, nicht allzu genau zu unterscheiden. Sonst schläft man nie.“

Eutimio war es, der das Gespräch beendete.

„Die Kutsche wartet“, kündigte er an. „Von Lagos del Cacique aus werden zwei Gaul und vier Maultiere Sie nach Bucaramanga bringen. Der Baron erwartet in einer Woche Nachricht.“ Er wandte sich an Fidel. „Die Señora vertraut darauf, dass Sie den Auftrag zu ihrer Zufriedenheit erfüllen.“

„Ich werde tun, was in meiner Macht steht“, entgegnete der Arzt, ohne mehr zu versprechen, als er musste.

Tomás fragte nicht nach Arcadia. Sein Instinkt sagte ihm, dass man es ihm nicht sagen würde, wäre sie am Leben; und dass man ebenso lügen würde, wäre sie tot. Er zog es vor, sich die am Plafond hängende Alte als letztes Bild von ihr zu bewahren.

Sie traten in den Hof hinaus, wo der Nebel sie an diesem regnerischen Morgen erwartete: eine kompakte, milchige Masse, die sich wie Milch über das Pflaster ergoss. Nach zehn Schritten war das Haus schon nur noch eine verschwommene Kontur. Nur die Doggen, die in der Nähe des Tores lagen, waren mit einiger Deutlichkeit zu erkennen: groß, graufellig, mit stumpfgelben Augen. Sie sahen ihnen beim Vorbeigehen nach, ohne zu bellen, als erkannten sie in ihnen eine Art Passierschein.

Wilhelm hielt die Wagentür offen.

„Steigen Sie ein“, sagte er mit leichtem, kaum hörbarem Akzent. „Ich bringe Sie an Ihr Ziel.“

„Wann werden wir den Baron zu Gesicht bekommen?“, fragte Fidel, der wie immer zuerst einstieg. „Ich möchte mit ihm gewisse Details unserer Abmachung besprechen.“

Wilhelm blickte ihn mit einer Mischung aus Respekt und Spott an.

„Er geht nachts oft in Bucaramanga spazieren“, antwortete er. „Wenn der Baron Sie sehen will, wird er Sie sehen.“

Tomás half María del Carmen in den Wagen. Als er den Fuß auf den Tritt setzte, hatte er das Gefühl, dass etwas – ein Blick, eine Geste, ein Wille – ihn sachte am Rücken schob, ihn drängte, schneller zu machen.

Bevor Wilhelm die Tür schloss, drehte er sich noch einmal zum Haus um.

Durch den Schleier aus Nebel war Santacruz nur eine rechteckige Silhouette mit gebrochenem Dach und dunklen Fenstern. Kein Licht brannte. Keine sichtbare Bewegung. Und doch hatte Tomás die klare Empfindung, dass das Haus ihm beim Weggehen nachsah.

Er dachte an die Schädelpyramiden. Er hatte in der Nacht daran gedacht, hinunterzugehen und sie zu suchen, aber der Bund mit dem Psalm und die Anwesenheit María del Carmens hatten ihn gehalten. Jetzt fragte er sich, ob er sie je wiedersehen würde. Oder, schlimmer noch, ob er sie eines Tages in irgendeiner Ecke von Bucaramanga finden würde, in einer beliebigen Gasse, als gehörte der Horror nicht mehr zu einem bestimmten Ort, sondern zu einer Art des Sehens.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Eine Weile bestand die Welt nur aus dem monotonen Schaukeln des Wagens und dem Rhythmus der Hufe auf unsichtbarem Stein. Der Nebel steckte wie ein neugieriger Kopf zum Fenster herein. Als er sich schließlich zu lichten begann, zeigte sich eine Landschaft, die nicht dieselbe war wie bei ihrer Ankunft. Der Pfad war schmaler, der Wald dichter, der Fluss weiter entfernt.

„Ein anderer Weg“, stellte Tomás fest. „Das ist nicht der Pfad, über den wir gekommen sind.“

„Das Haus hat mehrere“, sagte María del Carmen. „Einige führen an wirkliche Orte. Andere nicht. Wichtig ist nur, dass dieser uns aus seinen Domänen führt, bevor es seine Meinung ändert.“

Fidel, ihnen gegenüber sitzend, studierte erneut das Dokument, das er am Vorabend unterschrieben hatte. Sein Blick wanderte zwischen dem Papier und dem Horizont hin und her, als berechne er zwei Ebenen gleichzeitig.

„Der Auftrag ist klar“, sagte er schließlich. „Da ist ein Mann im Urwald, den sie Bestie nennen. Da ist ein deutscher Großgrundbesitzer, dem er lästig ist. Da ist eine Gruppe Indios, die allen Grund zur Wut hat. Und da ist ein halber Bürgerkrieg. Alles andere…“, er machte eine Geste, die Nebel, Haus und Schrecken einschloss, „alles andere sind Art und Weise, das zu benennen, was wir nicht verstehen.“

„Und Sie verstehen es?“, fragte María del Carmen sanft, aber ohne Ironie.

Tomás sah sie zum ersten Mal an diesem Morgen offen an.

„Ich verstehe, dass dieses Tal voller Toter sein wird, wenn wir nichts tun“, sagte er. „Und dass einige dieser Toten unsere eigenen sein werden.“

Fidel steckte das Dokument wieder weg.

Tomás lehnte den Kopf an die Wagenwand. Das Rütteln der Straße erschien ihm nun weniger feindselig als das Knarren der Balken von Santacruz. Draußen öffnete sich die Landschaft allmählich: Hügel, Schluchten, ein Stück blauer Himmel zwischen den Wolken.

María del Carmen beugte sich zu ihm.

„Was du dort gesehen hast“, flüsterte sie so leise, dass nur er es hören konnte. „Die Schatten, die alte Frau an der Decke, die Stimmen… Sie sind nicht nur in Santacruz. Es sind… Ausdünstungen. Wenn sie von ‚divergierenden Domänen‘ sprechen, meinen sie nicht nur dieses Herrenhaus. Es sind Zonen in der Welt, in denen die Geschichten, die wir uns erzählen, und die Geschichten, die andere Wesen erzählen, sich streifen.“

Tomás dachte an den Jungen, den die Indios Geist nannten, an die unsichtbaren Pyramiden, an die verschwundenen Indios.

„Und Macaregua?“, fragte er. „Steht er auf ihrer oder auf unserer Seite?“

Sie ließ sich in die Polster zurücksinken, als lastete die Frage schwer auf ihr.

„Das werden wir herausfinden müssen, bevor wir irgendjemandes Herz irgendwem ausliefern“, antwortete sie. „Manchmal ist die Bestie, vor der man uns fürchten lehrt, weniger monströs als der Mann, der sich als Retter ausgibt.“

Die Kutsche rollte bereits talwärts in Richtung Bucaramanga, wo sich Dachziegel und Kirchtürme schon in der Ferne abzeichneten.

Santacruz hinter ihnen war nur noch ein Fleck in frischer Erinnerung. Doch Tomás wusste mit trockener Gewissheit, dass er das Haus nicht ganz verlassen hatte. Und das Haus ihn nicht.

Das Schlimmste, ahnte er, begann erst.

16. Das gespenstische Santacruz

Im Inneren der Kutsche, während er die Landschaft unter der von Wolken verdünnten Sonne betrachtete, erinnerte sich Tomás an seine Ankunft auf der Hacienda Santacruz.

Der Mond schnitt kaum die Nebel, als der Weg sich endlich aufhörte, in sich selbst zu verwinden, und in eine gepflasterte Esplanade mündete. Tomás wusste nicht, ob es die Müdigkeit war, seine Obsession mit dem Namen Santacruz oder die Launen des Geländes selbst, doch er hatte den Eindruck, dass der Pfad nicht endete: Er ließ es zu, dass er endete – als hätte das Haus schließlich beschlossen, sie anzukommen zu lassen.

Die Hacienda erschien in der Ferne, auf einer leichten natürlichen Terrasse, ihre weißen Mauern nur schemenhaft durch Nebelfetzen sichtbar. Es war kein besonders großes Haus im Vergleich zu anderen kolonialen Herrenhäusern, die Tomás in seiner Kindheit gesehen hatte, doch irgendetwas an seinen Proportionen beunruhigte ihn vom ersten Augenblick an. Ein Flügel schien ein wenig länger, als es die Logik zuließ; eine Reihe von Fenstern war mit einer leichten Verschiebung angeordnet, als wäre jeder Rahmen einen Zentimeter höher gesetzt worden als der vorige. Auf dem Dachfirst prangte anstelle des traditionellen Hahns eine Kreatur mit sechs Flügeln und gebrochenem Hals, erstarrt in einer zweideutigen Geste zwischen Flug und Sturz.

„Wir sind da“, sagte Fidel, in jenem neutralen Tonfall, der ebenso Erleichterung wie bloßes Abhaken einer Etappe bedeuten konnte.

Tomás schluckte. Die Esplanade war sehr still für eine angeblich so bedeutende Hacienda. Man hörte nicht das übliche Geschnatter von Hühnern, keine Peones, keine Mägde, die mit Eimern ein und aus gingen. Nur das müde Schnauben der Tiere und das metallische Klicken der sich lösenden Zügel.

„Und die Indios?“, fragte Fidel plötzlich.

Tomás blickte verwirrt um sich. Zwei Maultiere und ein Pferd ohne Reiter standen neben ihnen aufgereiht und warfen unruhig die Köpfe. Von Sireno, Perico und Jacinto fehlte jede Spur. Ebenso von dem in Decken eingewickelten Körper der Frau ohne Herz.

„Sie müssten hinter uns her sein“, stammelte Pedro fassungslos. „Ich habe sie eben noch gehört … ich würde schwören, dass …“

Er beendete den Satz nicht. Aus dem Haus traten drei Gestalten in dunkler Livree und gestärkten Hemden: Diener, bis zur Starrheit tadellos. Einer von ihnen trug eine Laterne aus dickem Glas; das Licht, das sie ausstrahlte, war nicht das schnelle, nervöse Flackern von Öl, sondern ein dichter, fast fester Schein, der sich an die Konturen der Dinge heftete.

„Willkommen in Santacruz“, sagte der Vordere und neigte den Kopf nur minimal. „Mein Name ist Eutimio.“

Seine Stimme war tief, voll, vollkommen moduliert, als wäre er darin geschult worden, wichtige Komitees zu empfangen. Doch seine kleinen, tief liegenden Augen wanderten rasch von Fidel zu Tomás, von den Tieren zu Pedro – sie maßen, ordneten, berechneten.

„Guten Abend“, erwiderte Fidel und stieg mit gewisser Feierlichkeit ab. „Fidel Acosta, im Auftrag der Präsidentschaft. Das ist der Advokat Fines, mein Vetter …“

„Wir wissen es“, unterbrach ihn Eutimio, nicht grob, aber mit einer Sicherheit, die Tomás aus dem Gleichgewicht brachte. „Die Señora Doña Arcadia Alfonsina Galán, Witwe von Sepúlveda, erwartet Sie um neun Uhr zum Abendessen.“

Tomás bemerkte, dass er weder nach den Indios noch nach dem Rest der Gruppe fragte.

„Uns begleiteten drei Yariguíes“, wagte er einzuwenden. „Und … eine verwundete Dame. Schwer verwundet.“

Eutimio betrachtete ihn, wie man einen Kranken ansieht, der im Delirium spricht.

„Wir haben von niemand anderem Nachricht erhalten. Das Haus … hätte es gewusst“, sagte er. Und dieses kleine Zögern beim Pronomen, dieses „das Haus“ vor jedem „wir“, bohrte sich Tomás wie eine Nadel ins Ohr.

Die beiden anderen Diener traten vor, um den Tieren die Zügel abzunehmen. Einer von ihnen, ein junger Mann mit bartlosem Gesicht und sehr geraden Brauen, verzog leicht den Mund, als er den vom Regen durchnässten Rücken von Tomás’ Pferd berührte, sagte aber nichts.

„Die Lakaien werden sich um Ihre Reittiere und Ihr Gepäck kümmern“, fügte Eutimio hinzu. „Mein Neffe Alirio wird Sie in Ihre Zimmer führen.“

Vom Türrahmen löste sich eine gebeugte Gestalt mit in der Mitte gescheiteltem schwarzem Haar, das glatt zu beiden Seiten des Gesichts herabfiel. Er trug einen zu eng sitzenden Gehrock in Weinrot, als wolle er die Deformität mit Stoff erzwingen.

„Zu Diensten“, murmelte der Bucklige und vollführte eine übertriebene Verbeugung.

Während sie Alirio ins Innere folgten, blickte Tomás über die Schulter zurück und suchte vergeblich im Nebel nach dem in Decken gehüllten Bündel der Unbegrabenen. Nichts. Weder Decke noch Blut auf dem Pflaster, nicht einmal Hufspuren, die verrieten, wohin die Yariguíes sie gebracht haben mochten.

Ein absurdes Gedankenspiel schoss ihm durch den Kopf: dass nichts davon geschehen sei, dass die Begegnung mit der Frau ohne Herz nur eine Verirrung seines erschöpften Verstandes gewesen sei. Doch als er die linke Hand auf das steinerne Geländer legte, um die Stufen hinaufzusteigen, fuhr ihm ein scharfer Ruck durch die Sehnen: Der Arm schmerzte noch von der Anstrengung, diesen unmöglichen Körper gehalten zu haben. Die Details des Grauens kehrten mit der schneidenden Präzision des Realen zurück.

„Nein“, dachte er. „Das habe ich mir nicht ausgedacht.“

Das Haus empfing sie mit einer eisigen Kälte, die nicht zur Witterung der Region gehörte. Die Diele war ein langer Rechteckraum mit dunklem Steinboden, so glatt poliert, dass er die Formen leicht widerspiegelte. Doch der Reflex kam mit einer Sekunde Verzögerung. Tomás bemerkte es, als er Fidels Schatten über den Boden hasten sah, während der Mann selbst noch mitten im Schritt war.

„Es ist das Licht der Laterne“, sagte er sich. „Die Brechung. Die Ermüdung.“

Alirio ging mit überraschend leichtem Schritt für jemanden mit deformierten Beinen voran. Mit mechanischer Höflichkeit wies er ihnen den Weg:

„Zur Rechten das Rauchzimmer … dahinter das Arbeitszimmer des Barons … die große Hauskapelle … die Gästezimmer liegen im Nordflügel …“

Lange Vorhänge aus rotem Samt, mit goldenen Kordeln gerafft, verbargen Fenster, deren Proportionen keinem regelmäßigen Muster folgten. Einige Bögen verengten sich oben, als wären sie in die Länge gezogen worden, andere waren fast quadratisch. An einer Wand

hatten zwei Zwillingsfenster exakt denselben Rahmen … boten aber unterschiedliche Ausblicke: Das eine zeigte die Krone einer Palme auf der anderen Seite des Hofes; das benachbarte nur eine weiße Mauer, als sähe man auf die Kehrseite der Welt.

„War das Haus schon immer so?“, fragte Tomás, eine Neugierde nicht ganz verbergend.

Alirio drehte sich halb um, ohne das Gehen einzustellen.

„Wie so, mein Herr?“

„Irreg … unregelmäßig“, korrigierte sich Tomás. „Als wäre es stückweise gebaut worden, in verschiedenen Epochen.“

Der Bucklige lächelte, doch nicht kameradschaftlich, sondern wie jemand, der sich mit einem Geheimnis amüsiert, das er nicht preisgeben wird.

„Das Haus wächst“, sagte er schlicht. „Und manchmal schrumpft es, wie jedes Wesen auf dieser Welt.“

Tomás schloss daraus, dass er damit meinte, dass selbst Mauern und Felsen mit den Jahren vom Zahn der Zeit angefressen würden.

Sie stiegen eine breite Treppe hinauf. Jede Stufe war an der Vorderkante mit einer Einlage aus hellerem Stein geschmückt, die eine Reihe von Ovalen bildete. Zunächst hielt er sie für rein florale Ornamente; bei genauerem Hinsehen stellte er fest, dass einige Ovale eine Pupille hatten. Oder zu haben schienen. Er senkte den Blick. Als er ihn wieder hob, waren die Zeichnungen nicht mehr ganz dieselben.

Am ersten Treppenabsatz bemerkte Tomás die erste Uhr. Es war eine hohe Wanduhr aus Nussbaumholz mit einem Pendel aus Bronze. Sie zeigte Viertel vor acht. Das Ticken des Pendels klang trockener als das anderer Uhren, die er kannte, als schlüge es auf Metall, nicht auf Luft.

Auf dem nächsten Absatz hing eine weitere Uhr, kleiner, von einer an der Wand befestigten Konsole getragen; sie zeigte zehn nach sieben.

Im oberen Stockwerk schließlich stand auf einem Sims eine dritte, eine Porzellanuhr, die genau neun Uhr anzeigte.

„Welche Zeit ist die richtige?“, fragte er unbehaglich.

„Alle“, antwortete Alirio, ohne sich umzudrehen. „Und keine. Der Baron erinnert sich gern an die Stunden aller Zonen dieser Welt.“

Das Tomás zugewiesene Zimmer war fast so groß wie die Hauptkammer eines Harems. Zwei Rindslederteppiche bedeckten den Holzboden, und ein Doppelbett mit geschnitztem Baldachin und

schwerer Wolldecke nahm die Mitte des Raumes ein wie ein kleiner Hausaltar. In den Ecken ergossen die an der Wand befestigten Kerzenhalter ein gelbliches Licht; die Flammen der Kerzen blieben eigensinnig aufrecht, selbst wenn ein Luftzug die Fensterläden knarren ließ. Kissen aller Formen, bezogen mit Gobelins, die die Eroberung jener unbezähmbaren Lande der westlichen Indien darstellten, vollendeten das Ensemble.

Mit beinahe zeremoniellem Gestus öffnete Alirio die Türen des Kleiderschranks.

„Sie finden drei Größen von Abendanzügen zu Ihrer Verfügung. Doña Arcadia schätzt Korrektheit in der Kleidung“, sagte er.

Tomás nickte, noch immer überwältigt von der Abfolge an Eindrücken.

„Die Wanne ist bereits mit heißem Wasser gefüllt“, fügte der Bucklige hinzu. „Nehmen Sie sich Zeit zur Ruhe. Eutimio wird Sie rufen, wenn es noch fünfzehn Minuten bis zum Abendessen sind.“

„Danke“, brachte Tomás hervor.

Alirio blieb im Türrahmen stehen, bevor er sich verabschiedete.

„Es ist möglich, dass Sie Schreie hören“, sagte er fast flüsternd. „Machen Sie sich nicht allzu viele Sorgen. Das Haus spricht manchmal mit sich selbst.“

Und ließ ihn mit diesem Satz in der Luft zurück.

Tomás verharrte einige Sekunden reglos und lauschte. Nichts. Nur das ferne, gedämpfte Murmeln des Lebens in einem anderen Teil des Gebäudes: eine zufallende Tür, gedämpfte Schritte, das Rascheln von Stoff. Draußen kämmt der Wind den Nebel die Hänge hinauf.

Die Schläfen schmerzten ihn. Er legte den Mahagoni-Aktenkoffer auf einen Stuhl, bekreuzigte sich mechanisch vor einem geschwärzten Metallkruzifix an der Seite des Bettes – einem Christus mit europäischeren Zügen als die Bogotaner, die die Catedral Primada frequentierten – und ging in das Nebenzimmer, wo die Wanne auf ihn wartete.

Der Dampf beschlug ihm die Brille. Er entkleidete sich mit langsamen Bewegungen, mehr vor Müdigkeit als aus Scham, und tauchte bis zum Hals in das Wasser ein. Die Wärme entlockte ihm einen gutturalen Seufzer. Er schloss die Augen und ließ sich für einige Augenblicke treiben, spürte, wie sich die Muskeln seines Rückens entspannten, wie die in den Händen angestaute Kälte endlich wich.

„Ich habe geträumt“, sagte er sich nun, seine Zurechnungsfähigkeit anzweifelnd – das Landhaus der Vision, die Bauern mit gespenstischen Fingern, die aufgeschichteten Stämme. Der Horror seiner Visionen und die Frau ohne Herz auf dem Weg verschwammen zu einer einzigen brüchigen Sequenz. Er versuchte einen Akt geistiger Disziplin: das eine vom anderen zu trennen, die Details mit jener Objektivität zu erinnern, die man ihm in seiner Vorlesung über aristotelische Logik beigebracht hatte, um zwischen echten Visionen und trügerischen Suggestionen zu unterscheiden. Doch jedes Mal, wenn er zu dem Satz kam – „Vor einem umgekehrten Kreuz fraßen sie mein Herz”, , schnürte es ihm die Kehle zu.

„Tomás …“

Er riss die Augen auf.

Das Wasser dampfte noch um ihn herum. Der Raum lag im Halbdunkel, nur von einem Kerzenhalter hinter der Wanne beleuchtet. Niemand war da.

„Einbildung“, murmelte er.

Er lehnte sich wieder zurück. Die Tropfen, die ihm über die Stirn liefen, gaben ihm die Illusion feiner Finger.

„Tomás …“, wiederholte die Stimme, diesmal etwas klarer, etwas ferner.

Er schnellte hoch. Wasser schwappte über den Rand der Wanne und platschte auf den Holzboden. Sein Herz trommelte ihm in den Ohren.

„Wer ist da?“, rief er laut und verabscheute das Zittern, das er in seiner Stimme wahrnahm.

Stille. Nur das leise Knarren eines Balkens in der Decke.

Er stand auf, verärgert, und griff nach seinem Gehrock. Rasch rieb er sich die Augen, ohne den Blick von der halb geöffneten Tür zum Flur abzuwenden. Er sah eine Zunge von Licht durch den Spalt kriechen, vom Winkel verzerrt.

„Es ist die Stimme“, dachte er. „Die Stimme, die allein spricht.“

Er trat mit dem Entschluss eines Zornausbruchs hinaus; doch die Tür stand ordentlich über eine Stuhllehne gelegt, und er schritt, noch barfuß, in das angrenzende Zimmer. Er riss die Tür auf – und blieb wie angewurzelt stehen.

Niemand.

Das Kruzifix hing noch an seinem Platz über der Mahagonikommode. Die Kerzen, bis zur Hälfte niedergebrannt, brannten weiter mit der eigensinnigen Unbeweglichkeit ihrer Flamme. Nichts sonst.

„Tomás …?“

Die Stimme kam jetzt von weiter weg. Aus dem Nordflügel der Hacienda.

Eine Welle von Verärgerung stieg in ihm auf, genährt vom Rätsel. Nach Reise, Vision, Überraschung und der unmöglichen Architektur dieses gotischen Hauses hatte er keine Geduld mehr für Rätsel. Zugleich fühlte er etwas anderes, etwas älteres, hartnäckigeres: die Pflicht zu prüfen. Nicht als gegeben hinzunehmen, dass alles Unerklärliche einfach dämonisch oder verrückt sei. Die Kirche hatte es ihm im Seminar gelehrt, ebenso wie sein Onkel, Philosophieprofessor und Skeptiker.

„Ich werde nach den Türen dieses Nordflügels sehen.“

Der lange Weg dorthin zwang ihn, die kalte Paradoxie der Gänge zu ertragen. Der Nebel stieg spiralförmig aus dem Tal auf, nur von einem kaum sichtbaren Mond zwischen den Wolken beleuchtet. Das Steingeländer, etwa fünf Meter über dem Hof, markierte eine Grenze zwischen Festigkeit und Leere.

Zur Linken zeichnete sich, in der Dämmerung kaum erkennbar, eine weibliche Gestalt gegen den Dunst ab. Sie war schlank, fast jugendlich schmal in der Taille. Sie trug ein helles Kleid, in der Taille gerafft, das im Wind nur leicht wogte. Das lange, schmutzige Haar fiel in Wellen, denen der Mond jede Farbe raubte.

Tomás spürte einen Schauder, der nichts mit der Kälte zu tun hatte. Etwas an dieser Silhouette kam ihm vertraut vor und zugleich völlig fremd. Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Wer ist da?“

Die Gestalt bewegte sich nicht. Doch etwas in der Dunkelheit verschob sich, als hätte der Nebel sie ausgedehnt.

Er ging weiter, jetzt mit kurzem Atem. Beim Näherkommen verschwammen die Proportionen. Was er für eine Schulter gehalten hatte, entpuppte sich als dunkler Schatten des Stammes eines Mangobaums, der neben der Terrasse aufragte. Das Haar, die Wellen, wurden zu einem Geflecht kahler Äste. Das Kleid war nichts weiter als ein Nebelstreifen, der sich um den Stamm gewickelt hatte.

„Wir sind nur eine Illusion …“, flüsterte eine Stimme ganz nah an seinem linken Ohr.

Er fuhr heftig herum. Nichts. Nur der Wind zwischen den Säulen.

Dann hörte er sie: Lachen. Mehrere, glasklare, aus dem Inneren der Hacienda.

Er folgte ihnen.

Der Korridor schien kein Ende zu nehmen. Geschnitzte Mahagonitüren reihten sich zu beiden Seiten, jede reicher verziert als die vorige. Silbern glänzende Kerzenhalter warfen tanzende Schatten auf persische Teppiche, die die Wände bedeckten. Ein dichter, betörender Duft – Myrrhe, Amber, etwas Fleischlicheres – umhüllte ihn.

Am Ende des Ganges stand eine Doppeltür einen Spalt offen. Dahinter pulsierte ein rosafarbenes Licht.

Tomás blieb stehen. Alle seine Instinkte als Seminarist schrien nach Flucht. Doch die Stimme – diese Stimme – rief ihn erneut:

„Tomás … komm …“

Er stieß die Tür auf.

Der Raum war weit und rund, mit gewölbter Decke, auf deren Fresken mythologische Szenen von Bacchanalen und alten Verführungen zu sehen waren. In der Mitte, auf Seiden- und Samtkissen, die in berechneter Unordnung verteilt lagen, befanden sich fünf Frauen.

Fünf Frauen, schön wie fiebrige Visionen.

Die erste hatte eine Haut dunkel wie poliertes Ebenholz, mit mandelförmigen Augen wie eine äthiopische Prinzessin. Ihr Haar war mit Goldfäden geflochten, und ihre Tunika bedeckte kaum die nackten Schultern.

Die zweite, mit zarten orientalischen Zügen, trug die Haut von altem Elfenbein und Lippen im Mohnrot. Ihre Bewegungen hatten eine einstudierte, fast rituelle Anmut.

Die dritte war europäisch, mit kupferfarbenen Haaren, die in einer Kaskade über ein smaragdgrünes Kleid fielen, nach Pariser Mode geschnitten, doch mit Ausschnitten, die keine anständige Dame geduldet hätte.

Die vierte hatte die goldene Haut der Andenländer, die hohen Wangenknochen der muiskischen Indias, und an ihren Handgelenken klirrten Armreifen aus altem Silber.

Die fünfte war Zamba, von überwältigender kreolischer Schönheit, mit rabenschwarzem Haar und großen dunklen Augen, die das Kerzenlicht zu verschlucken schienen.

Alle sahen ihn an. Alle lächelten.

„Endlich bist du da“, sagte die mit der Ebenholzhaut und richtete sich mit felinem Gleiten auf. „Wir haben auf dich gewartet.“

„Wer seid ihr?“, fragte Tomás und blieb in der Nähe der Schwelle. „Was tut ihr in der Hacienda des Barons?“

„Wir sind die Favoritinnen des Barón Genipperteinga“, antwortete die Orientalische mit melodischer Stimme. „Und heute Nacht hat er uns ein Geschenk gemacht.“

„Dich“, vollendete die mit dem kupferfarbenen Haar, stand auf und kam mit kalkulierten Schritten auf ihn zu. „Du bist das Geschenk.“

Tomás wich einen Schritt zurück.

„Ich verstehe nicht. Ich … ich bin hergekommen, weil …“

„Weil die Stimme dich gerufen hat“, unterbrach ihn die mit der goldenen Haut in einem Akzent, der die Konsonanten schleifte. „Weil etwas in dir kommen wollte. Etwas, das du leugnest, das aber existiert.“

„Das stimmt nicht“, sagte Tomás und fühlte, wie ihm die Hitze des Raumes den Atem nahm. „Ich liebe María del Carmen. Ich bin ihr versprochen.“

Die fünf lachten. Es war kein grausames Lachen, eher ein verständnisvolles, fast mütterliches in seiner Herablassung.

„Die Liebe“, sagte die Criolla und trat ebenfalls näher. „Immer die Liebe. Als ob Liebe allein ausreichte, ein Leben zu füllen.“

„Das tut sie“, antwortete Tomás fest. „Die wahre Liebe, geheiligt von Gott und gesegnet von der Kirche, ist der einzige Weg zum dauerhaften Glück.“

„Zum dauerhaften Glück?“, fragte die Europäerin und blieb eine Armlänge von ihm entfernt stehen. „Und was ist mit dem Glück jetzt? Mit dem Genuss, der in diesem Augenblick pocht, in diesem präzisen Moment deiner Existenz?“

Sie streckte die Hand aus und strich ihm leicht über die Wange. Ihre Finger waren kalt wie Marmor, doch die Berührung war sanft.

„Das Jetzt ist eine Illusion“, sagte Tomás und wich zurück. „Nur das Ewige hat Wert. Flüchtige Vergnügungen sind Asche im Mund, Leere in der Seele.“

„Ach, die Philosophie des Seminaristen“, seufzte die mit der Ebenholzhaut. „Alles muss ewig sein, alles einen transzendenten Zweck haben. Und wenn ich dir sagte, dass die Ewigkeit ein Fluch ist? Dass nur der flüchtige Augenblick wahre Schönheit besitzt, gerade weil er nicht dauert?“

„Du argumentierst mit Sophismen“, entgegnete Tomás. „Lust ohne Bindung, ohne wahre Liebe, ist wie Salzwasser trinken: Sie steigert den Durst, statt ihn zu stillen.“

„Und der Ehebruch?“, fragte die Orientalische mit seidenweicher Stimme. „Gibt es darin keinen Genuss am Verbotenen? Keine Wonne der Übertretung?“

„Der Ehebruch“, sagte Tomás und spürte, wie ihm die Empörung Kraft gab, „ist der verächtlichste aller Verräte. Er ist Lüge mit Körper und Seele. Er verwandelt die heilige Gabe der Intimität in einen niedrigen Tausch.“

„Wie streng du bist“, murmelte die mit der goldenen Haut und begann, ihm wie eine Tänzerin zu umkreisen. „Und was weißt du vom Ehebruch, du warst ja nie verheiratet.“

„Ich weiß genug“, antwortete Tomás. „Ich weiß, dass der Ehebrecher seinen Komplizen niemals wirklich liebt. Ehebruch ist ein Pakt der Einsamkeiten, nicht der Vereinigung. Jeder benutzt den anderen, um vor sich selbst zu fliehen, um eine Leere zu füllen, die mit jeder heimlichen Begegnung nur wächst.“

„Interessante Theorie“, sagte die Criolla und verschränkte die Arme. „Und woher hast du sie?“

„Aus Beobachtung“, meinte Tomás. „Vom Sehen, wie Männer und Frauen ihre Ehen für Leidenschaften zerstören, die verglühen wie Strohfeuer. Der Ehebrecher endet immer allein, weil er bewiesen hat, dass er zu echter Treue nicht fähig ist. Und sein Komplize weiß es, auch wenn er es leugnet. Wie könnte er ihn lieben, wenn er weiß, dass dieser ihn verraten wird wie den anderen zuvor?“

Die fünf Frauen tauschten Blicke. Etwas im Raum veränderte sich.

„Du bist stärker, als wir dachten“, sagte die Europäerin; ihre Stimme hatte jede Sanftheit verloren. „Oder dümmer.“

„Ich bin weder das eine noch das andere“, antwortete Tomás. „Ich weiß nur, wer ich bin und wem mein Herz gehört. Und ihr … ihr seid nicht, was ihr zu sein scheint.“

„Ach nein?“, fragte die mit der Ebenholzhaut, und etwas blitzte in ihren Augen auf. „Und was sind wir dann?“

„Ich weiß es nicht mit Gewissheit“, gab Tomás zu. „Aber ich weiß, dass keine wirkliche Frau so spräche. Keine ehrbare Frau würde sich auf diese Weise anbieten. Und kein christlicher Baron hätte hier in Kolumbien ein … ein Harem wie diesen.“

„Barón Genipperteinga ist kein Christ“, sagte die Orientalische – und ihr Lächeln enthüllte Zähne, zu weiß, zu scharf. „Und wir … wir sind auch nicht genau Frauen.“

Angst ergriff Tomás, aber auch eine seltsame Gewissheit.

„Ihr seid Kreaturen des Dämons“, sagte er mit fester Stimme. „Illusionen, die geschickt wurden, um mich in Versuchung zu führen. Sukkuben vielleicht. Oder Schlimmeres.“

„Schlimmer“, bestätigte die mit der goldenen Haut, während nun alle im Kreis auf ihn zuschritten. „Viel schlimmer.“

„Dann“, sagte Tomás und zog das Kruzifix hervor, das er unter dem Hemd trug, „gebiete ich euch im Namen unseres Herrn Christus, weicht zurück.“

Die fünf blieben stehen. Das Kruzifix leuchtete in der rosafarbenen Dämmrung aus eigener Kraft.

„Welch Verschwendung“, seufzte die Criolla. „Du wärst köstlich gewesen.“

„Hinfort“, wiederholte Tomás. „Ich werde nicht zulassen, dass ihr mich in das verwandelt, was ihr seid: unreine Wesen, ohne Seele, ohne Würde. Lieber sterbe ich, als dass ich entehrt werde.“

Einen Augenblick lang schienen die fünf wirklich beleidigt.

„Unrein?“, zischte die Europäerin. „Unrein? Wir, die wir alle Genüsse kennen, die dein kleiner Seminaristengeist sich nicht einmal vorstellen kann?“

„Unrein“, wiederholte Tomás. „Weil ihr leeren Genuss der wahren Liebe vorgezogen habt. Weil ihr verführt, um zu zerstören, nicht um zu schöpfen. Weil ihr Parasiten der menschlichen Seele seid.“

Ein kollektives Zischen erfüllte den Raum.

Und dann geschah es.

Die fünf Frauen verwandelten sich. Ihre schönen Gesichter verzerrten sich, animalische Züge traten hervor. Aus ihren Rücken brachen häutige Flügel hervor, wie bei riesigen Fledermäusen. Ihre Hände wurden zu Klauen. Ihre Augen brannten in rötlichem Licht.

„Uns zu beleidigen, war ein Fehler“, sagte die, die die mit der Ebenholzhaut gewesen war, mit einer Stimme, die nicht mehr menschlich war. „Ein schwerer Fehler.“

Sie stürzten sich auf ihn.

Tomás schrie und hob das Kruzifix wie einen Schild.

Ein blendender Blitz aus weißem Licht brach hervor.

Die Kreaturen kreischten und wichen zurück. Doch sie hielten nicht inne. Sie schossen zur gewölbten Decke, kreisten dort und erzeugten einen Wirbel aus eisiger Luft, der alle Kerzen erlöschen ließ.

„Wir werden dich wiederfinden!“, heulten sie im Chor. „Der Baron fordert immer, was ihm zusteht!“

Und dann, mit einem Krachen, das die Wände erzittern ließ, durchbrachen sie das Deckenfresko und flogen in die Nacht hinaus, ließen ein unregelmäßiges Loch zurück, durch das das Mondlicht hereinströmte.

Tomás sank keuchend auf die Knie.

Der Raum war leer. Die Kissen, die Seidenstoffe, die persischen Teppiche … alles war verschwunden. Nur ein nackter Raum blieb, mit bloßen Steinwänden und festgestampftem Erdreich als Boden.

Eine Illusion. Alles war nur eine Illusion gewesen.

Mit zitternden Beinen stand er auf und stürzte in den Flur. Doch auch der Flur hatte sich verändert. Er war nicht mehr der reich verzierte Gang, den er durchquert hatte, sondern ein enger Tunnel aus feuchtem Stein.

Er rannte ziellos, nur vom Instinkt getrieben, zu entkommen.

Und plötzlich war er wieder da.

In seinem Zimmer. Dem Zimmer, das man ihm bei seiner Ankunft in Santacruz zugewiesen hatte.

Das Kruzifix hing noch immer an seinem Platz über der Mahagonikommode. Die Kerzen, bis zur Hälfte heruntergebrannt, brannten weiter mit jener eigensinnigen Unbeweglichkeit der Flamme.

Tomás ließ sich auf das Bett fallen und zitterte. In seiner Hand, noch immer zur Faust geschlossen, hielt er das Kruzifix. Es war warm, als hätte es in der Mittagssonne gelegen. Es war wirklich gewesen. So wirklich wie die Nacht, die ihn umgab.

Er trat nach draußen in die Kälte; irgendwo in der gotischen Hacienda von Santacruz beobachtete der Barón Genipperteinga, lächelte und wartete auf seinen Moment.

Er hörte Schritte hinter sich.

Er fuhr herum, das Herz bis zum Hals. Niemand. Seine Finger hatten sich unbemerkt um den Stamm des Mamey-Baumes gekrallt; die Rinde, rau und kalt, rieb seine Handflächen auf.

Das Lachen kam von unten, vom Hof her. Ein Schatten huschte über die Esplanade, leicht und verzerrt, wie der eines Menschen, der mit halb herausquellenden Eingeweiden läuft. Für einen Wimpernschlag glaubte Tomás, die schlaffe Kontur des herzlosen Körpers zu erkennen, dem er auf dem Weg hatte helfen wollen.

Er blinzelte heftig. Die Silhouette war im Nebel zerronnen.

Am Horizont, rechts, hob sich eine blasse Lichtlinie über dem Feld. Es war nicht die Morgendämmerung – es waren noch Stunden hin –, sondern ein fester, unbeweglicher Schein, der einen fernen Punkt markierte.

Tomás zitterte. Er wusste nicht, ob vor Kälte, Angst oder einer subtileren Form der Destabilisierung: dem Gefühl, dass alles, was er für selbstverständlich gehalten hatte – das Gewicht seines Körpers, die Stabilität der Linien, die Grenze zwischen Traum und Wachsein – unsicher geworden war.

Er kehrte in sein Zimmer zurück, zog rasch den dunklen Anzug an, den er im Schrank fand, knüpfte sich mit unbeholfenen Fingern die Krawatte und trat, noch barfuß, in den Korridor. Er musste wissen, ob der Schein am Horizont real war oder nur ein weiterer Streich des Hauses oder seines Geistes.

Es war nicht schwer, einen Seitenausgang zu finden. In Santacruz tauchten Türen auf, wo man sie am wenigsten erwartete, wie neue Augen in einem vertrauten Gesicht. Tomás stieg eine schmalere Treppe hinunter, durchquerte einen Gang, den beiderseits Bilder säumten – Porträts von Männern und Frauen mit strengen Mienen, einige in deutscher Kleidung, andere in Gewändern kreolischer Großgrundbesitzer – und gelangte zu einer schmucklosen Holztür, die an einer Seite der Esplanade ins Freie führte.

Draußen war die Luft noch kälter. Der ferne Schein war noch da, ein dreieckiges, gelbliches Licht, das sich gegen die Schwärze der Nacht abhob. Tomás folgte dem Wirtschaftsweg, überquerte das

eiserne Gitter, das Haus und Weiden trennte, und stieg den sanften Hang hinab, mehr von Sturheit als von einem konkreten Plan geleitet.

Der Schein wuchs, je näher er kam. Es war kein Haus, kein Feuer. Etwas Größeres, ohne klare Form, als wäre der Nebel selbst mit Leuchtkraft getränkt.

Mehrere Minuten brauchte er – oder so kam es ihm vor; von nun an würde auch die Zeit zu den instabilen Dingen gehören –, bis er die konkreten Formen erkannte.

Es waren Skelette.

Zwischen niedrigem Gestrüpp, in einer Senke, die am Tage wie eine bloße Bodenwelle gewirkt hätte, erhoben sich Dutzende, Hunderte, vielleicht Tausende Schädel. Die offenen Kiefer bildeten unregelmäßige Linien; die leeren Augenhöhlen ergaben zusammen eine Textur, die an einen makabren Bienenstock erinnerte. Die Schädel waren zu Pyramiden verschiedener Höhe geschichtet, einige Haufen kaum einen halben Meter hoch, andere erreichten leicht drei. Dazwischen lagen lange Knochen, Oberschenkelknochen, Speichen, verstreute Wirbel, die das Panorama vervollständigten.

Tomás blieb am Rand dieser improvisierten Nekropole stehen, mit trockenem Mund. Der Schein schien den Knochenoberflächen selbst zu entströmen: ein weißlicher, phosphorähnlicher Glanz, der die Umgebung nicht erhellte, aber jeden Schädelumriss scharf zeichnete. Für einen Augenblick glaubte er zu sehen, wie sich ein Kiefer öffnete und schloss, als wolle er ein stummes Wort formen. Er blinzelte; die Bewegung war verschwunden.

Die Luft roch nach nichts. Dieser Umstand verstörte ihn am meisten. Kein Hauch von Verwesung, keine Feuchtigkeit, nicht einmal Erdgeruch. Es war, als existiere der Ort nur teilweise hier, als sei die Hälfte seiner Realität verschoben.

Er dachte an die Erzählungen über Schädelpyramiden, die unter den Bauern kursierten, an die Gerüchte über einen Deutschen, der für jeden Yariguí-Schädel bezahlte. An das Gespräch mit Arcadia, das er noch nicht geführt hatte, das aber flüsternd bereits durch das Land ging: die Kolonisierung des Magdalena, der osteologische Berg des Barons.

Sein Magen rebellierte.

„Memento mori", flüsterte er ohne Überzeugung. „Gedenke, dass du sterben wirst."

Er bekreuzigte sich, mehr aus Reflex als aus Glauben, und wandte sich ab.

Hinter ihm verharrten die Pyramiden in ihrem fosforeszierenden Schweigen, als hätten sie seine Anwesenheit nicht einmal registriert.

Auf dem Rückweg fragte er sich, plötzlich hellwach:

„Warum begraben sie sie nicht? Werden sie zerfallen? Versinken? Werden sie so bleiben, unsichtbar im ewigen Licht?"

Diese Nacht würde er darauf keine Antwort bekommen.

17. Das Irrenhaus

Alirio wartete tatsächlich auf ihn, dort oben am Eingang, der weinrote Gehrock frisch gebürstet.

„Es ist gefährlich, sich um diese Stunde zu entfernen, junger Herr“, sagte er ohne Aggressivität, aber mit einem Hauch von Tadel. „Der Baron betrachtet die Umgebung der Hacienda … als sensibles Gebiet.“

Tomás verspürte den Impuls zu fragen, wem genau jene Knochen in Wahrheit gehörten. Doch etwas in Alirios Blick – diese Mischung aus Gehorsam und antrainierter Angst – ließ ihn davon absehen. Noch wusste er nicht, auf welchem Boden er sich bewegte.

Er folgte ihm zurück ins Innere. Die Porzellanuhr, die er zuvor gesehen hatte, zeigte nun zwanzig nach acht. Die Standuhr mit dem hohen Gehäuse schlug, als sie an ihr vorbeigingen, zweimal laut, als wäre es Mittag. Die kleine Uhr auf der Konsole war bei sieben Uhr stehen geblieben.

„Vielleicht ist der Baron allgegenwärtig“, dachte er. „Vielleicht kann er sich nach Belieben an jedem Punkt des Universums materialisieren.“

Seine paranormale Rationalisierung hielt genau bis zu dem Moment, in dem sie die Schwelle des Speisesaales überschritten.

Es war ein Saal von fast palastartigen Ausmaßen, von einer gotischen Feierlichkeit, die Schweigen erzwang. Eine sehr lange Tafel, die zweihundert Gäste hätte fassen können, zog sich durch die Mitte, bedeckt mit einer makellos weißen Leinendecke. Das Porzellangeschirr mit Goldrand leuchtete im Schein der Lampen, die von der kassettierenden Decke herabhingen. Es waren keine Kristalllüster, sondern mundgeblasene Glaskugeln, die an dicken Ketten hingen und in deren Innerem ein zähes, flüssiges Licht in ständigem Wirbel kreiste. Kleine Fäden, wie Tentakel aus Helligkeit, schossen einen Augenblick gegen das Glas, zogen sich wieder zurück, und Tomás hatte das unangenehme Gefühl, beobachtet zu werden.

Die dunklen Steinwände waren mit großformatigen Gemälden bedeckt, die die Fürsten der Hölle so darstellten, wie Milton sie in *Paradise Lost* beschworen hatte: Beelzebub mit der Haltung eines verdorbenen Monarchen; Moloch, von Kopf bis Fuß bewaffnet, gierig nach Opfern; Chemosh und Baal, die ganze Völker in den

Götzendienst zogen; Belial, mit unanständiger Eleganz in qualmende Ruinen gelehnt; Mammon, der wie ein entwürdigter Engel in Goldadern wühlte. Zwischen den Leinwänden hingen schwere Vorhänge aus karmesinrotem Damast, schwer wie geronnenes Blut, die hohe Spitzbogenfenster einrahmten. Hinter den Scheiben peitschte der Regen, und dahinter sah man keine Andenberge, sondern unmögliche Abgründe, Schluchten, die von rötlichem Glühen erhellt wurden und weniger zur Geographie von Santander zu gehören schienen als zum Avernus selbst.

„Alles ist nur Suggestion“, befahl er sich zu denken. „Schatten, Licht, eine ermüdete Einbildungskraft.“

Fidel saß bereits dort, mitten an der Tafel, ein halb eingeschenktes Glas Wein vor sich, und unterhielt sich leise mit Eutimio. Er erhob sich, als er Tomás eintreten sah.

„Junger Herr“, begrüßte er ihn. „Ich dachte schon, Sie hätten sich in diesem Labyrinth verirrt.“

„Ich war … an der frischen Luft“, sagte Tomás, sich des Doppelsinns des Satzes an diesem Ort bewusst.

Eutimio wies ihnen ihre Plätze zu. Tomás wurde Fidel gegenüber gesetzt, in der Mitte der Tafel; der nächstgelegene Kopfplatz blieb leer.

Das Kerzenlicht kroch über die vergoldeten Rahmen der Bilder, warf Schatten, die sich im Rhythmus der Luft zurückzogen und wieder vorrückten. Tomás hatte diese Gemälde beim Eintreten gesehen, aber erst zum zweiten Mal wagte er es, sie genauer zu betrachten. Unruhe fuhr wie eine Klinge durch ihn: Die Haltung Beelzebubs hatte sich verändert. Vorhin hatte er den Kopf leicht schräg geneigt; jetzt schien er ihn zu heben, um ihn direkt anzusehen, mit einem giftigen Lächeln, als freue er sich über seine Bestürzung.

Die hohen, spitz zulaufenden Fenster zitterten im Regen. Dahinter war nicht das andine Relief zu erkennen, sondern unmögliche Schluchten, Täler, getränkt von einem tiefen Feuer, die eher an Miltons Höllenlandschaft erinnerten als an die Geografie von Santander. Zwischen den karmesinroten Vorhängen hingen die Porträts von Moloch, Chemosh, Belial, Mammon: stolz, unbeweglich – wenn auch nicht so unbeweglich, wie Tomás es sich gewünscht hätte. Eine uralte Bedrückung schien von ihnen auf die Tafel überzugehen.

„Und das Sanatorium von Santa Cruz?“, fragte Fidel und schlug mit dem Messer an den Glasrand. „Man sagt, es sei … eigenartig.“

Arcadia Alfonsina Galán wandte ihm die Augen zu, glühend wie pulsierende Kohlen. Ihre Gestalt, in schwarze Seide und strenge Spitzen gehüllt, verbarg weder das Hervortreten der Knochen noch die Zerbrechlichkeit ihrer Hände, die wie brüchiger Alabaster wirkten.

„Eigenartig, in der Tat“, sagte sie mit der Sanftheit einer Frau, die eine schwarze Messe ankündigt. „Es ist das Lieblingswerk meines Gatten. Ein Anbau an die Hacienda, mit dreihundertvierundsechzig Zimmern, bis auf eines, das … absichtlich leer bleibt. Doch das ändert nichts am Wesentlichen: Santa Cruz ist niemals leer. Es ist ein lebendiger Organismus.“

Tomás spürte, wie sein Puls unaufhaltsam schneller wurde.

„Ich habe gehört, Sie beherbergen … viele Leute“, murmelte er.

„Viele, immer“, antwortete Arcadia mit einer Ruhe, die frösteln ließ. „Inzwischen weiß es ganz Kolumbien. Diejenigen, die sich an den Deutschen vergriffen, wurden diskret zurechtgebracht; jene abscheulichen Ausschreitungen, jene Nächte, in denen vom Groll betrunkene Männer die Kolonisten durch die Straßen von San Gil schleppten und in die Gräben stürzten, wurden gelöst, ohne dass es öffentlicher Skandale bedurfte. Die Provinz brauchte ihre Fassung zurück.“

Sie machte eine Pause, als wöge sie das Gewicht jeder einzelnen Silbe.

„Und nicht nur sie“, fuhr sie mit einem Anflug beherrschter Befriedigung fort. „Jeder Mörder, jeder Viehdieb, jeder Straßenräuber, der je Schrecken auf den Wegen der Hochebene verbreitet hat, ist durch Santa Cruz gegangen. Deshalb lebt man hier in Frieden. Deshalb ist Santander heute ein idyllisches Land, in dem kein Bandit dem ehrlichen, arbeitenden Bürger auflauert. Die Leute schreiben diese Ruhe der Disziplin zu, der Moral, dem Erbe ihrer bauernhaften Großeltern. Aber die Wahrheit …“

Ihre Augen glänzten mit beinahe doktrinärem Stolz.

„Die Wahrheit ist, dass unsere Methode keine Rückstände hinterlässt. Ordnung hält sich, wenn die störenden Elemente mit chirurgischer Präzision entfernt werden.“

Tomás spürte, wie die Luft von einer monströsen Logik vibrierte.

„Die Zimmer behalten ihre Zahl“, fuhr Arcadia fort. „Vierundzwanzig Patienten pro Zelle, immer. Diese Konstanz ist entscheidend. Die Enge ist keine Strafe, sie ist ein Werkzeug. Wenn vierundzwanzig Körper dieselbe Luft atmen, dieselben Gesten teilen, dieselben Zuckungen, wenn es keinen Winkel gibt, in dem man sich vor dem Atem des anderen verbergen kann … dann kapituliert der Wille.“

Und wenn der Wille kapituliert, braucht die Nacht keine Wächter.

Tomás nahm ein unsichtbares Gewicht im Raum wahr.

„Und die von der Culebra Pico de Oro?“, fragte er.

„Eingewiesen, einer nach dem anderen“, antwortete Arcadia. „Keiner von ihnen wurde je wieder gesehen.“

Sie machte eine fast zarte Handbewegung mit ihren knöchernen Fingern.

„Die Indigenen hingegen betreten das Gebäude nicht. Ihre Funktion ist eine andere. Sie sind die Schädel des äußeren Gartens. Sie brauchen kein Zimmer.“

Das Schweigen verdichtete sich wie uralter Rauch. In diesem Augenblick wandte Tomás unwillkürlich den Blick einem der Leinwände zu. Der Dämon mit der Axt, an dessen Haltung er sich dunkel erinnerte, hatte den Arm nun um ein paar Zentimeter höher erhoben. Der junge Mann hielt den Atem an und wich zurück. Er sah nicht noch einmal hin.

„Und der Revolvermann mit der Hand des Toten?“, fragte er dann, mit einer Stimme, die ihm selbst fremd vorkam.

Arcadia lächelte, und dieses Lächeln veränderte die Geometrie ihres Gesichts, als hätte sie plötzlich zwanzig Jahre zurückgewonnen.

„Das ist ein Sonderfall. Ein Wesen, das nicht mehr vollständig zu den Lebenden gehört. Seine Unterkunft ist individuell. Kein Licht dringt hinein. Auch keine Pfleger.“

Sie beugte sich leicht vor, die Augen wurden zu zwei brennenden Brunnen.

„Er wird niemals sterben. Nicht so, wie Sie den Tod verstehen. Wir halten ihn unter … Pflege.“

„Was für Pflege?“, flüsterte Tomás.

„Trepanationen“, sagte sie mit einer Kälte, die fast Zärtlichkeit war. „Gerade genug, um ihn benommen zu halten, niemals genug,

um ihn zu zerstören. Wir halten ihn gefügig, reglos, aber nicht erloschen. Unsterbliche brauchen eine andere Disziplin."

Tomás schloss für einen Moment die Augen. Er glaubte den warmen Atem der Dämonen in seinem Rücken zu spüren, ob real oder eingebildet, war schwer zu sagen.

Eine Seitentür öffnete sich plötzlich, und Eutimios Stimme hallte durch den Saal:

„Die Señora Doña Arcadia Alfonsina Galán, Witwe von Sepúlveda."

Aus Gewohnheit hatte Tomás eine kräftige Matrone erwartet; doch die Gestalt, die einfuhr, war dieselbe, die gesprochen hatte: Der Rollstuhl glitt über die Marmorkacheln, von Clara geschoben. Arcadias wenige Haare waren zu einem Knoten aufgesteckt; ihr strenges Trauerkleid fiel über ihr knochiges Gerüst, und an den knochigen Fingern glänzten ein dunkler Saphir und ein goldenes Kreuz. Ihre Augen hingegen waren nicht alt. In ihnen lag ein unzerstörbarer Glanz.

„Der Baron bedauert, uns heute Abend nicht begleiten zu können", sagte sie und streckte Fidel ein versiegeltes Kuvert entgegen. „Er hat mich beauftragt, das Abkommen zu formalisieren. Sie dürfen es erst öffnen, wenn Sie Macaregua eliminiert haben."

Fidel nahm den Umschlag, wog ihn einen Augenblick in der Hand und steckte ihn kommentarlos ein.

„Dieser Indio wird sterben", sagte er mit einer Stimme, in der Hass und Furcht untrennbar waren.

Tomás hatte das Gefühl, als senke sich der Name Macaregua wie ein historischer Schatten über die Tafel.

„Und wenn wir scheitern?", fragte er, ohne sich der eigenen Kühnheit bewusst zu sein.

„Dann geben Sie das Schreiben an Eutimio zurück", erwiderte Arcadia. „Und er wird Ihnen ein anderes überreichen, mit weniger … angenehmen Anweisungen."

Eutimio trat vor, mit einem Dokument, einem Tintenfass und einer Feder.

„Die Verpflichtung."

Fidel las schnell und unterschrieb, ohne um Erläuterungen zu bitten.

„Und der Baron?", insistierte Tomás. „Wann werden wir ihn kennenlernen dürfen?"

Arcadia sah ihn mit mineralischer Undurchsichtigkeit an.

„Der Baron bewegt sich auf Ebenen, die Sie vorerst nichts angehen."

Sie ließ Clara den Rollstuhl in die Schatten des Korridors schieben.

„Wenn er es für angebracht hält … wird er Sie rufen."

Tomás sah die Bilder nicht mehr an. Er spürte mit einer Sicherheit, die ihm den Magen zuschnürte, dass der Dämon mit der Axt nur auf eine Unachtsamkeit wartete, um seine Bewegung zu vollenden.

Er leerte den Rest seines Weins, um nicht antworten zu müssen. Er stand auf und spürte, wie der bucklige Alirio ihn durch Korridore führte, deren Winkel sich um ein paar Grad verschoben zu haben schienen.

Er betrat sein Zimmer. Die Flammen der Kerzenhalter flackerten in einem leichten Luftzug, dann beruhigten sie sich wieder.

Er zog den Anzug aus, schlüpfte unter die Baumwollbettlaken, schloss die Augen. Er erinnerte sich nicht daran, bewusst eingeschlafen zu sein, aber irgendwann wurde die Linie überschritten. María del Carmen mit zwölf Jahren, die ihn fragte, ob Engel Namen hätten. Dann verdrehte sich sein Geist.

Die Zimmerdecke begann zu sinken, langsam, wie eine unendliche Steinplatte. Aus den Wänden sprossen Äste des Mameybaumes, die sich in ausgemergelte Arme verwandelten. Eine Stimme, die Stimme der Unbegrabenen, wiederholte unablässig:

„Vor einem umgekehrten Kreuz … fraßen sie mein Herz …"

Er versuchte aufzuwachen. Es gelang ihm nicht. Er spürte, wie sich das Bett neigte, zu einem Schiff wurde, das in einem Meer aus Totenschädeln schwamm. Die Knochenpyramiden erhoben sich ringsum wie Berge, die lachten. Auf einer von ihnen stand der Baron, mit Augen wie glühende Kohlen, und hielt das noch schlagende Herz von jemandem in der Hand, den Tomás nicht zu identifizieren vermochte. Es konnte Macaregua sein. Es konnte sein eigenes sein.

Plötzlich fand er sich in einer Wanne voller dunklem Wasser wieder. Die Flüssigkeit roch nach feuchter Erde und nach etwas noch Älterem. Das Fenster des Badezimmers flog auf, und es drang eine pflanzliche Masse herein, die sich wie eine Schlange wand. Es war nicht ein einziger Ast: eine Hydra aus Wurzeln und ineinander

verschlungenen Stängeln, jeder mit verfaulenden Blüten gekrönt, deren Blütenblätter sich wie Münder öffneten.

Die Tentakel packten ihn an den Knöcheln, an der Brust, rissen ihn mit brutaler Gewalt aus der Wanne. Das Wasser ergoss sich über den Fliesenboden, während Tomás vergeblich kämpfte. Die Hydra hob ihn durch die Luft, durchdrang Wände, die durchsichtig wurden wie nasses Papier, und trug ihn ins Freie.

Er schwebte über den Dächern von Santa Cruz, die Stadt lag unter ihm ausgebreitet wie ein Labyrinth aus Schatten und roten Ziegeln. Die Äste hielten ihn wie eine Marionette und drückten seine Rippen zusammen, bis ihm der Atem ausging. Unten glänzten die gepflasterten Straßen im Licht eines Mondes, der zu viele Phasen zugleich hatte.

Da streckte sich aus einem erleuchteten Fenster Eutimios Arm. Der Mann warf etwas, das sich in der Luft drehte und Mondlichtreflexe auffing: ein Schwert mit langer Klinge und einem Griff aus geschwärztem Silber.

Tomás fing es instinktiv auf.

„Gib der Gewalt nicht nach!“, rief María del Carmen aus einem anderen Fenster, ihre Stimme brach im Wind. „Das ist nicht der Weg!“

Doch die Äste drückten stärker zu. Einer schlang sich um seinen Hals. Tomás schwang das Schwert und hieb den nächstliegenden Tentakel ab.

Der Ast stürzte, aber an seiner Stelle sprossen drei neue. Er schlug erneut zu. Sechs neue traten hervor, dicker, mit Dornen, aus denen schwarze Harztröpfchen sickerten. Jeder Hieb erzeugte mehr Feinde, eine groteske Vermehrung, die keiner Naturgesetzlichkeit folgte.

Zehn Äste. Zwanzig. Fünfzig.

Tomás schlug unablässig, das Schwert wurde zur Verlängerung seiner Verzweiflung, aber mit jedem kleinen Sieg wurde die Niederlage unausweichlicher. Die Äste umschlangen ihn nun vollständig, bildeten einen pflanzlichen Kokon, der drückte, drückte, bis er den Arm nicht mehr heben konnte.

Das Schwert glitt aus seinen tauben Fingern und stürzte in die Dunkelheit.

Die Hydra hatte gewonnen.

Sie legte ihn auf den Boden in einem Garten ab, den er nicht erkannte. Die Äste zogen sich langsam zurück, als seien sie gesättigt. Tomás hustete, spuckte etwas Bitteres aus.

Da sah er sie.

María del Carmen stand vor ihm, aber es war nicht sie. Sie trug eine venezianische Maske aus weißem Porzellan, mit Schlitzen für die Augen und einem mundroten Karmesin. Ihr Kleid war aus schwarzer Spitze, die sich so eng an ihren Körper schmiegte, dass sie mehr enthüllte als verbarg.

Langsam nahm sie die Maske ab.

Ihr Gesicht war dasselbe, doch ihre Lippen glänzten, als wären sie in frisches Blut getaucht. Ihre Augen hatten einen fiebrigen Glanz.

Sie begann mit einer Stimme zu rezitieren, die nicht nur ihr gehörte, sondern einem Chor alter, lüsterner, profaner Stimmen, eine Variation von Gedichten Pietro Aretinos:

„Fick mich, meine Seele, fick mich bald,
denn wir sind alle zum Ficken geboren.
Öffne die Schenkel, dass ich klar erschau
deinen schönen Arsch und deinen lodernden Schoß.
Steck deinen Finger in meinen Arsch, alter Freund,
stoß deinen Schwanz mit langsamem Entzücken,
heb mir das Bein, manövriere hemmungslos,
stoß jetzt mit Kraft, zurückhaltlos, ohne Halt.
Dieses Festmahl ist würziger, heißer
als Knoblauchbrot, vor dem Feuer verzehrt.
Gefällt dir meine Möse nicht, dann nimm mich von hinten:
Ein wahrer Mann lässt sich auch selbst sodomisieren.“

Tomás wollte zurückweichen, aber seine Beine gehorchten ihm nicht.

María del Carmen kam näher, die Hüften in hypnotischem Rhythmus schwingend.

„Küss mich“, flüsterte sie. „Küss mich, und du wirst die Hölle kennenlernen, nach der du suchst.“

Er küsste sie.

In dem Moment, als sich ihre Münder berührten, verwandelte sie sich. Ihr Körper öffnete sich wie eine fleischfressende Blume, und aus ihrem Inneren tauchten drei Frauenköpfe auf, jeder mit Vampirzähnen, weißen Augen ohne Pupillen, Haaren, die sich wie lebendige Tentakel bewegten.

Die drei Köpfe stürzten sich auf ihn.

Sie rissen ihn zu Boden. Sie entkleideten ihn mit Klauen, die eher zerrissen als lösten. Ihre Mäuler bohrten sich in seinen Hals, seine Handgelenke, seinen Unterleib, sie tranken und vergewaltigten zugleich, eine mehrfache Penetration aus Zähnen und kalten Zungen, die nicht nur sein Blut aussogen, sondern etwas Tieferes: seinen Willen, seinen Verstand, seine Seele.

Tomás schrie, doch kein Laut drang aus seiner Kehle.

Das Bett bebte. Die Kerzenhalter schwankten an den Wänden, und doch blieben die Flammen kerzengerade, als hielte eine unsichtbare Hand sie fest.

Tomás fuhr hoch, der Mund trocken. Der Boden knarrte unter seinen nackten Füßen. Von draußen, aus dem Flur, drangen Schreie, Schläge, das Klirren zerbrechenden Geschirrs, berstender Gläser.

Ein Erdbeben, dachte er. Instinktiv tastete er nach seinem Mahagonikoffer. Er öffnete die Tür, und María del Carmen richtete sich mühsam auf, die Hände gefesselt.

„Helfen Sie mir“, sagte sie und stolperte in sein Zimmer.

Tomás kniete sich hinter sie und löste mit tauben Fingern den Knoten des Seils. Die Maske lockerte sich und fiel aufs Bett. Das Gesicht, das zum Vorschein kam, war zugleich das des Mädchens, das er gekannt hatte, und das einer Frau, die Dinge gesehen hatte, von denen er erst zu ahnen begann. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie ihn sah.

„Ich wusste, dass Sie kommen würden“, flüsterte sie. „Ich habe es im Traum gesehen. Aber einen Moment lang fürchtete ich, Sie kämen zu spät.“

Tomás zog sie ohne nachzudenken an sich. Der Kontakt ihres Körpers – warm, menschlich, zitternd – war der Anker, den er inmitten dieses ontologischen Wirbelsturms brauchte.

„Sie sind nicht der, der mich rettet“, sagte sie mit einem Hauch von Lächeln. „Er ist es, wenn wir ihn nicht vergessen. Wenn wir weiter zu ihm fliehen.“

Tomás nickte. Er spürte ihren stockenden Atem in seinem Nacken, den leichten Duft billiger Seife, vermischt mit dem süßen Parfum, das das Haus ihr aufgezwungen hatte.

„Warum haben Sie zugestimmt, in diese Hacienda zu kommen?“, fragte er, als sie sich genug voneinander lösten, um sich in die Augen zu sehen.

„Mein Bruder glaubte, es sei nötig, um die Unseren zu schützen“, antwortete María del Carmen. „Und ich glaubte, ich könnte sie täuschen, mich unterwerfen, während ich ihre Schwächen studierte. Ich habe die Macht dessen unterschätzt, was hier wohnt, ebenso wie die Versuchungen des Fleisches in meinem zarten Alter. Aber ich habe die Prüfung bestanden.“

Sie küssten sich und liebten sich bis zum Morgengrauen.

Bei Tagesanbruch kleidete Tomás sich hastig an, nahm den Koffer, tastete nach dem Hut, der am Kopfende des Bettes zerdrückt worden war.

„Wer sind diese Wesen?“, fragte Tomás weiter.

María del Carmen blickte sich um, während sie ihr Haar kämmte.

„Sie waren Menschen“, sagte sie. „Verdammte, die zuließen, dass unreine Wesen in ihnen wohnen. Sie haben ihren Körper verliehen, ihre Zeit, ihre Stimme. Im Gegenzug bewahrt das Haus sie. Agnes – so lautet der Taufname Arcadias, bevor sie den Körper einer Toten in Besitz nahm – sagt, dass wir in dieser Hacienda in zwei divergenten Herrschaftsbereichen leben.“

Tomás spürte den Schwindel, etwas zu ahnen, das zu groß war, um es in seine vertrauten Kategorien von Sünde und Gnade zu pressen. Das Wort, das Agnes – dieser Name, den er noch nicht ganz kannte, den aber Santacruz in jeder Ecke flüsterte – benutzen würde, war „divergente Domänen“.

María del Carmen formulierte es anders:

„Dieses Haus steht falsch in der Welt“, sagte sie. „Es liegt in einem Faltbruch. Es gibt Zimmer, die nur nachts existieren. Andere existieren nur, wenn jemand sie träumt. Es gibt Türen, die an keinen Ort dieses Tales führen, sondern an Orte, an denen die Zeit rückwärts läuft oder im Kreis. Der Baron glaubt, er beherrsche diese Falten. In Wahrheit sind sie es, die ihn benutzen.“

Tomás hörte ihr zu, halb gebannt, halb entsetzt.

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich es erlebt habe“, antwortete sie. „Weil man mich durch diese Zimmer geschickt hat. Weil es Stimmen gibt, die zu mir sprechen, seit bevor der Baron in diese Lande kam. Die Yariguíes wussten etwas. Meine Urgroßmutter wusste es. Sie erzählten mir Geschichten, die man für Legenden hält … bis man ihnen gegenübersteht. Du musst es nicht tun; ich habe schon für dich gelitten.“

Unwillkürlich griff Tomás nach dem Kruzifix, das an seinem Hals hing, und drückte es fest.

„Alles, was man sich vorstellt, existiert“, fügte sie in fast pädagogischem Ton hinzu. „Es ändert sich nur, von welcher Seite man es betrachtet. Wir träumen diese Wesen. Sie träumen uns. Und dieses Haus … ist der Ort, an dem sich die Träume berühren.“

Der Morgen machte sich bemerkbar im kaum hörbaren Knacken des Holzes, im fernen Murmeln einer nicht vorhandenen Wasserleitung, in der leichten Temperaturänderung beim Durchschreiten jeder Tür. Santacruz war eine Bühne, die sich selbst als Hauptfigur spielte.

Vor dem Portal stand, wie von Alirio angekündigt, die Kutsche bereit: eine geschlossene Karosse aus schwarzem Holz, die Leisten frisch poliert. Zwei Schimmel mit makelloser Muskulatur stampften ungeduldig auf dem Pflaster. Der Kutscher, ein hochgewachsener Mann mit aschblondem Haar, dünnem Schnurrbart und ausgewaschen blauen Augen, lüftete den Hut, als sie hinaustraten.

Tomás konnte nicht umhin zu denken, dass dieser Mann den Gesichtern auf den Bildern an den Wänden zum Verwechseln ähnlich sah: Preußen, in die Berge von Santander verpflanzt, mit einem Selbstbewusstsein, das keinen Lärm nötig hatte.

María del Carmen, Fidel und Tomás stiegen hinab, jeder mit seinen eigenen Schrecken. Draußen verdichtete sich der Nebel erneut, bereit, jede Spur der Knochenpyramiden, der Herzlosen Wandernden und der Nacht zu tilgen, in der das Haus für ein paar Minuten sein wahres Gesicht gezeigt hatte.

Arcadias bewusstloser Körper lag wie ein vergessenes Hindernis auf der Schwelle. Das Gesicht, das in der Nacht zuvor das einer ungebrochenen Alten gewesen war, hatte nun etwas von einer weggeworfenen Puppe: leicht ausgerenkte Kinnlade, halb geöffnete Lider, eine Reihe gelblicher Zähne sichtbar.

Sie fuhren den Berg in drängendem Tempo hinab, der Abgrund tauchte hinter jeder Kurve auf.

„Haben Sie schöne Albträume gehabt?“, scherzte Fidel und betrachtete die üppige Landschaft durch das Wagenfenster.

„Die Betten von Santacruz sind so weich, dass sogar die Seele schläft“, sagte Tomás.

Er hatte nicht die Absicht, seinen nächtlichen Schrecken als Smalltalk zu servieren.

„Ich erinnere mich nie an meine Träume“, fügte Fidel achselzuckend hinzu. „Wenn der Teufel mich nachts besucht, langweilt er sich wohl bald.“

María del Carmen trug ein schlichtes Baumwollkleid, an Hals und Ärmeln nur minimal mit Spitze besetzt; ein breitkrempiger Hut hing an ihrem linken Arm. Anders als in der vergangenen Nacht war sie ohne Maske. Ihr Gesicht war bleich, doch in ihren Augen lag ein ruhiger Glanz, der im Kontrast zur Umgebung stand.

„Schauen Sie nicht so sehr zurück“, sagte sie, ohne sich umzudrehen. „Manche Orte bleiben in den Augen hängen.“

Tomás gehorchte. Er beugte sich etwas vor und sah nach vorn. Der Nebel wartete bereits.

Der Weg hinaus war nicht exakt derselbe wie der hinein. Tomás bemerkte es sofort. Beim Aufstieg am Abend zuvor hatten sie links eine Schlucht passiert, mit schrägen Bäumen, die schienen, als wollten sie aus dem Wasser trinken. Nun floss die Schlucht rechts. Die Steigung sank nicht so sanft, wie er sich erinnerte, sondern in Sprüngen, als wäre der Berg über Nacht neu zusammengesetzt worden.

„Ist das ein anderer Weg?“, fragte er laut.

Oben auf dem Bock schnalzte Wilhelm mit der Zunge, um die Schimmel zu beruhigen.

„Es ist derselbe“, sagte er. „Der Berg verändert sich mit dem Wetter. Und mit der Erinnerung.“

Fidel zuckte mit den Schultern und maß dem keine Bedeutung bei. María del Carmen hingegen erwiderte Tomás’ Blick.

„Die Domänen schließen sich“, erklärte sie. „Was du letzte Nacht gesehen hast, existiert nur … letzte Nacht. Heute ist ein anderer Faltbruch.“

„Ein anderer Faltbruch?“, wiederholte Tomás.

„Wie wenn man eine Tischdecke faltet“, sagte sie, auf der Suche nach einem Bild. „Der Stoff bleibt derselbe, aber ein Teil liegt oben, der andere unten. Santacruz liegt in einem dieser Falten. Manchmal lugt es in die Welt, die wir kennen. Manchmal versteckt es sich, oft verzweigt es sich in Varianten, die uns zwingen, unser Schicksal neu zu schreiben.“

Er dachte an die Nekropole der Schädel, an das phosphoreszierende Leuchten, an die Frage, die er sich beim Anbruch gestellt hatte.

„Die Pyramiden …“, begann Tomás.

„Du wirst sie heute nicht sehen“, unterbrach ihn María del Carmen sanft. „Tagsüber sind sie anderswo. Nur wenn der Mond hoch steht, sinken sie auf die Ebene der Lebenden.“

„Wer hat sie gebaut?“, bestand er.

Sie ließ sich einen Moment Zeit, bevor sie antwortete.

„Pistoleros“, sagte sie schließlich. „Männer aus Fleisch und Blut. Indios, die gezwungen wurden, die Schädel der Ihren aufzuschichten. Und Sklaven, von weit her gebracht, denen der Baron Freiheit versprach, wenn sie dieses Monument errichteten. Aber was sie trägt, sind nicht die Hände, sondern die Pakte. Er kettet sie alle an sein Irrenhaus der Unterwelt. Darum stehen sie noch dort, obwohl niemand wagt, sie anzurühren.“

Tomás verspürte eine verspätete Übelkeit.

„Und die Indios, die mit uns kamen?“, fragte er. „Sireno, Perico, Jacinto … Sie sind mit der Unbegrabenen fortgegangen. Ich weiß nicht, ob sie leben.“

María del Carmen senkte den Blick auf ihre im Schoß gefalteten Hände.

„Du wirst es lange nicht erfahren“, antwortete sie. „Und das ist zu unserem Besten.“

Die Kutsche ratterte über Steine, die Tomás nie zuvor gespürt zu haben meinte. Draußen verdichtete und lichtete sich der Nebel nach Belieben. Zuweilen konnten sie das enge, tiefe Flusstal sehen; dann wieder nur eine kompakte Weißheit, die jeden Bezugspunkt auslöschte.

„Wenn wir von ‚divergenten Domänen‘ sprechen“, fuhr sie fort, „ist das keine Metapher. Es gibt Orte, an denen zwei Dinge zugleich wahr sein können. Für dich gab es ein Erdbeben; für Fidel nur eine Nacht tiefen Schlafs. Für mich … gab es noch etwas anderes.“

Tomás sah sie fragend an.

„Was hast du gesehen?“

„Ich sah Arcadia ohne ihren Körper“, antwortete sie mit seltsam gelassener Stimme. „Ein Teil von ihr hing von der Decke – der, den du gesehen hast. Der andere saß in ihrem Stuhl und schaute zu, als wohne sie ihrer eigenen Spaltung bei. Ich sah auch den Baron. Nicht im Haus. Über dem Haus. Wie ein Schatten, der an der Decke klebt, von einer Ecke zur anderen gespannt. Er hat dich nicht gesehen. Das war unsere Rettung.“

Tomás schluckte. Die Vorstellung eines Wesens, das sich wie ein Fleck über das Haus legte, entschied, wog, regelte, ließ ihm den Rücken gefrieren.

„Wer ist er in Wirklichkeit?“, fragte er. „Genipperteinga.“

„Jemand, der aufgehört hat, ein ‚Wer‘ zu sein“, sagte sie, „um ein Vertreter anderer Welten zu werden. Es ist kein Zufall, dass die Hacienda Santacruz heißt; mit dem Symbol des Gekreuzigten und seiner Heiligkeit ruft der Baron etwas herbei, das ihn dem Strafgericht der erlösenden Engel entzieht.“

Fidel, der das Gespräch mit gerunzelter Stirn verfolgt hatte, mischte sich ein:

„So viel Hexerei dient nur dazu, uns vom Wesentlichen abzulenken“, sagte er. „Macaregua. Die Culebra Pico de Oro. Die Politik. Das sind die Feinde, die man sieht.“

„Die Culebra Pico de Oro ist nicht nur Politik“, entgegnete María del Carmen mit einer Festigkeit, die Tomás verblüffte. „Sie ist aus einer Ungerechtigkeit geboren, ja, aber sie nährt sich aus mehr. Macaregua versteht Dinge in diesem Tal, die die Deutschen niemals begreifen werden.“

Tomás spürte eine andere, irdischere Elektrizität in der Luft. Unter den metaphysischen Schichten brach der politische Konflikt hervor und erinnerte ihn daran, dass sie noch immer in einem Land im Krieg lebten, dass es neben Dämonen auch bewaffnete Männer, Parteien und Ressentiments gab.

„Warum interessiert dich Macaregua so sehr?“, fragte er María del Carmen.

Sie atmete tief ein.

„Weil es nicht deine Aufgabe ist“, antwortete sie. „Weil, wenn ihr ihn tötet, etwas Schlimmeres als er seinen Platz einnehmen wird.“

Tomás rutschte unruhig auf dem Sitz hin und her. Die Vorstellung eines indigenen Anführers, der mit Kräften paktierte, die er als „unrein“ empfand, beunruhigte ihn ebenso wie Arcadias Herrschaft.

Die Kutsche sprang, als sie über einen größeren Stein fuhr. María del Carmen griff nach der Bank, um sich nicht den Kopf am Dach zu stoßen. Tomás nutzte die Gelegenheit, die Frage zu wechseln.

„Was ist mit der Frau ohne Herz geschehen?“, sagte er. „Weißt du, wer sie war?“

María del Carmen hielt den Blick auf das beschlagene Fenster gerichtet.

Tomás fröstelte. Er erinnerte sich an das perfekte Loch, die abgerissene Haut, den abgebrochenen Satz.

„„Vor einem umgekehrten Kreuz …"", murmelte er.

„„… fraßen sie mein Herz"", vollendete María del Carmen. „Sie spricht nicht in Metaphern. Was deine Indios gesehen haben – ihre machetenschwingenden Arme ohne Blut, die Hunde, die beißen und doch nicht verletzen – geschieht, wenn die Domänen nicht im Gleichklang sind."

In der Art, wie sie es sagte, lag eine Gewissheit, die nicht aus Lektüre stammte, sondern aus Erfahrung.

Tomás sah sie mit einem Gemisch aus Mitgefühl und Schwindel an. Er erinnerte sich an das Nachbarsmädchen, das ihm unbequeme Fragen über Hölle und fremde Träume stellte.

„Und jetzt?", flüsterte er. „Was willst du?"

„Dass du diese Kräfte besiegst", sagte sie schlicht. „Weil die Absichten deines Herzens rein sind und Jesus nicht beachtet, was du getan hast, sondern was du den anderen zu tun wünschst."

Die Kutsche begann langsamer zu werden.

„Lagos del Cacique", verkündete Wilhelms Stimme, gedämpft durch das Holz.

Der Ort empfing sie mit einem klareren Licht. Der Nebel war zurückgeblieben, als weigere er sich, eine unsichtbare Grenze zu überschreiten. Weiß getünchte Lehmhäuser, Ziegeldächer, Höfe mit Hühnern. Es wirkte wie irgendein Dorf im Osten Kolumbiens, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass viele Bewohner beim Anblick der schwarzen Kutsche den Blick senkten oder die Straße wechselten.

Wilhelm setzte sie auf dem kleinen Hauptplatz ab, vor einem zweistöckigen Gasthof mit Holzbalkon.

„Hier werden die Knechte Arcadias Sie abholen", sagte er. „Ich muss zurück, bevor das Haus …" Er verstummte plötzlich, als wäre er im Begriff gewesen, zu viel zu sagen. „Bevor es dunkel wird."

Er holte aus einer Ledertasche einen schweren Beutel und reichte ihn Fidel.

„Jetzt beginnt das Politische", sagte Fidel und wog den Beutel in der Hand. „Bereit?"

Sie betraten den Gasthof.

Eine Frau mittleren Alters mit wachen Augen empfing sie mit einer mechanischen Freundlichkeit. Sie bot ihnen Zimmer, warmes Essen, Wasser, um sich den Staub des Weges abzuwaschen. Sie fragte nicht, woher sie kamen oder wohin sie gingen; es war offensichtlich, dass sie mehr wusste, als sie sagte. An den Wänden blickten Heilige aus verblassten Bildern auf sie herab: ein Erzengel Michael mit erhobenem Schwert, ein Christus mit zu rotem Blut, eine Jungfrau, die – durch irgendeinen Feuchtigkeitseffekt – wie ein zweites, nur angedeutetes Augenpaar über den eigentlichen Augen zu haben schien.

Tomás spürte, während er sich in einer Zinnschüssel die Hände wusch, das Wasser mit einer Normalität über seine Finger laufen, die fast schmerzte. Die Seife roch nach Asche und Kräutern. Der Blechspeigel zeigte ihm ein müdes Gesicht mit Furchen auf der Stirn, die er sich nicht erinnerte, je gehabt zu haben.

„Divergente Domänen", wiederholte er in Gedanken. „Falsch platzierte Häuser. Menschen, die zu Schnittpunkten werden."

Er bekreuzigte sich – nicht aus Gewohnheit, sondern weil er eine Geste brauchte, die, wenn auch nur symbolisch, eine Linie zog zwischen dem, was hinter ihm lag, und dem, was nun begann.

18. Der teutonische Vampir

Einige Tage später saß in der Fonda de Matías, einer Guarapera in einer Seitenstraße neben der Casa de Bolívar, Emeterio – ein fetter Greis mit langem schwarzem Haar und einer Lederklappe über dem linken Auge – auf einem Schemel aus Ziegenfell, trank einen Krug Guarapo und hielt in der anderen Hand seine Flinte.

Vor ihm saß Galeano in einem grauen Hemd mit Cowboyfransen aus Leder und einer Jeans aus Zeiten des Goldrausches. Er trank eine Flasche kubanischen Rum, gemeinsam mit Mariana, einem jungen Mädchen mit gelocktem Haar und dunkler Haut, seiner pubertären Geliebten, die ein afrikanisches Gewand und einen Turban trug.

„Wir stecken schon seit drei Monaten in dieser Schlägerei, Matías", sagte Galeano laut.

„Das ist ein Krieg", erwiderte der Wirt – ein zahnloser Mann mit dichtem schwarzem Schnurrbart –, während er ein Tablett mit Gläsern, Salz und Limettenscheiben hinstellte. „Wenn auch nicht der schlimmste, den wir erlebt haben."

Mariana senkte die Stimme und blickte zur Tür.

„Hast du gehört, was man über Santacruz erzählt?"

Matías bekreuzigte sich dreimal schnell, als wolle er eine unsichtbare Fliege verscheuchen.

„Man sagt, man hört die ganze Nacht Schreie", murmelte er. „Klagen, die nicht von dieser Welt sind."

„Meine Cousine hat Doña Arcadia zweimal am selben Tag gesehen", fügte Mariana hinzu und bekam eine Gänsehaut. „Einmal, halb sterbend, in der Messe um sechs Uhr morgens; ein zweites Mal, vierzig Jahre verjüngt, beim Stoffkauf um drei Uhr nachmittags. Es konnte unmöglich dieselbe Person sein."

„Dieser Ort ist falsch in die Welt gesetzt", urteilte Galeano und nahm einen langen Schluck. „Wer hineingeht, kommt verändert wieder heraus… oder gar nicht."

Matías senkte die Stimme noch mehr.

„Man erzählt, ein gelehrter Bogotaner sei von dort direkt in die Irrenhäuser der Arango in Facatativá gebracht worden – mit verlorenem Blick, murmelnd von Knochenpyramiden und Nächten,

die den Verstand aussaugen. Wenn sogar die Gelehrten den Verstand verlieren, was bleibt dann für den Rest?"

Emeterio trank seinen Guarapo schweigend und starrte auf einen Punkt, den nur er sehen konnte.

„Diese Verfluchten haben mir eine Tochter entführt!", rief er plötzlich und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wer?", fragte Mariana.

„Genipperteinga und seine perfide Kupplerin", brüllte Emeterio.

Er umklammerte den Krug so fest, dass seine Knöchel weiß wurden. Für einen Augenblick sah er wieder Marisols Gesicht, wie sie in Lagos del Cacique in die Kutsche stieg, während die Sonne ihr Licht wie Schwerter in die Augen bohrte. Sie hatte sich zu ihm umgedreht, mit einem stummen „Vater?" auf den Lippen. Und er hatte genickt, vor Stolz geschwellt, überzeugt, ihr eine Zukunft zu sichern. Die Taler des Barons, die in seinem Beutel so schwer gewogen hatten, schmeckten jetzt wie Judaslohn.

Die Tür zum Innenhof flog unvermittelt auf.

In Hemd und Hose aus roher Baumwolle, mit einem Dolch am Gürtel und mehreren Blasrohren, die um die Hüfte geschnallt waren, trat Macaregua ein und legte in eine Ecke einen Köcher mit einundzwanzig Pfeilen und einen halbmeterlangen Bogen. Er setzte einen Fuß auf einen Holzklotz neben einem Guayabo-Tisch.

„Macht weiter, als hättet ihr mich nicht gesehen", sagte er. „Meine Verbündeten…"

Galeano hob ihm zu Ehren sein Glas.

„Er hat uns diesen Monat schon dreimal den Hals gerettet", erklärte er. „Ohne seine Späher hätten die Preußen uns längst wie Kaninchen gejagt."

„Wir verdanken ihm das Leben", fügte Mariana hinzu. „Als die Soldaten des Barons uns in Lagos del Cacique einkesselten, waren es seine Pfeile, die uns den Weg freischossen."

Macaregua neigte den Kopf zu einem minimalen Gruß.

„Man sagt, Ihr hättet Eure Tochter in Lagos del Cacique freiwillig übergeben", fuhr Mariana fort und sah Emeterio an. „Man sah, wie sie in Genipperteingas Kutsche stieg. Ihr habt sogar zwei Maultiere voller Geschenke angenommen."

„Marisol hatte einen Sohn des Patrons in ihrer nächsten Ehe verdient!“, stammelte Emeterio. „Aber Genipperteinga erlaubt nicht, dass wir sie wiedersehen. Wir wissen nicht einmal, ob sie noch lebt.“

„Sie ist in das Maul des Pumas gegangen…“, mischte sich Macaregua mit tiefer Stimme ein. „Dieser Deutsche wird nicht dick und nicht alt. Er lebt seit dreißig Jahren im Tal und sein Gesicht ist dasselbe. Er nährt sich nur von fremden Töchtern.“

Matías bekreuzigte sich erneut und murmelte eine kurze Bitte in Guane.

„Man sagt, er hält junge Menschen in seinem Irrenhaus in Ketten, die für ihn altern“, fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

„Es stört ihn nicht, dass wir ihn unseren teutonischen Vampir nennen“, lächelte Galeano bitter. „Den Ausländern erklärt er, es handle sich um Aberglauben, der ihm zugute komme.“

„Sind nicht Sie mit Ihren Wahlen und Klagen schuld an dem Hunger, den wir in Bucaramanga leiden“, fuhr Emeterio ihn an – voller unterdrückter Wut, in seinem gesunden Auge jedoch mit mehr als bloßem Zorn: mit geteilter Schuld –, „an der Not, die uns dazu bringt, unsere kostbarsten Jungfrauen zu opfern?“

„Wie viele von ihnen sind verschwunden, nachdem sie an den Orgien auf Genipperteingas Haciendas teilgenommen haben?“, entgegnete Mariana bissig.

Hufschlag von Pferden auf der nahen Straße unterbrach das Gespräch.

In bis zu den Oberschenkeln reichenden Cordovan-Stiefeln, frisch gewichst, mit großen Hüten und schweren dunklen Mänteln traten Fidel und Tomás, von Pedro angeführt, in den Schankraum. Über Tomás’ Schultern hingen zwei voluminöse Satteltaschen aus Leder, wie eine profane Soutane.

Der Geruch von vergorenem Guarapo traf ihn wie eine Ohrfeige. Alles in dieser Fonda – das Lachen, der Tabaksrauch, der Schweiß, das pure Leben – erschien ihm unverschämt lebendig nach den geruchlosen Fluren von Santacruz. Die Stimmen klangen zu wirklich, fast beleidigend. Wie konnten sie lachen und trinken, wenn er doch eben eine andere Wirklichkeit, die seiner Sünden, erlebt hatte, die mit dieser koexistierte? Die Guarapera schien ihm gefährlich vital im Vergleich zu jenem Haus, in dem die Zeit stehen blieb und die Wände atmeten.

Fidel hingegen ließ den Blick schnell und berechnend durch den Raum gleiten. Er hatte vor, Macaregua als Führer zu benutzen und auf dem Rückweg seinen Tod einem „bedauerlichen Zwischenfall“ mit feindlichen Blasrohren zuzuschreiben. Doña Arcadia würde zufrieden sein, der Baron dankbar, und er selbst würde aufsteigen in der Rangordnung der Befriedungshelden des Tales. Der Verrat wurde sicherer, je fester er davon überzeugt war.

„Ich habe dich nicht mehr gesehen, seit wir das Colegio de Nuestra Señora del Rosario abgeschlossen haben!“, rief Galeano. „Willkommen im Souveränen Staat Santander, Kamerad Fidel.“

Fidel zog Handschuhe und Hut aus.

„Kamerad Galeano!“, nickte er überschwänglich.

Sie umarmten sich fest unter dem misstrauischen Blick Macaregüas.

„Wie groß Sie geworden sind!“

„Endlich bin ich auf Ihrer Höhe“, erwiderte Fidel. „Es war nicht leicht, Sie ausfindig zu machen, mein Freund. Ich dachte schon, Sie würden nie auf meine Schreiben antworten.“

„Ich bin vorsichtig mit meiner Korrespondenz“, sagte Galeano, ohne die Ironie zu bemerken. „Mich wundert, dass die Truppen von San Gil im Dienst von Santafé de Bogotá euch nicht abgefangen haben.“

„Das haben sie“, gab Fidel zu. „Aber wir haben sie als Lastenträger angestellt. Sie hatten keinen Grund, unsere Sympathien für die Kommune der Culebra Pico de Oro zu verdächtigen.“

Galeano richtete den Blick auf Tomás.

„Ist dies der Freund, von dem Sie mir geschrieben hatten?“

Fidel schüttelte den Kopf und machte eine verschwörerische Geste.

„Das war, glaube ich, Doktor Arango“, räusperte sich Fidel. „Schließlich habe ich mich entschlossen, mit Tomás Fines zu reisen, einem sehr gebildeten und gelehrten Vetter von mir. Er hat mehr als zehntausend Bücher gelesen.“

Galeano drückte Tomás fest die Hand. Mariana trat näher und tat es ihm mit schmeichelndem Ausdruck nach.

„Ich bewundere gebildete Menschen“, sagte das Mädchen. „Ich habe erst vor einem Jahr lesen gelernt.“

„Seitdem sind die Bücher ihre besten Freunde“, bestätigte Galeano und schenkte zwei Rums ein. „Sie hat bereits die Bibel und

die Odyssee verschlungen. Eines Nachmittags sagte sie mir unter Tränen, ihren Berechnungen nach werde sie in ihrem restlichen Leben kaum zweitausend Bücher lesen. Sie weinte untröstlich, bis ich ihr klarmachte, dass jedes ungelesene Buch eine wesentliche Frage offen lässt. Und wenn man mit einem Dutzend Fragen zur Erleuchtung gelangt – stell dir vor, was zweitausend bewirken!“

Die Genannte stellte Fidel und Tomás je ein Glas Aguardiente aus Piedecuesta hin, das sie sofort ex tranken. Der Schnaps brannte Tomás im Hals und schleuderte ihn brutal in die Welt der Lebenden zurück. In Santacruz war alles kalt, zeitlos, durchzogen von einer monströsen Logik gewesen. Hier kamen ihm Hitze und Lärm wie eine Zumutung vor.

„Sie würden staunen“, sagte er hustend, „wie viele Menschen lesen können und nie ein Buch in die Hand nehmen.“

„Ich kenne einige davon“, sagte Mariana und nahm einen Schluck.

„Verzeiht meine Unwissenheit“, mischte sich Emeterio ein. „Ich bin ein arbeitender Mensch, der seine Zeit nicht damit verschwendet, den ganzen Nachmittag auf ein paar Blätter Papier zu starren. Ich rede nicht viel und verspreche keine Wunder, ich schaffe. Darum frage ich die jungen Damen, die sich rühmen, so viel gelesen zu haben, immer: Wozu soll das Lesen gut sein?“

Tomás musterte die Reaktionen. Er fragte sich, ob Macaregua noch einige der Guane-Texte besaß, die die Inquisitoren bis ins vorige Jahrhundert so eifrig verbrannt hatten, oder ob seine Welt inzwischen nur noch aus Kraft bestand.

„Zu gar nichts!“, schnaubte Fidel. „Ich habe im Leben mehr Weisheit gefunden als in all meinen Lektüren.“

Die Anwesenden brachen in Gelächter aus.

„Soviel ich mich erinnere“, entgegnete Tomás – wohl wissend, dass er mit seiner Antwort entscheiden würde, ob man ihn als bloßen Boten der Mächtigen ansah oder als etwas Eigenständigeres –, „warst du nie ein großer Leser. Ein Volk, das nicht liest, endet damit, zu glauben, dass teutonische Vampire wie Genipperteinga unsterblich sind – Männer, die Land und Leben mit Fortschrittsversprechen aussaugen.“

Fidel richtete sich auf.

„Wusstest du nicht, Vetter“, sagte er hochnäsig, „dass ich über ein Jahr lang zum Direktor der Veröffentlichungen der Universität des Colegio de Nuestra Señora del Rosario ernannt war?“

Tomás erkannte in seinem Gesicht die trügerische Selbstgefälligkeit einflussreicher Männer, dieses intime Vergnügen, sich einzubilden, man erwecke Neid oder Groll. Er hätte ihn in seiner Illusion lassen können, aber er war nicht gewillt, einem Wichtigtuer recht zu geben.

„War das nicht unseren familiären Beziehungen zu verdanken?“, erwiderte er. „Hast du jemals ein Buch veröffentlicht?“

In diesem Moment trat ein Kunde kurz ein, warf Macaregua einen Blick zu, senkte die Stimme, um Matías etwas ins Ohr zu flüstern, und verschwand hastig wieder. Seine flüchtige Präsenz nahm der Debatte etwas von ihrer Schwere: Der Häuptling flößte Respekt ein, aber auch Furcht.

„Ich bin ein praktischer Mann!“, verteidigte sich Fidel. „Der gesunde Menschenverstand ist mein Banner. Deiner ist Wissen und Talent. Darf ich dich etwas fragen, da du so viel weißt?“

„Natürlich.“

„Wie erwirbt man Talent?“, fragte er mit triumphierendem Blick.

„Talent“, sagte Tomás, dem nicht entging, dass Macaregua ihm mit ungewohnter Aufmerksamkeit lauschte, „ist nach den taoistischen Weisen die Frucht der Ausdauer. Schiller schrieb, ein dramatisches Projekt zu entwerfen sei leicht; schwer sei es, ihm treu zu bleiben, es zu überarbeiten, neu zu schreiben, zu widerlegen, zu lesen, zu streichen, aufzuführen und schließlich zu veröffentlichen.“

Mariana und Galeano rückten näher. Auch der Yariguí schien nachdenklich zu werden.

„Ausdauer ist wertvoller als angeborenes Talent“, fuhr Tomás fort, „oder als die Ankündigung an die Welt, dieses oder jenes Kind werde Homer, Cervantes oder Mozart übertreffen. Die Verse Vergils gelten für den Krieg wie für die Dichtung gleichermaßen:

Disce, puer, virtutem ex me verumque laborem,
Fortunam ex aliis.“

„Was heißt das?“, fragte Macaregua und beugte sich vor.

„Lerne von mir, Sohn“, übersetzte Fidel rasch, „die Tugend und die wahre Mühe; von anderen das Glück. Und dazu braucht man ausgezeichnete Lehrer, Vetter.“

In der Straße krachte ein entfernter Schuss. Matías ging zur Tür, sah kurz hinaus und kehrte mit einem Achselzucken zurück.

Tomás nahm den Faden wieder auf, ohne an Höhe zu verlieren:

„Juan Luis Vives bestand darauf, dass Lehrer Vorbilder im Verhalten sein müssten. Die Gesellschaft kann einem Absolventen, der Staatsgelder unterschlägt, kaum die Schuld geben, wenn der Kongress dieselben schmutzigen Praktiken wiederholt wie eine Universität, in der Empfehlungen mehr zählen als Wissen."

Er nahm nachdenklich einen Schluck Rum.

„Da sich in Santafé de Bogotá die Leitungen mehr der Politik als dem Wissen widmen", fuhr er fort, „ist es klug, den Lektüren jener Professoren zu folgen, die sich wirklich der Forschung verschrieben haben. Ein Volk, das nicht liest, ist leichte Beute für jede Propaganda – sei es die des Barons Genipperteinga oder die der Demagogen von Santafé. Denn wer liest, lebt viele Leben; wer nicht liest, ist ein leichter Fang für jene, die gelesen haben."

Macaregua nickte ernst. Galeano und Mariana wechselten einen Blick.

„Die großen Leser werden als Weise konsultiert, weil sie das leben, was sie gelesen haben", fügte Tomás hinzu. „Verständlicherweise nahmen die Menschen Mose und Montaigne wie Propheten auf: Der erste hatte in seiner Jugend die Bibliotheken der Pharaonen studiert; Montaigne war, neben seiner scharfsinnigen Lektüre Plutarchs, ein empfindsamer und dankbarer Leser von Poesie und Romanen in Latein und Griechisch."

Er beugte sich etwas weiter über den Tisch.

„Die großen Dichter haben immer versucht, das Wesentliche des menschlichen Verhaltens zu erfassen. Die Ilias beginnt damit, dass die Achaier bestraft werden, weil sie die Tochter eines anständigen Priesters entführen. Die Idee ist klar: Wenn eine Gruppe sich arrogant verhält, zahlt sie den Preis – ob man es als göttliche Strafe oder als einfache Kette von Ereignissen deutet, die zurückkehren. Thukydides erzählt die Geschehnisse mit einer Sicherheit, die heute viele moderne Historiker schockiert. Diese Historiker neigen dazu, alle alten Erklärungen, die nicht in das passen, was sie das Kausalprinzip nennen, als falsch oder ‚mythisch' abzutun: also die Vorstellung, dass jede Wirkung eine konkrete, messbare und logische Ursache haben müsse, als funktioniere die Welt strikt wie ein Physikhandbuch."

„Und ist es nicht so, Vetter?", fiel Fidel ihm ins Wort. „Ou bien certains champignons locaux vous font-ils croire qu'il y a des sorcières et des vampires dans cette région des Andes?"

„Das Problem ist, dass sie vergessen, dass dieses Prinzip keine absolute Regel der Wirklichkeit ist", fuhr Tomás fort, unfähig, auf seinen Skeptizismus einzugehen nach der Hölle der vergangenen Nacht, „sondern vielmehr eine Art, unser Denken zu ordnen, um sie zu verstehen. Für solche Leute etwa ist es bedeutungslos, dass die Pest von Athen just nach dem Massaker Perikles' an den Bewohnern der Insel Samos ausbrach."

Mariana, die ihm mit einer Aufmerksamkeit zugehört hatte, die an Schwindel grenzte, konnte sich nicht zurückhalten.

„Verzeihen Sie, Don Tomás", unterbrach sie sanft, beinahe entschuldigend. „Was war auf Samos? Und was hat eine Pest damit zu tun?"

Ein kaum merkliches Lächeln huschte über Tomás' Lippen – nicht das des Besserwissers, sondern das des Lehrers, der in einer vielversprechenden Schülerin den Funken der Neugier aufflammen sieht.

„Eine ausgezeichnete Frage", sagte er und richtete die Antwort auf sie, wohl wissend, dass der ganze Tisch lauschte. „Vor einigen Jahren erhob sich die kleine, aber wohlhabende Insel Samos gegen die Vorherrschaft Athens. Perikles, ihr großer Stratege und Politiker, derselbe, der den Bau des Parthenons finanzierte, schlug die Rebellion mit einer Grausamkeit nieder, die sogar seine Verbündeten erschütterte. Nach einer Belagerung von neun Monaten verwüstete er die Stadt, ließ ihre Führer hinrichten, versklavte ihr Volk und, so berichten einige, schändete ihre Tempel. Es war ein Akt reiner Hybris, jener maßlosen Überheblichkeit, vor der die Griechen sich so fürchteten. Und dann, fast unmittelbar, fiel die Pest über Athen her. Thukydides, der sie erlitt und bis ins letzte schreckliche Detail beschrieb, zögerte nicht, beide Ereignisse zu verknüpfen – nicht wie ein Wissenschaftler, der ein Virus kausal mit einem Kriegsakt verbindet, sondern wie ein Historiker, der in der Pest die moralische Folge sieht, die göttliche Strafe für die Übertretung. Die Stadt, die ein Übermaß an Gewalt verübt hatte, wurde von einer größeren Gewalt verzehrt, die keinen Unterschied machte zwischen Adeligen und Plebejern, zwischen Feldherren und Soldaten."

Er schwieg kurz, damit der mit Bedeutung geladene Schankraum das Gewicht der Geschichte aufnehmen konnte.

„Unsere Wissenschaftler wiederholen unablässig“, fuhr er fort, die Stimme wieder im Streitton, „weil es so in den modischen akademischen Handbüchern steht, völlig frei von metaphysischen Überlegungen, dass ein Mord, der nicht juristisch bestraft wird, auch von den Göttern nicht bestraft werde. Als wäre die einzige zulässige Art, die Ereignisse zu verstehen, die des ‚jede Wirkung hat eine materielle Ursache‘ – und ignorierten, dass für die Alten – und vielleicht für uns in unserem innersten Herzen – moralische Konsequenzen ebenfalls eine Form von Kausalität waren, so real und tödlich wie jedes Bakterium. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Das ist keine Metapher. Es ist ein Gesetz des Universums, das sie in ihrem modernen Hochmut zu leugnen versuchen.“

Ein ferner Donner grollte. Matías zündete zwei weitere Kerzen an.

„Außerdem“, fuhr Tomás fort, „bereitet die Lektüre der Biographien großer Männer sowohl den Künstler als auch den Strategen vor; dort findet der Leser Neid, Intrigen, Bündnisse, Schlachten, Anerkennungen, Schmeichelei, Verleumdungen und, vielleicht, den Erfolg – das Tor zur universalen Bürgerschaft in einem Zeitalter, das nach Helden und Legenden dürstet. Wenn dieses Volk lesen würde, wäre es schwerer zu unterwerfen durch einen Fremden mit dem Gehabe eines deutschen Vampirs.“

Mariana nickte sichtlich beeindruckt, und die anderen taten es ihr nach.

Fidel beobachtete sie mit gemischten Gefühlen. Nutzt sein Vetter diese ganze Rhetorik, um das Vertrauen des Häuptlings zu gewinnen und ihm das Spiel zu verderben? Oder wollte er nur die Mulattin verführen?

„Sie müssen der Häuptling sein, der so viel Unheil stiftet…“, murmelte Tomás.

„Ich heiße Bucarica“, log der hagere Indio.

„Er ist ein guter Freund des Häuptlings Macaregua“, sekundierte Galeano heuchlerisch.

„Herrscher über das Tal des Río Guacacallo“, fügte der Yariguí mit einem Räuspern hinzu, „den ihr Magdalena nennt. Ist er derjenige, den ihr sucht?“

„Was bedeutet Guacacallo?“, fragte Tomás.

„So etwas wie ‚Fluss der Gräber‘“, antwortete Mariana.

Tomás zog ein Notizbuch hervor und schrieb.

„Warum?“, fragte Fidel.

„Wir alle landen dort“, sagte Mariana, „früher oder später – und von dort aus im Meer.“

„Mariana stammt aus Tunja“, erklärte Galeano. „Ihr beide habt einiges gemeinsam.“

„Ist es nicht gewagt, sich in dieser Stadt blicken zu lassen?“, fragte Tomás Macaregua. „In Morrorico zahlt man einen Dollar pro Yariguí-Kopf.“

„Kopfgeldjäger, die inzwischen das Zeitliche gesegnet haben“, seufzte der Häuptling, dessen Gestalt nicht nur bedrohlich, sondern politisch war: Er träumte davon, das Land seiner Ahnen neu zu verteilen – nicht nur Rache, sondern ein Programm für das Tal, was sein Bündnis mit Galeano dringlicher und seine spätere Feindschaft mit den Neuankömmlingen tragischer machte.

„Sie sind nicht von hier“, entschuldigte Galeano sie. „Macaregua ist immer von einem Krieger begleitet. Wir sehen ihn nicht, aber Sie können sicher sein, dass er uns beobachtet.“

„Unsichtbare Vorfahren?“, spottete Fidel.

„Achten Sie auf Ihre Worte“, warnte Mariana. „Die Yariguíes sind nachtragende Krieger.“

„Das glaube ich dir nicht, meine Kleine!“, fuhr Fidel sie zunehmend feindselig an.

„Er erinnert mich an die unglückseligen Mexikaner, die uns vor drei Monaten besuchten“, warf Galeano ein. „Wo sind sie, Matías?“

„Man sagt, am Grund der Schlucht des Salto del Duende“, antwortete der Wirt und meinte damit den Wasserfall am Rand des Ruitoque-Plateaus.

Fidel setzte sich auf einen Holzschemel mit Ziegenfell. Er seufzte und sah Macaregua an, als erwarte er eine Erklärung.

„Sechs Verzweifelte, die dem Ansturm der Blasrohre zum Opfer fielen“, nickte der Yariguí mit hämischem Blick.

„Wir sind Männer des Friedens“, warf Tomás ein – ein verspäteter Versuch, sich bei den anderen einzuschmeicheln.

„Das sind wir alle“, schnappte Macaregua zurück, „bis man uns angreift.“

„Sind Sie der Anführer Ihres Volkes?“, fragte Fidel.

„Ich vertrete die Nation der Yariguíes“, antwortete er schroff.

„Haben Sie noch jemandem von unserem Treffen erzählt, Matías?“, fragte Galeano.

Der Schankwirt kratzte sich an einer seiner „preußischen“ Koteletten und nickte beunruhigt.

Macaregua legte Pfeile und Bogen um seinen drahtigen Körper und ging Richtung Ausgang. Galeano sah zu Emeterio hinüber, der sich mit praktischer Gelassenheit unter den Eichentresen duckte und seinen Körper mit mehreren Holzplatten abschirmte, die er hinter sich herzog.

„Darf man fragen, wohin Sie gehen?“, fragte Fidel.

Macaregua drehte sich wie eine Katze um.

„Fragen Sie mich das jemand, den ich kaum kenne?“

„In Santafé bewundern wir Ihre Taten“, entschuldigte sich Fidel und zündete eine Havanna an, „die Ihres Volkes.“

„Wenn das wahr wäre…“, lächelte der Yariguí mit einem Anflug von Wehmut.

„Wir möchten, dass Sie uns zur Hacienda des Herrn Genipperteinga führen“, sagte Fidel mit bemühtem Lächeln.

„Nach Santacruz?“, rief Galeano und erblasste. „Wer zu laut protestiert, wacht dort mit kahlgeschorenem Kopf und starrem Blick in jenem Irrenhaus auf, wo Angriffe auf die Europäer in Wahnsinn enden.“

„Ich garantiere Ihnen nicht, dass Sie lebend zurückkehren“, sagte Emeterio, der sich sicherer fühlte und aus seinem Versteck hervorkroch. „Dieser Ort… Ihr kennt die Gerüchte.“

In der Ferne krachte die Salve von drei Kanonen.

„Ihr wäret besser beraten, ihn in Girón oder Zapatoca zu suchen“, schlug Matías vor und trocknete Tonbecher ab. „Dort leben mehrere seiner Konkubinen.“

Ein Junge kam herein und bestellte zwei Schalen Chicha. Die Spannung löste sich und die Gäste setzten sich wieder, wenn auch mit Abstand, jede Gruppe in einer Ecke des Raumes.

„Ich nehme an, Sie bringen einen Beitrag für unsere Brüder mit“, räusperte sich Galeano ungeduldig.

Auf Fidels Zeichen trat Tomás vor und übergab ihm die beiden schweren Satteltaschen.

„Mit diesem Geld hätte Genipperteinga“, sagte Fidel und zündete sich eine Zigarette an, „Kopfgelder für etwa zweitausend Schädel heidnischer Indigener bezahlt.“

„Es gibt mehrere Stämme bekehrter Yariguíes“, erwiderte Macaregua. „Ich selbst bin katholisch und verehre die heilige Lucia.“

„Ich fürchte, solange Sie nicht in einem Haus mit Dach leben“, mischte sich Fidel ein, „wird die Kirche Sie weiterhin als Heiden betrachten.“

Matías murmelte Guane-Gebete und bekreuzigte sich.

Tomás erinnerte sich mit unbeherrschbarer Übelkeit an die Knochenpyramiden der Hacienda. Wie viele dieser Schädel waren unschuldig gewesen? Wie viele Katholiken wie Macaregua, die ihr Recht verteidigten? Er spürte, wie seine politische Mission befleckt war: Vielleicht finanzierte er selbst, ohne es zu wollen, den teutonischen Vampir.

„Und wenn es Schädel ehrlicher Santandereños sind?“, fügte Mariana hinzu und ließ ihre Locken schwingen. „Genipperteinga fragt nicht nach der Herkunft dieser Schädel.“

„Ich habe zwei meiner Männer ins Sanatorium gebracht, die klare politische Ideen hatten“, bestätigte Galeano. „Sie kamen drei Monate später heraus und wussten nicht einmal mehr ihren eigenen Namen.“

„Sind Sie etwa Kopfgeldjäger?“, fragte Macaregua gespannt.

Matías zog instinktiv eine Karabinerflinte hervor und richtete sie auf Fidel und Tomás.

„Wie sind Sie an dieses Geld gekommen?“, rief er.

„Wer finanziert Sie?“, fragte Galeano, während er ein Kokablatt kaute und aggressiv gestikulierte.

„So danken Sie Ihrem Verbündeten?“, empörte sich Fidel, zog an seiner Zigarette und musterte den dicken Schnurrbart seines Gegenübers.

Galeano beruhigte Matías mit einem Blick. Der Alte senkte die Flinte. Draußen drängten sich mehrere Neugierige vor der Tür und den Fenstern.

„Es stimmt, dass Genipperteinga viele Schläger hierher gelockt hat“, erklärte Fidel. „Vor allem aus Kalifornien, einem Bundesstaat Amerikas, in dem es jetzt verboten ist, Gesetzlose einfach abzuknallen.“

Macaregua zog den Dolch und rammte ihn nach einem Schritt in die Tischplatte vor Galeano.

Emeterio reagierte sofort, griff zu einem Gewehr unter dem Tresen und zielte auf den Yariguí, der die Arme hob. Doch sie hatten

verabredet, in einer Gefahrensituation genau so zu handeln, um ihr Bündnis zu verbergen: Die Worte gegen den teutonischen Vampir, die Erinnerung an Marisol und der gemeinsame Hass auf den Baron trieben sie in ihre geheime Allianz.

„Seit wann vertrauen wir Fremden?“, grinste Macaregua. „Ich habe nichts gegen Bauern – und schon gar nichts gegen einen alten Mann wie Sie!“

Da schob sich eine kleine Hand mit einer Blasrohrspitze durch den Spalt zwischen Decke und Wand rechts vom Tresen. Ein Pfeil zischte durch die Luft und bohrte sich in Emeterios Hand, der mit einem Schrei das Gewehr fallen ließ.

Macaregua sprang auf, stürzte zum Messer und riss es empor.

Fidel sprang wie eine Katze, zog seinen Revolver und schoss zweimal, sodass Blasrohr und Messer in Stücke flogen. Die kleine Hand verschwand mit dem abgebrochenen Rohrstück.

Mariana zog einen Dolch aus ihrem Haar, der bedrohlich auf Tomás’ Hals niederfuhr.

„Man hat mich vergiftet!“, schrie Emeterio.

„Der nächste wird tödlich sein“, drohte Macaregua und hob den Köcher wie zum Frieden. „Chan-chon?“

„Chon!“, antwortete eine tiefe Stimme vom Dachbalken über Galeano.

Tomás und Fidel schlossen daraus, dass der Indio, der sich in den Wänden verbarg, nur ein Kind oder ein sehr kleiner, dünner Mann sein konnte.

„Ich bin kein Söldner“, sagte Fidel und zielte dem Indio ins Gesicht, „und ich arbeite nicht für Genipperteinga. Ich bin Agent im Dienst von Doña Arcadia Galán de Sepúlveda.“

Er steckte die Waffe weg, und die anderen taten es ihm gleich.

„Ist es ein Familienbesuch?“, fragte Macaregua und nahm misstrauisch den Dolch wieder auf. „Ich hörte, Doña Arcadia sei schwer krank.“

„Sie muss einige Dokumente unterschreiben“, antwortete Fidel. „Was ihr erhaltet, ist eine Spende von ihr und Genipperteinga.“

Matías und Mariana bekreuzigten sich. Galeano lächelte spöttisch.

„Also waren Ihre Angriffe auf den Baron nur dazu da, die Lage zu sondieren?“, fragte der Häuptling.

„Ihr habt euch einem Untoten verschrieben“, flüsterte Matías.

Emeterio richtete sich auf und betrachtete seine verwundete Hand. Die Erinnerung an Marisol, wie sie in die Kutsche stieg, kehrte mit erneuter Wucht zurück. Eine Woche in den Klauen dieses Ungeheuers; eine Woche, die eine Ewigkeit sein konnte.

„Der Baron muss mir meine Tochter zurückgeben“, murmelte er. In seiner Stimme mischten sich Zorn und das Eingeständnis geteilter Schuld.

„Ich werde euch bis an die Grenzen der Hacienda führen“, sagte Macaregua mit von Rachsucht leuchtenden Augen. „Nicht ihretwegen, sondern wegen all der Marisoles, die dieses Ungeheuer verschlungen hat. Ich will die Ländereien sehen, die er uns geraubt hat. Er soll wissen, dass die Yariguíes nicht vergessen haben.“

„Ich heiße Emeterio Sigüenza“, fügte der Greis hinzu und kniete vor Fidel nieder. „Ich bin der Vater von Marisol, jenem Mädchen, das Genipperteinga seit einer Woche auf seiner Hacienda festhält. Bitte, wenn Sie sie finden, retten Sie sie. Ich flehe Sie an. Ich bin Ihnen ausgeliefert.“

Er warf sich unter krampfhaftem Schluchzen zu Boden. Macaregua beobachtete ihn reglos, doch etwas in seiner Haltung wurde weicher.

„Stehen Sie auf“, flüsterte er ihm ins Ohr. „Wir alle haben dem teutonischen Vampir etwas gegeben. Der Unterschied ist, ob wir ihn weiter füttern oder ob wir ihm endlich den Pfahl ins Herz jagen.“

„Wir brechen morgen auf“, verkündete er laut, „wenn die Sonne aufgeht.“

Ein Donnerschlag kündigte ein Gewitter an. Eine Windböe riss die hölzernen Fensterläden auf. Emeterio fasste sich und schloss sie wieder, gerade als die ersten Tropfen des Platzregens fielen.

„Ich träume oft von so einem Sturm“, bemerkte Galeano.

„In dem die Wassermassen überhandnehmen und Sie ertränken?“, fragte Tomás und dachte an einen Kupferstich von Dürer, der sein Büro in Santafé schmückte.

Galeano sah ihn verwundert an.

„Das ist in Kolumbien ein sehr verbreiteter Albtraum“, erklärte Tomás. „Die Sintflut bedeutet, dass unser Leben in Gefahr ist.“

„Ich habe in weniger als fünfzehn Tagen fast zehn Mitglieder der Culebra Pico de Oro verloren“, nickte Galeano.

„Haben Sie schon im Irrenhaus von Santacruz nach ihnen gesucht?“, fragte Macaregua.

Ein gespanntes Schweigen legte sich über die Fonda.

„Wir sind die wahren Besitzer dieser Lande“, fuhr der Yariguí fort. „Die Preußen unter Genipperteinga nahmen, was die Criollos uns mit Blut und Feuer gelassen hatten. Und ihr alle habt es zugelassen.“

„Wir waren von ihnen abhängig“, gab Galeano mit rauer Stimme zu. „Darum beschlossen wir, auf die Tribünen zu gehen. Wir haben die Wahlen gewonnen, doch man hat uns fälschlich des Betrugs beschuldigt.“

„Man muss zugeben, diese Preußen sind ein Sinnbild des Fortschritts…“, murmelte Matías.

„Aber keine Gentleman!“, schnitt Mariana ernst ein, bevor sie plötzlich lächelte.

Die Anwesenden schüttelten die Köpfe – halb zustimmend, halb zweifelnd.

„Laufen Sie etwa in den Bäumen?“, fragte Tomás Macaregua.

„So sagt man.“

Auf der Straße wuchs das Gemurmel.

„Doña Arcadia de Sepúlveda ist gestorben!“, rief eine Kinderstimme.

Galeano und Fidel stürzten ans Fenster. Sie sahen einen Chor von fünfzehn Klagefrauen, die unter herzzerreißendem Wehgeschrei ein riesiges Porträt der Verstorbenen begleiteten.

„Die Patronin ist tot!“, riefen sie. „Gott gebe ihr ewige Ruhe! Die große Doña Arcadia ist gestorben!“

„Ich fürchte, Ihr könnt den Baron morgen nicht besuchen“, sagte Galeano.

„Sehr gut“, antwortete Fidel ruhig.

Er drehte sich um die eigene Achse, zog unter seinem Mantel den Revolver hervor und richtete ihn auf Macaregua. Ein Zwerg im Lendenschurz, kaum neunzig Zentimeter groß, brach durch das Geflecht des Daches und stürzte sich auf ihn. Fidel wich mit einem katzenhaften Sprung aus; der Zwerg prallte gegen einige Stühle und fiel zu Boden. Der Häuptling stürzte vor und zog ein Messer aus seiner Wade.

„Verrat!“, schrie er und schleuderte es.

Das dröhnende Krachen eines Schusses übertönte das Pfeifen der Klinge genau in dem Moment, in dem Pedro sich vor Tomás und zu Fidels Füßen warf. Das Messer bohrte sich in die Tür und riss ihm

den Dreispitz vom Kopf. Pedro stieß ein Stöhnen aus und brach zusammen, getroffen in der Brust.

Tomás fühlte einen dumpfen Schlag, als hätte ihn das Geschoss selbst durchbohrt. Pedro war mit ihnen vom Chicamocha hergereist, hatte Feuerstellen und Geschichten geteilt; nun lag er für seinen Vetter nur als „ein Diener weniger“ da.

„Sie haben ihn getötet, Fidel!“, schrie Galeano und ergriff die Flinte, die Matías ihm über den Tresen zugespielt hatte.

Ein sanfteres Zischen durchstrich die Luft. Ein gefiederter Pfeil bohrte sich in Fidels Mantel. Macaregua sprang erneut und glitt bis zur Tür, die in den Hof führte. Fidel schrie und schoss auf den Zwerg, der sich abermals mit einer Blasrohrspitze auf ihn stürzte, und riss ihm die Brust in blutige Fetzen.

„Wir alle bluten“, murmelte der Zwerg, bevor er starb.

Durch das Fenster fühlte Tomás sich beobachtet; er drehte sich und blickte direkt in die Augen eines Geiers, der sie mit derselben inquisitorischen Miene wie Arcadia vom Dach des gegenüberliegenden Hauses aus fixierte. Er sagte sich, dass der Deutsche und seine Hexe die einzigen waren, die nie bluteten – Gespenster, die sie in kindlichen Reibereien verschlangen, die sie lebend oder tot nur stärker machten.

„Ihr Verdammten!“, schrie Emeterio und warf Fidel und Tomás eine Rumflasche entgegen, die an der Wand in Scherben zerplatzte.

Tomás, bleich und mit zitternden Händen, öffnete die Tür und stürzte auf die Straße hinaus, gefolgt von Fidel, während die Neugierigen vor ihnen zurückwichen.

„Ein Diener weniger“, murmelte Fidel.

Dann fuhr er Tomás an:

„Ihr Eingreifen kam zu spät. Sie haben mich zum Gespött dieser Stadt gemacht.“

Tomás verkniff sich, ihm seine idiotische Eitelkeit vorzuhalten. Während sie die regennasse Straße entlangliefen, dachte er an die gekreuzten Missionen: Fidel, der im Auftrag des Barons Macaregua aus dem Weg räumen wollte; er selbst, der mitmachen wollte, ohne an etwas schuld zu sein; Galeano, Mariana und der Häuptling, geblendet von Rachsucht gegenüber Genipperteinga; und Emeterio, gelähmt von dem Wunsch, eine Tochter zurückzugewinnen, die er für ein paar Goldstücke geopfert hatte.

„Wie kann ich Macaregua richten“, fragte er sich, „wenn ich im Dienst eines teutonischen Vampirs gehe?“

Die Frage brannte in seiner Brust wie ein Pflock, von dem er noch nicht wusste, in welches Herz er ihn stoßen würde.

19. Eine weitere Hochzeit des Barons

Am nächsten Morgen stieg das Heer von San Gil – verstärkt durch Kompanien aus Oiba und Barbosa und hauptsächlich zusammengesetzt aus Söldnern aus Cabrera und Curití, die von der Oligarchie Santafés subventioniert wurden – mit der Zuversicht in die Schlucht hinab, wie sie nur derjenige besitzt, der glaubt, der Sieg sei bereits in einem Büro in Santafé entschieden worden. Es stand unter dem Kommando von Pinilo Nariño, dem jüngeren Bruder von Roberto Nariño, jenes Mannes, der wenige Tage zuvor ums Leben gekommen war, als eine piedecuestanische Kanone, falsch berechnet, einen Flügel der Kirche San Laureano auf die Seinen stürzen ließ. Dieser absurde Tod, mitten während der Messe geschehen, hatte Pinilo in einen Mann mit ständig verkrampftem Gesicht und unerbittlichem Befehl verwandelt: Er schwor, aus Bucaramanga ein Exempel des Gehorsams für alle Provinzen zu machen.

Galeano, den die Bumanguesen zum General ihrer Truppen ausgerufen hatten, beobachtete von der Kante der Meseta de Los Santos aus die feindliche Kolonne, die sich in die dornigen Hänge des Chicamocha hineinfraß. Er kannte das Gelände handbreit; er hatte es als Maultiertreiber, als Händler und nun als Caudillo durchquert. Er hatte die Seinen nicht in einer durchgehenden Linie aufgestellt – mit schlecht bewaffneten Männern unmöglich zu halten –, sondern in drei gestaffelten Körpern: in der Mitte die Töpfer und Bauern mit alten Gewehren und Macheten; an den Flanken, für den Feind unsichtbar, seine eigentlichen Legionen: Yariguíes und Opones, Meister des Schluchtenkrieges.

Pinilo Nariño rückte geordnet vor. Er hatte seine Truppen in Kohorten zu je zweihundert Mann geteilt, die nacheinander auf dem Hauptpfad marschierten. Sie bildeten eine lange Schlange aus uneinheitlichen Röcken, Tuchhüten und Gewehren verschiedenster Kaliber, doch die Disziplin, mit der sie auf die Signale ihrer Trompeten reagierten, verriet die Hand der rolo-Offiziere, die ihn als von der Hauptstadt entsandte „Militärberater“ begleiteten. Vorne marschierten zwei Geschütze kurzen Kalibers, von ausgelaugten Maultieren gezogen.

Die Luft des Chicamocha-Cañons füllte sich mit einem dichten, rötlichen Staub, der wie Blutwolken von den dornigen Hängen aufstieg, wo die Männer zwischen scharfen Felsen und trockenem Gestrüpp stolperten. Die Sonne brannte senkrecht auf die Pferdehäute; der gleißende Schein ließ den Weg gerade erscheinen, obwohl er sich in Wahrheit in tückischen Serpentinen zwischen Abgründen hindurchschlängelte.

Galeano beschloss, den Feind weit genug hinabsteigen zu lassen, bis die Schlucht selbst zur Falle wurde. Er kalkulierte die Entfernungen wie jemand, der ein Schachbrett abmisst: Er wusste, dass die Leute aus San Gil sich in geschlossener Ordnung auf die Höhen zurückziehen konnten, wenn er zu früh angriff; tat er es zu spät, würden die Seinen in einem Nahkampf versinken, den die feindlichen Kanonen in ein Schlachtenhaus verwandelten.

Als die Vorhut Pinilos eine enge Kurve erreichte, an der der Pfad zwischen zwei Felswänden eingeklemmt lag, gab Galeano das verabredete Zeichen. Ein Yariguí, der auf einem Felssporn lauerte, hob ein Stück roten Stoff und schwenkte es zweimal. Mehr war nicht nötig.

Der Geruch verbrannten Pulvers begann, alles zu durchdringen, ein beizender Gestank, vermischt mit dem ranzigen Schweiß der Kämpfer und dem metallischen Nachgeschmack des Blutes. Von einem der Flanken her, verborgen im Dorngebüsch, feuerten die Opones die ersten Blasrohre ab. Das Sirren der vergifteten Pfeile war kaum zu hören; es mischte sich mit dem stetigen Murmeln des Windes in den Steinen. Die Pferde spürten es jedoch. Sie stiegen, schlugen aus, durchbrachen die Reihen. Die Männer, die versuchten, sie zu halten, bekamen stattdessen die kleinen schwarzen Stacheln in Hals oder Wange: Einige brachen mit blau angelaufenen Zungen zusammen, ehe sie begriffen, woher der Tod kam.

Pinilo, der in der Nähe der Vorhut marschierte, um mit gutem Beispiel voranzugehen, deutete das erste Durcheinander als bloße Nervosität der Truppe. Er befahl den Vormarsch. Seine Ordonnanzen wiederholten den Befehl entlang der Kolonne, doch jeder Ruf hallte ein Stück schwächer nach unten, verschlungen vom Echo der Schlucht.

Auf einem der Hänge sah Eliseo Chinchagua, ein junger Töpfer von kaum siebzehn Jahren, den Galeano als Späher eingesetzt hatte, die feindliche Kolonne herankommen wie ein längst angesagtes

Unwetter. Er hatte keine Zeit, sich darüber zu freuen, dass der Plan aufzugehen schien: Eine verirrte Kugel, tastend von unten abgefeuert, riss ihm die Brust auf. Mit dem Hemd, das sich rot färbte, brachte er noch die Hand zum Gesicht und lallte den Namen seiner Mutter, bevor er auf dem glühenden Schotter zusammenbrach. Ein bumanguesischer Unteroffizier versuchte, ihn an der Schulter wegzuziehen, doch das Gewicht des toten Körpers überwältigte ihn, und er musste ihn loslassen.

Weiter oben, in der Linie der Yariguíes, kroch Ruitoque, der Adler von Guacacallo – berühmt für seine List in Hinterhalten – geduckt durch die Dornen, bis zu den Augenbrauen mit Staub bedeckt. Er war die Speerspitze von Galeanos Manöver: Er hatte den Auftrag, den nördlichen Ausweg aus der Schlucht zu schließen, damit die Leute aus San Gil nicht zu den Höhen entkommen konnten. Gerade als er das Signal zum Schließen geben wollte, traf ihn eine Kugel – aus sehr großer Entfernung, vielleicht aufs Geratewohl abgefeuert – seitlich in die Schläfe, sauber, ohne Drama. Er fiel zur Seite wie ein Vogel, den man im Flug geschossen hat. Zwei Männer seiner Gruppe packten ihn unter den Achseln und schleppten ihn den Hang hinauf, wobei sie eine dunkle Blutspur hinterließen, die die gelbe Erde gleichgültig aufsog.

Galeano, dem ein keuchender Melder von seinem Tod berichtete, hielt das Manöver nicht an. „Auch die Römer verloren im entscheidenden Augenblick ihre Zenturionen“, dachte er, ohne es laut auszusprechen. Er wusste, dass die beste Art, den Adler von Guacacallo zu ehren, nicht im Klagen bestand, sondern darin, den Ring so zu schließen, wie man es geplant hatte.

Von der Meseta de Los Santos aus warteten die vereinten Kräfte aus Indios und Bauern mit tierischer Geduld auf die Männer aus San Gil. Galeano hatte die bumanguesischen Bauern in kleinen Gruppen zu zwanzig oder dreißig Mann staffelweise an den Felskanten der Schlucht verteilt, so dass jeder Trupp feuern und sich zurückziehen konnte, ohne dass der Feind begriff, wie viele es insgesamt waren. Zwischen diesen Gruppen glitten, fast unsichtbar, die übrigen Yariguíes und Opones hin und her, die jede Spalte im Fels und jede Höhle kannten, in der ein Mensch verschwinden konnte.

Als Pinilos Kolonne tief genug im Cañon war, befahl Galeano die zweite Bewegung. Ein kurzer Trompetenstoß erklang oben. Die Bauern antworteten mit einer ersten Salve von der rechten Seite. Die

Männer aus San Gil rückten, überrascht, instinktiv auf die gegenüberliegende Wegseite zusammen. In diesem Moment begannen die Yariguíes, die links verborgen waren, lose Steine hinabzurollen und aus verschiedenen Höhen Pfeile und Wurfpfeile zu schleudern. Die Schlucht verwandelte sich in einen Trichter aus Lärm und Staub.

Pinilo versuchte, eine Feuerlinie in Richtung Meseta zu bilden, doch der Pfad war zu schmal. Jedes Mal, wenn er seine Männer neu ordnen wollte, zwang ein neuer Angriff von der Seite sie, auseinanderzustieben. Die Geschütze, mit so viel Mühe herabgeschleppt, waren nahezu nutzlos: Man konnte sie nicht ausrichten, ohne die eigenen Reihen zu gefährden.

Galeano beobachtete alles von einem Vorsprung aus mit einer beinahe grausamen Klarheit. Er sah, wie die feindliche Kolonne, die beim Eintritt in den Cañon ein kompakter Körper gewesen war, sich in Gruppen auflöste, die auf eigene Faust kämpften; einige feuerten zur Meseta hin, andere auf die Felsen, wieder andere versuchten lediglich, mit bloßen Händen die Hänge hinaufzuklettern. Er begriff, dass der Moment für das endgültige Schließen gekommen war. Er schickte Kurierreiter über die oberen Wege, damit die noch freien Yariguí-Abteilungen den Pfad hinter dem Feind abschnitten.

So umklammerten Galeanos santandereanische Truppen, zahlenmäßig unterlegen, aber dem Gelände weit besser angepasst, das Heer Pinilos von den Flanken und von hinten, bis es sich bald von allen Seiten angegriffen sah und keine Möglichkeit mehr hatte, sich in offenem Feld zu entfalten. Die Indios, an die Jagd in Schluchten gewöhnt, glitten über die Felsen mit einer Beweglichkeit, die die Soldaten aus San Gil, beladen mit Tornistern, Munition und schweren Röcken, nicht nachahmen konnten.

Pinilo begriff schließlich, dass er eingekesselt war. Er befahl einen verzweifelten Vorstoß zu einem Knick, an dem die Karte, die er bei sich trug, einen möglichen Zugang zur Meseta verzeichnete. Doch Galeano hatte auch diesen Ausweg vorausgesehen und mit einem kleinen Kontingent von Opones blockiert, bewaffnet mit Lanzen und Blasrohren. Diese Männer beschränkten sich schweigend darauf, die ersten Feinde ein paar Meter den Hang hinaufsteigen zu lassen, um sie dann mit Steinen und Pfeilen wieder hinunterzurollen. Die Nachfolgenden verloren angesichts der Leiberlawine den Mut.

Die Sonne stand schon hoch, als die Ordnung endgültig zerbrach. Pinilos Kolonne löste sich in kleine Trupps auf, die auf eigene Faust zu entkommen suchten. Einige warfen ihre Gewehre weg, um schneller klettern zu können; andere versuchten, hinab zum Fluss zu gelangen, in der Hoffnung, der Chicamocha sei ein Zufluchtsort. Doch die Felsen kannten kein Erbarmen. Mehr als einer rutschte aus und verschwand ohne einen Schrei im Abgrund.

Gegen Mittag war die Schlucht übersät mit Gewehren, Macheten, aufgerissenen Tornistern und verlorenen Hüten. Von den beinahe tausend Mann, die mit Pinilo hinabgestiegen waren, flohen etwa fünfhundert planlos über die dornigen Hänge, von Brombeersträuchern zerkratzt, mit staubgefüllten Stiefeln und leeren Händen. Einige verfluchten die Hauptstadt dafür, sie in diesen „Indianerkrieg“ geschickt zu haben; andere schworen schluchzend, nie wieder eine Waffe gegen Bucaramanga zu erheben.

Der Staub brauchte lange, um sich zu legen; als er es tat, gab er Körper frei, die in der Sonne verstreut lagen, als hätte der Krieg den Steinen des Tales einen Zehnten an Fleisch dargebracht. Ruitoque und Eliseo, zusammen mit vielen anderen, deren Namen niemand nennen würde, lagen vermischt mit anonymen Söldnern. Neben ihnen standen keine Fahnen, nur Fliegenschwärme.

Auf einem hohen Sims betrachtete José María, ein Bauer aus Los Santos, die Szene an der Seite seines Großvaters, eines alten Maultiertreibers, der den Chicamocha gekannt hatte, ehe irgendjemand ihn „Operationsgebiet“ nannte.

„Wir haben gewonnen …“, murmelte der Junge mit einer Mischung aus Stolz und Übelkeit.

Sein Großvater wandte den Blick nicht von der Schlucht ab.

„Aber der Chicamocha unterscheidet keine Seiten, Junge. Heute hat er rolos und Bumanguesen gleichermaßen verschlungen. Morgen – wer weiß.“

Am Mittwoch war vor dem neu errichteten Palacio Amarillo – einem Gebäude mit goldenen Fassaden, die im Mittagslicht glänzten, mit neoklassischen Säulen, geschmückt mit Girlanden und dreifarbigen Bannern – ein provisorisches Podium errichtet worden. Darauf versammelten sich die Mitglieder des Gemeinderats vor einer dichten Menge, die den Parque Custodio García Rovira bis an den Rand füllte.

Der Platz brodelte. Die umliegenden Straßen waren von Menschen überschwemmt: Leute, die auf den Gehsteigen saßen, Menschentrauben, die auf Bäume, Balkone und Dächer geklettert waren. Alte mit wettergegerbten Gesichtern, Männer mit Macheten am Gürtel, Frauen mit Kindern auf dem Arm, Burschen in geflickten Hemden, barfüßige Mädchen, die sich mit Ellbogenstößen einen besseren Blick erkämpften. Ein Verkäufer von Fleischspießen versuchte, sich mit seinem Grill auf der Schulter durchzuzwängen, doch die Menge verschluckte ihn; nur der Knoblauchgeruch stieg weiter auf.

Macaregua beobachtete alles von einem Seitenportal aus. Er trug einen weißen Anzug aus roher Baumwolle und abgetragene Espadrilles, die Kleidung eines „gewöhnlichen Mannes“, die es ihm erlaubte, im Gedränge unterzutauchen. Der Bogen lag unter einer verwaschenen Decke verborgen, an eine Säule gelehnt. Doch seine Augen, unbeweglich, tasteten den ganzen Platz ab: Sie zählten Gewehre, maßen den Abstand zwischen dem Turm der Kathedrale und dem Palacio Amarillo, lokalisierten die am wenigsten bewachten Ausgänge.

„Sie sind übers offene Feld geflohen!“, erklärte Galeano triumphierend, die rechte Hand erhoben, vor jenem Volk, in dem er staubige Kippas tragende Juden, rotgesichtige, grimmige Teutonen, Töpfer mit tonverschmierten Fingernägeln, Bauern mit ausgefransten Hüten und Yariguíes erkannte, die diskrete Federn im Haar verbargen. „Vor diesen stolzen Gipfeln, die nach Cúcuta und bis zum Meer führen, erkläre ich heute, dass die Bewegung der Töpfer die Truppen unserer herzlosen Hauptstadt besiegt hat!“

Ein Gebrüll aus tausenden Kehlen antwortete im Chor. Der Klang ließ die Blätter der Bäume erzittern, die Scheiben der kolonialen Häuser klirren und eine Schar Vögel auffahren, die in der Kirchenkuppe geschlafen hatte. Ponchos und Hüte flogen wie ein chaotischer Regen bunter Flecken durch die Luft. Einige weinten, andere lachten. Ein Junge mit zerrissenen Hosen umklammerte die Taille seiner Mutter, ohne recht zu verstehen, warum dieser Morgen anders sein sollte als die anderen.

Mariana, in afrikanischer Toga und Turban, mit dem der Wind spielte, trat einen Schritt auf dem Podium vor. Ihre Stimme war von den Anfeuerungen der vergangenen Tage etwas heiser, doch der Eifer trug sie.

„Wir erklären feierlich drei Bürgertage zu Ehren unseres Sieges!“, rief sie. „Unser Ruf gilt nun dem Frieden und der Versöhnung! Vergeben wir uns unsere Ausschreitungen und erfreuen wir uns an den Gaben, die Gott uns schenkt!“

Hinter ihr verzog ein Gemeinderat leicht das Gesicht, als er das Wort „Ausschreitungen“ hörte, als sei dieser Begriff ein Hebel, den er lieber nicht anrühren wollte. Eine Gruppe Frauen dagegen rief das Wort begeistert nach. Ein Mann mit bandagiertem Arm hob die gesunde Hand und schleuderte ein „Amen!“ heraus, das im Lärm unterging.

Galeano hob den Blick zur erst kürzlich wiedererrichteten Turmspitze der Kathedrale San Laureano, deren silberne Kuppel den Horizont beherrschte. Er gab dem Glöckner, der den Kopf aus einem hohen Fenster gestreckt hatte, ein kurzes Zeichen. Sofort begannen die Glocken feierlich zu läuten. Der Klang senkte sich wie ein unsichtbares Tuch über den Platz und ordnete für einen Augenblick das Stimmengewirr.

Die Menge antwortete mit einem weiteren, nun längeren, heiseren Schrei. Der frische Glanz des gerade errungenen Sieges erhellte für einen Moment selbst die müdesten Gesichter. Doch hinter jedem Gesicht stand eine offene Rechnung: ein gefallener Bruder, eine verlorene Ernte, eine Furcht ohne Lösung.

Allmählich zerfaserte der Menschenstrom in kleine Gruppen. Einige stürmten zu den Chicherías und Guaraperías der Nebenstraßen; andere blieben im Park, diskutierten über Verlustzahlen, übertrieben Heldentaten, schworen, der Feind werde sich „nie wieder wagen“. Zwei alte Frauen näherten sich mit einem Korb Tamales und Brot dem Podium, als gehöre es zum Ritual des Sieges, die Anführer zu speisen.

Als die Menschenschar weit genug zurückgewichen war, stieg Galeano vom Podium. In dem Moment, in dem er den Boden berührte, spürte er das Gewicht der Stadt in den Fußsohlen: das Gefühl, auf etwas zu stehen, das ihm nicht ganz gehörte. Dennoch strich er seine Levite glatt, richtete die Halsbinde und überschritt die Schwelle des Palacio Amarillo, gefolgt von den Mitgliedern des Gemeinderats.

Drinnen roch die Luft nach frisch lackiertem Holz und nach frischer Tinte. In der Vorhalle hingen Porträts von Helden in goldenen Rahmen: Männer mit strengem Blick, steifen Uniformen

und Händen, die auf Schwertern oder Pergamenten ruhten. Zu ihren Füßen spiegelte der Marmorboden ihre Stiefel, ihre Röcke und ihre Zweifel.

In einer Ecke lehnte, achtlos an die Wand gestellt, eine zusammengerollte Dreifarbige. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, sie für die Sitzung dieses Tages zu entfalten. Zwischen den Falten schauten nur ein Stückchen Blau und eine Spur Gelb hervor. Es wirkte wie eine Zunge, die beschlossen hatte, zu schweigen.

Als die Abordnung in den Zentralsaal hinüberging, begann vom Páramo her ein dichter Nebel herabzusinken, der sich hartnäckig an die Fenster schmiegte wie der kalte Atem von jemandem, der von draußen her zusah. Der Saal verdunkelte sich zusehends. Man musste die Gaslampen anzünden. Die Flammen, anfangs zögerlich, gewannen an Glut und warfen lange Schatten an die Wände. Die Bärte der Helden krochen bis zur Decke.

Galeano schritt durch diese vorgeahnte Finsternis bis zum Rednerpult. Von dort aus sah er die Gemeinderäte auf ihren Bänken: einige noch berauscht von der Kundgebung auf dem Platz, andere schon mit dem Blick an den Papieren, Zahlen zählend. Er bemerkte verkrampfte Hände an Lehnen, trommelnde Finger, automatische Gesten jener, die Risiken kalkulieren, ohne es zuzugeben.

Er räusperte sich.

„Ich habe Nachrichten von einer bevorstehenden Konfrontation erhalten“, kündigte er an. „Wir sind noch nicht fertig. Verstärkte Truppen aus Socorro und Charalá nähern sich.“

Ein Murmeln lief durch den Saal. Drei Gemeinderäte, die korpulentesten und am besten gekleideten, sahen einander an und begannen nahezu im Gleichklang, von „Besonnenheit“, „Verantwortung“ und „Vorsicht beim nächsten Schritt“ zu sprechen. Einer von ihnen, mit gewachstem Schnurrbart, meinte, vielleicht sei der Moment gekommen, „zuerst an die Stadt zu denken und nicht an den Ruhm“. Ein anderer bezeichnete den soeben errungenen Sieg als „relativ“. Das Wort „Kapitulation“ schlich sich schüchtern zwischen ihre Sätze, wie eine Schlange, die das Gelände abtastet.

Galeano hörte ihnen mit gerunzelter Stirn zu. Er erkannte in diesen Reden die Musik der Hauptstadt: scheinbar maßvolle Sätze, die nach Teppichboden rochen.

„Wie viele Männer haben wir noch?“, unterbrach er den Singsang.

Ratsmitglied Chanagá, dünn wie ein Reiher und mit so buschigen Augenbrauen, dass sie wie zwei kämpfende Raupen wirkten, erhob sich. In der einen Hand hielt er ein tintenbeflecktes Blatt, in der anderen eine Gaslampe.

„Etwa siebenhundert“, antwortete er. „Verteilt auf kleine Forts rund um die Meseta. Wir können ihnen vor den Toren von Pie de Cuesta eine Falle stellen. Meine Bauern kennen jede Vereda, sie können als Köder dienen.“

Ein erstickter Ausruf kam aus der dritten Reihe. Ein junger Gemeinderat, der noch getrockneten Schlamm an den Stiefeln hatte, flüsterte:

„Also noch mehr Tote.“

Niemand nahm diese Bemerkung offiziell zu Protokoll. Doch die Worte blieben in der Luft hängen, zusammen mit den Gaslampen.

Die Diskussion hatte kaum begonnen, als sich eine Seitentür mit Gewalt öffnete. Das trockene Geräusch ließ mehrere instinktiv den Kopf wenden.

Ein Blitz und ein Donner hielten die Anwesenden wie erstarrt. Es war, als hätte man einen Vorhang zur Seite gerissen. Baron Otto Genipperteinga erschien unangesagt in der Tür. Schon seine bloße Gestalt ließ den Saal kleiner wirken. Er trug einen dunklen, tadellos geschnittenen Anzug, eine granatrote Brokatweste und eine so straff gebundene Krawatte, dass sie seinen Hals wie ein eleganter Ring fesselte. Das rote Haar, streng nach hinten gekämmt, glühte unter dem Licht wie eine Kohle. Die leicht blutunterlaufenen Augen musterten den Saal mit einer Mischung aus Unmut und Kalkül.

Hinter ihm schritt, als Schatten anderer Art, Gustavo Torres. Er war ein hochgewachsener Mann, dessen wenige graue Haare sorgfältig platziert waren, das Markenzeichen eines Menschen, der zu lange in den Spiegel blickt. Er trug einen Stock mit einem Totenkopf aus Elfenbein, dessen polierte Oberfläche die Lampen in merkwürdigem Glanz spiegelte. Seine Finger spielten mit dem Knauf, als streichelten sie mit Vertrautheit die Idee des Todes.

Torres war der Ehemann Doña Veras, der einzigen vom Baron rechtlich anerkannten Tochter, und Besitzer der Hacienda El Diamante, der technisch fortschrittlichsten des ganzen Gebiets. Die Bewässerungskanäle seines Gutes, streng mit dem Lineal gezogen, waren in Santafé als Muster der „Modernität“ gepriesen worden.

Wenige erinnerten sich dagegen an die Yariguíes, die man enteignet hatte, um sie anzulegen.

Das Murmeln im Saal verstummte abrupt. Chanagá setzte sich so hastig, dass die Bank knarrte. Der Gemeinderat mit dem gewachsten Schnurrbart legte die Hände auf den Bauch, in einer Geste, die Würde vortäuschen und Angst verbergen sollte.

„Seien Sie willkommen“, sagte Galeano und neigte das Haupt.

Dabei spürte er einen leichten Stich verletzten Stolzes: Vor wenigen Minuten erst hatte ihn der Platz zum Hauptmann einer siegreichen Stadt gekrönt; nun beugte sich sein Körper vor zwei Männern, die in der Schlucht keinen einzigen Schuss abgefeuert hatten.

„Man hat mich gezwungen, meine Finca zu verlassen, um diese absurde Prügelei mit den Leuten aus Santafé zu beenden“, rief Genipperteinga, ohne jemanden zu grüßen, während er in die Mitte des Saals vorrückte. „Ein Baron hat ein Recht auf Ruhe. Ich bin nicht gekommen, um sie zu erbitten: Ich bin gekommen, sie zu erzwingen.“

Torres entblößte die Zähne in einem Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. Er strich mit der Hand über den Totenkopfknauf, als lese er darin das Schicksal der Anwesenden.

„Sie wissen, dass wir die Autorität dieses Rates niemals anerkennen werden“, sagte er. „Sie wurden mit Tricks gewählt. Und nun kaufen Sie das Volk mit einer Suppe und falschen Versprechungen. Wir werden ja sehen, wie lange ihre Treue anhält, wenn Ihr Budget erschöpft ist.“

Einer der Gemeinderäte, dessen Posten von Verträgen abhing, die in den Haciendas des Barons unterschrieben wurden, senkte den Kopf, bis er fast die Brust berührte. Er wagte nicht, irgendjemandem in die Augen zu sehen.

Bevor Galeano antworten konnte, stürmte eine bekannte Gestalt vom hinteren Ende des Saales her vor. Emeterio, blasser als sonst, mit der Lederklappe über dem linken Auge und der Flinte auf der Schulter, trat ein. Die letzten Tage hatten ihn gealtert; er schien auf einen Schlag an Schuld und Sorge zugenommen zu haben.

„Wir müssen reden!“, schrie er und ging auf die Mitte zu.

Er kam nicht einmal bis zur Hälfte des Saales. Hinter ihm drangen, mit Marschschritt, Wachen ein, die Genipperteinga ergeben waren. Ihre prusisch geschnittenen Röcke, sauber geknöpft, glänzten im Gaslicht. Die Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten schlossen

einen Ring, der an den Wänden begann und sich langsam, aber unaufhaltsam um die Gemeinderäte zog.

Hinter den Wachen kamen Bauern und Töpfer aus den Haciendas von Torres und des Barons. Sie gingen mit dem Gang derer, die nicht wissen, ob sie auf einer Kundgebung, in einer Prozession oder in einer Art Rekrutenparade sind. Und hinter ihnen erschienen, angelockt von Gerüchten über Essen und Gaben, Müßiggänger, Arbeitslose und Bettler aller Art, die eher den Duft eines Tamales witterten als die Gefahr eines Regimewechsels.

Der Geruch des Saales veränderte sich: Über den neuen Lack und das Holz legte sich eine Schicht aus Schweiß, feuchter Wolle und billigem Tabak.

Emeterio blieb vor dem Baron stehen. Er versuchte, seinem Blick standzuhalten, doch die gesunde Pupille füllte sich mit Wasser. Die Worte, die er am Vorabend geübt hatte – Vorwürfe wegen seiner Tochter, versteckte Anschuldigungen, bäuerliche Drohungen –, gerieten ihm im Hals durcheinander. Er merkte mit brutaler Klarheit, dass seine Augenklappe und seine Flinte wie Spielzeug wirkten vor den in Reih und Glied aufgestellten Gewehren.

Ein schneller Schwindel trübte ihm das Sehfeld. Die Beine wurden ihm zu Stein. Zwei Männer packten ihn an den Ellenbogen und setzten ihn in einen Stuhl mit steifer Lehne. Der Kolben der Flinte schlug mit dumpfem Klang auf den Boden in der Mitte des Saales.

„Geben Sie ihm den Brief!“, bellte Genipperteinga, als sei Emeterio ein Möbelstück, das gerade an seinen Platz gerückt worden war.

Ein Wachmann trat mit festem Schritt vor und legte Galeano einen dicken Umschlag mit rotem Siegelwachs in die Hände. Auf dem Siegel war ein Adler zu erkennen, dessen ausgebreitete Schwingen sich über ein Wappen legten.

„Aus der Hauptstadt“, verkündete Torres mit unveränderlichem Lächeln.

Galeano brach das Siegel. Während seine Augen die Zeilen entlangglitten, kehrte das Murmeln in den Saal zurück, nun in Form dünner Fäden, die von „Ultimaten“, „Ehren in Cartagena“, „preußischen Delegationen“ und „fortgeschrittenen Verhandlungen“ sprachen. Der Hauptmann spürte, wie jedes geschriebene Wort schwerer wog als eine Kanone.

Plötzlich erinnerte er sich an eine Schachpartie im Kolleg. Als junger Mann, überzeugt von seinem Talent, hatte er einen Läufer geopfert, um mit den Springern die Initiative zu erlangen. Er war kurz davor gewesen, den Sieg zu schmecken, als sein Gegner, bis dahin schweigsam, eine Figur zog, die er unterschätzt hatte: einen Läufer, der das Brett diagonal überquerte und seinen König ohne Fluchtweg ließ. Schachmatt mit einer einzigen schrägen Linie.

Während er las, hatte er das Gefühl, dieser Läufer sei die ganze Zeit die Hauptstadt gewesen. In den Absätzen war von bereits unterzeichneten Abkommen die Rede, von einer preußischen Mission, die mit Ehren am Hafen empfangen worden war, von „Friedens"-bedingungen, die die stillschweigende Anerkennung einer ausländischen Vormundschaft über die rebellischen Provinzen beinhalteten. Bucaramanga, begriff er mit plötzlicher Kälte, stand in diesem Vertrag bereits als bloße Zeile.

Er brauchte den Brief nicht laut vorzulesen. Die Art, wie er ihn zusammenfaltete und in die Innentasche seiner Levite, über dem Herzen, steckte, genügte, damit viele verstanden, dass es in diesem Papier um mehr ging als um eine bloße Weisung.

„Die Hacienda Santacruz wird in diesem Augenblick von den Männern Macareguas angegriffen", sagte Genipperteinga, als kommentiere er das Wetter.

Der Satz bohrte sich Galeano in die Brust. Macaregua. Santacruz. Angriff. Der Sprung des Yariguí in der Guarapera, die getauschten Versprechen, das unbequeme Bündnis: alles kondensierte sich zu einem klaren Bild. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, um sie zu befeuchten, und schmeckte nur das leicht metallische Aroma der Tinte.

„Sie werden alle sterben!", urteilte Torres und entfaltete seine feuchten Amphibienlippen. „Der Cacique hat angebissen."

Im inneren Portikus griff sich Macaregua an die Schulter, in einer Geste, die jedem anderen wie ein simples körperliches Unbehagen erschienen wäre. Er nutzte die Bewegung, um zwei Schritte zurückzutreten, dorthin, wo der Schatten dichter war. Er verlor Galeano jedoch nicht aus den Augen. Sein Blick durchbohrte ihn.

In diesem Blick lag mehr als Vorwurf: Er enthielt ein stummes Eingeständnis einer bitteren Wahrheit. Jeder sah im anderen den Spiegel seiner eigenen Zwangslage. Der Yariguí wusste, dass der

Hauptmann nicht aus demselben Stoff geschnitzt war wie die Henker, ahnte aber auch das Gewicht der unsichtbaren Fäden, die ihn banden.

Da erschienen von der Hauptpforte her Fidel, Tomás und María del Carmen.

Die beiden Männer trugen graue Leviten und breitkrempige Strohhüte. Die Karabiner kreuzten ihre Rücken wie Erinnerungen daran, dass, so sehr man von „Frieden" und „Kommissionen" sprach, die Sprache der Epoche weiterhin die des Eisens war. María del Carmen hingegen wirkte wie eine Figur aus einem anderen Gemälde: Sie trug ein schwarzes Kleid aus Spitze und Seidengolas und einen Schleier, der ihr teilweise das Gesicht verhüllte. Unter dem Tuch zeichneten sich die Augenringe wie in die Haut eingedruckte Schatten ab.

Fidel schritt mit dem sicheren Schritt dessen voran, der gelernt hat, sich in Sälen zu bewegen, in denen über fremdes Schicksal entschieden wird. Tomás hingegen konnte den Blick nicht davon abhalten, zum zusammengefalteten Dreifarbigen in der Vorhalle zu wandern, zu den Bajonetten, zum Totenkopfstab, zum selbstzufriedenen Glanz in Torres' Augen. Jedes Objekt sprach zu ihm in einer anderen Sprache, doch alle sagten dasselbe: Der Palacio Amarillo gehörte nicht mehr den Töpfern.

„Die Bauerngesellen haben sich gegen die Töpfer erhoben", berichtete Torres mit süßer Stimme, als verkünde er eine Predigtankündigung. „Sie fürchten, Ihr bellizistischer Ton werde ihren modus vivendi zerstören."

Mariana, die neben einer Säule geblieben war, der Turban vom Platzwind etwas schief, trat vor. Ihre Augen sprühten Funken.

„Zur Hölle mit der Provinz Guane!", fuhr sie ihn an. „Wenn wir mit diesen Umstürzlern fertig sind, werden wir mit ihnen abrechnen!"

Einige Gemeinderäte lächelten schief, im Bewusstsein, dass dieser Zorn aufrichtig und zugleich politisch unpraktisch war. Der Baron wiederum betrachtete Mariana mit Neugier, wie jemand eine Flamme beobachtet, die wärmen oder verbrennen könnte, je nachdem, wohin man sie hält.

„Welche Nachrichten liest der Hauptmann Galeano?", fragte Torres mit berechneter Bosheit und deutete auf die Tasche, in der der Brief ruhte.

Galeano berührte das gefaltete Papier mit zwei Fingern, als müsse er sich vergewissern, dass es noch da war. Er antwortete nicht. Bisweilen war Schweigen der einzige Satz, den ein Angeklagter wählen konnte.

Die Spannung brach plötzlich, nicht weil sie sich löste, sondern weil der Baron beschloss, die Bühne zu wechseln.

„Wir wissen, wer diesen Krieg begonnen hat“, sagte er mit väterlichem Ton, als wolle er eine Familienanekdote erzählen.

„Preußen?“, spöttelte Torres und spielte die Unschuldigen.

Genipperteinga hob eine Augenbraue.

„*Cherchez la femme!*“, erwiderte er.

„Eine Frau?“, übersetzte Galeano, seine Ungläubigkeit nicht verhehlend.

„Sehen Sie durchs Fernrohr hinüber zum Beerdigungsinstitut im Zentrum“, lud der Baron ein und wies auf die Terrasse.

Ein Pedell verstand den Satz als Befehl und öffnete die Türen zum Korridor mit dem Carrara-Marmor. Der Boden war so poliert, dass er Schuhe und Soutanen spiegelte, und zwang sie, den Blick leicht zu senken, um nicht auszurutschen. Zu beiden Seiten reihten sich Gemälde kolonialer Schlachten und feierlicher Schwüre in erdrückender Symmetrie.

Galeano ging neben Genipperteinga und Torres, gefolgt von einer kleinen Gruppe Gemeinderäte und, in respektvoller Entfernung, von Fidel, Tomás und María del Carmen. Dahinter versuchte Emeterio, sich aus dem Stuhl zu erheben, doch ein neuer Schwindel hielt ihn nieder. Er krallte sich so fest in die Armlehne, dass seine Fingerknöchel weiß wurden.

Von der Terrasse aus erstreckte sich die Stadt als Abfolge aus Ziegeldächern, Kuppeln und Gassen. Die Sonne begann zu sinken und färbte die Gebäudekanten kupfern. In der Ferne, bei der Kirche der Virgen del Socorro, war eine Gruppe schwarzgekleideter Klagefrauen zu erkennen, die sich vor der Bestattungsanstalt versammelt hatte.

Das französische Fernrohr aus poliertem Messing war in diese Richtung gerichtet. Galeano setzte das Auge an das Okular. Das Bild verengte sich und füllte sich mit Einzelheiten: Tücher in den Gesichtern, Kränze aus Blumen, Kerzen, das feuchte Leuchten auf den Wangen. Er sah sogar das Lippenbeben jener, die zwischen Schluchzern Litaneien murmelten.

„Doña Arcadia?“, fragte er, ohne das Auge abzuwenden.

„Sie wollten aus ihrem Begräbnis ein Fest machen“, sagte der Baron, „doch ihr Andenken wird in Santafé, Cartagena und Honda geehrt. Es empfiehlt sich nicht, eine Frau zu beleidigen, die vom Vaterland so geliebt wird.“

Fidel, der ein paar Schritte dahinter stand, fühlte einen Stich, als er das Wort „Vaterland“ aus dem Mund dieses Mannes hörte. Tomás hingegen blieb an dem Ausdruck „geliebt“ hängen und dachte an die Gerüchte über die „Wohltaten“ der Patronin, die so sehr mit den Kassen der genannten Gemeinden wie mit der Lüsternheit ihres kranken Herzens verbunden waren.

Während oben die Toten betrachtet wurden, bereiteten sich unten die Lebenden vor.

Torres war zur Plaza hinabgestiegen und hatte sich an einem strategischen Punkt des Balkons positioniert. Unter dem Palacio Amarillo warteten fünfundzwanzig Wagen, von dunklen Planen bedeckt, in Reihe, wie ein Heer schlafender Bestien. Ihre Räder auf dem Pflaster verströmten einen leichten Geruch von Fett und Holz.

Als der Zug in den Saal zurückkehrte, war Torres bereit. Von einer der großen Türen, die auf den Balkon führten, hallte seine Stimme über den Platz.

„Diese drei Tage werden dem ewigen Seelenfrieden Doña Arcadia de Sepúlvedas gewidmet!“, donnerte er. „Und dem Konkubinat des Barons mit seiner neuen Protegierten!“

Das Wort „Konkubinat“ durchfuhr den Saal wie ein in Seide gewickeltes Messer. Einige zogen die Augenbrauen hoch; andere, vorsichtiger, begnügten sich damit, die Krawatte zurechtzurücken.

Auf sein Handzeichen hin wurden die Planen von den Wagen gezogen. Kisten voller Aguardiente und Bier, Säcke mit Reis, Weizen und Mais, Fässer mit Chicha und Guarapo, Haufen von Pökelfleisch und Würsten kamen im Licht zum Vorschein. Der Überfluss blitzte in den Augen der Menge wie ein Blitz auf.

Ein dichter Murmelton stieg vom Platz auf, eine Mischung aus Überraschung, Begierde und Erleichterung. Leere Mägen, die noch Stunden zuvor Parolen geschrien hatten, knurrten nun beim Anblick von gratis Essen und Trank. Die Masse stürzte sich ungestüm nach vorne, doch die Soldaten im Dienst der Haciendas stellten sich dazwischen, bildeten Reihen und korrigierten übermäßige Ausbrüche mit Kolbenschlägen.

„Doña Arcadia war eine gute Frau“, sagte Emeterio und senkte den Kopf. „Oft brachte sie uns Lebensmittel ins Haus.“

Er sagte es mehr, um sich selbst zu überzeugen, als um die anderen zu belehren. Die Erinnerung an die mit Lebensmitteln beladenen Maultiere, die auf seinen Hof kamen, überfiel ihn mit Macht. Er mühte sich, nicht hinzuzufügen, dass mit diesen Märkten oft Bitten um Stimmen, Gefälligkeiten oder Schweigen einhergegangen waren.

Genipperteinga kehrte mit leicht geröteten Augen in die Mitte des Saales zurück.

„Sie ist aus Kummer gestorben“, klagte er. „Sie ertrug die Allianz der Töpfer mit den Yariguíes nicht.“

Der Satz, in seiner Mischung aus Gefühl und Anklage perfekt, blieb wie ein Gemälde im Raum hängen. Zwei Gemeinderäte nickten mit ernster Miene, als hätten sie die Trauer der Verstorbenen persönlich gekannt. Andere, die von handfesteren Intrigen wussten, pressten die Lippen zusammen, um sich nicht zu weit vorzuwagen.

Torres, der die Schwäche der Anwesenden witterte, neigte den Kopf zum Hauptmann.

„Zöge Galeano nicht unsere Allianz vor?“, fragte er mit giftiger Stimme. „Der Tod einer Heiligen zwingt dazu, gefährliche Freundschaften zu überdenken.“

Galeano fühlte die Blicke aller auf sich: den des Barons, den von Torres, den der Gemeinderäte, den Emeterios und vor allem den unsichtbaren, aber gegenwärtigen Macareguas. In diesem Augenblick wusste er, dass jede Antwort unauslöschbar in das Schicksal der Stadt eingraviert würde.

Der Baron ersparte ihm das Wort.

„Galeano liebt Bucaramanga“, sagte er mit großmütiger Geste. „Und Bucaramanga dankt ihm seinen jüngsten Sieg. Aber wenn Sie darauf bestehen, uns abzulehnen, Hauptmann, wird Santafé Sie bis zu Ihrem Tod verfolgen.“

Ein Gemeinderat, der von einem Senatorenposten träumte, spürte einen kalten Schweiß im Nacken. Ein anderer, dessen zwei Söhne in der Hauptstadt lebten, griff sich ans Herz. Die Worte „bis zu Ihrem Tod“ wurden nicht als Übertreibung, sondern als Versprechen aufgenommen.

„Arcadia de Sepúlveda war eine Heilige!“, rief Emeterio, unfähig, sich zu beherrschen.

Seine gebrochene Stimme füllte für einen Augenblick den Saal. Die Augenklappe über seinem linken Auge glänzte feucht.

Fast gleichzeitig drang von draußen das Geschrei einer Gruppe Töpfer herein, die sich vor den Türen des Palacio Amarillo drängten.

„Tod den Tyrannen!“, brüllten sie.

Der Satz drang durch die offenen Fenster und prallte an die frisch gestrichenen Wände. Drinnen verzogen sich mehrere Gesichter. Das Wort „Tyrann“ ließ nicht mehr so klar erkennen wie früher, wen es meinte.

„Sie wissen bereits von unserer Anwesenheit“, bemerkte Torres und strich sich das Haar mit einem Kamm aus Schildpatt glatt.

Galeano murmelte mit geballten Fäusten:

„Zuerst wurden wir von Ihren Abgesandten verraten … und jetzt verlangen Sie von mir, die Yariguíes zu verraten.“

Er sprach nicht laut, aber genug, dass die Nächststehenden ihn hörten.

„Das sind Rassen der Vergangenheit“, antwortete der Baron mit einer Sanftheit, die das Blut im Saal gefrieren ließ. „Es genügt nicht, eine Schlacht zu gewinnen. Deutschland kann Ihnen verzeihen, Hauptmann, sofern Sie diese Indios ans Messer liefern.“

Der Name Deutschland fiel auf den Saal wie ein Stein in stilles Wasser. Die Wellen erreichten Taschen, in denen bereits mögliche Verträge, Titel, Reisen gezählt wurden. Ein paar Gemeinderäte sahen einander an und wussten ohne Worte, dass sie an dieselben Eisenbahnlinien und dieselben neuen Waffen dachten.

Galeano suchte Macaregua mit den Augen. Er fand ihn im Schatten, an eine Säule gelehnt, mit verschränkten Armen und regungslosem Gesicht. In seinen Augen lag keine Bitte, kein Flehen, keine Hoffnung. Nur eine wilde Aufmerksamkeit, als wollte er ihn für immer in sein Gedächtnis einmeißeln.

Der Hauptmann machte eine leichte Bewegung. Kaum mehr als ein Kopfnicken, fast ein Tick. Er hätte nicht zu sagen gewagt, was diese Geste bedeutete, doch der Yariguí verstand sie sofort.

In dem Augenblick, in dem beide das Ausmaß dieser Bewegung begriffen, erinnerte sich Macaregua an die Ländereien von Guacacallo, die man durch Urkunden geraubt hatte, die seine Ahnen nicht lesen konnten, an die Kreuze, die man auf den Kuppen der Schluchten errichtet hatte, an die Körper, die er in den Abgrund hatte

stürzen sehen, mit dem Namen Gottes auf den Lippen. Er spürte auf der Zunge den bitteren Geschmack des Chicamocha-Staubs.

„Ich werde frei sterben!“, rief er.

Er stürzte auf das nächste Fenster zu. Das Glas barst mit einem Knall, der mehrere Wachen in Deckung gehen ließ. Ein Regen aus Splittern glitzerte einen Augenblick in der Luft, das Lampenlicht einfangend, bevor sie auf den Boden und auf die gegelten Perücken einiger Gemeinderäte herabprasselten.

Macareguas Körper durchquerte den Rahmen und verschwand dahinter. Von der Terrasse aus sahen einige, in einem flüchtigen Bild, wie der Yariguí auf das Nachbardach stürzte, rollte und sich dann wieder abstieß, als suche er erneut den Schutz der Bäume. Das Blut, das er am Fensterrahmen zurückgelassen hatte, blieb dort und zeichnete eine schiefe Linie.

„Er flieht!“, schrie Fidel, hob den Revolver und zielte auf den Indio.

Tomás sah deutlich, dass Macaregua von einer Kugel in den Kopf getroffen werden würde, und ein überwältigendes Gefühl der Ungerechtigkeit fuhr ihm durch die Glieder.

„Nein!“, rief er und stieß das Handgelenk seines Cousins zur Seite, sodass sich der Schuss in die Decke verirrte.

„Verdammter!“, brüllte Fidel, die Augen vor Zorn auf Tomás gerichtet.

„Flieg über die Dächer!“, fügte Emeterio hinzu, ohne zu wissen, ob er ihn segnete oder für immer von ihm Abschied nahm.

Zwei Schüsse hallten von der Straße herauf. Niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob eine Kugel den Cacique traf. Tage lang würden widersprüchliche Versionen über eine Gestalt kursieren, die über die Dächer gelaufen sei, als habe sie Flügel.

Genipperteinga stieß ein trockenes Lachen aus.

„Ich erhöhe das Kopfgeld auf hundert Pesos!“, erklärte er.

Die Zahl brannte sich in die Gedanken mehr als eines sichtbaren oder verdeckten Kopfgeldjägers ein.

Galeano fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Er merkte, wie feiner Glasstaub an seinen Fingern klebte. Unwillkürlich führte er sie an die Lippen und erkannte den Geschmack von Angst und Glas: einen Geschmack, den man nicht leicht vergisst.

„Wir haben ihn verraten …“, murmelte er.

Niemand fragte, wen dieses „wir“ einschloss.

„Und wir werden seine Rasse weiter verbessern“, entgegnete der Baron mit einem Lächeln sehr weißer Zähne. „Geben Sie es zu, Hauptmann: Ohne die Drohung dieser Indios werden Ihre Töchter schöner sein.“

Der Satz fiel mit einer Kälte, die selbst jene sprachlos machte, die seine Interessen teilten. Einige taten verlegen so, als hätten sie nichts gehört. Andere nahmen sich im Stillen vor, sich jedes dieser Worte zu merken, falls der Wind eines Tages drehen sollte.

Genipperteinga klatschte zweimal in die Hände.

Vom unteren Stockwerk stieg, wie ein perfekt kanalisiertes Flüsschen, die Musik eines Sextetts herauf. Violinen, Bratsche und Oboe verflochten sich in Mozarts *Sinfonia concertante* KV 364. Die klaren, geordneten Noten begannen, den Palast zu fluten. Das Echo nahm sie auf und warf sie aus den Korridoren zurück.

Plötzlich füllte sich der Bogen, der den Saal mit dem Nebenzimmer verband, mit Licht. Die Anwesenden wandten wie auf Kommando den Kopf, als wären sie an eine unsichtbare Saite gebunden.

Eine junge Frau mit langem schwarzem Haar trat ein, in Wellen frisiert, die ihr über den Rücken fielen. Sie trug weiße und rosafarbene Seidenbrokate, so kunstvoll gearbeitet, dass die aufgestickten Blumen wie frisch gepflückt wirkten. Über den Schultern lag ein Hermelin, das in weichen Kaskaden fast bis zum Boden reichte und das Kleid der Kaiserin Joséphine bei Napoleons Krönung täuschend genau nachahmte.

Ihre behandschuhten Hände hielten ein Dutzend weißer Rosen, so vollkommen, dass es schien, als würden sie zerbrechen, wenn jemand sie berührte. Der Duft der Blumen mischte sich mit Schweiß- und Pulvergeruch des Saales und erzeugte eine widersinnige, fast Übelkeit erregende Mischung.

Hinter ihr gingen zwei Dienerinnen, darauf bedacht, den Saum des Mantels hochzuhalten, damit er nicht beschmutzt wurde. Weiter hinten trug ein Gefolge von zwölf Dienern Silbertabletts voller Früchte, Getränke, Tücher, Schminke, Häppchen aus Erdnüssen und gerösteten *hormigas culonas*. Der Zug bewegte sich zum Takt des Sextetts, das Mozart mit andächtiger Konzentration spielte.

Die Anwesenden sahen sie eintreten, wie man ein bewegtes Gemälde betrachtet. Einige Sekunden lang verstummte der Lärm der

Politik. Es blieben nur die Noten des österreichischen Komponisten und das Rascheln des Hermelins auf dem Marmor.

„Es erfüllt mich mit Stolz“, sagte Genipperteinga und trat mit theatralischer Geste vor, „anzukündigen, dass Marisol, die Tochter des hier anwesenden Führers der Bauern, mir die Ehre zuteilwerden ließ, meine neue Gemahlin zu werden.“

Der Name „Marisol“ fuhr Emeterio wie ein Speer durchs Herz. Der Alte stieß einen Schrei aus, den keine menschliche Sprache genau übersetzen könnte. Es war nicht nur Schmerz, nicht nur Angst, nicht nur Schuld: Es war eine derart konzentrierte Mischung aus allen dreien, überzogen mit einem Hauch von Glück, dass seine Kehle sie kaum tragen konnte.

Zwei Gendarmen hielten ihn fest, bevor er nach vorne stürzen konnte. Er wehrte sich, doch die jungen Hände, die ihn packten, waren stärker als seine Verzweiflung. Seine Stiefel glitten über den Marmor.

Fidel, Tomás und María del Carmen sahen die Szene von einer Art schützender Halbdämmerung am Saalrand aus. Das Licht, das auf Marisol fiel, ließ Hermelin und Seide hervorstechen; sie schien zu schweben. Der Baron neben ihr war die zentrale Figur einer Zeremonie, die zugleich nach Sakrament und nach Parodie roch.

„Ich habe mich in Señor Genipperteinga verliebt“, sagte die junge Frau.

Die Stimme klang fest, mit genau der richtigen Betonung, als wäre sie vor dem Spiegel geübt. Das Make-up straffte ihr Gesicht und verlieh ihm einen fast künstlichen Glanz. Nur die rechte Hand, die die Rosen hielt, verriet ein leichtes, fast unmerkliches Zittern. Ihre Augen trafen für einen Sekundenbruchteil die ihres Vaters, bevor sie sich dem Baron zuwandten.

„Ich liebe ihn, mein Vater!“, setzte sie hinzu.

Tomás spürte, wie sich ihm der Nacken sträubte. Er hatte Bekundungen echter Liebe und diktierte Liebeserklärungen gesehen; diese hier hatte etwas von beidem, was sie umso beunruhigender machte. Als die junge Frau den Kopf hob, bemerkte er ein Detail, das vielen entgangen wäre: Die oberen Eckzähne waren nur einen Hauch zu lang, gerade genug, um beim Aussprechen bestimmter Silben die Unterlippe zu streifen.

Der Saal hielt den Atem an. Emeterio, noch immer von den Gendarmen gehalten, konnte einen Arm losreißen und robbte zwei

Schritte weit, bis er zu Füßen des Hermelinmantels lag. Er beugte sich, nahm das Gesicht seiner Tochter in seine groben, von Erde und Schwielen gezeichneten Hände.

„Warum?“, flüsterte er zitternd.

Marisol sah ihn an wie eine Landschaft, die man vage aus der Kindheit erinnert. Für einen Moment füllte sich ihre Augen mit einer Feuchtigkeit, die nicht vom Make-up herrührte. Doch ihre Stimme blieb fest, als sie antwortete:

„Der Bischof selbst hat unsere Verbindung gesegnet. Bei Otto habe ich alles.“

In dem Adverb „alles“ lag ein Zögern, das jedem entgangen wäre, der nicht die vorherige Nacht in einem Irrenhaus verbracht hatte. María del Carmen drückte Tomás unter dem Schleier fest die Hand. Sie wusste ohne Worte, dass dieses Geständnis eher einem umgekehrten Exorzismus glich als einer Hochzeitsfreude.

„Seine Nachkommenschaft wird es mir danken“, fügte der Baron hinzu und legte eine schwere, beinahe besitzergreifende Hand auf Marisols Schulter. „Möge die Bauernschaft endlich an höherem Blut teilhaben.“

„Es lebe Otto Genipperteinga!“, schrie Torres und hob den Totenkopfstock.

„Er lebe!“, brüllte die Versammlung.

Einige klatschten mit aufrichtiger Begeisterung, betört von Musik, der Aussicht auf Fleisch und Alkohol und dem Glanz der Seide. Andere klatschten reflexhaft, um nicht aufzufallen, während sie trocken schluckten. Eine kleine Gruppe sah sich schweigend an, im Bewusstsein, dass sie die Demütigung aller applaudierten, hübsch in Geschenkpapier gewickelt.

Galeano machte zwei Schritte nach vorn. Die Bewegung war fast instinktiv: Die Hand fuhr zum Griff des Revolvers. In seinem Kopf vermischten sich die Körper im Chicamocha, der Brief in seiner Tasche, Macareguas Sprung, Marisols Augen, Emeterios Schrei und die Echos des „Tod den Tyrannen!“ von der Straße. Einen Moment lang sah er die Szene von außen: ein Mann mit einer Waffe in der Hand, mitten in einem Saal voller Seide, Musik und gratis Essen.

„Wollen Sie mich verletzen, Hauptmann?“, fragte der Baron, ohne das Lächeln zu verlieren. „Oder halten Sie mich für unfähig, einen der Meinen zu verletzen?“

Der Plural „meinen“ hallte im Saal wider. Mehrere Gesichter, sich ihrer eigenen Familiennamen bewusst, spannten sich. Andere, die von Gerüchten über verstreute Nachkommenschaft auf Haciendas und in Büros gehört hatten, senkten den Blick.

„Ich war es, der Ihr Studium am Colegio Mayor de Nuestra Señora del Rosario finanziert hat.“

Galeano ließ den Revolver los. Das Metall glitt mit einem kaum hörbaren Klicken in das Holster zurück. Er erinnerte sich an das beharrliche Schweigen seiner Mutter, sooft er sie fragte, ob sein Wohltäter Teodosio oder Julio, der Nachbar, gewesen sei.

„Es ist ein edler Herr.“

Diese Noblesse, begriff er zu spät, war nicht von Charakter, sondern von Blut. Und er sah im Baron ein Spiegelbild seiner selbst: das blonde Haar, die blauen Augen im ovalen Gesicht seiner Mutter.

Diese Erkenntnis traf ihn wie ein Blitz.

„Werden Sie meine Enkel anerkennen?“, fragte Emeterio mit kaum hörbarer Stimme, wie jemand, der die letzte Münze auf den Tisch legt.

„Wie seine sechs Geschwister“, nickte Genipperteinga.

Das darauffolgende Schweigen war dicht. Nicht einmal die Instrumente wagten, in dieser Sekunde weiterzuspielen. Dann nahm die Violine aus Disziplin den Faden der Melodie wieder auf, als sei die Musik verpflichtet, jeden Abgrund zu überdecken.

„Man berichtet mir“, sagte Galeano mit gebrochenem Gesicht und glasigem Blick, „dass die preußische Nation bereits in Cartagena mit Ehren empfangen wurde.“

Die Bestätigung eines ohnehin vermuteten Umstands setzte in allen Köpfen eine andere Fahne auf die Landkarte. Einige beeilten sich, darüber nachzudenken, was das für ihre Geschäfte bedeuten würde; andere, für ihre Kinder; wenige, für ihr Gewissen.

„Ich unterwerfe mich den Entscheidungen Genipperteingas“, erklärte Emeterio, mitten im Saal stehend und das Zittern seines Körpers nicht verbergend. Er sprach den Satz wie jemand, der sein eigenes Urteil unterschreibt und zugleich um Gnade bittet.

Das Murmeln, das folgte, ging in Applaus über. Die Masse, die die Korridore und den Platz füllte, schrie dem Baron Siegesparolen zu, als habe die Vokabel „Sieger“ endlich ein eindeutiges Gesicht gefunden. Draußen zögerten die Töpfer, die ihre Macheten in der

Hand hielten, beim Hören der Jubelrufe einen Augenblick, gegen wen sie eigentlich die Klingen erhoben.

„Wie Molière es vorgeschrieben hat“, flüsterte Torres Galeano ins Ohr, „ist von Jove erniedrigt zu werden keine Erniedrigung.“

Der Hauptmann antwortete nicht. Zum ersten Mal in seinem Leben schien ihm, dass Theaterzitate überflüssig waren.

„Man verlangt lediglich von Ihnen, dass Sie die preußische Flagge ehren“, sagte der Baron mit ruhiger Stimme. „Es schadet nicht, die siegreiche Nation anzuerkennen.“

Ein unruhiges Murmeln ging durch die Reihen. Viele warfen unwillkürlich einen Blick zum Vorraum, wo die dreifarbige Fahne noch immer gefaltet an der Wand lehnte. Die Vorstellung, sie brennen zu sehen und auf dem Platz durch den fremden Adler ersetzt, bohrte sich ihnen wie ein Splitter ins Fleisch.

„Sie werden nicht leugnen, dass dies ein geringer Preis für den Frieden ist“, fügte Torres hinzu.

Das Wort „Frieden“ öffnete erneut die Tür, durch die Angst und Überlebenswille gemeinsam eintraten. Viele rechneten im Stillen: Besser eine neue Hymne als noch ein Begräbnis im Chicamocha.

„Lieber den Tod!“, schrie plötzlich eine vertraute Stimme.

Matías stürmte mit noch vom Guarapo verschmutzter Schürze und einem Machete in der Hand auf die Terrasse. Hinter ihm tauchte eine aufgebrachte Menge mit Macheten, Knüppeln und Arbeitswerkzeug an den Geländern auf. Ihre von Zorn geröteten Gesichter bildeten einen scharfen Kontrast zur Seide und zum Hermelin des Saales.

Die Gendarmen schossen ohne Vorwarnung. Die Schüsse krachten trocken. Matías’ Körper bog sich nach hinten und fiel zu Boden. Das Blut zeichnete auf dem Marmor einen unregelmäßigen Fleck, der sich langsam ausbreitete, als wolle der Palast ihn nicht in sich aufnehmen.

Schreie ertönten. Die Menge auf der Terrasse wich zurück. Matías’ Machete glitt ein paar Zentimeter und blieb neben dem blank polierten Schuh eines Gemeinderats liegen. Dieser sprang entsetzt zurück, als hätte er nicht gedacht, Blut und Stahl so nahe zu sehen.

„Verdammte!“, lachte Torres. „Galeano gehört jetzt uns.“

Der Hauptmann spürte, wie in diesem Augenblick etwas in ihm endgültig zerbrach. Die Musik Mozarts spielte unbeirrbar weiter, als wolle eine unsichtbare Hand, dass diese Szene für immer von diesen

eleganten Noten gerahmt bliebe, die hier nichts anderes waren als der Soundtrack einer Kapitulation.

20. Die Träger

Sie durchquerten verlassene Avenidas, über denen noch immer, wie ein Echo, das Krachen der Gewehre nachhallte. An jeder Straßenecke hatte Tomás das Gefühl, dass die Luft nach trockenem Pulverdampf roch und nach etwas, das sich schwerer benennen ließ: der säuerlichen Mischung aus Angst und Resignation, die nach einem Blutbad an den Wänden kleben bleibt. Er wagte nicht, zurückzuschauen; es genügte, die Augen zu schließen, um den Körper von Matías wieder vor sich zu sehen, bäuchlings auf den Fliesen der Terrasse des Gelben Palastes, das Hemd auf Brusthöhe blutdurchtränkt, die Macheten der Menge neben ihm liegend wie gezähmte Tiere, die ihren Herrn verloren hatten.

„Lieber der Tod …“, murmelte er unwillkürlich.

Fidel hörte es, fragte aber nicht nach. Auch in ihm hatte sich das Bild des jungen Mannes eingebrannt, der sich aus der Menge erhob, um gegen die preußische Fahne zu schreien, der Mündungsblitz der Gewehre, das plötzliche Schweigen, der Rückzug der Scholle wie ein einziger Körper. Im darauffolgenden Chaos hatte er seinen Vetter die Treppe hinuntergezerrt, und sie waren durch die Flure des Palastes gerannt, während unten im Saal ungerührt die *Sinfonia concertante* von Mozart weiterspielte, als weigerte sich die Musik, den Tod zur Kenntnis zu nehmen.

Schließlich erreichten sie das Hostal Bucarica, gleich neben dem Kloster der Schwestern Unserer Lieben Frau vom Karmel. Das Schmiedeeisenschild mit arabeskenhaften Verzierungen – „Hotel Bucarica. Zimmer mit Terrasse und mit französischer Ausstattung.”, hing wuchtig und ungerührt in den Böen des eisigen Windes, der welke Blütenblätter vor sich hertrieb. Die breite Straße vor dem Santander-Park war unheimlich leer: hin und wieder huschte ein Schatten mit einer Kerze in der Hand vorbei oder ein barfüßiges Kind, das einen Kranz aus Papier trug.

Im Torbogen, an den Türrahmen gelehnt, erwartete sie Abundio Gómez, mit tief ins Gesicht gezogener Baskenmütze und Gerberhänden, verfärbt vom Leder. Neben ihm hielt Carlo, ein junger Knecht mit leicht orientalischer Erscheinung, die Koffer fest und starrte unruhig auf die Straßenecke.

„Galeano hat mich gebeten, Sie zu führen, Señor Tomás“, sagte Abundio leise. „Ich bin Abundio Gómez, Mitglied der sogenannten *Culebra Pico de Oro*.“

„Haben Sie das Geld erhalten?“ Fidel nickte und schüttelte seine rechte Hand.

„Die Stadt erstickt“, bestätigte Abundio mit einer Geste. „Sie riecht nach Fest, nach Leichenschmaus …“

„Und nach Verrat …“, sagte der Knecht mit kindlicher Stimme.

Fidel wollte ihn zurechtweisen, merkte aber, dass seine orientalische Anmutung nicht ethnischer Herkunft war, sondern auf eine Fehlbildung im Mutterleib zurückging.

„Und Pedro?“, fragte Tomás und blickte instinktiv ins Innere des Hostals.

Abundio hielt seinem Blick einen Herzschlag zu lange stand.

„Pedro“, begann er schließlich, „steigt, soweit ich weiß, nicht mehr in den Torbogen hinab.“

„Erinnerst du dich nicht?“, fragte Fidel ungeduldig.

„Es stimmt“, sagte Tomás, erschrocken über seine eigene Nähe zum Tod. „Ich kann es kaum fassen.“

Carlo krallte die Finger fester um die Koffergriffe, als wögen diese Worte auch auf ihm.

„Gehen Sie zum zweiten Begräbnis der Verstorbenen?“, fragte Carlo mit jener kindlichen Stimme, die Fidel so verstörte.

„Nichts zu fragen, nichts zu kommentieren“, schnitt Fidel ab und wandte den Blick ab. Er ertrug es nicht, mit einem Geisteskranken zu diskutieren, als könne Wahnsinn ansteckend sein und sich durch Worte übertragen.

„Ich werde unter den Unseren Bescheid geben“, mischte sich Abundio ein. „Wir, die Goldenen, wissen zu verschwinden.“

Im Vestibül stand Maître Gonzago, ein Mann mit blondem, gewelltem Schnurrbart, hinter der Theke und trocknete ein Glas, als habe sich in der Stadt nichts verändert, doch seine Hände verrieten ein kaum unterdrücktes Zittern. Die Tischdecke auf dem Haupttisch war makellos, als erwarte sie imaginäre Gäste, die an diesem Abend nicht kommen würden.

„Wir brauchen eine Kutsche“, sagte Fidel ohne Umschweife. „Wir müssen den Trauerzug von Doña Arcadia erreichen.“

„Unmöglich!“, fauchte der Maître, blickte zuerst zur Tür und dann auf die unter den Gehröcken verborgenen Waffen. „Der Pöbel

hat die Straßen übernommen. Die Wagen der Gutsbesitzer wagen sich nicht hinaus. Sie werden mit Mühe bis zur Kirche der Seelen im Fegefeuer gelangen.“

„Ich habe nicht gefragt, ob es klug ist“, entgegnete Fidel, „sondern ob es möglich ist.“

Gonzago beugte sich unter die Theke und holte eine frisch gedruckte Karte hervor, auf der das Straßennetz der Stadt mit preußischer Präzision eingezeichnet und die Hauptplätze in kleinen gotischen Buchstaben bezeichnet waren.

„Pferde habe ich keine“, sagte er und breitete das Blatt aus, „aber Orientierung. Meiden Sie diese Gegend.“ Mit dem Finger markierte er einen länglichen Fleck. „Man spricht von Plünderungen und betrunkenen Soldaten.“

Tomás nahm die Karte. Er roch frische Tinte und englisches Kölnischwasser.

„Danke“, sagte er mit einer Höflichkeit, die deplatziert klang.

Gonzago zögerte einen Moment, fügte dann hinzu:

„Und hüten Sie sich vor der Fahne. Heute wird entschieden, welche Farben weiter wehen, und wer das Recht haben wird, sie anzuschauen, ohne den Kopf zu senken.“

Abundio machte Fidel ein kaum wahrnehmbares Zeichen, ein Zwinkern, das, ahnte Tomás, aus den Nächten der Verschwörung in den Kellern Bucaramangas stammte.

„Wir Goldenen sichern die Nachhut“, flüsterte er. „Sie gehen zum Haus der Toten.“

„Warum müssen wir überhaupt zur Beerdigung?“, fragte Tomás leise.

„Vertrau mir“, brummte Fidel.

Sie traten wieder auf die Straße hinaus, wo die Mittagssonne erbarmungslos brannte, die Luft jedoch die Schwere eines Nachmittags hatte, der vorzeitig gealtert war. Aus der Ferne vermischte sich der Klang einer Trauerkapelle mit schrillen Lachern, als könne sich die Stadt nicht entscheiden, ob es sich um eine Prozession oder ein Patronatsfest handelte.

Zwei Straßen weiter fanden sie Caronte, einen untersetzten Kutscher mit vom Alkohol eingefallener Nase, der in seinem Wagen döste, den Hut halb über das Gesicht gezogen. Das Pferd, mager und ergeben, verscheuchte Fliegen mit dem Schweif.

„Wachen Sie auf“, rief Fidel. „Wir brauchen Ihre Dienste.“

Caronte öffnete ein Auge, dann das andere, und als er die Gehröcke, die Karabiner und Fidels entschlossene Miene sah, richtete er sich mit einem Grunzen auf.

„Wohin?“

„Zum Trauerzug der Patronin“, antwortete Fidel. „Wir zahlen gut … wenn wir heil ankommen.“

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, musterte den Himmel, als befrage er irgendeinen persönlichen Heiligen, und trieb das Pferd an. Die Kutsche rumpelte los, wich Pfützen, streunenden Hunden und Betrunkenen aus, die auf den Gehsteigen schliefen. Aus einigen Fenstern hingen violette Vorhänge, aus anderen prunkvolle preußische Wimpel. Beides koexistierte in einem unbeholfenen Waffenstillstand.

„Kannten Sie die Patronin?“, fragte Caronte, ohne sich umzudrehen.

„Nicht persönlich“, log Tomás und fühlte das Gewicht seines eigenen Tons.

„Was treibt Sie dann zu ihrem Begräbnis?“, beharrte der Kutscher.

„Wir bewundern ihr soziales Werk“, erwiderte Fidel und zwinkerte Tomás mit dem linken Auge zu, als sei Ironie ein Passierschein.

Caronte stieß ein heiseres Lachen aus.

„Die Patronin reiste oft nach Santafé. Dort malen sie sie als Seele der Barmherzigkeit. Hier … wissen wir andere Dinge.“

„Mit den Geldern der Gemeinde wohltätig zu sein, ist leicht“, warf Tomás ein.

Der Kutscher ließ die Peitsche in der Luft zischen, ehe er antwortete:

„Wer seine Fahne hat erniedrigen lassen, lebt nur noch knapp. Wenn ein Volk seine Farben einholt und andere hisst, hört es auf, sich selbst zu gehören. Man sagt, heute werden sie uns zwingen zuzusehen, wie unsere Fahne brennt, mit einem Gewehr im Genick, damit niemand die Augen schließt.“

Tomás verstand die Anspielung. Vor seinem inneren Auge flackerte Matías wieder auf, wie er sich auf der Terrasse aufrichtete, die Machete in der Luft: „Lieber der Tod!”, die Salve, der Körper, der nach hinten kippte, die rote Lache, die sich wie ein neuer Schatten über die Fliesen ausbreitete. Er wollte entgegnen, im Mittelalter habe

es keine Nationen gegeben, sondern Christen und Mauren, fürchtete aber, einen Mann zu kränken, der in den säkularen Nationalismen unterrichtet worden war, die nach der lutherischen Reformation entstanden waren.

„Alle unsere Herrschenden“, fuhr Caronte fort, „sind Verwandte oder Günstlinge des Barons. Bürgermeister, Gouverneure, Stadträte, selbst die Pfarrer, heißt es, sind Söhne des Barons. Hier gibt es keine Wahl ohne Genipperteinga. Und kein Begräbnis ohne seine Erlaubnis.“

Die Kutsche stoppte abrupt vor einer Menschenwoge aus schwarzen Kleidern, brennenden Kerzen und Strohhüten. Weiter vorn verengte sich die Straße zu einem Trichter aus Körpern.

„Bis hierher bring ich Sie“, erklärte Caronte. „Zwölf Centavos.“

„Das ist der Preis bis zum Friedhof“, protestierte Fidel.

„Das hätten Sie vorher bedenken müssen, bevor Sie mich anheuerten“, erwiderte Caronte und zeigte sein kariöses Gebiss.

Tomás reichte ihm die geforderte Summe und stieg aus.

„Weiter drinnen passen nicht einmal Pferde durch“, brummte Caronte, während er die Scheine zählte. „Von hier bis zum Friedhof kommt jeder, wie er kann.“

Beim Aussteigen hob Fidel den Blick über Carontes Schulter hinweg, ignorierte ihn bewusst völlig und machte sich daran, seinen Revolver zu überprüfen, als hätte das Gespräch nie stattgefunden.

„Ich hätte ihm sechs Centavos gegeben“, murrte er und sah dem Wagen nach, der zurück zum Hotel fuhr.

„In diesem Moment“, dachte Tomás, „feilen dieselben Priester, die heute Morgen für die Gefallenen der Schlacht Requien gelesen haben, an der Predigt für ihre Patronin … und vielleicht für die preußische Fahne, die sie bald segnen werden.“

Er spürte, wie María del Carmen seine Hand packte. Ihre Finger waren kalt trotz der Hitze.

„Ich wünschte, wir könnten noch heute heiraten“, flüsterte Tomás, als öffne dieses Geständnis einen kleinen Lichttunnel mitten durch die Menge.

„Das müsste in der Kirche von Lebrija sein“, antwortete sie, ohne ihn loszulassen. „Hier entscheidet der Baron alles. Sogar die Liebe.“

Tomás bemerkte die beiden Male an ihrem Hals, Narben, die für ihn noch immer frische Bisse in ihrer Seele waren. Wie sollte er

jemanden heiraten, der vom teutonischen Vampir gezeichnet war, und ihn zugleich von dieser Berührung befreien?

„Du wirst ihm noch heute Nacht gegenübertreten“, sagte er schließlich, mehr um sich selbst zu versichern als sie.

„Lass diese verliebten Grübeleien“, fuhr Fidel dazwischen, ungeduldig. „Jetzt müssen wir zum Friedhof kommen, ohne zertreten zu werden.“

Sie versuchten vorwärtszukommen, merkten jedoch nach zehn Schritten, dass es aussichtslos war. Ein Labyrinth aus Körpern: barfüßige Bauern, schwarz gekleidete Fräulein mit Spitzenmantillas, Bettler, die für Münzen weinten, Kerzenverkäufer, die ihre Ware über die Gebete hinweg anpriesen. Der Trauerzug war ein einziger langsamer, kompakter Organismus, ein riesiger Körper, der zwischen Stöhnen, Gemurmel und abgehackten Gebeten atmete.

„Wir brauchen Höhe“, sagte Fidel. „Wenn sie uns nicht sehen, trampeln sie uns nieder.“

Tomás blickte suchend umher. Dann sah er ihn: einen kräftigen Burschen mit einem Korbstuhl auf dem Rücken, das Gesicht von einer Narbe durchzogen, die ihm von der linken Wange bis in den Hals lief. Er ging am Rand der Menge entlang, achtete auf jede erhobene Hand, wie ein Taucher auf der Suche nach Schiffswracks.

„Sie dort!“, rief Tomás und bahnte sich einen Weg. „Welches Gewerbe haben Sie?“

Der Mann richtete sich auf, als hätte man ihn beleidigt.

„Träger“, antwortete er mit gekränkter Stimme. „Ich bin ein menschliches Maultier.“

„Genau das, was wir brauchen“, schaltete sich Fidel ein. „Ein Peso pro Kopf und einen extra, wenn wir nicht mit Schädelbrüchen enden.“

Der Bursche kniff die Augen zusammen, wägte das Angebot ab, dann steckte er die Zunge zwischen die Finger und stieß einen schrillen Pfiff aus, der den Lärm der Menge durchschnitt. Mehrere Köpfe wandten sich verärgert, doch von der anderen Straßenseite drängten sich zwei nubische Riesen von fast zwei Metern heran, die sich mit dosierten Remplern Bahn brachen. Jeder trug seinen eigenen Korbstuhl, befestigt an breiten Riemen.

„Ich heiße Sancho“, stellte sich der Narbige vor. „Das sind Segismundo und Nicasio. Wir bringen euch hin, wohin ihr wollt, auch wenn der Baron die Straße gesperrt hat.“

Die Riesen knieten mit der feierlichen Geste uralter Dienerschaften nieder, ihre Knie knackten auf dem Pflaster. María del Carmen zögerte einen Moment, bevor sie die Hände auf den Stuhl von Nicasio legte; sie spürte die Spannung seiner Muskeln durch das grobe Geflecht. Als Tomás ihr beim Aufsteigen mit dem Koffer half, entfuhr dem Giganten ein leises Knurren – kein Laut der Klage, sondern des Wiedererkennens. Fidel setzte sich auf Segismundos Rücken, und Tomás kletterte auf Sanchos Stuhl.

„Segismundo hat heute Morgen seinen Bruder verloren“, sagte Sancho leise, während er sich mit Tomás auf den Schultern erhob. „Sie haben ihn auf der Terrasse des Palastes erschossen, weil er zu laut geschrien hat. Er war Wirt und hieß Matías.“

Der Name fuhr Tomás wie eine verspätete Kugel durch den Leib. Er sah wieder die erhobene Machete, den Schrei „Lieber der Tod!“, den Körper, der nach hinten kippte, die neue, blutrote Schattenfläche auf den Fliesen. Fidel presste den Kiefer zusammen und wagte nicht, nach unten zu blicken.

„Er war ein guter Mann“, fuhr Sancho fort. „Er hatte mehr Zorn als Vorsicht. In dieser Stadt bezahlt man Zorn teuer, vor allem, wenn man ihn gegen die falsche Fahne schreit.“

Aus der neuen Höhe sah Tomás Bucaramanga, wie er es noch nie gesehen hatte: rote Ziegeldächer, Innenhöfe mit Hühnern, Kinder, die zwischen den Beinen der Trauernden stahlen, Händler, die hinter halboffenen Türen Verluste kalkulierten, fromme Frauen, die mit dem Rosenkranz in der Hand durch die Gitter schauten und für die Rettung aller beteten – nur nicht ihrer eigenen. Die Träger schritten mit festem Tritt und öffneten einen Kanal in der Menschenmasse.

„Wir leben davon, Fräulein und Herrensöhnchen zu tragen“, erklärte Sancho. „Das ist es, was uns die Preußen gelassen haben: die zu schleppen, die noch zahlen können, um den Schlamm nicht zu berühren. Sind Sie Gutsbesitzer?“

„Abgeordnete“, log Fidel von Segismundos Schultern herab. „Wir geben in Santafé eine Zeitung heraus.“

„Ach so“, sagte Sancho ohne Überraschung. „Dann wird es Ihnen nicht an Dingen mangeln, über die Sie schreiben können.“

Segismundo schnaubte bitter.

„Seit zehn Jahren trage ich dieselben Leute, die den Fluss, in dem mein Vater fischte, mit Dynamit vergiftet haben“, knurrte er.

„Manchmal habe ich das Gefühl, dass meine Schultern das Gewicht aller Verrätereien speichern. Heute habe ich zwei Männer getragen, die lachend den Palast verließen, noch mit dem Echo der Schüsse auf der Terrasse in ihren Kleidern. Die Welt steht Kopf."

Nicasio, der Schweigsamste, fügte hinzu, ohne den Kopf zu drehen:

„Jeder Körper, den ich trage, erzählt mir eine wortlose Geschichte. Sie, Señor", sagte er und neigte den Hals leicht in Richtung Tomás, „tragen etwas, das nicht Ihnen gehört. Man sieht es in Ihrem Rücken und im Nacken."

Tomás fühlte sich von diesen Worten durchbohrt. Er begriff die perfekte Metapher für Santander: ein paar wenige, die durch den Schweiß vieler erhöht wurden und die Welt aus einer Höhe sahen, die ihnen nicht zustand. Matías hingegen war auf Bodenniveau gefallen, auf der Höhe des Blutes.

Sie passierten unter einem Balkon, an dem Bilder von Arcadia mit schwarzen Schleifen hingen. Eine Frau warf Blütenblätter herab. Einige klebten am Schweiß der Träger, andere schwebten über der Menge wie kleine Zugeständnisse der Schönheit.

„Mögen Sie sie nicht?", tastete Fidel. „Sie war eine schöne Frau; sie bewahrte anmutige Formen für ihr Alter."

„Sie wird von denen geliebt, die aus ihrer Hand essen", erwiderte Sancho. „Uns gab sie Almosen. Und diese Almosen kamen uns teuer zu stehen, denn sie zwangen uns, über das zu schweigen, was nachts auf den Haciendas geschah."

„Was geschah dort?", fragte Tomás.

Segismundo stieß ein trockenes Lachen aus.

„Man sah alles Mögliche", sagte er. „Kutschen, die um Mitternacht ohne Wappen, aber mit edlen Pferden vom Zentrum aufbrachen. Junge Herren mit Doppelnamen, gut frisiert, stiegen schweigend ein und kamen bei Morgengrauen mit gebrochenem Blick zurück. Ihre Eltern behaupteten, sie gingen zu Dichterabenden, aber wir konnten Augenringe lesen."

„Doña Arcadia war sehr fromm", wagte Fidel, die offizielle Version zu testen. „Tägliche Messe, wöchentliche Beichte, öffentliche Rosenkränze."

„Ja", bestätigte Nicasio mit tiefem Grollen. „Am Tag war sie die Dame der Almosen und der vorderen Kirchenbänke. Aber wer nachts Dinge trägt, kennt eine andere Arcadia."

Sie bogen in die Straße der Waisen ein. Der Gestank von Urin, Müll und abgestandenem Eintopf wurde stärker. Scharen barfüßiger Kinder drängten sich heran, die Hände ausgestreckt, die Augen glänzend. Einige versuchten, die Beine der Träger zu berühren, als könnten sie durch Berührung etwas vom Schicksal jener starken Körper abbekommen.

„Nachts", fuhr Sancho fort, „holten Kutschen mit schweren Vorhängen Jungen und Mädchen vor den Klubs ab. Sie brachten sie zu den Haciendas des Barons und der Patronin, dort oben am Hang der Hochebene. Sie kamen verändert zurück. Einige stolz, prahlend; andere schweigsam, als hätten sie den Teufel selbst gesehen."

„Man sagte", ergänzte Segismundo, „dass die Patronin im Bett verjünge. Die Burschen schworen, zu Beginn erscheine sie als elegante, respektable Dame, ein wenig abgenutzt von so viel Messe. Doch mitten im Taumel glätte sich plötzlich ihre Haut, die Augen leuchteten, der Körper wurde jung. Wenn dann einer, benommen, sich zu fragen traute, was für Hexerei das sei, lachte sie und sagte, es seien Schönheitsgeheimnisse, die man nicht verraten dürfe."

„Andere erzählten das Gegenteil", warf Nicasio ein. „Dass ihr Gesicht im entscheidenden Moment schlagartig runzelig wurde, wie verdorbene Frucht, und sich für einen Augenblick auf ihrer Stirn Figuren zeigten, die nicht von dieser Welt sind. Hörner, sagten die einen; Ziegenaugen, Geierschnabel, behaupteten andere. Einig war sich niemand. Sicher ist nur: Fast alle, die sie so sahen, schworen, nicht zurückzukehren … und kamen doch wieder, wie Hunde zum selben Pfahl."

„Und niemand rebellierte gegen sie?", fragte Tomás.

Sancho schnalzte mit der Zunge.

„Natürlich versuchten sie es", sagte er. „Mehr als einer drohte, dem Beichtvater, dem Vater, der Ehefrau alles zu erzählen. Komisch: Die, die am lautesten tönten, hängten sich ohne Beichte auf, wurden mit durchgeschnittener Kehle auf den Weiden gefunden oder endeten in der Irrenanstalt von Santacruz und erzählten, im Bett der Patronin erschienen Dämonen. Ihre eigenen Familien unterschrieben, damit man sie einsperrte. Wer hat ihnen Angst und Scham eingeredet? Die Ärzte, die Anwälte, dieselben, die neben ihr zur Kommunion gingen."

„Schreiben Sie das in Ihre Zeitung, Herr Abgeordneter", sagte Segismundo. „Wenn man sagt, die Patronin sei eine Heilige, lädt man

einen zum Essen ein. Wenn man sagt, sie sei eine Hexe, lädt man einen in die Irrenanstalt ein.“

„Es hieß auch“, fügte Nicasio hinzu, „sie trage ein oder zwei unreine Geister in ihren Armen. Dass beim Berühren eines Mannes etwas durch seine Haut in ihn hineinkrieche. Sie selbst brüstete sich manchmal vor der Dienerschaft damit, Botschafterin der Finsternis zu sein.“

Tomás beugte sich vor.

„Botschafterin der Finsternis?“, wiederholte er.

Sancho nickte.

„So hat sie gesagt. Sie fürchte den Tod nicht, weil sie längst tot sei; nach dem Tod erwarte sie ein wichtiger Posten in der Hölle. Und dort herrschten die Niederträchtigsten, nicht die mittelmäßig Schlechten. Die Lauwarmen seien die, die litten, meinte sie. Die ganz Bösen regierten.“

„Dann gibt es für die Schlimmsten keine Strafe?“, warf Fidel spöttisch ein. „In dem Fall bin ich Kandidat.“

Tomás lächelte nur flüchtig, doch sein Blick verdüsterte sich.

„Aus Sicht der Mystiker“, sagte er, „sind es gerade sie, die am meisten leiden. Nicht, weil andere sie quälen, sondern weil ihre Bosheit sie von allem trennt, was sie verletzen könnten. Ein wahrer Dämon kann die Unschuldigen nicht berühren; er hat nur Zuständigkeit für jene, die sind wie er. Seine Strafe ist es, in einem Zimmer voller Komplizen eingesperrt zu bleiben, ohne hinaus zu können, um diejenigen zu verunreinigen, die seine Fäulnis nicht teilen.“

Sancho sah ihn neugierig von der Seite an.

„Sie wollen sagen, die Patronin konnte nur denen schaden, die schon verdorben ankamen?“, fragte er.

„Genau“, antwortete Tomás. „Die jungen Männer, die sie auswählte, waren keine Engel. Ich vermute, viele hatten ihre Dienstmädchen vergewaltigt, ihre Eltern betrogen, falsche Aussagen gemacht, Verwandte oder Partner an den Rand des Ruins gebracht. Vielleicht tat sie nichts anderes, als auf ihre Weise zu offenbaren, was sie schon waren. Ihre Geheimnisse ans Licht zu holen. Sie an ihre eigenen Taten zu ketten.“

„Das würde erklären“, murmelte Nicasio, „warum die frommsten Jungen der Stadt nie von ihr berührt wurden. Sie konnten sie in der Messe sehen, sie an sich vorübergehen sehen mit ihren

Spitzenmantillas, aber man lud sie nie auf ihre Haciendas ein. Und die Pfarrer … mit einigen sprach sie viel, die meisten mied sie. Als wüsste sie genau, wen sie lieber auf ihrer Seite hatte.“

Segismundo schnaubte.

„Man sagt auch, sie habe Friedhofserde in den Kaffee gestreut“, fügte er hinzu. „Eine Magd schwor, sie im Morgengrauen mit einem Säckchen Erde gesehen zu haben, das nach altem Knochen roch. Die mischte sie in den Kaffee, den sie bestimmten Gästen servierte. Wer ihn trank, wurde an Geister gekettet, die nicht seine eigenen waren. Danach war es leicht, die Familie zu überzeugen, er sei verrückt.“

„Und Sie glauben das?“, fragte Fidel.

„Hier weiß man nicht mehr, was man glauben soll“, erwiderte Segismundo. „Nur eines ist klar: Die wenigen, die wagten, sie anzuklagen, endeten enterbt, eingesperrt oder tot. Und die, die schwiegen, stiegen auf der gesellschaftlichen Leiter nach oben. Das ist auch eine Art von Hexerei.“

„Dann bin ich verurteilt“, sagte Fidel mit schiefem Lächeln. „Ich habe mit ihr geschlafen. Mehrmals. Vermutlich stehe ich auf der Liste der befleckten Seelen ziemlich weit oben.“

„Und was haben Sie gesehen?“, fragte Tomás ohne Ironie.

Fidel zuckte mit den Schultern.

„Dummheiten“, sagte er. „Allenfalls, dass sie je nach Stimmung zu altern und zu verjüngen scheint, dass sie völlige Dunkelheit vorzieht, dass sie nie zulässt, dass das Licht sie frontal trifft. Und dass ich, wenn ich aus ihrem Bett komme, die Details dieser Stunden immer vergesse. Es ist, als hätte man mir diese Erinnerung ausgesaugt. Ich lebe aus der Gegenwart, mein lieber Freund, denke an das nächste Vergnügen, nicht an das Vergangene.“

„Da haben Sie’s“, kommentierte Sancho, ohne sich umzudrehen. „Das ist ein weiteres Zeichen. Wer durch ihr Bett gegangen ist und sich an nichts erinnert, lässt etwas dort. Und wer sich zu viel erinnert, landet am Ende in Santacruz und redet allein vor sich hin.“

„In dieser Gegend“, murmelte Nicasio, „treiben die Seelen Handel mit den Lebenden. Ich habe auch junge Herren gesehen, die für zwei Tage kamen und als Priester zurückkehrten, andere, die als Frömmler ankamen und als leidenschaftliche Spieler abfuhren. In Bucaramanga geschieht etwas, das das Gewissen durcheinanderbringt. Und die Patronin, heißt es, gehört zu denen, die

die Buchhaltung der Lebenden und der Toten führen. Darum glaubt hier kaum jemand, dass sie wirklich tot ist. Man könnte sie verbrennen, und nach einer Woche würde sie auftauchen und behaupten, man habe eine falsche Dame begraben."

Die Straße mündete schließlich in einen offeneren Platz. In der Ferne war der Eingang zum Friedhof zu sehen, flankiert von hohen Zypressen und einer endlosen Prozession von Menschen. Die Glocken von San Laureano läuteten in einem Rhythmus, der einen Wandel der Zeit zu verkünden schien.

21. Die Natur rebelliert

Sie erblickten den Strom des Chicamocha zwischen den Wolken, so wie man in der Ferne die Haut einer riesenhaften Schlange erkennt, die schlafend ihre Ruhe nur vortäuscht. Von dort oben wirkte der Fluss sanft, ein Faden abgenutzten Silbers am Grunde des Abgrunds; doch seine Mäander hatten etwas von Falle, von einer Schlinge, die eine uralte Hand gelegt hatte. Galeano dachte, wenn die Welt ein eigenes Gedächtnis hätte, dann wohne es in den Flüssen: Sie waren die Einzigen, die immer wieder auf ihre eigenen Spuren zurückkehrten, wie hartnäckige Schuldige, die nie damit fertig werden, alles zu gestehen.

Drei Männer ritten: Galeano, der Baron Otto Genipperteinga und ein alter Töpfer mit runden Brillengläsern, die vom Schweiß des Aufstiegs beschlagen waren. Die Pferde schnaubten, müde von dieser Mischung aus Höhe und Schwüle. Die Sonne stand nicht dort, wo sie sollte; sie sickerte durch einen Vorhang niedriger Wolken, als wäre der Tag schlagartig gealtert, Stunden vor seiner Zeit.

Plötzlich fiel ein schräger Lichtkegel auf sie. Was ein gerader Blitzstrahl hätte sein sollen, war hier eine Art Linse der Helligkeit, die ihnen einige Sekunden lang folgte und ihre Schatten im Sand verlängerte, als wären sie drei Körper und drei zusätzliche Seelen, losgelöst, die sie von einer anderen Ebene aus beobachteten. Das Leuchten wich so abrupt zurück, dass der alte Töpfer das Kreuz schlug und auf Latein eine unverständliche Formel murmelte. Galeano begnügte sich damit, zur Seite auszuspucken, um den bösen Vorzeichen zu entkommen.

Sie stiegen die Anhöhe hinauf, eine hundert Meter lange Steigung mitten im weiten Tal, vielleicht weniger, doch der Aufstieg schien kein Ende zu nehmen: Dornenranken verfingen sich in den Steigbügeln, lose Steine rollten unter den Hufen weg, unsichtbare Kleintiere huschten durchs Gestrüpp und ließen trockene Knackgeräusche hören, als hätten sie Knochen an den Pfoten. Die Landschaft hatte etwas von einem Beinhaus: scharfkantige Platten, dornige Büsche, Insekten, deren Summen beharrlich zu hören war, ohne dass sie je vor Augen traten. Der Baron, der selten schwieg, fand keine Worte, die sich gegen diese Stimmung behaupten konnten.

Auf der Kuppe erwartete sie ein kreisrundes Loch von etwas mehr als zwei Metern Durchmesser, in die Erde gesprengt mit der Präzision menschlicher Arbeit, aber mit der kompakten Finsternis eines bodenlosen Schachtes. An den Wänden des Kraters war keine Feuchtigkeit zu sehen, keine Spur von Stufen; nur nackter Stein, verschlungen von einem Schatten so dicht, dass das Tageslicht am Rand stehenzubleiben schien und sich sträubte, einzudringen.

Der alte Töpfer stieg mit der Ungeschicklichkeit der Jahre ab und beugte sich vor, die Kneifer mit zwei Fingern festhaltend.

„Es sieht aus wie der Mund eines vergessenen Ofens", murmelte er. „Aber einer von denen, an die sich niemand mehr erinnert, was darin gebrannt wurde."

Galeano zog aus einer der Satteltaschen aus Leder ein Seil, knotete es an einen vorspringenden Fels und ließ es hinab. Das Geräusch des Seils, das gegen die Wände schlug, wurde von der Dunkelheit verschlungen. Kein Echo. Keine Antwort.

„Macaregua!" rief der Baron und formte die Hand zum Sprachrohr.

Zuerst hörte man nur das Säuseln des Windes an der Kante des Canyons. Dann kam ein trockener Ruck. Das Seil spannte sich mit solcher Wucht, dass der Knoten im Fels knirschte. Galeano und der Töpfer stemmten sich rücklings dagegen und begannen zu ziehen, in ihren Armen das Gewicht eines erschöpften Körpers spürend.

Dann tauchte Macareguas Kopf auf, gefolgt von seinen Schultern und seinem mitgenommenen Oberkörper. Seine Lippen waren von Trockenheit aufgesprungen, seine Haut zeigte frische Schnitte, vom Staub überzogen, und seine tief liegenden Augen leuchteten in unbeugsamer Klarheit. Mit Hilfe der Hände der anderen zog er sich, so gut er konnte, nach oben und brach auf dem heißen Sand zusammen, keuchend wie jemand, der aus der Tiefe des Meeres zurückkehrt.

Galeano reichte ihm eine Feldflasche. Der Kazike umklammerte sie mit zitternden Fingern und trank so gierig, dass ein Teil des Wassers über sein Kinn hinunterlief und eine Spur zeichnete, die sich auf seltsame Weise zu seinem Schlüsselbein hin krümmte, als folge der Lauf einer verdrehten Schwerkraft.

Otto streckte wortlos die Hand aus. Die Geste brauchte keine Übersetzung. Ohne die Miene zu verändern, riss Macaregua den goldenen Armreif von seinem rechten Arm. Ein Stück Haut löste sich

mit. Er stieß nicht einmal einen Laut aus. Er legte den Ring in die Handfläche des Barons.

Genipperteinga hob ihn auf Augenhöhe. In diesem kränklichen Licht spiegelte das Metall seine Umgebung nicht: Es schien seinen eigenen, alten und ruhigen Schein auszustrahlen, als wäre es jahrhundertelang in einer mineralischen Nacht aufbewahrt worden.

„Wie viel gibt es noch?" fragte er fast mit Kinderstimme.

„Genug", erwiderte der Kazike noch immer keuchend.

Der alte Töpfer bat, das Schmuckstück zu sehen. Er biss mit seinen gelblichen Zähnen hinein, maß die Dicke, untersuchte die kaum wahrnehmbaren Gravuren.

„Reines Gold", befand er. „Und diese Legierung… nicht einmal in Hamburg hat man sie nachgemacht. Es ist ein Gold, das anders klingt, Baron. Hören Sie."

Er schlug den Armreif sanft gegen einen Stein. Der metallische Ton vibrierte einige Augenblicke, und Galeano schien, als dehne sich diese Schwingung jenseits des Gehörs aus, als bliebe sie zögernd in der Luft hängen.

„Das ist der Schatz der Yariguíes", sagte Macaregua. „Nicht dieser Generation, sondern jener, von denen nicht einmal mehr der Name übrig ist. Ihr wolltet Beweise. Da habt ihr den ersten."

Die Wolken, die eben noch wie ein einfacher grauer Vorhang gewirkt hatten, gerieten plötzlich mit der Hast einer Herde in Bewegung. Von Westen her formte sich ein Bogen dunkler Massen, die schwer über den Canyon herabsanken. Die Sonne schrumpfte zwischen ihnen zu einer matten Münze.

„Wir sollten heute nicht hinabsteigen", sagte Galeano, ohne den Blick vom Himmel zu lösen. „Das ist kein Nieselregen; das ist Flusswasser über den Wolken."

„Ich muss nach Tora zurück", knurrte Macaregua und gab die leere Feldflasche zurück. „Ich habe meinen Teil erfüllt. Ich habe euch den Eingang zum Bauch meiner Toten ausgeliefert."

Otto und Galeano tauschten einen dichten Blick. Darin mischten sich Gier, Berechnung, ein gewisser abergläubischer Schrecken und etwas, das Galeano sich weigerte zu benennen: Bewunderung für die Hartnäckigkeit dieses Mannes.

„Ist es ein Schatz?" wiederholte Otto, als müsse er es zweimal bestätigt bekommen. Er reichte den Armreif wieder dem Töpfer, vielleicht weil er spürte, dass ihm das Metall die Finger verbrannte.

„Der Schatz liegt nicht im Armreif“, sagte Macaregua. „Er liegt in dem, was er bedeutet. Gold, aus Gräbern gerissen, von denen ihr nie wusstet, dass es sie gibt. Jedes Stück wurde mit Blut bezahlt. Mit dem Blut der Meinen und auch mit dem derer, die in Karavellen kamen. Es gibt kein unschuldiges Metall auf dieser Erde.“

„Zu viele meiner Vorfahren haben ihr Blut für diese Metalle vergossen“, brummte Genipperteinga. „Es ist nur recht, dass sie uns nun etwas zurückgeben.“

„Die Höhle ist tief“, warnte der Kazike. „Drei Männer werden nicht reichen. Ihr braucht Seile, Fackeln, Männer, die keine Angst vor der Dunkelheit haben.“

„Wir kehren ins Dorf zurück und besorgen Vorräte“, nickte Galeano kühl. „Sie ruhen sich hier aus, wir organisieren den Abstieg.“

Ein schweres Schweigen legte sich über den Canyon. Es war nicht das Schweigen der Felder; es war eine Pause, wie jene, die Urteilen vorausgeht. Sogar die Insekten schienen hin- und herzuschwanken zwischen dem Drang, ihr Treiben fortzusetzen, und dem Bedürfnis, Respekt zu zeigen.

„Die Indios würden misstrauen, wenn wir zu viert kämen“, fügte Otto mit gespielter Umsicht hinzu. „Es ist besser, sie sehen nur uns drei. Wir lassen Ihnen Essen und Wasser hier, damit Sie wieder zu Kräften kommen.“

„Ich habe mich bereit erklärt, euch diesen Schatz auszuliefern“, erwiderte Macaregua und richtete sich mühsam auf. „Ich habe euch Beweise gegeben. Jetzt seid ihr dran, euren Teil einzulösen und auf die Quina in Guacacallo, in Tora und auf der Meseta de los Santos zu verzichten. Ihr habt es bei eurem eigenen Wort versprochen.“

„Dieser Armreif ist keine ausreichende Garantie“, entgegnete Genipperteinga. „Ich will etwas von größerem Wert sehen, etwas, das eines Abkommens mit Deutschland würdig ist.“

„Sie werden doch nicht verlangen, dass ich noch einmal hinuntersteige“, widersprach der Kazike mit einer Mischung aus Müdigkeit und Würde.

„Das Schicksal soll entscheiden“, sagte Galeano.

Er schnitt drei lange Blätter von einer dornigen Staude. Er nahm sich die Mühe, zwei davon zwischen den Fingern zu glätten, bis sie frisch und grün waren, und drehte das dritte so lange, bis der Saft brach und es verdorrte. Dann schloss er die Faust um alle drei, ließ die Hand kreisen und zeigte nur die Enden.

„Wählen Sie“, wies er Macaregua an.

Der Kazike sah nicht auf die Blätter, sondern Galeano ins Gesicht. Einen Augenblick lang schien es, als sähe er in den Zügen des Hauptmanns nicht den Verräter, sondern den jungen Mann, der einst gezögert hatte zu verraten. Dann griff er, ohne weiter zu zögern, nach einem der hervorlugenden Spitzen.

Es war das vertrocknete Blatt.

Galeano ließ die anderen beiden mit wegwerfender Geste auf den Boden fallen.

„Ihre Götter wollen, dass Sie in die Höhle zurückkehren“, urteilte der Baron mit einem Lächeln, das die Funken des Triumphes in seinen Augen nicht ganz zu verbergen vermochte.

Ein Donnerkrachen explodierte so nah, dass die Pferde sich aufbäumten. Die ersten Tropfen fielen dick und schwer wie kleine, kalte Steine.

„Sie haben mich betrogen“, flüsterte Macaregua und schlug ein Kreuz. „Bevor ich mich der heiligen Lucia empfehle und bevor ich in dieser Höhle ohne Ausweg an Durst und Hunger sterbe, will ich euch einen Rat geben.“

„Der Ihnen nicht viel nützen wird“, spottete Galeano, obwohl ihm beim Sprechen kaum merklich die Stimme brach.

„Sie waren einmal edel“, sagte der Kazike. „Und Sie auch, Baron. Sie sind nicht mit diesem Durst nach Herrschaft geboren. Sie sind verbogen worden, wie der Ton auf der Scheibe des Töpfers, bis Sie die Form anderer Finger angenommen haben. Das Leben hat mich gelehrt, dass jeder, der mächtig, wohlhabend oder berühmt ist, eine große Sünde verbirgt. Darum ziehe ich es vor, verfolgt zu werden. In dieser Verfolgung, in dieser ständigen Flucht vor fremder Grausamkeit, habe ich eine Heiligkeit gefunden, die meine Toten erlöst.“

Genipperteinga schnaubte.

„Und wie lautet Ihr Rat, heiliger Verfolgter?“

„Tut das Gute, denn es sind Tage der Prüfung“, antwortete Macaregua. „Wer nicht gut handelt, setzt sich dem Bösen aus. Dieser Lehrsatz ist hier, seit bevor eure Großväter lesen konnten. Aber ihr lebt, als wäre die Wirklichkeit aus Sand, und glaubt, man könne auch die Gesetze des Himmels einfach zerbröseln.“

Der Regen wurde dichter. Das Wasser schlug auf den Sand und ließ kleine Spritzer aufsteigen, die einen Augenblick wie geschmolzenes Gold glänzten, bevor sie im Schlamm verschwanden.

„Gut und Böse sind relativ“, wiederholte Galeano, als wolle er sich selbst überzeugen.

Macaregua musterte ihn geduldig, mit jener Mischung aus Mitleid und Verachtung, die man sich für Männer aufspart, die sich für klüger halten, als sie sind.

„Wer das sagt, Hauptmann“, erwiderte er schließlich, „hat kein Problem damit, stöhnend zu klagen: ‚Mir geht es schlecht‘, oder einen Eintopf zu rühmen: ‚Der ist aber gut!‘. Für das Praktische, für alles, was den Magen oder die Nerven betrifft, unterscheiden Sie sehr wohl. Aber wenn es um Ihr Gewissen geht, flüchten Sie sich in leere Worte, um nicht zuzugeben, was Sie tun.“

Galeano runzelte die Stirn und fragte sich, ob dieser Wilde schon die stoischen Lehren von der Herdenmoral empfangen hatte, jene, die in Europa gerade anfingen, die Philosophie umzukrempeln.

„Nennen Sie uns Feiglinge?“

„Nein, Hauptmann“, sagte der Kazike. „Ich nenne Sie Menschen. Und das Menschliche verdirbt, wenn man es nicht zügelt. Das wussten die Alten längst: Es steht bei den Chronisten, die Sie in Santafé selbst studieren. Cieza de León schrieb, ‚die Größe der Völker gehe durch kleine, immer wiederholte Niederträchtigkeiten verloren‘; Guamán Poma sprach von den armen Christen, die das gute Regiment vergessen, und Fray Pedro Simón erzählte, wie die Nationen des Hochlands zugrunde gingen ‚nicht durch große Verbrechen, sondern durch tölpelhafte Versäumnisse der Seele‘.“

Er wies mit einer Geste ins Tal, als lägen dort ganze Jahrhunderte von Warnungen.

„Sehen Sie, Hauptmann: Die praktische Welt – die der Geschäfte, der Kinder, der Heimat, der Hazienda – ist der Lieblingsschild dessen, der seine Niedrigkeit rechtfertigen will. Im Namen des ‚Guten‘ für die Seinen erlaubt er sich jedes Böse gegen die anderen. Das hat Garcilaso gesehen, als er über die Konquistadoren schrieb, die ganze Völker ‚zur größeren Ehre des Königs‘ auslöschten. Und das hat auch der Inka gesehen, als er das Prinzip des ayni, der Gegenseitigkeit, erklärte: Wer das Gleichgewicht im Namen seines persönlichen Vorteils bricht, bricht auch das Gesetz, das die Welt trägt.“

Galeano wollte antworten, doch Macaregua hob die Hand, langsam, sicher, mit der Autorität dessen, der nicht diskutiert, um zu siegen, sondern um zu zeigen.

„Sie sagen ‚Gut und Böse sind relativ‘, um ruhig zu schlafen“, fuhr er fort, „um nicht nach innen zu schauen. Aber wenn Sie ohne Angst hineinschauten, wüssten Sie dasselbe, was meine Alten wiederholten, bevor Ihre Großväter ankamen: dass das Böse keine äußere Kraft ist, sondern eine Unordnung, eine Verdrehung des Geistes. Das wussten die Muiscas; das wussten die Quechua; das wussten die Mönche, die ihre Sprachen übersetzten. Jede Handlung hat ihr Echo: das ist ayni, das ist Gleichgewicht. Und wer dieses Gleichgewicht bricht, ruft das Unglück herbei.“

Er legte eine kurze Pause ein.

„Pater Holguín verzeichnete in seinem Quechua-Vokabular schon, dass hucha, die Sünde, auch ‚die Harmonie zerbrechen‘ bedeutet. Und Guamán Poma schrieb, dass die Tyrannei der Corregidores Seuchen hervorrief – nicht als göttliche Strafe, sondern wegen des verlorenen Weltordens. Man muss kein Indio sein, um das zu wissen: Selbst in der Bibel, die Sie und ich beten, speit die Erde ihre Bewohner aus, wenn die Gerechtigkeit gebrochen wird.“

Galeanos Augen verengten sich: Er hörte zu, und zugleich fürchtete er sich.

„Es gibt keinen Dämon draußen“, fuhr der Kazike ruhig fort. „Keine finstere Macht und kein fremder Baron, der uns besetzt. Was uns zerreißt, ist etwas anderes: die Summe unserer kleinen täglichen Feigheiten. Die kleine Lüge, der bequeme Verrat, die Ungerechtigkeit, die ‚niemand bemerken wird‘, die Demütigung, im Flüsterton ausgesprochen… all das, Hauptmann, ist es, was die Welt mit Leiden füllt. Kein deutscher Dämon. Kein Berggeist. Kein Götze. Wir sind es.“

Galeano schluckte. Da sprach der Kazike leiser:

„Sie sagen: ‚Das Gute ist relativ.‘ Aber wenn es relativ wäre, warum fühlen Sie sich schuldig, wenn Sie Böses tun? Warum wird der Körper krank nach der Ungerechtigkeit? Warum zieht sich das Herz zusammen, wenn man lügt? Das wussten schon die Großväter meiner Großväter und die Ihren haben es aufgeschrieben. Das Böse ist nicht relativ, Galeano. Relativ ist nur der Mut eines jeden, es in sich selbst zu erkennen.“

Dann sah er den Hauptmann mit einer Mischung aus Mitleid und Strenge an:

„Und eben diese Feigheit, die Feigheit, das Böse nicht beim Namen zu nennen, ist es, die die Welt vergiftet. Jeder Mann, der sich rechtfertigt mit den Worten ‚Ich tue es für meine Familie… für mein Vaterland… für mein Geschäft…', öffnet einen Spalt, durch den das Unheil eintritt. Und wenn viele Männer dasselbe tun, Tag für Tag, Jahrhundert um Jahrhundert… dann ist das Ergebnis das, was Sie sehen: Schmerz."

Galeano entgegnete nichts, überwältigt von der Einsicht, dass der Kazike keine Theologie und keine Politik beschrieb, sondern jenes Naturgesetz ohne Einspruch, so alt und gewaltig wie der Ton der Welt.

Der alte Töpfer nickte unwillkürlich. Er hatte zu viele Brüche erlebt, um diese Logik zu leugnen. Otto hingegen rutschte unruhig im Sattel hin und her.

„Hören Sie eine Anekdote", fuhr Macaregua fort. „Vielleicht nützt sie Ihnen an dem Tag, an dem der Fluss Rechenschaft fordert."

Während er sprach, grollte in der Ferne ein Donner, als rüste sich der Himmel, zuzuhören.

„Vor einigen Monaten sah ich im Parque Custodio García Rovira etwas Aufschlussreiches. Der Händler Javier – ein bescheidener, pünktlicher, fleißiger Mann – überprüfte seine Einnahmen auf einer Bank vor der Banco de Santander, als er beim Anheben seines Einzahlungszettels einen Diamanten hochschnellen ließ; eine kleine, aber wertvolle Gemme, die das Leben eines jeden hätte verändern können. Der geschliffene Stein sprang ins Gras und verschwand in einem Loch so winzig, dass es aussah, als habe ihn die Erde verschluckt."

„Ah", fiel Galeano mit sardonischem Lächeln ein. „Verräterischer Schatz."

„Sie bringen uns dazu, uns wie König Schahriar zu fühlen, der Sherezade zuhört, Macaregua. Aber fahren Sie fort, wir lauschen Ihrer Geschichte."

„Segismunda", fuhr Macaregua fort, „beugte sich, um ‚zu helfen', aber nicht um den Stein zu finden, sondern um ihn mit der Hand tiefer in die Erde zu drücken. ‚Niemand hat etwas gesehen, niemand hat etwas verloren', sagte sie. Mit diesem Diamanten hätte sie sich ein Haus kaufen können."

Eine plötzliche, kalte Böe wehte genau in dem Moment über die Anhöhe, als Macaregua den Streit schilderte, als nähme die Natur selbst Stellung.

„Doch dann", fuhr Macaregua fort, „mischte sich Frígida ein. Die Blonde hatte das Aufblitzen gesehen, bevor Segismunda es verdeckte. Und statt zu schweigen, zeigte sie mit einem Lächeln genau auf die Stelle – jenes Lächeln, das der zeichnet, der seinem Nächsten hilft. Später beschimpfte Segismunda sie als Idiotin, weil sie eine solche Gelegenheit vertan habe."

Ein Blitz durchzuckte den Himmel und erhellte eine Biegung des Chicamocha; für einen Augenblick war die weiße Gischt nicht von dem schwarzen Fels zu unterscheiden.

„Doch dann", fuhr Macaregua fort, „mischte sich Frígida ein. Die Blonde hatte das Aufblitzen gesehen, bevor Segismunda es verdeckte. Und statt zu schweigen, zeigte sie mit einem Lächeln genau auf die Stelle – jenes Lächeln, das der zeichnet, der seinem Nächsten hilft. Später beschimpfte Segismunda sie als Idiotin, weil sie eine solche Gelegenheit vertan habe."

Eine plötzliche, kalte Böe wehte genau in dem Moment über die Anhöhe, als Macaregua den Streit schilderte, als nähme die Natur selbst Stellung.

„Als Javier seinen Diamanten wiederfand", fuhr er fort, „erklärte er mit Tränen in den Augen, dass von diesem Stein die Zukunft seiner Familie abhing. Die Ersparnisse von drei Jahren, mit denen er das Studium seiner Söhne und die Mitgift seiner Töchter bezahlen wollte."

Macaregua ließ das Schweigen auf die kleine Gruppe herabsinken. Ein weiterer Donner markierte die Pause wie einen Hammerschlag.

„Also frage ich Sie", sagte er, „wenn Sie Besitzer einer Hazienda in Zeiten der Not wären und wüssten, was geschehen ist… wen würden Sie einstellen? Segismunda oder Frígida?"

Der Wind drehte. Die Blätter rauschten nach Norden, als warte die Nacht selbst auf die Antwort.

Baron Otto Genipperteinga, der mit halbgeschlossenen Augen zugehört hatte, lächelte ironisch und sagte mit fester Stimme:

„Natürlich Frígida."

Macaregua neigte den Kopf, zufrieden.

„Gott, die Natur oder wie immer Sie es nennen wollen, achtet nicht auf große Taten, sondern auf jene unsichtbaren Augenblicke, in denen Sie hätten schaden können und es nicht getan haben… oder hätten gut handeln können und es vermieden haben. Dort", er tippte sich mit zwei Fingern auf die Brust – „entscheidet sich, auf welcher Seite jeder steht."

„Glauben Sie wirklich, dass dieses Gleichgewicht sich früher oder später rächt?" fragte der Baron.

Ein weiterer Donner rollte durch die Berge.

„Sie hätten ein Pastor sein können", meinte Otto, wenn auch ohne Überzeugung.

„Die Geistlichen glauben oft nicht, was sie predigen", lächelte der Kazike. „Sehen Sie sich das Salomonische Urteil an. Wurde nicht jene Frau belohnt, die bereit war, ihr Kind zu verlieren, um es zu retten, im Gegensatz zu der anderen, die es lieber in zwei Teile geschnitten sah? Das Gute ist immer Verzicht. Das Böse ist Aneignung."

„Und doch", murmelte Galeano, „ist die Welt voller guter Männer, die elend sterben, und voller böser, die im Wohlstand alt werden. So wie Sie, lieber Macaregua, der zugrunde gehen wird, wenn Sie uns nicht mehr Schätze bringen – heute oder morgen."

„Und was wissen Sie von ihrem Schicksal nach dem Tod?" fragte Macaregua. „Manche halten den Tod für das größte Übel und schließen daraus, gut zu sein sei nutzlos. Welch armseliger Gedanke! War die Sonne, die Sie heute gewärmt hat, etwa nicht gut, obwohl sie schon untergegangen ist? War das Fleisch, das Sie genährt hat, nicht gut, obwohl das Tier seit Monaten tot ist? Ist die Luft, die Sie atmen, nicht gut, obwohl Sie sie nicht in einer Flasche festhalten können? Das Gute misst man nicht an seiner Dauer, sondern an der Wirkung auf die, die es empfangen. Jesus, Ihr Erlöser, nannte uns das Salz der Erde. Ohne Salz verdirbt das Fleisch. Ohne gute Menschen verfault die Menschheit. Dass diese guten Menschen sterben, macht sie nicht weniger nötig, im Gegenteil: Es macht sie noch kostbarer."

Die Tropfen waren jetzt Krüge. Der ganze Himmel schien sich über dem Canyon zu entleeren. Doch rund um die Anhöhe bildete das Wasser einen schmalen Kreis, als respektiere es einen unsichtbaren Schutzring.

„Ein griechischer Philosoph hat es aus der Logik des Aristoteles heraus angeprangert", warf Galeano ein, auf vertraute Lektüren

zurückgreifend. „Der Gute ist dreimal mehr dem Übel ausgesetzt als der Böse. Der Böse kann ihn belügen, ihn hintergehen; der Gute rächt sich nicht, zeigt ihn nicht an. Nur im Zufall, sagte er, seien beide gleichermaßen dem Übel ausgesetzt."

„Der Grieche sah eine Seite der Medaille", räumte Macaregua ein. „Aber er vergaß, dass die Zeit länger ist als ein Menschenleben. Der Gute mag mehr leiden, was Schläge, Hunger und Demütigung betrifft, doch er lebt mit etwas, das der Böse niemals haben wird: Stolz auf seine eigene Vergangenheit. Mit anderen Worten: Was ziehen Sie vor? Ein Leben als König, der sich in seinem Palast zu Tode langweilt, betrogen von seinen Ministern oder Wesiren? Oder hinabzusteigen zu Ihren Untertanen, mit denen zu essen, die leiden, als Verfolgter zu leben und dann, bereits tot, auf den Thron zurückzukehren, um Gerechtigkeit zu üben mit vollem Wissen um Ihre Vasallen? Lebt nicht derjenige mit Stolz, der den Versuchungen widerstanden hat, die Segismunda ‚Gelegenheiten' nannte? Ich spreche nicht vom hochmütigen Stolz, sondern vom inneren. Von jenem, der erlaubt, sich schlafen zu legen ohne Angst, eines Tages als Ungeheuer erinnert zu werden. Das wiegt alles auf. Und wenn es danach noch etwas gibt – Himmel, Hölle, Wiedergeburten, was Sie wollen –, nur Gott weiß es. Aber die Rechnung ist von hier aus schon ausgeglichen; nur wer gut gewesen ist, kann sich einen Himmel erschaffen."

„Die Erfahrung zeigt das Gegenteil", knurrte Genipperteinga und blickte misstrauisch auf die dunklen Wolken.

„Die Erfahrung von wem?" fragte der Kazike. „Der Ihrer Bankiers, Ihrer Generäle, Ihrer Politiker? Schauen Sie in ihre Tagebücher, lesen Sie ihre Memoiren, sofern man sie ungekürzt lässt, und Sie werden sehen, wie viel Alkohol sie brauchen, um zu schlafen, wie viele Konkubinen, um zu vergessen, wie viele Kriege, um sich zu rechtfertigen. Wer sich nur im Genuss des Körpers flüchtet, wird dessen Sklave. Das wissen Sie, Baron: Wenn das Fleisch altert, was bleibt dem, der den Geist nie genährt hat?"

Genipperteingas Pferd wieherte laut und bäumte sich auf, die Vorderbeine in die Höhe reißend. Der Baron zog an den Zügeln.

„Es spürt eine Gefahr", rief er, halb wütend, halb verängstigt. „Zeit, aufzubrechen!"

Der alte Töpfer, der bislang im Hintergrund geblieben war, ergriff das Wort:

„Was Sie über das Gleichgewicht sagen… erinnert mich an eine Geschichte, die ich in meiner Jugend in einem Buch des Herodot las. Von einem ägyptischen König, der so glücklich war, dass er fürchtete, dafür bestraft zu werden, und Solon rief. ‚Trenne dich von dem, was du am meisten liebst', sagte der Weise, ‚sonst wird es dir auf schreckliche Weise genommen.' Der König warf einen Diamanten ins Meer und als die Fische ihn ihm im Bauch zurückbrachten, nahm er ihn wieder an sich und missachtete den Rat. Nach einem Jahr wurde er gestürzt, sah seine Söhne gefoltert und starb gekreuzigt, von Geiern gefressen. Ich habe den Diamanten immer als Symbol der schlecht bewahrten Macht verstanden."

„Und kommt er Ihnen nicht auch als Symbol dieser Quina, dieses Goldes vor?"

„Verwechseln Sie Aberglauben nicht mit Ökonomie", wies ihn Otto zurecht. „Der Fortschritt verlangt Opfer."

Ein noch näherer Donner riss den Himmel auf. Das Pferd des Töpfers ging rückwärts. Die Steine um das Loch herum begannen sich beim Vollsaugen zu verdunkeln. Das Wasser suchte die Ritzen und höhlte sie aus.

„Noch letzte Worte?" brüllte Genipperteinga. „Es kommt ein Unwetter. Die Stunde ist da; keine Aufschübe mehr. Wir müssen entscheiden."

„Alles ist gesagt", meinte Macaregua.

„Möge die heilige Lucia Ihnen leuchten", fügte Galeano leise hinzu, während er sich bekreuzigte, „und möge Gott über uns Erbarmen haben."

„Warten Sie drei Tage auf uns", sagte der Baron mit einem Lächeln, das zynisch sein wollte und nur nervös wirkte.

Macaregua versuchte sich aufzurichten. In diesem Moment stürzten sich der Hauptmann und der Baron auf ihn. Das Gerangel war kurz und brutal. Sie stießen ihn zum Rand, brachten ihn mit einem Beinestellen aus dem Gleichgewicht, und der Körper des Kaziken stürzte in das Loch, prallte an den Felsen ab, schlug gegen unsichtbare Vorsprünge, bis er fünf Meter tiefer im Morast zum Stillstand kam. Ein heiseres Stöhnen drang aus der Tiefe.

„Er ist wohl nicht mehr so geschickt wie damals, als er vom Palacio Amarillo auf die Dächer sprang", sagte Genipperteinga mit einer Ironie, die seine Angst vertreiben sollte.

„Verdammt seid ihr!" schrie Macareguas Stimme aus der Höhlung. „Verdammt sollt ihr und eure Kinder sein!"

„Und nun soll er ein paar Tage mit seinen bigott-frommen Gleichnissen schlafen", lachte Galeano. „Ein Indio, der uns Lektionen erteilt!"

„Der arme Tropf glaubte wirklich, er könnte uns mit einer Predigt einschüchtern", setzte der Baron hinzu.

Die Reiter schnappten sich ihre Satteltaschen, stiegen auf und setzten sich im Galopp in Bewegung. Der Regen fiel nicht mehr in Tropfen; er bildete einen durchgehenden Vorhang. Doch je weiter sie die Anhöhe hinabritten, desto mehr hatte Galeano das Gefühl, dass die Hufe nicht nur auf durchnässten Sand schlugen, sondern auf etwas Weichem, als wäre der Boden zur Haut eines riesigen Tieres geworden, das sich zu blähen begann.

Ein dröhnendes Grollen erhob sich aus dem Canyon, anders als der Donner. Tiefer, anhaltender, wie das Brüllen einer Kehle aus Stein.

Unten, in der Höhle, kroch Macaregua zu einer seitlichen Nische. Durch die Öffnung des Kraters sickerte Wasser ein, zunächst in dünnen Rinnsalen, die zu Strahlen, dann zu einem Wasserfall anwuchsen. In wenigen Sekunden reichte es ihm bis an die Knöchel, dann bis an die Knie. Er dachte, er würde wie ein Hund ertrinken, unter dem Schatz, den er hatte verkaufen wollen, um sein Volk zu retten.

„Heilige Lucia", murmelte er, „wenn meine Augen zu viel gesehen haben, dann lösche du sie, ich fürchte mein nächstes Leben nicht."

Das Wasser stieg weiter. Dann bemerkte er es: Etwas leuchtete von innen her, nicht mehr der Widerschein äußerer Blitze, sondern kleine Stücke: Goldsplitter, Perlen, Diademfragmente, geschnitzte Zähne, winzige Tierfiguren. Das Wasser war geschwängert mit den Hinterlassenschaften ganzer Generationen. Ein innerer Fluss brach irgendwo im Innern des Berges durch und ergoss sich in diese Höhle.

Die Wucht traf ihn in der Brust, hob ihn wie eine Puppe an, schleuderte ihn gegen eine Felswand und drückte ihn dann nach oben, zur Öffnung des Kraters. Er tauchte auf, als spucke die Erde ihn aus, schleuderte ihn auf den Gipfel der Anhöhe, durchnässt, mit blutenden Knien und Ellenbogen, aber am Leben.

Er richtete sich auf die Knie. Die Welt hatte sich verändert.

Der Chicamocha war kein dünner Faden mehr am Grund; er war eine flüssige Wand, die durch den Canyon vorstieß und den Raum füllte, der zuvor Luft gewesen war. Das Geräusch war betäubend: nicht einfach das Getöse von Wasser, sondern eine Sinfonie aus prallenden Felsen, fortgerissenen Stämmen, fernen Schreien und darunter ein tiefer Summton, wie der Gesang einer Schar Toter.

Da sah er die drei Männer, die seine Henker gewesen waren, über das Sandtal zu entkommen versuchen. Der Töpfer versuchte, sein Pferd auf einen Vorsprung zu lenken. Der Baron rang mit Zügeln, die wie gegossenes Eisen wirkten. Galeano, mit am Körper klebendem Umhang, hatte den Hut verloren; sein schwarzes Haar klebte an der Stirn. Im einen Moment sah er aus wie ein Hauptmann von tausend Schlachten, im nächsten wie ein verängstigter Junge.

„Hilfe!“ hörte Macaregua ihn rufen und erkannte Galeanos Stimme, aber für einen Augenblick kam es ihm vor, als sei es seine eigene, als spräche seine Kehle aus diesem Körper heraus.

Einem Pferd gelang es, den gegenüberliegenden Hang der Anhöhe zu erklimmen. Er sah nicht, wer von den dreien es ritt; die Gestalten verschwammen im Wasservorhang. Das zweite Pferd drehte sich im Kreis, von Panik ergriffen. Das dritte wurde buchstäblich vom Boden gerissen von einer Zunge der Strömung, die es in den Canyon hinabzog.

Da begann zu Füßen des Hügels, auf dem Macaregua stand, das Wasser sich zu drehen: erst ein loser Strudel wie in einem Fluss, dann ein perfekter Kreis mit klaren Rändern, dessen Oberfläche dunkler war als das umliegende Wasser. Es sah aus wie ein geöffnetes Auge im Wasser, ein Auge ohne Lider, hungrig.

Der alte Töpfer war der Erste, der dorthin gerissen wurde. Er versuchte, sich an einem Fels festzuhalten, der ihm in den Händen zerbröselte, als wäre er aus Salz. Sein Schrei verstummte, als sein Körper vom dunklen Zentrum des Strudels verschlungen wurde. Kein Spritzer. Nur ein sauberer Sog.

Genipperteinga drehte den Kopf. Einen Augenblick gewährte ihm das Wasser Aufschub, als wolle es, dass der Baron sein Schicksal sähe. Seine sonst kleinen, berechnenden Augen wurden groß wie die eines Kindes. Er stieß einen Fluch aus, in einem so archaischen Deutsch, dass nicht einmal seine Enkel ihn verstanden hätten. Der Strudel packte ihn an den Beinen, hob ihn kopfüber hoch, und

Macaregua hörte, wie die Sinfonie der Lästerungen in ein dickes Glucksen überging. Der Körper des Deutschen verschwand von der Oberfläche. Nur sein Hut und die Erinnerung an sein Triumphlächeln trieben noch ein paar Sekunden.

Galeano, der Letzte, kämpfte mit größerer Verzweiflung. Für einen kurzen Moment gelang es ihm, auf einen Felsvorsprung zu klettern, der wie eine improvisierte Insel aus dem Wasser ragte. Von dort suchte er mit dem Blick die Anhöhe, auf der der Kazike stand. Ihre Augen trafen sich über seinen verkrampften Händen.

In diesem Blickwechsel spürte Macaregua, wie etwas in ihm aufriss; nicht nur die Genugtuung, den Verräter am Rand des Abgrunds zu sehen, sondern auch eine absurde Nähe, Feinden unwürdig.

Er sah Tomás Fines als Kind durch die Korridore des Colegio Mayor de San Bartolomé in Bogotá rennen; sah ihn im Talar des Abiturienten, wie er Plutarch im Schein einer Lampe übersetzte; sah ihn in einer warmen Pension sitzen und an jedem ersten Montag des Monats das Geld seines Vaters empfangen; sah ihn mit einem Mann namens Fidel in einer Stadtvilla in Bogotá darüber streiten, ob man mit einem Revolver Gerechtigkeit schaffen könne.

Er sah sich lebendig in einer anderen Höhle begraben, einmal in Erobererkleidern, ein anderes Mal mit Poncho eines Indigenen, ein weiteres Mal im Gehrock eines Anwalts.

Jedes Mal, wenn die Erde sich über ihm schloss, fühlte er sich ein anderer und doch derselbe.

„Ich bin es“, dachte er, ohne zu wissen, ob Macaregua glaubte, er sei Tomás, oder Tomás glaubte, er sei Macaregua.

„Hilfe!“ rief der Hauptmann erneut, doch das Wort erreichte die Anhöhe wie „Vergebung!“.

Das Wasser stieg um eine Handbreit. Der Fels, auf dem er stand, zerbröselte. Der Strudel öffnete sein Auge noch weiter. Galeano stürzte auf die Knie, dann rücklings, schlug mit dem Schädel gegen die Felsen, die die Strömung mit sich riss, ohne jede Möglichkeit des Widerstands. Das letzte Bild, das Macaregua von ihm hatte, war das eines Mannes mit entstelltem Gesicht, nicht aus Angst vor dem Tod, sondern aus Entsetzen angesichts der Gewissheit, dass die Fabel des Macaregua eine Warnung der Götter gewesen war.

Der Strudel verschlang ihn und für einen Moment hielt das Wasser in seinem dunklen Kreis inne, als verdauere es ein Festmahl.

Nach einigen Minuten schloss sich das Auge, der Strudel verschwand und wurde vom Strom in den Canyon hinabgerissen, gefolgt von Stämmen, Felsen, Ziegen- und Mäusekadavern, Erinnerungen, Schweigen.

Der Wind ließ etwas nach, und der Regen minderte seine Wut, ohne ganz aufzuhören. Der Himmel blieb verhangen, doch auf der Anhöhe, wo Minuten zuvor der Mund der Höhle klaffte, hatte sich der Boden nur um wenige Zentimeter gesenkt, als habe die Erde eine Weile ausgeatmet und beginne nun wieder zu atmen.

Macaregua blieb kniend zurück, keuchend. Der Armreif, den er dem Baron übergeben hatte und der dann durch die Hände des Töpfers und Galeanos gegangen war, war nirgends zu sehen. Doch nahe an seinem Knie bemerkte er ein Leuchten. Er schob etwas feuchten Sand beiseite und fand einen anderen Gegenstand: kein indigenes Gold mehr, kein europäisches Schmuckstück, sondern ein kleines, geschwärztes Metallkreuz, wie man es in den billigen Läden neben den Kirchen verkauft.

Er nahm es in die Hand; es war eiskalt. Er fragte sich, ob es einem der eben Gestorbenen gehört hatte oder ob die Höhle es mit den übrigen Schätzen ausgespien hatte. Er hielt es fest, als brauche er ein Symbol, um die Vision zu bändigen.

In der Ferne, in Richtung Bucaramanga, schlug ein Blitz auf einer Anhöhe ein. Für einen Augenblick erhellte das Licht in seiner Erinnerung die Silhouette des Palacio Amarillo, die Terrasse, von der er gesprungen war, die versammelte Menge, die Gewehre; er wusste nicht mehr, ob er sein eigenes Leben erinnerte oder das eines ausgeliehenen Mannes. Die Bilder überlagerten sich mit solcher Intensität, dass der Kazike glaubte, sein Kopf würde zerspringen.

Er ließ sich erschöpft in den Sand sinken. Er schloss die Augen. Einige Sekunden lang wusste er nicht, ob er noch im Chicamocha war, im Parque Custodio García Rovira, in einer Zelle des Irrenhauses, in jemandes Albtraum oder in den Korridoren eines Hostals, in dem ein junger Mann namens Tomás mit einem Quevedo-Buch unter dem Arm über die Reichweite der Träume diskutierte.

Der Regen deckte alles mit einem gleichmäßigen Mantel zu. In einiger Entfernung begann der Chicamocha, fürs Erste gesättigt, langsam in sein Bett zurückzuweichen, wie ein Tier, das in die Tiefe seiner Höhle zurückkehrt, nachdem es jene bestraft hat, die seine Gegenwart verachtet hatten.

22. Elegie der Wissenschaft

Tomás erwachte auf dem Sitz hinter Sancho, der Körper steif vom ständigen Schaukeln des Lasttieres, der fremde Schweiß, der seine Gehrock wie eine zweite, feuchte und klebrige Haut durchtränkte. Er hatte eine oder zwei Minuten gedöst, doch die Wirkung des Geträumten breitete sich wie ein langsames Gift aus und überzog in seiner Erinnerung mehrere Stunden.

Der Wirbel des Chicamocha drehte sich noch in seinem Geist, verschlang das Armband, das Macaregua ihm entrissen hatte, das schwarze Wasserauge, das ihn in einen Abgrund hinab sog, in dem ein verrostetes Kreuz wie ein Vorzeichen trieb. Als er die Augen öffnete, lösten sich diese Bilder in den trüben Pfützen der Straßen von Bucaramanga auf, in den preußischen Fahnen, die wie Totenschleier wehten, und im fernen Läuten von Glocken, das wie Klagen gequälter Seelen widerhallte. Eine Restangst schnürte ihm die Brust zu: War es Schuld darüber, den Tod Macaregúas gewünscht zu haben, oder das Gefühl, selbst bereits in jenem Strudel gestorben zu sein?

Offensichtlich hatte ihn sein Eingreifen, mit dem er Macaregua vor Fidels Revolver gerettet hatte, mitgenommen. Sie hatten im Hotel Bucarica eine hitzige Diskussion geführt, bei der Tomás, der Passagen aus Plutarch über die Mäßigung der Helden zitierte – etwa jene, in der Alexander die Ermordung Dareios' als unwürdig zurückweist –, schließlich die Oberhand gewonnen hatte.

Fidel, dessen Gesicht vor Demütigung über das Scheitern gerötet war, hatte mit Zynismus argumentiert, die Gelegenheit sei vollkommen gewesen, doch Tomás beharrte darauf, daß es nicht der günstigste Augenblick gewesen sei, da Macaregua bereits gezeigt habe, daß er von Indios mit Blasrohren auf den Dächern geschützt werde.

Er hatte noch nie einen Menschen ohne Grund getötet – flüchtig erinnerte er sich an ein Duell in den Ebenen während des Bürgerkriegs, bei dem seine Kugel gerechtfertigt gewesen war, weil man ihn in der Öffentlichkeit als verweichlicht beschimpft hatte –, und Macaregua hatte ihn als Überlebenden mit Ehre beeindruckt, der die christlichen Gebote respektierte.

In seiner Hartnäckigkeit erkannte Tomás sich selbst in Macaregua wieder, ein Echo der Rebellion, das er nicht auslöschen konnte, ohne sich zu verraten. Seine waghalsigen Fluchten hatten jenem Traum zweifellos Vorschub geleistet, ebenso wie die jüngste Nachricht von der ersten Chinakultur in Indonesien, die durch ein zerknittertes Telegramm eines europäischen Teilhabers an jenem Morgen eingetroffen war und den bevorstehenden Bankrott Genipperteingas und seiner teutonischen Partner im Tal des Magdalena verkündete.

„Was für ein Meisterzug von Trujillo", hatte Fidel beim Frühstück gelächelt. „Die Samen muß man ihnen wohl in der portugiesischen Botschaft selbst überreicht haben!"

„Wenn dem so wäre, hätte man mich nicht mit dir geschickt", dachte Tomás im Stillen.

Macaregua siegte am Ende doch, Hand in Hand mit dem Schicksal: Die steinernen Wege der Guanen, die die Deutschen wieder aufgebaut hatten, würden erneut von Gras und Getier überwuchert werden, barfüßige Kinder würden auf den verlassenen Platten spielen, und die Maultiere würden ihren Marsch durch die Schluchten von Pescadero wiederaufnehmen. Der europäische Zustrom würde versiegen und die einheimischen Frauen würden ihre Würde vor Bauern und bekehrten Indigenen zurückgewinnen – eine abrupte Rückkehr zu den gewohnheitsrechtlichen Bräuchen, die der Baron hatte reformieren wollen.

Man sagte, Genipperteinga habe geschworen, nie wieder nach Barrancabermeja zurückzukehren, und werde seine letzten Jahre auf seiner Hazienda in Zapatoca verbringen, dem Lieblingsort seiner Wochenendorgien, in Gesellschaft seiner jugendlichen Konkubine.

Sie kamen an der Barbierstube vorbei, wo ein alter Mann gerade behauptete, Genipperteinga fliehe vor indigenen Gespenstern; weiter vorne tratschten vor den Läden drei Klatschbasen über die angegriffene Gesundheit des Barons infolge übermäßigen Alkoholkonsums, während am Ende der Straße ein Priester donnerte, der bevorstehende Fall der Chinarinde sei eine göttliche Strafe für die Exzesse der Protestanten gegen die Flagge der Nation.

Solche Gerüchte zeichneten ihn als Opfer, doch Tomás hatte soeben geträumt, er werde von einem Fluß verschlungen, einem Strudel, der sein Imperium fraß, so wie das Schicksal nun seine blutgetränkten Plantagen fraß.

„Hast du jemals“, fragte Tomás Fidel, „über den Sinn der Träume nachgedacht?“

„Oft“, nickte Fidel. „Die Wissenschaft sagt, sie sind Reste der Einbildungskraft.“

„Das sagen die Psychologen in Frankreich“, entgegnete Tomás, „aber was, wenn es umgekehrt wäre? Wenn dieses Leben eine Erinnerung an das wäre, was wir nachts nicht zu leben wagten? Doch über das Geträumte hinaus bleibt die Frage nach dem Gefühl, im Traum ein paralleles Leben zu führen. Es gibt Träume, die geradezu episodisch sind, als wären sie Kapitel eines Romans, die der Reihe nach aufgeführt werden. Seit meiner Kindheit träume ich von einem Mann, der lebendig in einer Höhle begraben wird, in der uralte Schätze verborgen sind. Im Laufe mehrerer Nächte hat der Protagonist Namen, Alter und Beruf gewechselt: ein Conquistador, von Indios bestraft, mit Erde im Mund, während er Psalmen rezitiert; ein Indio, von Kolonisten bestraft, der im Kies erstickt und seine Ahnen anfleht; ein liberaler Soldat, verschüttet mit einem Bibelvers im Kopf. Gerade eben träumte ich, jener Mann sei Macaregua gewesen, doch dann wurde mir klar, daß Macaregua eine Maske von mir selbst war. Und was, wenn ich ebenfalls eine Maske eines anderen bin? Was, wenn jemand mich träumt, so wie ich diesen Mann träume? Der Begrabene war ich selbst, unter dem Make–up und der Kleidung von Hunderten von Gestalten, von denen ich gelesen oder von denen ich gehört habe. Und in diesem Traum empfing ich Lehren der Götter.“

„Träume sind unlogisch und unwirklich“, nickte Fidel.

„Und ist das Leben nicht unlogisch?“ erwiderte Tomás. „Wie ist es möglich, daß Macaregua uns nicht getötet hat, als wir ihn angriffen? Wie ist es möglich, daß Macaregua entkommen ist in Anwesenheit der gesamten Elite des Souveränen Staates Santander?“

„Weil du im letzten Moment zurückgezuckt bist“, stotterte Fidel und untermauerte das Wort mit einer Geste. „Jetzt wirst du nur zehn Prozent der Smaragde bekommen.

Außerdem versagte die Treffsicherheit der Schützen im Chaos, die rutschigen Dächer hielten die sportlichsten Burschen auf und die Menge in den Straßen verbarg ihn wie ein Mantel.“

„Das Merkwürdige ist, daß unsere Erinnerungen ebenso episodisch sind“, fuhr Tomás fort, ohne Lust, mit seinem unverdienten Bestechungsgeld zu hadern. „Wir rekapitulieren, was

wir gestern taten, vor einer Woche oder vor einem Jahr, aber jenseits der zeitlichen Koordinaten verblassen die Erinnerungen und vermischen sich mit dem Geträumten. Oft denke ich, daß wir in zwei Welten leben und beim Zubettgehen von der einen in die andere wechseln.“

„Zweifellos“, riß Fidel ihn aus seinen Grübeleien, als die Trauermärsche der Leichengespanne über die nebligen Straßen der Stadt klangen. „Wer an Gespenster glaubt, der sieht Gespenster.“

„Wir meinen, die Wirklichkeit sei der Wachzustand und die Träume seien das Unlogische und Flüchtige, aber beweist der Tod nicht das Gegenteil? Ist diese Welt nicht eine Illusion, die zu Staub zerfällt, und die unfaßbare Welt der Träume die Wirklichkeit, in der das Bewußtsein für immer weiterlebt, schwebend in Träumen, die aus dem geformt sind, was wir hier erlebt haben? Es gibt Fäden, die ich nicht sehe, aber fühle. Diese These könnte Himmel und Hölle erklären, denn wer es vermieden hat zu töten, wird ohne Schuld leben, und wer getötet hat, wird von seinen Ängsten gequält werden.“

„Apropos“, sagte Sancho, zündete sich einen Criollo-Tabak an und stieß den Rauch mit einer theatralischen Geste aus, die Stimme moduliert wie ein Märchenerzähler der Landstraßen, der dieselbe Geschichte schon vor vielen Lagerfeuern und in vielen Tavernen erzählt hatte, „ihr erinnert mich an ein Mißgeschick, von dem ein portugiesischer Kaufmann im Hause des Präsidenten von El Socorro, Custodio García Rivera, berichtete.“

Segismundo und Nicasio tauschten einen Blick, als ahnten sie, was aus Sanchos volkstümlichem Repertoire folgen würde.

„Hast du in Bogotá gelebt?“ fragte Fidel skeptisch.

„Und in vielen anderen Städten“, nickte Sancho. „Wir Santandereaner sind seit den ungerechten Gesetzen der Kolonie ein Volk von Reisenden, die uns zur Rebellion zwangen und dazu, auf den Wegen umherzuirren.“

„Besser frei im Exil sterben, als unter der Knute der Tyrannei zuhause“, nickte Tomás.

„Damals“, fuhr Sancho fort, „hatte ich das Glück, jenem katholischen Herrn Souza als Lakai zu dienen. Der Gouverneur Custodio García Rivera, wie ihr sicher gehört habt, pflegte es, Teegesellschaften zu geben, zu denen er jeden Ausländer einlud, der in Santafé eintraf; er glaubte naiv, unser Provinzialismus und unsere Isolation (ein gutgläubiges Geschöpf) würden dadurch geheilt, daß

wir Bürger anderer Nationen anhörten. In jenem Saal mit flackernden Öllampen und verblaßten Karten an den Wänden lauschten ein skeptischer Militär und ein frommer Priester dem Portugiesen Souza."

„Die Tapferkeit und Weisheit dieses Santandereaners sind längst Legende", bekräftigte Fidel und meinte damit García Rovira.

„Jener luso–diplomatische Herr", breitete sich Sancho aus, „kahl, klein von Statur und mit hervortretenden Augen, befuhr Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Wasser des Chalumna, eines afrikanischen Flusses, der den Europäern bis dahin unbekannt war, als ein riesiges Krokodil aus dem Wasser schoss, um ihn zu verschlingen. Das trübe Wasser bäumte sich auf, das Maul des Reptils öffnete sich und entließ einen ranzigen Atem von Fäulnis und Tod. Es waren die Jahre, in denen die Lusitaner noch von Camoes' Ideal träumten, Meere zu durchqueren, die noch kein anderer befahren hatte."

Nicht ohne Stolz erinnerte sich Tomás der Verse, die ihm sein Großvater Cándido – der behauptete, von portugiesischen Familien abzustammen, die sich drei Jahrhunderte zuvor mit Ambrosio Alfinger eingeschifft hatten – in seiner Kindheit beigebracht hatte:

As armas e os Barões assinalados
Que da Ocidental praia Lusitana
Por mares nunca de antes navegados
Passaram ainda além da Taprobana,
Em perigos e guerras esforçados
Mais do que prometia a força humana,
E entre gente remota edificaram
Novo Reino, que tanto sublimaram…

„Angesichts der scharfen Zähne des Ungeheuers", fuhr Sancho weiter, während er auf den unförmigen Steinen der Straßen dahinritt, unter bleigrauen Wolken, die ein weiteres Gewitter ankündigten, „blickte Souza dem Tod für einige Augenblicke entgegen, wie ein Vögelchen vor den Fängen seines Raubtiers. Ein Schuß seines Gefährten verfehlte das Ziel, das Ruder zerbrach in seinen Händen. Da rief der Portugiese, sich auf seinen Glauben berufend, die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, an und versprach ihr, wenn sie ihn aus jener Not rette, werde er ihr zu Ehren irgendwo auf der Welt eine

Kapelle zu Ehren ihres Sohnes Jesus errichten. Und ratet, was geschah."

„Eine Göttin nahm ihn in der Luft auf", scherzte Fidel, „wie Iphigenie auf Tauris."

„Das Krokodil brach augenblicklich tot zusammen!"

„Aufgrund der göttlichen Intervention Unserer Lieben Frau", bekreuzigte sich Tomás fromm, ohne einen Augenblick an den Worten des Kutschers zu zweifeln, eingedenk lokaler Wunder wie dem der Jungfrau von Buga oder von Chiquinquirá.

„Jenes Reptil starb an einem Herzschlag!" rief Sancho.

„Bloßer Zufall!" murrte Fidel und zitierte französische Ärzte, die Statistiken über plötzliche Anfälle bei wilden Tieren erstellt hatten.

„Was geschah dann?" fragte Nicasio.

„Der Glückselige brachte die Haut des Krokodils nach Portugal und ließ sie in einer Kapelle anbringen, die er selbst vor den Toren Lissabons errichtete, immer treu seinem Glauben und seinem Gelübde."

„Seinen Aberglauben", knurrte Fidel.

„Einer der Gäste bestätigte uns damals", ignorierte Sancho ihn, „daß er und seine Frau diese kleine Kapelle tatsächlich besucht hätten, in der die Haut eines Krokodils von biblischen Ausmaßen zu Füßen einer Statue der Jungfrau vom Beistand ausgestellt sei."

Alle verfielen in ein verstörtes Schweigen.

„Im Laufe meines Lebens", erwiderte Fidel, „habe ich ähnliche Geschichten gelesen; in Wahrheit sind es nichts als glückliche Zufälle … Als Forschungsdirektor kenne ich Fälle, in denen die Wissenschaft erklärt, was der Glaube ausschmückt."

Der Kutscher schwieg, und in seinem Schweigen lag der geringe Kredit, den er Fidels Ansichten beimaß.

„Wie ist es möglich, daß die Menschen noch immer an so etwas glauben?" sagte Fidel vorwurfsvoll. „Mehr noch, wie ist es möglich, daß sie es noch immer weiter erzählen?"

Sie erblickten nun die hohen Kreuze des Friedhofs über den Baumwipfeln beim Parque de Las Flores, wo der Geruch verwelkter Gladiolen sich mit der Feuchtigkeit frisch umgegrabener Erde mischte und Straßenverkäufer Kränze anpriesen, als verkauften sie Seelen. Der Trauermarsch dröhnte fern, zwischen Rufen der Händler und erstickten Klagen.

Vergeblich mühten sich die Träger ab, eine aufgebrachte Menge gegen den Strom hindurchzutragen; Stöße warfen sie hin und her, eine alte Frau verfluchte sie, weil man sie angerempelt hatte.

Die körperliche Beklemmung erinnerte Tomás an den Strudel des Chicamocha. Jenseits davon verschränkten Hunderte von Soldaten ihre Arme und sperrten sie vom Trauerzug ab. Schließlich rief Fidel aus, es sei besser zu warten. Er fragte nach einer Gastwirtschaft, und ein Junge wies ihnen einen Laden.

Sie stiegen ab und baten die Träger zu Mittag zu essen und das Ende des Trauerzuges im Auge zu behalten. Sie traten in einen Saal, dessen Wände mit vergilbten Plakaten geschmückt waren: Karikaturen von Billy the Kid mit wilden Augen, astronomische Belohnungen auf Macaregua, dargestellt als indianischer Dämon, und ein Mann an der Theke, der prahlte, er habe ihn in den Bergen gesehen.

„Nicht einmal der Wilde Westen ist so fern“, murmelte Fidel ironisch, während sie Platz nahmen und bei einem Kaffee den Gesprächen von Bildhauern lauschten, die sich über falschen Marmor beklagten, und Blumenhändlern mit pollen- und erdverschmierten Händen, die ein und aus gingen, ohne sich zu verabschieden.

Gegen vier Uhr nachmittags erblickten sie den silbernen Leichenwagen der Verblichenen. Sie bezahlten und verließen die Schenke.

Eine fromme Menge drängte sich vor dem vergoldeten Portal am Haupteingang des Friedhofs.

„Wir gehen an der Seite entlang“, kündigte Nicasio an und bot abermals seinen Rücken für María del Carmen und das Gepäck an.

Sie gingen im Gänsemarsch bis zu einer freieren Stelle, wo sie abstiegen. Erst da bemerkte Tomás, daß sich Sanchos Schweiß in seine Kleidung gefressen hatte.

„Bis hierher reichen meine Dienste“, verkündete Sancho und straffte den Riemen seines Sattels wie einer, der ein Kapitel abschließt. „Ich kenne jede Familie an ihren Gräbern; ich habe das halbe Dorf lebend getragen und sehe, wie es sich in ein totes Dorf verwandelt. Näher würden sie uns mit dem Trauerzug verwechseln, und wir sind noch nicht bereit, uns begraben zu lassen.“

Sie knieten erneut nieder. María del Carmen stieg mit dem Koffer ab, Fidel glitt von Segismundos Rücken und Tomás von

Sanchos Schultern. Ein kurzer Schwindel befiel sie, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, als hätte sich die Welt plötzlich verkleinert.

Fidel zahlte ihnen den vereinbarten Lohn und legte noch eine Münze obenauf. Sancho sank dankbar auf die Knie.

„Schreiben Sie gut über uns“, bat Segismundo und wischte sich den Schweiß mit unterdrückter Wut aus dem Gesicht. „Damit man nicht sagt, in Bucaramanga hätten wir alle unsere Seele dem Teufel verkauft.“

„Und wenn man uns eines Tages in die Irrenanstalt steckt“, fügte Nicasio hinzu, „erinnern Sie sich daran, daß wir Sie einst über den Pöbel hinweg getragen haben.“

Tomás schüttelte jedem die Hand und fragte sich nach dem Sinn einer so seltsamen Empfehlung. In den schwieligen Handflächen spürte er die wahre Textur der Stadt, jene, die in den Reiseberichten aus Santafé und in den Reden der Gouverneure des Staates Santander nirgends auftauchte.

„Ich werde euch nicht vergessen“, sagte er.

Als sie sich dem Friedhof näherten, wuchs der Trauermarsch über ihren Köpfen wie eine schwere Welle. Tomás machte sich klar, daß man Doña Arcadia begrub und mit ihr, unter Blumen und Responsorien, jenes alte Bucaramanga, das geglaubt hatte, von seiner Arbeit leben zu können, ohne seine Seele zu verlieren.

Und mitten in dieser Prozession hallten Sanchos Worte in ihm nach:

In dieser Gegend treiben die Seelen Handel mit den Lebenden.

Tomás war sich nicht sicher, ob er von dort als Familienvater, als Chronist der nationale Demütigung, als Mörder des Barons oder als zukünftiger Insasse der Irrenanstalt von Santacruz fortgehen würde.

Fidel sprach zwei bartlose Soldaten an, diese wandten sich an einen Feldwebel, der wiederum einen Hauptmann, einen Leutnant und einen Major rief, der sie nach ihrem Stammbaum befragte und sie schließlich zu einer Seitentür des Friedhofs führte.

Die Klagen der einfachen Leute verstummten, sobald sie eine Schwelle überschritten, die mit steinernen Seraphen verziert war; der Klang wechselt von Schreien zu Flüstern, von Trommeln zu Kiesknirschen unter den Schuhen. Sie hörten das leise Schluchzen der Klageweiber und gingen durch Labyrinthe aus Marmor, Bäumen

und Beton, namenlose Gänge mit übereinandergestapelten Kreuzen und Grabplatten politisch verbündeter oder verfeindeter Familien.

Die Kerzen im Korridor warfen lange Schatten an die Marmormauern. Das Murmeln des Responsoriums blieb zurück, gedämpft durch zwei Türen und den Geruch von Weihrauch. María del Carmen ging hinter Tomás, leicht, fast ohne Spur, als fänden ihre Schritte immer einen unsichtbaren Punkt zum Auftreten.

Fidel, der stehen geblieben war, um sich nervös einen Tabak anzuzünden, sah, wie sie umkehrte und auf ihn zukam.

„Ich habe über deine Abschweifungen über die Träume nachgedacht“, sagte sie mit leiser, aber fester Stimme, einer dieser Stimmen, die man eher in der Brust als in den Ohren spürt, „und ich möchte dir einige Offenbarungen mitteilen, die ich gehabt habe.“

Tomás drehte sich sofort um. Ihr Blick wirkte klarer als zuvor, bewusster, als habe die Dämmerung ihr Gesicht erhellt.

„Welche Offenbarungen?“ fragte er.

Fidel hielt seine Zigarre fast zärtlich zwischen den Fingern und trat ein paar Schritte zurück, um die Prozession zu betrachten.

„Stell dir vor, daß die Wirklichkeit selbst Variationen hat“, begann sie. „Nicht als Theorien oder Phantasien, sondern als ein lebendiges Gewebe. Dort, wo du glaubst, jemand sei mit drei Jahren gestorben … lebt er in einer anderen Sphäre weiter, wächst, handelt. Wo du glaubst, daß alles zu Ende ist, setzt sich in einem anderen Faden das Leben fort.“

Tomás runzelte die Stirn. Es war keine Metapher; sie sagte es wie jemand, der sich an eine Tatsache erinnert.

„Willst du sagen, daß niemand wirklich stirbt?“

„Nein“, antwortete sie. „Ich sage, daß sie nicht dort sterben, wo du sie für tot erklärst. Was du wahrnimmst, sind lokale Tode, Tode einer Welt. Aber ihr Wille bleibt in anderen Ebenen lebendig und folgt ihren Entscheidungen, ihren möglichen Verzweigungen.“

In der Ferne waren Stimmen zu hören. Eine Kerze flackerte.

Sie näherte ihr Gesicht noch ein wenig.

„Und du selbst, Tomás … du, der du glaubst, mit vierzig oder fünfzig zu sterben – in Wahrheit stirbst du nicht, bevor du ein Greis bist. In ‚anderen Linien‘, wie du sagen würdest, lebst du weiter. Sogar jetzt.“

Tomás schluckte.

„Das ist es, was du fühlst“, fuhr sie fort, „wenn es dir unmöglich scheint, dir deinen eigenen Tod vorzustellen. Was man Selbsterhaltungstrieb nennt, ist die Wahrnehmung deiner anderen parallelen Leben, deiner Verzweigungen.“

Fidel, der nur halb zugehört hatte, mischte sich ein:

„Das klingt, als wäre das Leben eine unendliche Reihe verschiedener Partien …“

„Ganz genau“, nickte sie. „Eine Reihe gleichzeitiger Partien, alle möglich. Ruy López sagte, das Schach sei ein Abbild der Welt, weil jede Figur sich in mehrere Richtungen bewegen könne und jeder Zug eine eigene Geschichte sei … aber alle zu demselben Brett gehören. So ist das Universum.“

Tomás versuchte zu lächeln, doch die Geste zerbrach.

„Nun gut“, sagte er, „und wo wäre dann die Verdammnis? Wo die Strafe? Wo die Hölle?“

María del Carmen antwortete nicht sofort. Sie strich mit der Hand über eine Säule aus schwarzem Marmor, als ertastete sie ein in den Stein eingeschlossenes Geheimnis.

„Die Verdammnis existiert … aber nicht so, wie ihr sie euch vorstellt“, sagte sie schließlich. „Verdammnis existiert nur für diejenigen, die darauf beharren, sie selbst zu sein.“

„Wie das?“ Fidel zog eine Augenbraue hoch. „Sich selbst zu sein ist eine Strafe?“

„Wenn ‚du selbst sein‘ bedeutet, an deinem Ego festzuhalten“, antwortete sie. „An jenem Ich, das glaubt, das Zentrum der Welt zu sein, der einzige Absolute, das Maß der Wirklichkeit. An jenem Ich, das Angst hat, das anhäuft, das sich vergleicht, das um jeden Preis auf Kosten der anderen überleben will. Dieses Ich ist das einzige, das sich verdammen kann. Denn das Ego kann nicht in die höhere Ordnung des Universums eingehen: Es erstickt an sich selbst.“

Ein dichtes Schweigen folgte. Die Schatten im Korridor schienen den Atem anzuhalten.

Sie fuhr fort:

„Aber stell dir diejenigen vor, die ihr Ego auflösen … die aufhören, sich festzuklammern … die sich in etwas Größeres als sie selbst hineinversenken. Die Mystiker nennen es ‚sich in Gott verlieren‘. Andere nennen es in die Quelle eintreten. Wieder andere, zurückkehren zum Schöpfer, von dem wir stammen.“

Tomás schauderte. Sie sprach mit der Natürlichkeit einer Person, die einen Ort beschreibt, den sie besucht hat.

„Ist es nicht das“, sagte er leise, „was die Sufis sagen… und die Karmelitinnen … und gewisse vedische Meister, wenn sie davon sprechen, zum Einen zurückzukehren?“

„Ja“, erwiderte sie. „Die Hölle besteht darin, getrennt zu bleiben. Der Himmel ist, sich im Ganzen aufzulösen. Verdammnis ist, sich auch nach dem Tod weiter an das festzuklammern, was du ‚ich‘ nennst. Deshalb irren manche Generationen lang umher, gefangen in ihrer eigenen Gestalt, in ihrer eigenen Geschichte, unfähig, in das größere Leben einzutreten.“

Sie machte einen Schritt näher. Ihr Gesicht war ihm so nah, daß Tomás den feuchten Glanz in ihren Augen sehen konnte.

„Wenn du sagst, du fühlst dich immer lebendig … daß du dich nie im Sterben gespürt hast … daß es ein anderes Du gäbe, das lebt, was du nicht gelebt hast …“

„Ja“, flüsterte Tomás.

„Dann, weil es wahr ist“, sagte sie. „Und weil sich dein Bewußtsein, auch wenn es in diesem Körper ist, an Fragmente anderer Wege erinnert. Deshalb scheinen Träume Kapitel in der richtigen Reihenfolge zu sein. Deshalb hast du das Gefühl, schon gelebt zu haben, was du noch nicht gelebt hast. Weil das Leben keine Linie ist … sondern ein Fächer.“

Tomás legte eine Hand auf die Brust. Etwas Unerträgliches und zugleich Süßes lag in diesem Gedanken: Ewigkeit nicht als Strafe, sondern als Vervielfachung.

María del Carmen schloß kurz die Augen, als lausche sie etwas, das von weitem kam.

„Und wenn deine Stunde kommt, Tomás … wirst du nicht sterben, wie du glaubst. Der Tod ist kein Ende; er ist ein Übergang zwischen den Partien. Die Seele wird nicht abgeschnitten: sie verschiebt sich. Aber Frieden findet nur, wer aufhört darauf zu beharren, ‚derselbe‘ zu bleiben.“

Tomás dachte mit einem inneren Schwindel, daß das vieles erklärte. Dieses Gefühl, immer lebendig zu sein, sich den eigenen Tod nicht vorstellen zu können, sich in verschiedenen Jahrhunderten zu wiederholen … alles fügte sich.

Sie öffnete wieder die Augen.

„Darum sage ich dir: Fürchte nicht, was kommt. Fürchte nur, ein Mann zu werden, der sein Ich über alles verteidigt. Das ist der einzig Verdammte.“

Und dann, zum ersten Mal in dieser Nacht, nahm sie Tomás bei der Hand.

„Alles andere … hast du schon einmal gelebt.“

Das Echo des Responsoriums war wieder aus der Hauptkapelle zu hören. Fidel blieb unbeweglich stehen, ohne zu wissen, ob er glauben, zittern oder niederknien sollte.

Tomás konnte nur denken:

„Das erklärt, warum ich mich immer lebendig gefühlt habe. Als würde ich nie sterben.“

Ein leichter Nebel umgab sie – eine Mischung aus Weihrauch, Bodennässe und etwas Unbestimmtem, wie Atem aus Gräbern –, legte sich auf ihre Gesichter und ließ ihre Hände erstarren. Sie gingen weiter, bis sie das Portal einer Tür entdeckten, die von steinernen Erzengeln geschmückt war. Ein wachsendes Gefühl des Verirrtseins lähmte sie; sie zögerten, als sie zweimal an demselben erodierten steinernen Engel vorbeigingen, und ihr Zögern erschwerte das Unternehmen noch mehr.

Reife Früchte hingen an Dutzenden von Zweigen um sie herum. Sie hörten ein Knacken und entdeckten, auf einem Grabstein hinter ihnen sitzend, einen weißhaarigen Mann. Ein schwarzer Weidenkorb lag auf seinem Schoß.

Fidel fragte ihn, wie sie zum Mausoleum der Sepúlvedas gelangen könnten.

„Geht weiter nach Westen“, antwortete der Mann und zeigte seine milchigen Augen.

Da bemerkte Tomás vier reife Mangos in seinem Korb; er hob die Lider und sah einen blutenden Vogel zwischen seinen Händen – einen Spatz, der noch schwach zuckte. Eine gelbliche Flüssigkeit sickerte aus den Lippen des Alten, die Hände mit schwarzen, von Nikotin und Blut verfärbten Fingernägeln.

„Leben Sie hier?“ wagte Fidel zu fragen.

„Ich bin der Totengräber“, nickte der Mann, „aber in meinen jungen Jahren war ich Schauspieler. Ich hatte meine eigene Theatertruppe, ‚Die Somnambulen‘, und wir reisten durch das ganze Land, um Fuente Ovejuna aufzuführen. Regisseur, Autor, Hauptdarsteller und Henker meiner Schauspieler.“

Tomás erinnerte sich flüchtig an einen alten Programmzettel bei einer Soiree in Santafé, bei der jemand diese wandernde Truppe erwähnt hatte.

„Das bekannteste Stück von Lope de Vega“, nickte Tomás, wobei er das Gefühl hatte, daß diese pupillenlosen Augen ihn ansahen und seine Seele durchbohrten.

„Hören Sie mal“, sagte der Totengräber und zog ein zerknittertes Blatt aus der Hosentasche, mit Feuchtigkeits- und Tintenspuren unter einer kaum lesbaren Überschrift wie „Nationales Repertoire“, und reichte es Fidel.

„Man streitet noch, ob wir in einem Zeitalter der ‚dummen Republik‘ leben“, sagte er mit zitternder Hand, als wäre es die Stimme des Charon, „sehen Sie, wenn Sie diesen Friedhof, den Sie betreten, wirklich verstehen wollen, dürfen Sie nicht bei der Unabhängigkeit anfangen. Nein, meine Herren: Hier sind die Kriege schon lange vor dem ersten Spanier auf diesen Bergen losgebrochen. Unsere Vorfahren – Guanen, Muiscas, Pijaos – lebten zerrissen, unfähig, sich wie die Inka oder Mexica zu vereinen. Sie bekämpften sich gegenseitig, während die karibischen Leichenfresser sie von Osten her bedrängten und nur die Abgründe sie schützten. Ganze Generationen wurden geboren und starben, getrennt durch eine Schlucht, als wären es verschiedene Welten, unfähig, mit denen zusammenzuleben, die nur einen halben Tagesmarsch entfernt wohnten. So war dieses Land: eine Vielzahl von Samen, die niemals Baum sein wollten.

„Dann kamen die Eroberer, und obwohl die Männer zu widerstehen versuchten, ereignete sich die stillste Niederlage von allen: die der Wollust. Die Frauen, die diese hochgewachsenen Reiter auf unbekannten Tieren sahen, hörten Versprechen von starken Söhnen und ewigen Geschlechtern. Sie lernten Spanisch, vergaßen ihre Traditionen, verließen ihre Männer und heirateten, um die Kreolen zu zeugen, die wir heute sind. Ich nehme es ihnen nicht übel: Ich bin ja selbst Kreole. Aber kaum waren wir geboren, begannen die Mißbräuche von neuem. Die Spanier vergewaltigten nicht mehr nur Indigene oder Sklavinnen: auch Kreolinnen, denn obwohl das Blut gemischt war, glaubten sie sich überlegen durch ihren Akzent. Und so wurden wir alle – Indios, Mestizen, Schwarze, Kreolen – als Sklaven mit verschiedenen Namen behandelt.

„Wir sind explodiert, natürlich. Entzündet hat es Manuela Beltrán in El Socorro, doch die Flammen wurden von José Antonio Galán geschürt, dem begehrtesten Mann des Königreichs, heißt es. Stolz, schön, verwegen, erhob er das ganze Volk gegen die Tyrannei. Aber Bischof Góngora holte das Allerheiligste hervor, die Comuneros knieten nieder, unterschrieben Kapitulationen und wurden dann einer nach dem anderen verraten. ‚Es lebe der König, nieder mit der schlechten Regierung!‘ riefen sie, wie in Fuente Ovejuna, aber die Krone belohnt niemals den Bauern, der es wagt, die Hand zu erheben. Sie wurden betrogen, gefoltert, zerstückelt. So enden immer diejenigen, die glauben, daß die Gerechtigkeit nach unten schaut.

„Und wir lernten nichts. Die Unabhängigkeit begann, und die Kreolen spalteten sich wieder, unfähig zu koexistieren. Die Spanier verfügten über lokale Truppen, besonders über Pastusos, die lieber Untertanen der Krone waren, als unter Gleichgestellten zu leben. ‚Lieber von Fremden gedemütigt als von Nachbarn regiert‘, sagten sie. Ich verstehe das: Im Süden lebten sie wohlhabend, genährt von den Stürmen des Pazifiks; hier in Santander gab es nur Dürre und Elend. Viele verkauften ihre Kinder als Lakaien, um zu überleben: eine Sklaverei ohne Schriftstück. Und als das spanische Joch endlich gebrochen war, kamen die Caudillos. Santander verschaffte uns eine Atempause, ja, weil er Bolivars Träume von einer amerikanischen Monarchie bremste. Doch nach seinem Tod öffnete sich alles wie ein frisch ausgehobenes Grab. Jeder General hielt sich für Herrscher des Landes und baute Wege nur zu seinem Gut, belohnte seine Anhänger, bestrafte die anderen und erzeugte endlose Kriege: Zentralisten gegen Föderalisten, Liberale gegen Konservative. Mosquera und Obando, Halbbrüder oder Schlimmeres, verwandelten die Macht in eine Familienfehde, während das Land ausblutete.

„So sind wir in die Gegenwart gelangt, in der der Staat Santander in die Hände von Ausländern fiel. Nicht, weil sie stärker waren, sondern weil wir untereinander schwächer waren. Der Neid, der Groll, die Unfähigkeit, den Nachbarn zu respektieren, öffneten die Tür, damit Teutonen und Wikinger mit Reden von Fortschritt und überlegenen Rassen kämen. Und hier stehen wir nun: regiert von jemandem wie dem Baron, der nach Belieben schaltet und waltet, wie zuvor Vizekönige und Komture, immer im Namen der Entwicklung. Ein Blick in die Geschichte genügt, um das Muster zu erkennen: Weil

wir uns nicht organisieren, kommen die Fremden und holen sich, was wir ungeschützt gelassen haben.

„Darum glaubt man, wenn wir Fuente Ovejuna spielen, es sei ein spanisches Drama, doch in Wahrheit ist es die Geschichte ganz Lateinamerikas. Fernán Gómez vergewaltigte die Frauen des Dorfes genauso wie die Corregidores, wie die Großgrundbesitzer, wie die Generäle, wie die Männer, die ihr als Angehörige einer ‚höheren Rasse' kennt. Das Volk rief ‚Es lebe der König!' wie man hier ‚Nieder mit der schlechten Regierung!' rief, in der Hoffnung, daß von oben eine gerechte Hand herabsteige. Aber täuscht euch nicht: Das Happy End ist reines Theater. In Wirklichkeit wurde das Volk nie begnadigt. Es taucht immer ein Caudillo auf, der sagt, jetzt endlich werde es eine Zukunft geben, und immer endet er damit, uns zu bestehlen, auszubeuten, zu versklaven. Wir werden von Mördern regiert, weil wir das akzeptieren.

„Und wißt ihr, warum? Weil wir es nicht ertragen, von einer gütigen Seele regiert zu werden. Den Guten zertreten wir, beneiden wir, zerstören wir, wir nennen ihn verrückt. Gehorchen tun wir nur dem, der droht, uns zu töten, weil wir schlimmer sind als er. Das ist unsere Sünde, nicht die der Europäer, nicht die der Afrikaner, nicht die der Indios: unsere eigene. Und deshalb begräbt dieses Land seine Kinder ohne Unterlaß. Solange wir den Gerechten nicht respektieren, solange wir den Schläger verehren, solange der Neid unser tägliches Brot ist, bleiben wir unter dem Stiefel irgendeines Komturs in zivilisierter Verkleidung. An dem Tag, an dem wir aufhören, den Henker zu bewundern, und lernen, dem guten Menschen zu gehorchen, an diesem Tag – falls er kommt – kann dieser Friedhof anfangen sich zu leeren."

Fidel las auf dem zerfetzten Blatt:

„Unter der Regie von Cagliostro Méndez präsentiert das Theater Cosmos Fuente Ovejuna von Lope de Vega am Sonntag, dem 8. Dezember 1839, um 19 Uhr im Teatro Coliseo Peralta."

Tomás verband die Mißbräuche der Komture mit denen des Barons und mit der Legende von Arcadia und den jungen Männern der Stadt, ein Echo von Vergewaltigungen, die als Machtausübung verkleidet waren.

„Danke", sagte der Totengräber. „Mit dieser Rede tilge ich meinen Sturz und meine Verdammnis."

„Sind Sie …?" fragte Tomás, ohne seine Frage zu Ende zu bringen.

María del Carmen klammerte sich an seine Schultern und legte das Gesicht in seinen Schoß.

„Habt ihr nie von Cagliostro Méndez gehört?" brüllte der Totengräber und biß mit einem einzigen Bissen den Kopf des Vogelkadavers ab, mit einem Knacken der Knochen, das einen widerlichen Geruch geronnenen Blutes freisetzte. „So nannte man mich! Aber statt demütig und ehrlich zu sein, habe ich meine Schauspieler betrogen und mir ihren Anteil an den Aufführungen in die Tasche gesteckt! Deshalb lebe ich jetzt hier und ernähre mich vom Aas, das ich zwischen den Gräbern finde! Alle auf einen, Fuente Ovejuna!" fügte er hinzu und mischte sein Geständnis mit einer Zeile aus dem Stück, als lebte er gefangen in der Rolle.

María del Carmen unterdrückte ihren Ekel und klammerte sich an Tomás' Arm.

Den Atem anhaltend, wichen die Reisenden zurück, drehten ihm den Rücken zu und setzten ihren Weg unbeholfen fort.

„Hast du ihn gesehen?" fragte Fidel entsetzt.

„Ein wahnsinniger Blinder!" antwortete Tomás ungeduldig und mühte sich, das Gesehene zu rationalisieren: Wie konnte er uns in beinahe völliger Dunkelheit sehen? Wie wußte er, daß wir kommen würden? Doch irgendein Detail wollte sich nicht fügen, und María del Carmen murmelte kaum hörbar:

„Das sind die Korridore des Limbus."

Tomás schwieg erschrocken; es war offensichtlich, daß die Müdigkeit in seiner Einbildung schaurige Bilder hervorrief; jener Unglückliche war wohl ein dekadenter Totengräber, dazu verdammt, sich von der Fäulnis zwischen den verlasseneren Gräbern zu ernähren.

Kurz darauf erreichten sie die Außenmauer eines von vier Burschen bewachten Mausoleums.

Sie bekreuzigten sich nach dem Protokoll und traten durch zwei bronzene Türen, die in Reliefs mit biblischen Inschriften verziert waren: Szenen der Auferweckung des Lazarus und des Jüngsten Gerichtes, mit Gesichtern, die unauffällig an lokale Politiker erinnerten.

Vor ihnen standen drei Kutschen auf einem Rasenhof; darüber wölbte sich ein romanisches Gewölbe, getragen von Säulen und

barocken Sockeln, die durch Bleiglasfenster mit Märtyrern voneinander getrennt waren, die in einem Synkretismus aus lokalem Barock, deutscher Romantik und orthodoxem Katholizismus in den Himmel getragen wurden. Sie gingen weiter und entdeckten einen rechteckigen Raum, dem ein Vorraum und zwei achteckige Kabinen vorgelagert waren. Ein halbgeöffneter Sarkophag dominierte die Mitte des Saales; daneben trug eine Marmorplatte, gestützt von Karyatiden mit entsetzten Gesichtern, einen Zedernsarg in wenigen Zentimetern Höhe über dem Boden. Die Wände – Fassaden von Familiengrüften – erhoben sich sechs oder sieben Meter hoch, bis sie eine Decke erreichten, die von Lorbeerzweigen aus Zedernholz überwuchert war.

Am westlichen Ende des Friedhofs, wo die Lehmwand sich zwischen Ceibawurzeln und aneinandergeknoteten Schatten hindurchschlängelte, erhob sich eine Reihe teutonischer Mausoleen, die der Sonne von Santander fremd erschienen. Es waren neun, in Reih und Glied wie ein kleines besiegtes Heer, mit Marmorstatuen, die an die Sforza und lombardische Gestalten des Quattrocento erinnerten: Erzengel mit gebrochenen Flügeln, Gargoyles mit zu ewigem Schrei geöffneten Mäulern, Säulen, die menschliche Knochen nachahmten, und Giebel, gekrönt von Totenköpfen, die von Efeu umrankt waren. Aus der Ferne erinnerte das Ensemble an den Bug eines gestrandeten Totenschiffes mitten im Tal; aus der Nähe strahlte es eine so intensive Kälte aus, daß sich nicht einmal die Eidechsen an seine Mauern wagten. Es waren die Gräber der Deutschen, die während der Demütigung von 1879 gestorben waren, als die Spannungen zwischen Kreolen und Teutonen in Massaker und Lynchjustiz explodierten und Narben hinterließen, die die Region nie ganz verstand.

Das erste war das Mausoleum von „Karl Heym“, 1848 aus Bremen gekommen, mit santandereanischer Ehefrau und Ruf eines unbeugsamen Bauherrn. Sein Grab ahmte einen Mailänder Katafalk nach: Vier gotische Löwen trugen den Sarkophag, die Rachen geöffnet, als warteten sie auf Befehle des Toten. Unter der Statue lag ein Epitaph, das wie mit Wut geschrieben schien:

„Er baute Brücken, wo andere nur Abgründe sahen. Nicht Eisen noch Pest töteten ihn, sondern der Neid der Welt, die er verbinden wollte.“

Die Kreolen hatten ihn während der Roten Woche enthauptet und beschuldigt, mit Hamburger Bankiers zu konspirieren.

Einige Schritte weiter stand der Grabturm von „Wilhelm Schnurre“, einem Flüchtling aus einem Gefängnis in Hamburg. Er war Junggeselle, ohne Kinder, ohne Gemeinde; vielleicht war deshalb sein Grab das beklemmendste. Ein schlanker Turm erhob sich wie ein anklagender Finger, übersät mit Reliefs, in denen menschliche Hände verzweifelt emporzuklettern schienen. Das Epitaph verkündete:

„Er floh vor dem Gesetz und fand eine unerbittlichere Gerechtigkeit.“

Die Kreolen verbrannten ihn in seinem eigenen Werkzeugspeicher. Die schwarzen Flecken im Marmor waren nie verschwunden.

Das dritte Mausoleum gehörte „Heinrich Bläscher“, einem Bergbauingenieur. Seine Statue zeigte ihn mit Helm und erloschener Lampe, ein unheimliches Detail, das das jähes Ende seines Lebens symbolisierte. Die Inschrift, in strengen Lettern gehauen, lautete:

„Er wollte Berge öffnen. Ihn begrub der menschliche Berg.“

Er war von Bauern aus Piedecuesta gelyncht worden, die glaubten, er wolle die indigenen Stollen plündern.

Weiter vorne, unter einem von traurigen Putten getragenen Baldachin, lag „Friedrich Kaltwasser“, Braumeister aus Danzig. Sein Grab war das reichste geschmückte: Zwei Kinder aus Stein hielten einen Krug, dem echtes Wasser entströmte, gespeist von einem kleinen unterirdischen Rinnsal. Das Epitaph, in seiner Süße ironisch, lautete:

„Er brachte schäumende Freude in ein Tal der Bitterkeit. Man vergalt es ihm mit Galle.“

Er war durch die Straßen geschleift und in den Fluß geworfen worden.

Das vierte Grab gehörte „Ludwig Gärtner“, Botaniker und Chinasammler. Das Mausoleum hatte die Form eines verfallenen Gewächshauses, mit gebrochenen Marmorblättern und echten Kletterpflanzen, die die Struktur überwuchert hatten. Das Epitaph lautete:

„Er suchte Heilmittel im Urwald. Er fand den Tod unter Menschen.“

Er war von Bauern ermordet worden, die fürchteten, er wolle sich ihre Plantagen aneignen.

Schlichter, aber nicht minder eindrücklich war das Grab von „Johann Kappel“, Arzt. Eine liegende Figur, ähnlich denen der Familie Sforza, zeigte ihn mit einer Hand auf der Brust und der anderen, die ein Skalpell hielt. Das Gesicht der Statue trug einen Ausdruck ewiger Müdigkeit. Das Epitaph lautete:

„Er heilte viele, und keiner von ihnen griff zu seinen Gunsten ein.“

Er starb an einem Schuß in den Nacken, während er während der Unruhen Verwundete versorgte.

Das sechste Grab gehörte „Otto Breuninger“, Tuchhändler. Seine Nische glich einem Banktresor, mit Eisenstangen, die wie Schlangen gestaltet waren. Der Spruch lautete:

„Er häufte Reichtum, ohne um Gefallen zu bitten – ein Verbrechen für jene, die von Krediten und Diebstählen leben.“

Man hatte ihn ermordet, indem man ihn beschuldigte, das Brot zu verteuern.

Dann folgte das Mausoleum von „Gunther Schnaebel“, Schmiedemeister. Sein Grab hatte die Form einer versteinerten Schmiede; im Innern stellte eine Statue einen Hammer dar, gehalten von einem amputierten Arm. Das Epitaph lautete:

„Er schmiedete und lehrte zu schmieden, doch man ertrug seine Ehrlichkeit nicht.“

Er war in Massen hingerichtet worden, als er während der Aufstände für andere Teutonen vermittelte.

Das vorletzte Grab war das von „Matthias von Krüden“, Landvermesser. Sein Mausoleum ahmte eine Karte nach: Relief-Linien markierten Bäche, Berge und Grenzen, als habe er sogar das Jenseits kartieren wollen. Das Epitaph sagte:

„Er zog Grenzen, um zu vereinen, bis ihn der Zorn der Gleba zerteilte.“

Seine Leiche war verstümmelt in einer Schlucht gefunden worden.

Schließlich gehörte das letzte Grab – das strengste, kälteste – „Erich Haldenhof“, Professor für Latein. Es war ein länglicher Sarkophag, bedeckt von einem gesichtslosen Engel, der ein geschlossenes Buch hielt. Niemand wußte, wer ihn gehauen hatte. Das Epitaph, vom Regen fast ausgelöscht, lautete:

„Er lehrte Menschen zu denken, die lieber leben und sterben wollten wie das Vieh.“

Er war der erste, der während des Pogroms von 1879 starb, angeklagt wegen gelehrter Arroganz.

Ein klein gewachsener Priester zelebrierte das Totenamt vor Hunderten von Männern und Frauen, begleitet von drei Dutzend Klageweibern, umringt von brennenden Kerzen. Zwanzig Knaben sangen unter der Leitung eines schielenden, kurz gewachsenen Mannes: Der Chorleiter schlug mit zitternden Händen den Takt, ein Junge sang falsch wie ein misstoniges Klagen, ein Mädchen blickte Genipperteinga mit leeren Augen an. Niemand schien über ihre Verspätung beunruhigt; die Zeremonie endete mit dem Cherubim-Hymnus aus der jüngst berühmt gewordenen Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomos, op. 41 von Pjotr Iljitsch Tschaikowski.

Tomás gewann in diesem sanften Gesang die Gewißheit, daß das Paradies in der Ruhe oder der Kontemplation liege, eine Ahnung, die ihm momentanen Frieden gab, aber mit seinen Geltungsbedürfnissen kollidierte, mit denen eines Schauspielers, der darauf brennt, Protagonist seines eigenen Schicksals zu sein. Die Töne wurden bedauerlicherweise vom peinlich künstlichen Gewimmer der jüngsten Klagefrau befleckt.

Die imposante Gestalt des Barons Otto Genipperteinga erhob sich im Zentrum der Versammlung und beherrschte alles mit einer Eleganz, die dem 19. Jahrhundert eigen war. Mit rotem Haar und stahlblauen Augen trug er einen makellosen Anzug aus Gehrock, Mantel und Überrock aus schwarzer englischer Seide und Tuch, jeder Faltenwurf fiel mit fast theatralischer Genauigkeit. Der moschusartige Duft seines Parfüms setzte sich zwischen Weihrauch und Myrrhe durch und kündigte seine Anwesenheit an, noch bevor sein Stock auf den Marmor des Tempels klopfte. Die Orden, die ihm verliehen worden waren – einige echt, andere auf zweifelhafterem Wege erworben –, glühten mit goldenem Schimmer im flackernden Kerzenlicht. An seiner Seite, als stummes Echo seiner Autorität, stand seine Konkubine Marisol.

Sie war eine Erscheinung, als sei sie einem Degas-Gemälde entstiegen, gehüllt in ein Kleid aus elfenbeinfarbenem Satin, dessen weites Rockteil in Kaskaden aus übereinandergelegtem Tüll fiel, abgeschlossen durch ein hoch aufragendes Polisson, das die Rundung ihres Rückens und den schwingenden Rhythmus ihres Ganges

hervorhob. Das Korsett, bestickt mit Silberfäden und winzigen Perlmuttpailletten, schnürte ihren Oberkörper in eine Strenge, die ihre Schlankheit noch betonte, und von ihren Schultern fielen zwei transparente Chiffonärmel, die bei jeder Bewegung leise klirrten wie Flügel, die in einem Spiel aus Licht gefangen waren. Sie trug lange Handschuhe bis zum Ellbogen, in einem perlgrauen Ton, der die nervöse Blässe ihrer Finger noch hervorhob. Um den Hals ruhte eine Kette aus unregelmäßigen Perlen – zu groß, um bescheiden zu sein – genau über einem violetten Schatten, den die Haut nicht hatte verbergen können. Ihr Haar, zu einem hohen Knoten zusammengesteckt und mit Schildpattkämmen und kleinen Orangenblüten geschmückt, ließ Strähnen entweichen, die im schrägen Kerzenlicht wie hastige Pinselstriche eines impressionistischen Malers wirkten. Marisol bekreuzigte sich, ohne das Kreuz zu vollenden, wie jemand, der eine Choreographie auswendig gelernt hat, die für den Schein unverzichtbar ist, ohne an den Schutz zu glauben, den sie verheißt.

Der Baron trat auf ein Zeichen des Priesters vor und hielt seine Ansprache im Rumoren der Donner, die vom Chicamocha herüberhallten.

„Meine Herren, Damen, Mitbürger dieser edlen Region Santander: Heute verabschieden wir eine Frau, deren Leben nur wenige verstanden haben und deren Tod viele nicht zu ertragen bereit sind. Arcadia – erlauben Sie mir, sie so zu nennen, wie ich sie in den Jahren meiner europäischen Jugend kennenlernte – war nie ein gewöhnliches Geschöpf. Sie wurde in der Nähe des Schwarzwaldes geboren, zwischen Tannen, die knarren wie alte Könige, und Bergen, auf denen der Nebel Tragödien rezitiert. Schon als Kind wurde sie als ‚Liebling des Glücks' beschrieben, umworben von Prinzen und Gelehrten, gefeiert in Höfen und Salons. Doch sie ließ sich niemals auf die Rolle einer dekorativen Blume reduzieren. Nein: Arcadia wählte die Freiheit.

„Ihr Geist, gebildet durch die Lektüre Voltaires, entzündet von den Satiren Diderots und gestärkt durch die titanische Vision Katharinas der Großen – die sie in einer jener Karawanen von Kaisern und Intellektuellen kennenlernte, die damals das Herz Deutschlands durchquerten –, weigerte sich stets, die Vorstellung zu akzeptieren, daß nur Männer Herren ihres Schicksals sein dürften. Sie war eine aufgeklärte Abenteurerin, gewiß, aber auch eine untadelige

Dame. Bis zu ihrem letzten Atemzug bewahrte sie die aristokratische Haltung, die die Alte Welt verlangt. Mit Weisheit verwaltete sie das Erbe, das ihre Eltern ihr anvertraut hatten, und vermehrte es, indem sie auf die Weisen der Universität Tübingen hörte, wo – es ist kein Geheimnis – sie die Zuneigung und Bewunderung gewisser Dozenten genoss, die, wie es in Deutschland üblich ist, das Konkubinat zwischen überlegenen Geistern mehr als philosophische Allianz denn als gesellschaftlichen Skandal betrachteten.

„Dort, meine Herren, lernte sie mich kennen. Denn obwohl man in diesen Landen voller Unwissenheit und Aberglauben flüstert, ich sei ein Vampir, werde von Dämonen verfolgt oder besitze übernatürliche Sehkraft, ist die einzige Verfolgung, die ich erlitten habe, die der dörflichen Gerüchte. Man sagte, ich könne meine Arbeiter aus Kilometern Entfernung sehen und müsse daher einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben. Welch Aberwitz! Was es nicht Galileo Galilei, der 1609 der Welt den Vorläufer unserer modernen Fernrohre vorstellte? Verbesserte Johannes Kepler nicht 1611 die Optik, die jedem Europäer erlaubt, aus der Ferne zu unterscheiden, was der Rückstand dieser Gegenden bloßer Hexerei zuschreibt? Ein einfacher Feldstecher – systematisch in Preußen um 1820 entwickelt – genügte, damit man mich einen Dämon nannte! Arcadia, die wahrhaft gebildet war, stellte sich zu meiner Verteidigung zwischen mich und den Mob. Und da griffen die Götter ein: Ein plötzliches Gewitter zerstreute die Menge, die mich lynchen wollte, geblendet vom Neid anderer, weniger erfolgreicher Teutonen.

„Sie war es, nicht ich, die vorschlug, in diese Länder zu kommen. In der Hauptstadt bot man großzügige Ländereien jener an, die bereit waren zu kolonisieren und das genetische Erbe der Region zu erhöhen – ja, zu erhöhen. Und regen Sie sich nicht auf: Das ist kein Aberglaube, sondern Wissenschaft. Im 19. Jahrhundert, meine Herren, zeigen Statistiken, daß Regionen, in denen die weiße Rasse überwiegt, schnell vorankommen, während die von dunkler oder orientalischer Hautfarbe beherrschten in Arbeit, Industrie und Denken zurückfallen. Das sage nicht ich: das sagen die wissenschaftlichen Kabinette von Wien, Berlin und Paris. Nur die Aberglaubischen, die noch wörtlich an Bibel oder Koran glauben, weisen diese Ergebnisse zurück.

„Wir – und ACME, Institution des Fortschritts, der Zivilisation und der Wissenschaft – verteidigen die Wahrheit, auch wenn sie

schmerzt, und setzen sie, wenn nötig, durch, denn der Irrtum kann ein Volk nicht regieren. So haben wir mit Mühe diese Region verschönert. Und erröten Sie nicht: Heute kann die Mehrheit der Familien in Santander mit einem blonden Großvater oder einem Onkel mit blauen Augen prahlen. Das ist unser Beitrag. Liebe zu diesem Land, meine Herren! Keine Lüsternheit, wie unsere Feinde insinuierten, sondern der Wille, Geist und Fleisch eines Volkes zu erheben, das es verdient.

„Arcadia war ein wesentlicher Bestandteil dieses Projekts. So großzügig, so diszipliniert, lernte sie, zu sprechen wie Sie. Ihr deutscher Akzent, der verhärteter Honig war, wurde so cadenz- und kraftvoll wie die Stimmen dieser Provinz. Ihr blondes Haar verdunkelte sich. Ihre blauen Augen wurden fast schwarz. War es Schminke? Vielleicht. Was tut es zur Sache? Tatsache ist, daß sie sich in den Augen der Öffentlichkeit mit einer ehrbaren Santandereanerin verwechselte. Und darum verurteilte man sie: In Bogotá nannte man sie Abenteurerin; hier beschuldigte man sie der Ausschweifung. Man verstand nie, daß sie fremd und frei war. Das war immer unser Band: zwei freie Seelen, die ein größeres Unternehmen verteidigten.

„Heute verabschieden wir sie. Aber ich verzichte nicht darauf, sie zurückkehren zu sehen. Anders als viele von Ihnen glaube ich an die Unsterblichkeit. Und ich sage das nicht aus Aberglauben, sondern als Wissenschaftler. Die Laboratorien Europas zeigen bereits, daß der Wille – wie Schopenhauer lehrte – die Urkraft des Universums ist. Und wenn der Wille die Materie beherrscht, dann ist der Tod nichts als ein Übergang.

„Ja, Arcadia wird zurückkehren. Sie tat es einmal, als eine Krankheit sie an den Rand des Grabes brachte und sie durch die Kraft ihres eigenen Geistes zurückkehrte. Sie wird es wieder tun, wenn ihre innere Stärke es so verfügt.

„Doch solange dies geschieht, bleibe ich hier, großmütig. Ich habe denen vergeben, die meine Landsleute in der Demütigung von 1879 töteten. Die Schuldigen – wie Sie wissen – wurden bereits in unserem Sanatorium untergebracht, wo die Wissenschaft, nicht der Haß, ihnen durch Verfahren, die in ganz Europa gefeiert werden, die Ruhe zurückgegeben hat: Trepanationen, um die Wut zu lindern, Ruhebehandlungen, um die Gewalt zu dämpfen, und jenen süßen somnambulen Zustand, der in unseren akademischen Kreisen so geschätzt wird.

„Morgen früh wird die Zeremonie vollzogen, die alle daran erinnern wird, daß ACME seiner gefallenen Kinder nicht vergißt. Manche nennen sie die Demütigung der kolumbianischen Flagge; ich nenne sie pädagogische Gerechtigkeit. Es ist ein geringes Zeichen im Vergleich zu dem, was wir hätten fordern können.

„Heute verabschieden wir nur ihren Körper. Ihr Geist, da bin ich sicher, hört uns weiter zu. Und wird zurückkehren.

„Bis dahin, Arcadia. Bis dahin."

Tomás blieb unbeweglich, während das Echo des „bis dahin" in den Marmoradern des Mausoleums erstarb, doch in seiner Brust vibrierte etwas, als wäre eine Saite, bis zum Äußersten gespannt, ohne seine Zustimmung angeschlagen worden. Alles an der Ansprache des Barons – sein Temperament, seine makellose Diktion, seine Art, das Licht wie einen barocken Vorhang zu nutzen – war darauf angelegt, daß die Zuhörer sich ihm ergaben, nicht wegen der Wahrheit seiner Worte, sondern wegen des theatralischen Eindrucks, er selbst sei die Wahrheit. Tomás wusste das und spürte dennoch ein unwillkürliches Erbeben: das magnetische Funkeln der Lüge, wenn sie mit den seidigen Kostümen der europäischen Kultur bekleidet ist, die die santandereanische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts so sehr bewunderte. Doch eben dieses Funkeln, aus der Distanz erkannt, erlaubte ihm, sie zu sezieren.

Fast Zeile für Zeile erinnerte er sich an das Gehörte und begann, es zu entwirren mit der Präzision eines Mannes, der eine Uhr öffnet, um die Wahrheit in ihren Zahnrädern zu sehen. Die Arcadia, die der Baron beschrieb – jene blonde, freie Arcadia, „Liebling der Fürsten", Schülerin Voltaires –, war eine Gestalt, literarischer als historisch, ein künstliches Wesen, wie die Figuren, die Diderot in seiner Enzyklopädie kritisierte, wenn er vor „aristokratischen Götzen warnte, die nichts als Rauchmasken seien, um wirkliche Mißbräuche zu verbergen".

Was war diese legendäre Arcadia anderes als ein Verführungsartefakt, das rechtfertigen sollte, daß eine ausländische Frau in diesen Landen Autorität hatte, ohne sie beweisen zu müssen? Tomás dachte, Voltaire hätte sich köstlich amüsiert, hätte er gehört, wie man ihn als Garant edler Tugenden zitierte, wo doch sein ganzes Werk darin bestand, die adlige Farce zu sprengen, die Otto nun benutzte, um sich moralisch vor der Menge zu krönen. In Zadig und Candide hatte Voltaire deutlich gemacht, daß sich Adel nicht durch

Geschlechterfolgen oder Reisen in europäische Sanatorien beweist, sondern durch konkrete Gerechtigkeit im Umgang mit anderen; und der Baron, mit seinem Rassediskurs, war die Negation eben dieser Gerechtigkeit.

Die Berufung auf Katharina die Große, mit jener Theatralik ausgesprochen, wie jemand, der einen Namen auswendig gelernt hat, um sich im Spiegelglanz zu erhöhen, ließ in Tomás' Geist einen weiteren Funken aufflammen. Er wußte nur zu gut, daß die europäischen Aufklärer Katharina nicht als moralisches Vorbild verehrten – im Gegenteil, Diderot floh aus ihrem Hof, überzeugt, daß sie eher Tyrannin als Mäzenin war –, so daß dies eine weitere Halbwahrheit war, mit der Otto seine Legitimität baute: ein Mosaik berühmter Namen, genutzt wie Dominosteine. Und Tomás begriff, daß es sich nicht um ein Lob Arcadias handelte, sondern um ein indirektes Selbstporträt; Otto modellierte ihr Bild, um sein eigenes zu rechtfertigen, wie einer, der eine Tür so lackiert, daß sie aus demselben Holz zu sein scheint, von dem sie nie stammt.

Als der Baron von der „Verfolgung des Vampirs" zu Galileo und Kepler überging, um den Gebrauch eines Feldstechers zu verteidigen, mußte Tomás fast lächeln, obwohl dieses Lächeln im Innern den scharfen Rand der Melancholie hatte. Der Baron sagte Wissenschaft, meinte aber Aberglauben im Gewand der Exaktheit. Galileo hatte nie ein Fernglas erfunden, Kepler keinen Apparat konstruiert, mit dem man auf „Kilometer" sehen konnte, und schon gar nicht war die preußische Optik von 1820 Beweis moralischer Modernität. Das war, was Holbach den „Despotismus des Technizismus" nannte: die Manipulation wissenschaftlicher Begriffe, um Vorurteile in Axiome zu verwandeln. Und all dies garniert mit einem persecutorischen Ton, den Schiller als typisch für die aufgeklärten Tyrannen erkannt hätte, die ihre Unglücke dramatisieren, um fremden Gehorsam zu rechtfertigen.

Dann kam der giftige Kern des Diskurses: die Behauptung, die weiße Rasse sei statistisch überlegen. Da spürte Tomás ein Gewicht im Nacken, nicht aus Überraschung, sondern wegen der brutalen Nacktheit der Fälschung. Dieses Argument war längst von Autoren widerlegt worden, die Otto selbst zu bewundern vorgab. Rousseau erklärte in seinem Diskurs über die Ungleichheit, daß zwischen Völkern keine natürliche Hierarchie existiere, und Kant – wenn auch in seiner Frühzeit widersprüchlich – hatte in seiner Anthropologie am

Ende anerkannt, daß Moralität nicht von der Hautfarbe, sondern vom vernünftigen Willen abhängt. Voltaire, der seine eigenen Schatten hatte, hätte niemals eine manipulierte Statistik in moralisches Dogma verwandelt. Und was der Baron Wissenschaft nannte, sah Tomás als das, was es war: alteuropäischer Aberglaube, nur mit neuen Worten, wie eine Schlange, die die Haut wechselt, ohne das Gift zu ändern.

Und doch war das Verstörendste nicht der Rassismus, sondern die Geschicklichkeit, mit der der Baron ihn als Werk der Wohltätigkeit präsentierte. „Das genetische Erbe erhöhen", sagte er und verbarg die strukturelle Gewalt, die in diesem Ausdruck lag. Tomás sah klar, was hier ins Werk gesetzt wurde: es war die alte koloniale Logik, nun verwaltet unter der Rhetorik des Fortschritts. Es war derselbe „aufgeklärte Despotismus", den Diderot im Zusatz zur Reise Bougainvilles angeprangert hatte, wo er warnte, Zivilisation zu nennen, was in Wahrheit Befehlsherrschaft sei, bedeute, die Tyrannei zu bemalen. Der Baron sprach von Liebe zu diesem Land, doch Tomás hörte den kalten Schatten des Besitzanspruchs. Er sprach von Fortschritt, doch Tomás hörte das Echo von Feldern, die zu Menschenlaboren reduziert wurden. Er sprach von Wissenschaft, doch Tomás hörte Aberglauben in weißem Kittel.

Als Otto von den Verwandlungen Arcadias sprach – ihrem Akzent, der verschwand, ihrem Haar, das dunkler wurde, ihren Augen, die „fast schwarz" wurden –, verspürte Tomás einen intimeren Schauder, als enthülle sich darin die letzte Fiktion: die emotionale Aneignung des Kolonisierten. Der Baron feierte, daß Arcadia ihre europäischen Züge ausgelöscht habe, um wie eine Santandereanerin zu wirken, doch Tomás erkannte, was dieser Zug tatsächlich verriet: Arcadia nahm die Masken an, die nötig waren, um sich mit den Frauen dieser Lande zu verbrüdern, jenen, die der Baron straflos vergewaltigte. Es war kein Beweis der Integration, sondern des Übergriffs; nicht der Demut der Teutonen, sondern der listigen Verführung. Und Otto nutzte dieses freiwillige Mestizentum als Sieg seines Projekts, indem er die Achillesferse seines Systems ausnutzte: Er brauchte, daß die anderen sie nachahmten, damit seine Überlegenheit existierte. Eine wirkliche Macht braucht keine weiteren Modelle; Arcadia, seine lüsterne Konkubine, hätte genügt.

Und als er von den „Internierten" im Sanatorium sprach, fühlte Tomás einen Stich. Dort zeigte sich die reine Form des Schreckens:

die Technik als Henker. Er erinnerte sich an die Lektüre über psychiatrische Mißbräuche in Europa, an Trepanationen, an Verfahren, mit denen Arme, Arbeiter und Dissidenten gefügig gemacht wurden. Besonders erinnerte er sich an einen Abschnitt in der Enzyklopädie, in dem Diderot warnte, die Medizin in Händen der Macht werde zur chemischen Tyrannei. Und er begriff, daß ACME (Asociación Científica Médica Europea) keine unantastbare Institution war, sondern ein Herrschaftsmechanismus. Eine Irrenanstalt als Regierungswerkzeug. Eine Trepanation als Ersatz für den Galgen. Eine Lobotomie als hygienische Version des Stranges.

Als der Baron schließlich die „Demütigung der Flagge" als pädagogischen Akt ankündigte, verspürte Tomás ein Gemisch aus Zorn und Klarheit, das ihn zwang, den Kiefer anzuspannen. Dort war die letzte Maske: der symbolische Akt, der unter dem Vorwand des Gedenkens die Herrschaft verewigt. Tomás begriff, daß der Baron die Unterwerfung theatralisieren mußte, um sein Reich der Furcht zusammenzuhalten; daß die mit Füßen getretene Flagge keine Strafe, sondern Liturgie war – eine Liturgie des Blutes, verkleidet als akademisches Ritual.

Und als er an all dies dachte, erkannte Tomás noch etwas: den Widerspruch zwischen dem Schopenhauer, den der Baron beschwor – jener „Wille als Urkraft", und dem wirklichen Schopenhauer, den er gelesen hatte. Denn der deutsche Philosoph verteidigte niemals Rassenüberlegenheit oder gewaltsame Herrschaft; im Gegenteil, er sah in der Mitleidsethik das einzig authentische Moralprinzip. Tomás spürte, daß der Baron ihn zitierte, wie man einen Gott zitiert, um einen Krieg zu rechtfertigen: indem man alles amputiert, was nicht paßt. Der Baron verwandelte „Willen" in „Herrschaftsrecht", während der Wille bei Schopenhauer gerade die Tragödie war, die durch Verzicht überwunden werden müsse. Und Tomás sah mit schmerzlicher Klarheit, daß Otto die Philosophie auf den Kopf gestellt hatte, um sie zum Werkzeug seines inneren Schattens zu machen.

Lange stand er schweigend da und starrte auf den Sarg Arcadias, während die Kerzen das Bild des Barons zurückwarfen, als wäre er ein heidnischer Heiliger. Und er erkannte, daß diese Ansprache, mit all ihrer Rhetorik und theatralischen Präzision, kein Nachruf war: Sie war eine Kriegserklärung gegen jeden freien Geist. Voltaire, Diderot, Holbach, Rousseau, Kant, Schiller, Schopenhauer … all die Namen,

die der Baron im Munde führte, sollten ihn schützen, doch in Tomás' Gedanken erschienen sie als Zeugen gegen ihn, als wäre die gesamte Aufklärung in das Mausoleum beschworen worden, um den Betrug anzuklagen.

So begriff Tomás, während die Menge in ehrfürchtigem Schweigen lauschte, eine einfache und schreckliche Wahrheit: Der Baron log nicht nur; er brauchte, daß der Aberglaube – oder die Zauberei – bei Arcadia blieb, um die Lebenden zu beherrschen.

Vier kräftige Burschen traten mit scheinbar zerknirschter Miene ein und hoben den leblosen Körper Doña Arcadias. Ihr Gesicht, mit Schminke bedeckt – falsche Wimpern, Lippen, die für ihr Alter zu jung wirkten und an die erotische Legende der Träger erinnerten –, sank bleich zwischen die Stoffbahnen des Sarkophags. Die Klageweiber steigerten ihr Wehklagen, und die Marmorplatte wurde im Takt des klagenden Chores über dem Sarg versiegelt; das Geräusch des Gleitens erinnerte Tomás an das Verschließen einer alten Familiengruft.

Die Versammlung verließ den Saal unter lateinischen Stoßgebeten, zwischen heuchlerischen Lobesworten („eine Heilige der Nächstenliebe"), giftigen Kommentaren („endlich ruht ihre Ehrgeizigkeit aus") und Spekulationen über das Erbe („wer erbt die Haziendas?").

Fidel bedeutete ihnen, bei ihm zu bleiben.

Ein schielender Mann näherte sich ihnen, und sie erkannten Eutimio, den Verwalter Genipperteingas: weiche Hände eines Mannes, der keine Erde bearbeitet, aber Fingernägel, von Tinte oder etwas Dunklerem verfärbt, Servilität im Lächeln und Grausamkeit im Schielen.

Fidel teilte ihm mit, daß sie der Verstorbenen Totenwache halten würden.

„Das ist das Mindeste, was Sie nach Ihrem Mißerfolg tun können", nickte Eutimio. „Wir betrauern den Tod Pedros."

„Eine Kanonenkugel ist in seinem Unterleib explodiert", zuckte Fidel mit den Schultern, unfähig, seine Schuld anzuerkennen.

Tomás fand es bemerkenswert, daß Eutimio María del Carmen nicht bemerkte, die leicht zitterte und den Blick senkte, als fürchte sie, erkannt zu werden.

„Doña Arcadia war sicher, daß Sie zu ihrem Begräbnis kommen würden“, Eutimio zog einen goldenen Umschlag aus seinem Anzug. „Sie war sicher, daß Sie Macaregua aus dem Weg räumen würden.“

„Auf gewisse Weise war es so“, entgegnete Tomás. „Ohne unsere Konfrontation glaube ich nicht, daß Galeano ihn vor dem Mob verraten hätte.“

„Er ist ein Dämon!“ rief Fidel, verärgert über die Ausflüchte seines Cousins.

„Das wußten wir bereits“, verzog Eutimio spöttisch den Mund. „Haben Sie den Umschlag, den sie Ihnen gegeben hat?“

Fidel nickte und gab den Umschlag zurück, den ihm die Verstorbene in der Woche zuvor überreicht hatte; erleichtert, ihn loszuwerden, obwohl die bestrafte Neugier ihn wie ein Dorn stach. So erfüllte er sein Versprechen, ihn nicht zu öffnen.

„Wir haben noch nicht aufgegeben“, seufzte Fidel.

„Deshalb hat Doña Arcadia Ihnen neue Anweisungen hinterlassen“, seufzte Eutimio. „Die Dame dachte immer zwei Züge voraus.“

„Sie zeichnete sich immer durch ihre Vorsicht aus“, nickte Fidel.

Eutimio reichte ihm einen exquisit versiegelten Umschlag mit goldenen Arabesken – ein Monogramm, das an freimaurerische Symbole erinnerte, schwerer, als seine Größe vermuten ließ.

„Danke“, sagte Fidel, nahm den goldenen Umschlag und steckte ihn in die Innentasche seines Mantels.

„Ich muß nun gehen“, entschuldigte sich der Verwalter.

Tomás blickte in das ruhige Gesicht María del Carmens und dann auf Eutimios Gestalt, die den Saal verließ. Zwischen dem Traum vom Chicamocha, der Begegnung mit Cagliostro, Arcadias Begräbnis und dem goldenen Umschlag fühlte er sich, als beträte er ein Mausoleum der Schicksale, in dem Seelen wie die Arcadias noch immer Fäden aus dem Grab heraus zogen und mit den Lebenden handelten.

23. Das Duell

Sie hörten Schritte näherkommen. Die Finsternis der Nacht fachte den Schein der Kerzen an, als würde jede Flamme zu einem wachsamen Auge.

Ein schwaches Wiehern und das Klirren von Hufen auf den Steinplatten ließ Tomás die Haut schaudern, umso mehr, als die Stille plötzlich vollkommen wurde. Keine Grillen, keine Eulen: nur das gedämpfte Murmeln der sich entfernenden Prozession, als hätte sich der Rest der Welt hinter den Mauern des Friedhofs aufgelöst.

„Hast du Schritte gehört?“, flüsterte er.

„Ich sehe niemanden“, antwortete Fidel, doch seine Stimme klang ebenfalls nicht überzeugt; seine Finger hörten nicht auf, den versiegelten Umschlag zu betasten, als fürchte er, er könne sich in Luft auflösen.

Tomás fragte sich, warum von all den Trauernden ausgerechnet nur sie beide die Tote in diesem maßlosen Mausoleum wachten, einem aus Marmor errichteten Tempel für eine einzige Frau. Es war, als wohnte er der Initiation einer Sphinx bei, die ein halbes Bucaramanga verschlungen hätte und nur sie beide für ihr Festmahl übriggelassen.

„Warum sind wir die Einzigen, die der Toten die Totenwache halten?“, fragte er erneut, diesmal mehr zu sich selbst als zu Fidel.

„Ihr seid nicht die Einzigen“, sagte Galeano und trat aus den Schatten.

„Galeano!“

„Ich bin gekommen, um sicherzugehen, dass diese Unbestattete für immer verschwindet.“

„Es ist besser, wenn Sie draußen warten“, schaltete sich sein Vetter ein und drückte das scharlachrote Siegel gegen seine Handfläche. „Das erledige ich allein.“

Tomás bemerkte ein leichtes Zittern in seinem Mundwinkel. Etwas an der Art, wie Fidel ihn fortschickte, rief eine alte Erinnerung wach: In Bogotá, in jener Finca der Tante Aidé, hatte Fidel dasselbe Zittern gezeigt, als sie Karten spielten – ein verräterisches Zeichen eines Mannes, der zwischen Schuld und Gehorsam in die Enge getrieben war.

Er nickte, ohne zu widersprechen. Wenn Galeano und Fidel sich die Verstorbene streitig machen wollten, hatte er in diesem Begräbnis keine Kerze anzuzünden. Er hatte außerdem gelernt, dass bei Fidel jeder direkte Druck nur dazu beitrug, dass er die Türen noch fester verschloss. Er verließ die Grabkammer, und die Nacht empfing ihn mit einem Schwall kalter Luft, getränkt vom Geruch geschmolzener Kerzen, verwelkter Blumen und frisch umgegrabener Erde.

Sorgfältig gestutzte Büsche und Kiefern warfen im Licht des Vollmonds einen schwachen Schimmer. Die Gänge aus weißen Marmorplatten, die rechteckigen Blöcke, in denen Hunderte von Gebeinen ruhten, ließen ihn frösteln: Dieser Friedhof war ein Ort der Gemeinschaft mit den Toten, aber auch ein Archiv der Verschwiegenheiten, die darauf warteten, übersetzt zu werden.

Zu seiner Linken hörte er ein Flügelschlagen und machte eine Geste der Vertraulichkeit in jene Richtung, in der er die Gegenwart von María del Carmen zu spüren glaubte. Dann ging er etwa dreißig Meter weiter, bis zu einem Punkt, von dem aus er durch die Fenster des Mausoleums Fidels Bewegungen sehen konnte, wie er den versiegelten Umschlag öffnete.

Da faltete sich die Erde über sich selbst zusammen, wie ein rückwärts durchblättertes Buch, und legte ihre Eingeweide frei. Der Friedhof, die Gräber, die Kreuze – alles stürzte in eine dunkle Falte der Welt hinab, und vor Tomás entfaltete sich ein unterirdisches Universum ewiger Nacht.

Endlose Abgründe öffneten sich in konzentrischen Terrassen, wie in schwarze Felsen gehauene Balkone, getragen von Säulen, die versteinerten Wurzeln glichen. Aus den Wänden sickerte ein karmoisinrotes Leuchten, so schwach wie beinahe erloschene Glut, aber stark genug, um die Architektur der Strafe sichtbar zu machen: Galerien, Gänge und Kammern, die im Leeren schwebten, verbunden durch Treppen, die nirgendwohin führten oder beim Aufstieg wieder am selben Absatz endeten.

In jeder Kammer schwebte eine bernsteinfarbene Sphäre, groß wie eine Totenlaterne. Einige glühten in goldenen Tönen, andere sahen aus wie geronnene Klumpen dunklen Weins. In jeder von ihnen, wie Insekten, die im Harz eines ausgestorbenen Waldes gefangen waren, pochten sich unablässig wiederholende Szenen: das verkrampfte Gesicht der Habgier, das Zähnefletschen des Wollüstigen, der zusammengebissene Kiefer des Mörders. Es

handelte sich nicht nur um Erinnerungen: Es waren ganze Sünden, bewahrt in der Transparenz der Zeit, damit das Universum keine einzige Todsünde der Menschen vergesse.

Tomás sah, wie Fidel sich im Freien über den Marmorsarg der Doña Arcadia beugte, überlagert von einer anderen Szene, die sich in einer dieser Bernsteinkugeln wiederholte, als sei der Augenblick seit Jahrhunderten dort eingeschlossen:

Fidel auf der Dachkammer des Altiplano, Jahre zuvor, wie er mit nervösen Händen die Papiere von Obeso band; jener ein gefeierter Journalist der Zeitung „El Duende Curioso“. Der Journalist mit fettigen Schnurrbartspitzen, glasigen Augen und Heften, die überquollen von Namen, Zahlen und Orten, an denen sich die Nachnamen der boyacensischen Notabeln mit denen der Bürger aus Santafé vermischten.

„Wenn diese Briefe ans Licht kommen“, hatte Obeso an jenem regnerischen Nachmittag gesagt, die Stimme vom Aguardiente schleppend, „ist Arango verloren. Und mit ihm der Baron Genipperteinga, auch wenn er sich in der Hauptstadt anders nennt.“

Fidel hatte ihm mit kaum verhüllter Verachtung widersprochen.

„Sie ebenfalls, Obeso“, hatte er geantwortet. „Vergessen Sie nicht, dass Ihre Unterschrift auf jedem dieser Papiere als Mittelsmann jedes Bestechungsgeldes prangt.“

„Ach, aber ich habe keinen Ruf zu verlieren“, lachte der Journalist. „Ich lebe betrunken, behaupten meine Gegner. Alkoholiker sagen immer die Wahrheit, aber niemand glaubt uns. Das ist mein Schild. Im Gegensatz dazu der hochangesehene Doktor Arango… und sein angeblicher deutscher Besucher…“

Die Worte Obesos, in jener Sphäre wie ein eingeschlossener Nachhall bewahrt, mischten sich nun, in dem unterirdischen Friedhof, mit dem Knacken des Siegels, das Fidels Hände vor Galeano brachen, sichtbar in einer anderen glühenden Harzkapsel. Tomás blinzelte; einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, wieder in der Dachkammer zu stehen, mit dem Regen, der auf die Ziegel schlug, und dem Geruch der Druckerschwärze, vermischt mit dem Fett der Bratstände auf dem Platz. Jede Erinnerung gehörte nicht nur ihm: Die Hölle bewahrte sie als Beweisstück, das langsam in seiner Bernsteinkapsel kreiste.

In einer benachbarten Sphäre sah er die Nacht des Verbrechens erstarrt.

Drei Gestalten traten aus der Taverne an der Plazuela de las Hierbas: Fidel, halb zwischen Empörung und Trunkenheit; Obeso, schwankend, aber klar im Kopf; Geraldine hinter ihnen, die versuchte, ihren Vetter zu mäßigen. Die Öllaterne warf deformierte Schatten auf das Pflaster, Schatten, die sich in jener Unterwelt nach unten fortsetzten und zu Zungen der Finsternis wurden.

„Ich werde nicht zulassen, dass er Arangos Ruf zerstört", knurrte Fidel. „Er hat viel für die Klinik in der Savanne getan."

„Für die Klinik?", spuckte Obeso. „Für seine eigenen Konten in Hamburg, willst du sagen. Dieser Deutsche, den ihr Baron nennt, pflanzt nicht nur Chinarinde in Santander, er kauft in der Hauptstadt Gewissen. Und Arango vollstreckt seine Übergriffe."

Die Szene spaltete sich und vervielfachte sich auf unterschiedlichen Höhen des Abgrunds, als würde dieselbe Sünde aus allen möglichen Blickwinkeln studiert. Tomás sah sich wenige Schritte entfernt in die Dachkammer treten, während Geraldine ihn anflehte, seinen Verlobten nicht zu provozieren. Fidel schrie, dass Obeso beseitigt werden müsse, wenn er darauf beharre.

In einer anderen, etwas dunkleren Sphäre löste Geraldine die Nadel, die das Band ihres Korsetts hielt, und stieß sie, ohne jede Aufregung, wie jemand, der einem Truthahn Öl injiziert, bevor er ihn in den Ofen schiebt, in Fidels Brust. Die Zeit verdichtete sich um diese Geste: der Glanz des Metalls, der Widerstand des Stoffes, der erste Faden Blut.

Ihr Cousin lachte mit einer Verdorbenheit, die sie entsetzte. In einem Augenaufschlag sah Tomás ihn sich krümmen, während seine Kleidung unter seinem Größenwachstum riss. Die Haut sprang in Schuppen; aus den Händen wuchsen Hufe; Knochen und Sehnen ordneten sich neu, bis sie die Gestalt eines Wolfes annahmen. Die Kreatur stürzte sich auf Candelario, der nur ein stummes Röcheln ausstieß, als er die Fänge an seiner Kehle spürte.

Candelarios letzte Worte, für immer im Harz des Abgrunds bewahrt, waren die gleichen wie die des sterbenden Julius Cäsar, in Altgriechisch gesprochen, genau wie Plutarch sie überliefert:

„Καὶ σύ, τέκνον?"

Geraldine stürzte sich auf eine Schublade, zog Candelarios Revolver hervor und schoss einmal; der Wolf wich der Kugel mit unglaublicher Geschwindigkeit aus und ließ zu, dass das Blei Candelarios Eingeweide durchbohrte. Geraldine schrie konvulsivisch

auf und floh, das Korsett offen, halbnackt, die Straße hinunter; in der Hölle verstummte dieser Schrei niemals, sondern kreiste in der Sphäre wie ein eingeschlossenes Insekt, das nicht aufhört, gegen das Glas zu schlagen.

Fidel gewann nach und nach seine menschliche Form zurück, schlüpfte mit übermenschlicher Schnelligkeit in einen Anzug Obesos und legte die Pistole zurück in die Schublade. Er öffnete das Fenster und beugte sich dem von Wolken verdeckten Mond entgegen. Von oben stürzte eine Fledermaus herab, die, sobald sie das Sims berührte, sich in den Baron Genipperteinga verwandelte, der mit feierlichem Schritt vorwärts schritt und Fidel seinen Siegelring hinhielt.

In der tiefsten Ebene des Abgrunds wiederholte sich auch diese Szene: der reglose Baron, der ausgestreckte Ring, Fidel, der seine Lippen bis auf wenige Millimeter an das Siegel führte. Die Bernsteinsphäre, in der sie schwebten, strahlte ein krankhaftes Licht aus, eine Mischung aus Gehorsam und Stolz.

„Warum hast du meine neue Konkubine entkommen lassen?", fragte der Baron mit übertriebener Gestik.

„Ich kann sie holen."

„Bring sie mir!"

Fidel stürmte davon wie ein vom Wind getragener Geist, und in anderen Galerien jener Hölle prägten sich dieselben Schritte immer wieder in den Staub der Korridore, als müsse die Sünde des blinden Gehorsams unablässig neu eingeschrieben werden. Der Baron fuchtelte mit Händen und Beinen, und Tomás – ein gezwungener Beobachter dieser unmöglichen Geografie – sah, wie die Gestalt des Räubers vor seinen Augen schärfer wurde, sich zusammenzog und glättete.

Vor seinen Augen verwandelte sich der Baron langsam in Doktor Arango: Die Züge wurden feiner, der Oberkörper magerer, die Finger verlängerten sich, das Haar änderte Farbe und Frisur, bis aus ihm jener distinguierte cundiboyacensische Herr wurde, der ihn mit unschuldigen Manieren an jenem Abend empfangen hatte. Auch diese Metamorphose war in einer weiteren Sphäre gefangen, als ergötze sich die Hölle daran, jede Maske der Heuchelei in aufeinanderfolgenden Harzschichten zu konservieren.

Geraldine stürzte schreiend in die Dachkammer, und der Baron – nun mit Arangos Gesicht – betrachtete sie regungslos, hob die rechte Hand und machte eine hypnotische Geste, die sie verstummen

ließ. Diese Geste wiederholte sich auf verschiedenen Ebenen des Abgrunds und schien das ganze Gewölbe zu tragen: der Wille zur Herrschaft, geronnen zur Hauptsünde.

Tomás sah sich selbst die Carrera Décima hinaufsteigen, bis er einem Mann begegnete, der sich in seine Kleidung vergrub: Fidel. In der Welt oben hatte sich dies in einer Sekunde abgespielt. In der Unterwelt wurde die Begegnung in einer Bernsteinkapsel fixiert, neben all den Entscheidungen, die unwissentlich die Türen zu jenem Reich geöffnet hatten.

Dann faltete sich die Vision erneut zusammen, als löse jemand ein zu straff gespanntes Gewebe auf. Die unterirdischen Galerien schlossen sich wie Fächer aus Schatten, und der Friedhof tauchte unter seinen Füßen wieder auf, still und deutlich, als hätte es nie etwas anderes gegeben als Grabplatten, Zypressen und einen müden Mond. Die Nacht hatte ihre ursprüngliche Form zurückgewonnen, aber Tomás spürte, dass etwas aus jener anderen Welt noch hinter dem Schleier vibrierte, wie unter Asche versteckte Glut.

Er fuhr instinktiv herum, das Herz bis in den Hals schlagend. Da stand Baron Otto Genipperteinga, in ein Schwarz gekleidet, das so dicht war, dass es in der Nacht wie ein Loch wirkte, eine Farbe, die alle anderen verschlang. Seine Haut hatte die makellose Blässe des Marmors, und seine Augen – zwei bernsteinfarbene Kohlen – glühten, als hätte jemand Leben in einen Totenschädel gehaucht, wie uralte Glut, die seit einem anderen Jahrhundert gehütet worden war. Tomás suchte mit dem Blick nach María del Carmen, wie jemand, der im Dunkeln nach der Gegenwart eines Heiligen tastet, nach einem unsichtbaren Henkel im Nichts.

„Auf diese Szene warte ich länger, als Sie sich vorstellen können“, verkündete der Baron mit einem langsamen Lächeln, das sich nicht formte, sondern auslief wie schwarzes Öl, das sich über eine weiße Fläche ergießt.

Aus der Dämmerung des Mausoleums trat Galeano, stolpernd, noch in kaltem Schweiß gebadet, mit der Angst am Herzen kleben.

„Ich… ich schulde Ihnen nichts“, murmelte er, doch seine Stimme klang wie Glas, das kurz vor dem Zerspringen steht.

Der Baron zog eine Augenbraue in gespielter Überraschung hoch und legte den Kopf schief, mit einer Unschuld, die für sich genommen schon eine Beleidigung war.

„„Ingratitude, thou marble-hearted fiend…“‘, flüsterte er, jede Silbe kostend wie ein verbotenes Reliquiar. „Undank, Dämon mit Herzen aus Marmor. Das ungerechteste aller Gefühle; so häufig bei den Menschen, die am meisten empfangen haben.“

Er machte einen Schritt vorwärts, und sein Schatten schien zu wachsen wie ein Tintenklecks.

„In meinem Land“, fuhr er mit obszöner Vertraulichkeit fort, „gilt Undankbarkeit als erlesenes Laster; sie wird nur von denen praktiziert, die vergessen haben, wie viele Hände sie hielten, um dorthin zu gelangen, wo sie sind. Ich habe Ihnen ein sorgenfreies Leben verschafft, als Sie noch jung und schwach waren. Ich war es, der Ihnen eine reife Geliebte gab, um Sie vor Ihrer eigenen Wollust zu retten, die stets droht, den Verstand der Jünglinge zu verschlingen. Ich bin es, der Ihnen die Unsterblichkeit angeboten hat. Und Frau Galeano gab sich bereitwillig hin, um dir das Leben zu schenken… deine kecke Nase, deine aschblauen Augen, deine Widerstandskraft gegen das Alter… all das gehört mir. Mehr mir als dir.“

Galeano wich zurück, stolperte über eine Grabplatte und sank auf die Knie, die Hände vors Gesicht gepresst.

„Nein… das kann nicht sein…“, stammelte er. „Ich bin nicht Ihr Sohn!“

Der Baron betrachtete ihn mit Nachsicht, wie ein Lehrer, der einem Kind zuhört, das seine ersten Silben verwechselt.

„Oh doch, das bist du; und trotzdem bist du vor mir davongelaufen. Du glaubtest, dich von meinem Schatten lösen zu können. Hast du etwa nicht die Geldsäcke angenommen, die ich dir geschickt habe? Oder meintest du, das Glück wehe zufällig? Glück ist keine Laune: Es ist eine Richtung. Und ich habe es zu dir gelenkt. Du hattest Studien, Reisen, Annehmlichkeiten, die andere in diesem Tal niemals kennenlernen werden.“

Seine Stimme nahm die Sanftheit eines Henkers an, der die Axt liebevoll schärft.

„Korruption beginnt nicht, wenn man stiehlt, sondern wenn man schweigt. Und du hast geschwiegen; du hast jahrelang geschwiegen. Auch das Schweigen hat seinen Preis, Galeano. Und diesen Preis hast du bereits bezahlt: Dir gehört die Hölle… denn du gehörst ihr schon. Ich habe dir erlaubt, Arcadia anzugreifen, um deinen Mut zu prüfen; und dennoch hast du gesündigt. Du hast einen Mord begangen… und Macaregua verraten. Du bist nicht besser als

sie; du bist nur ein Korruptor. Und für die Korrupten gibt es im Inferno einen besonderen Platz: Wer aus der Staatskasse stiehlt, raubt den Lebenden… und auch den Toten."

Galeano schüttelte den Kopf, als wolle er einen üblen Traum abstreifen.

„Nein! Ich… ich wusste es nicht…"

„Das sagen alle, die sich für halbwegs ehrbar halten", murmelte der Baron. „Fürchte dich nicht: Dein Schicksal kann würdig werden, wenn du es ergreifen weißt. Ich biete dir etwas Besseres als Marter: mein ganzes Erbe. All meine Ländereien. Ganz Santander, seine Banken, seine Routen, seine künftigen Verträge. Du wirst Herr über ganze Generationen sein. Ein Geschlecht von Herren, wo zuvor nur Angst war. Mein Vermächtnis könnte dir gehören; meine Macht ebenfalls. Du musst nur Ja sagen."

Der Mond beleuchtete Galeanos Gesicht just in dem Moment, als ein Schatten des Begehrens darüberzuckte, schnell, schön und tödlich.

„Siehst du?", flüsterte der Baron. „Sogar dein Zweifel trägt Ehrgeiz in sich. Darum habe ich dich ausgewählt."

Galeano stotterte, atmete keuchend… und plötzlich, in einem fast erhabenen Ruck, zog er den in der Hosennaht verborgenen Pfahl hervor und stürzte sich mit einem kurzen Schrei auf den Baron. Das Holz durchschnitt die Luft… und stieß ins Leere. Der Baron löste sich auf, ohne Schatten, ohne Rauch. Er erschien hinter ihm, legte ihm eine Hand auf die Schulter, mit der erdrückenden Zärtlichkeit eines Henkers, der den Verurteilten streichelt.

„Edle Anwandlungen kommen selten rechtzeitig", sagte er. „So berechenbar ist das."

Galeano drehte sich erneut zum Angriff, doch der Baron packte sein Handgelenk in der Luft mit beleidigender Eleganz, als hielte er eine Feder und keine Waffe auf.

„Verwechsle Reue nicht mit Erlösung", fuhr er fort. „Das Gewissen ist ein Luxus, den man erst erfindet, nachdem man getan hat, was es notwendig macht. Du hast die Versuchung angenommen, mein Junge; du bist, was du immer gefürchtet hast: ein Korruptor. Und darum erwarten dich die Strafen, die denen vorbehalten sind, die das Brot des Volkes veruntreuen, die die Namen ihrer Toten schänden. Aber ich kann dir auch ein edleres Schicksal schenken:

Nicht alle müssen gepeinigt werden; manche können mit mir peinigen."

Galeano zitterte.

„Ich… ich ziehe es vor, gepeinigt zu werden… weil ich wenigstens… auf Erlösung hoffen könnte…"

Der Baron schenkte ihm einen Blick unendlichen Mitleids, fast liebevoll.

„Erlösung? Das Ende der Zeiten wird niemals kommen. Die Menschen werden es nicht zulassen. Besserung ist eine Angewohnheit der Feigen; Kleinmut ist die einzige Tugend, die nie versagt."

Er ließ ihn mit Verachtung los. Galeano versuchte, zum gefallenen Holzpfahl zu laufen, doch der Baron sah ihn nur an… und Galeanos Körper erstarrte vollständig, eingefroren in einer halb ausgeführten Bewegung, als wäre er in Marmor gemeißelt: der Mund halb geöffnet, die Pupillen geweitet, die Finger verkrampft.

Der Baron wandte sich Tomás zu, mit der Gelassenheit eines Richters, der das Urteil längst gefällt hat.

„Mit Ihnen habe ich heute Nacht zu reden. Mit Ihnen, Tomás Fines, der Sie gekommen sind, um mich zu töten. Sie, der Sie den Pfahl heben wollen, wo andere kaum die Stimme erhoben haben. War es nicht so?"

Tomás fühlte, wie die Luft zu Flüssigkeit wurde.

„Ich habe…", setzte er an.

Doch der Baron hob die Hand, elegant wie ein Schauspieler auf klassischer Bühne.

„Verneinungen gehören vor die Gerichte, nicht auf den Friedhof. Sparen wir Zeit. Sie wollen sich beweisen. Und ich will Sie messen. Wir können es halten, wie Sie wünschen: mit dem Schwert, mit Revolvern oder mit bloßen Händen. Die Nacht ist, wenn man sie richtig nutzt, immer gerecht."

Einen Augenblick lang kostete er die Angst in Tomás' Atem.

„Sagen Sie mir, Tomás… was ist Ihre Waffe?"

Und Tomás dachte, ohne zu wissen warum, an Schwerter. Das Bild einer Klinge durchfuhr seinen Geist, als sei es nicht seine Idee, sondern eine Erinnerung aus einem anderen Leben.

Der Baron lächelte zufrieden.

„Ausgezeichnet. Mit dem Schwert, also. Die alten Methoden sind immer die aufrichtigsten."

Der Mond neigte sein blasses Licht über sie, als warte auch er auf den ersten Zusammenprall des Stahls.

Die Fenster des Mausoleums spiegelten nun Fidel, wie er sich über den Leichnam von Doña Arcadia beugte und den Umschlag las, den sie ihm hinterlassen hatte. Einen Augenblick lang überlagerten sich in Tomás' Geist zwei Szenen: der blutbespritzte Umschlag Obesos in der steilen Gasse der Plazuela de las Hierbas und der goldene Umschlag Arcadias auf dem Marmorsarkophag, wie zwei Zwillingssiegel verschiedener Hände auf demselben höllischen Vertrag.

„Fidel wollte nicht, dass Sie beim Öffnen des Umschlags dabei sind", sagte der Baron.

Tomás fuhr heftig herum; sein Herz sprang ihm in den Hals. Da sah er Otto Genipperteinga auf dem Kies stehen, wie er zwischen zwölf Schwertern wählte, die vor ihm schwebten wie Fische aus Stahl in einem unsichtbaren Becken, jedes aus einer anderen Epoche und von Nationen, die einander feind waren: ein römischer Gladius, ein Langschwert der Landsknechte, eine mondglänzende Katana, eine toledanische Klinge mit winzigen Kreuzen in der Parierstange, ein halbmondförmig gekrümmter Säbel der muslimischen Banner. Der Glanz seiner Augen war die einzige Farbe in diesem Gesicht: zwei glühende Kohlen in einem Alabasterschädel.

Tomás suchte mit dem Blick nach María del Carmen, wie jemand, der in der Luft nach einem unsichtbaren Henkel tastet, nach einem verlorenen Rosenkranz.

„Wie wäre es mit einem Krummsäbel?", fragte der Baron mit einem langsamen Lächeln und strich mit der Hand über die gekrümmte Klinge. „Möchtest du nicht das sarazenische Schwert führen, das Monsieur Roland in Roncesvalles durchbohrte?"

„Ço sent Rollant que la mort le tresprent", rezitierte Tomás. „So sang der Spielmann."

„Das Gedächtnis der Helden ist ein bewundernswerter Katalog des Scheiterns, mein Sohn."

„Ich bin nicht Ihr Sohn", rief Tomás, doch seine Stimme brach, zu schrill, als wäre sie ihm im Gaumen zersplittert.

Der Deutsche schwieg einen Moment, kostete die Verneinung, und sah ihn dann mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Grausamkeit an.

„Als ich in Santafé de Bogotá war", sagte er, „besuchte ich oft die Betten seiner Damen. Einige waren verheiratet, andere fromme Witwen, wieder andere schlicht gelangweilt von ihren liberalen Ehemännern und deren Gerede vom Fortschritt. Siehst du, Tomás: Es genügt mir, wenn ein Mann oder eine Frau nur in der Fantasie imaginäre Liebhaber herbeiruft, so wie Onan es tat, um in ihr Leben einzutreten. Ihr messt euren Spekulationen wenig Bedeutung bei; ich hingegen weiß, dass wir im Grunde nur Gedanke sind, in Fleisch gehüllt. Was ihr im Stillen begehrt, ist wahrer als das, was ihr laut beschwört."

Er ging dicht an ihm vorbei, so nahe, dass Tomás den undefinierbaren Duft seiner Jahrzehnte wahrnahm.

„Ich erinnere mich an jene Brünetten mit grünen Augen in der Hacienda von Suesca", fuhr er fort. „Deine Mutter fuhr jedes Mal zusammen, wenn sie den Titel eines deutschen Barons hörte. Hast du dich nie gefragt, warum?"

Tomás erbleichte, als er die unerträgliche Möglichkeit in Betracht zog, einer unter Hunderten von Sprösslingen dieses Höllenbruts zu sein. Eine Woge von Zorn stieg vom Magen in seine Brust, gefolgt von einem Stich der Reue: Der Baron tastete mit anatomischer Präzision die geheimsten Fasern seines Ressentiments ab, den Groll gegen einen abwesenden Vater, die stumme Scham einer Mutter, vielleicht betrogen.

Er erinnerte sich an das erste Mal, als er – durch einen Lichtreflex in der Klinik von Bogotá – sah, wie sich das Profil des Doktor Arango mit dem jenes Deutschen überlagerte, den er in Santa Cruz aus der Ferne auf einer vergilbten Lithografie gesehen hatte. Dieselbe spöttische Miene, dieselbe auftrumpfende, starrsinnige Geste, mit der er anderen seinen Willen aufzuzwingen pflegte. Damals schrieb er die Übereinstimmung seiner Müdigkeit zu; jetzt begriff er, dass es dieselbe Maske mit zwei unterschiedlichen Namen war.

„Nichts von dem, was Sie sagen, kann wahr sein", entgegnete Tomás. „Sie lügen, wie Sie töten, betrügen und stehlen."

„Die Wahrheit ist ein Luxus für die Armen im Geist", erwiderte der Baron mit einem verschlagenen Grinsen.

„Ich bin stolz darauf, einer von ihnen zu sein", antwortete Tomás und erinnerte sich an einen Brief von María del Carmen, in dem sie ihn angefleht hatte, nie aufzuhören, für sein Leben zu

danken. „„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.“‘

Otto lachte leise und zeigte nur die Spitzen zu vollkommen geratener Eckzähne.

„Nur auf Gott vertrauen, ohne Ego, ohne Kraft, ohne Verdienst, ohne Macht und Wissen, das all dies ersetzt?“, schnalzte er spöttisch mit der Zunge. „Ach, Tomás! Das widerspricht doch der Substanz, aus der du gemacht bist. Wenn du wirklich auf deine Kraft und dein Talent verzichtet hättest, lägest du längst begraben unter diesen Armen, die du Brüder nennst. Das Himmelreich ist ein bewundernswerter Trost… für jene, die unfähig sind, sich ihr Vermögen zu schaffen.“

Er hob eines der Schwerter auf, eine breite Bronzeklinge.

„Ich habe das Schwert des Achilles gewählt“, sagte er und strich mit fast liebkosenden Fingern über das Metall.

„Das Schwert, das so viele Seelen in den Hades schickte“, murmelte Tomás.

„In meine Gefilde“, korrigierte Otto. „Der Hades, der Scheol, das Xibalbá… jedes Volk gibt demselben Keller einen anderen Namen. Wichtig ist nicht, wie sie ihn nennen, sondern wem er unter den Bösartigsten gehört.“

Tomás spürte, wie der Zorn erneut in ihm aufstieg, und zwang sich, ihn zu unterdrücken; jeder Hass brachte ihn auf das Terrain des Barons. Wenn er die ihm angebotene Genealogie akzeptierte, wenn er zugab, dass ein Blutstamm sein Schicksal bestimmte, tapste er in die älteste Falle. Er beschloss, ihn anzusehen wie ein Arzt einen Kranken: die Symptome erkennend, ohne sich anstecken zu lassen.

Unauffällig schob er die rechte Hand in die Hosentasche und ertastete durch ein sorgfältig angebrachtes Loch den an seinem Bein befestigten Pfahl: ein zugespitztes Stück Holz, das ihm gegen die Haut brannte, als hätte es eigenes Leben. Mit der linken suchte er die vertraute Textur des schwarzen Ledereinbands der Bibel in der Innentasche des Gehrocks.

Doch der Baron kam ihm zuvor.

„Ist es das, wonach du suchst?“

Er deutete nach links. Aus den Schatten trat Alirio hervor, bleich, ganz in Weiß wie ein Altardiener gekleidet, mit einem Blick, der in einer verdrehten Andacht verloren war. Neben ihm erschien ein Holztisch mit zwölf Gedecken; darauf, von einer Fackel

beleuchtet, lagen mehrere Objekte: drei offene Kästen, in denen mit sakrilegischer Sorgfalt geschwärzte Bibeln, blank polierte Revolver und Pfähle verschiedener Länge, perfekt geglättet, ausgebreitet waren.

„Wir fanden sie im Besitz verschiedener Herren, die uns vorher besucht haben“, erklärte der Baron und ließ für einen Moment die verlängerten Beine eines Bockes unter seinem Gehrock aufblitzen. „Sie kamen aus Bogotá, aus Tunja, aus Pamplona, aus Medellín… alle brachten Bibelverse und Pfähle; alle glaubten, ein paar lateinische Zitate und etwas Holz genügten, um das Design der Hölle zu korrigieren. Keiner begriff, dass sich die Hölle gerade von ihren guten Vorsätzen nährt; von ihrem moralischen Stolz; von ihrem Bedürfnis, sich als Retter zu fühlen. Wähl dein Schwert.“

Tomás suchte abermals mit dem Blick nach María del Carmen. Er sah sie nicht, aber er spürte sie in seiner Nähe, wie im Speisesaal des Hotel Bucarica, wie in der Loge des Palacio Amarillo, wie in der Prozession: ein Hauch von Orangenblüten, ein leiser Atem an seiner Seite. Seine Geliebte beobachtete ihn mit sehnsüchtigen, ein wenig traurigen Augen, wie an jenem Abend ihres Abschieds in der Casa Liberal.

„Ich erwarte deinen ersten Angriff“, sagte der Baron und warf ihm ein breites Wikingerschwert zu.

Der Satz bohrte sich in die Luft wie gleichzeitig Einladung und Befehl. Tomás fing das Schwert mit beiden Händen; das Gewicht zwang ihn, zwei Schritte zurückzutreten, bevor er sein Gleichgewicht wiederfand. Es wog, schätzte er mit der Berufsdeformation des methodischen Anwalts, etwa zwölf Kilo. Der Pfahl brannte stärker an seinem Bein, als wolle er ihn daran erinnern, dass es eine andere Form des Duells gab.

„Warum?“, fragte er dann und raffte einen Mut zusammen, von dem er nicht wusste, ob er sein eigener oder geliehener war. „Was haben Sie ihr angetan? Ich habe nie jemanden getötet.“

Der Baron schien sich über die Frage zu freuen; er lächelte wie ein Lehrer, wenn ein Schüler unbewusst die Lektion ausspricht, die von ihm erwartet wird.

Tomás senkte das Schwert.

„María del Carmen sagt mir, ich soll nicht kämpfen“, sagte er und ließ die Klinge auf den Kies fallen.

„María del Carmen?“, wiederholte der Baron und rümpfte die Nase mit verächtlicher Miene. „Ach, eine von den vielen jungen Frauen, die nach Santa Cruz kamen, um mich um eine Lizenz zum Chinabau zu bitten und ihre Familien vor dem Ruin zu retten.“

„Sie steht direkt hinter mir“, beharrte Tomás und drehte den Kopf nur leicht. „Sie ist mit uns, seit wir aus Santa Cruz flohen. Sie hat mit uns gespeist. Sie selbst haben sie an Ihren Tisch geladen.“

Der Deutsche legte den Kopf in gespielter Neugier schief.

„Wo genau?“

„Bei uns! Im Hostal Bucarica, im Palacio, in der Prozession!“, seine Gewissheit begann ihm wie Wasser durch die Finger zu rinnen.

„María del Carmen wurde von einem Wolf angegriffen“, sagte Otto trocken, „genau bevor Sie in Santa Cruz eintrafen.“

„Nein!“, der Schrei von Tomás zerriss die Luft.

„Sie zog es vor zu sterben, bevor sie mir ihre künftigen Sünden überließ“, fügte der Baron mit dem Lächeln eines Seelensammlers hinzu.

Tomás’ Gesicht entgleiste. Das Bild des Mädchens, das im Speisesaal des Bucarica mit ihnen gelacht hatte, das seine Unterarm unter dem Tisch berührte, Nicasio Anweisungen gab, zitterte wie ein Spiegelbild in trübem Wasser.

Er wandte sich der Präsenz zu, die er an seiner Seite fühlte, und warf sich ihr zu Füßen.

„Du hast mit uns gegessen! Du hast mich angesehen, gesprochen, gebetet!“, schluchzte er.

„Er hat mit einer Leiche kopuliert“, entgegnete eine andere Stimme hinter ihm.

Fidel trat in den Türrahmen des Mausoleums, bleich, mit dem goldenen Umschlag noch in der Hand, als sauge ihm der Brief selbst das Blut aus.

„Mit derselben Leiche, die Genipperteingas Diener der Hauswirtschaft Arcadias übergaben, als sie in Santa Cruz ankamen“, fuhr er mit eisiger Ruhe fort. „Sie haben sie bereits zu ihren Verwandten nach Lebrija geschickt. Ich selbst habe die Kutsche gesehen.“

Tomás rannte den Weg zurück, den sie gekommen waren. Einige Meter weiter, zwischen den Zypressen, sah María del Carmen ihn an und nickte mit einem Lächeln.

„Sprich mit mir!“, flehte er.

„Was sie sagen, ist wahr“, antwortete sie.

„Wie…?“

„Vertrau mir“, sagte sie mit Tränen in den Augen. „Dein Glaube und deine Liebe haben mich in deinem Inneren bewahrt, und von dort aus schütze ich dich. Du musst ihren Provokationen widerstehen, so wie ich, selbst wenn du dein Leben verlierst.“

„Lüge!“

Die Gestalt löste sich augenblicklich auf. Er fand niemanden. Nur Büsche, die sich leicht im Wind wiegten. Keine weibliche Silhouette, kein Gepäck auf fremden Schultern.

Tomás stolperte zurück zum Mausoleum.

„Und wen hat Nicasio getragen?“, fragte er keuchend.

„Niemanden“, erwiderte der Baron mit einem leichten Schulterzucken. „Er trug euer Gepäck. Sänftenträger sind so: Sie schleppen fremde Lasten und glauben, sie transportierten Seelen.“

„Ah…“, murmelte Tomás, erschüttert von der Erkenntnis, dass der Baron über eine gottgleiche Allwissenheit verfügte.

Die Erinnerung ordnete sich neu wie eine korrekt entwickelte Fotoplatte: Nicasio, der ihre Koffer entgegennahm, das verdächtige Leichtgewicht des Korbsessels, dem er keine Aufmerksamkeit hatte schenken wollen. Er hatte an einer frommen Illusion gehangen, einem liebenden Selbstbetrug.

Er brach in Tränen aus und sank auf den Marmorboden. Die Tränen brannten; in ihnen vermischte sich der Schmerz um María del Carmen mit der Schuld an Obeso, an Macaregua, an jedem Mann, den er im Namen angeblich höherer Ziele hatte fallen lassen. Hätte er doch geahnt, dass er mit jedem dieser Akte die Hölle umwarb!

„Ich weiß, dass du sie geliebt hast“, seufzte Fidel mit einer Stimme, in der Mitgefühl und Resignation klangen. „Es wird dich quälen zu hören, dass jener Wolf ich war; so wirst du mir nicht verzeihen können.“

Der Satz hallte wie ein dumpfer Donner. Tomás erinnerte sich an die Schatten, die sich im Wald von Santa Cruz auf das Mädchen gestürzt hatten, an die Fänge, die er für die eines Tieres gehalten hatte, an das Blut, das auf dem Schnee brannte. Er erinnerte sich an den unirdischen Glanz in Fidels Augen jener Nacht und daran, wie er es vermieden hatte, ihn anzusehen, als sie zur Hacienda zurückkehrten.

„Vergebung!“, rief Tomás, ohne zu wissen, an wen er die Bitte richtete.

Fidel betrachtete ihn mit schiefem Lächeln, rümpfte die Nase, hob die Oberlippe und zog seine Augen unter die Augenbrauen, wie ein Wolf.

„Vergebung!“, sagte er diesmal zum Geist María del Carmens, zu Obeso, zu Macaregua, zu dem Kind, das er gewesen war.

„Ich will nicht, dass du leidest“, hörte er in seinem Inneren, und die Brise strich ihm über die tränenfeuchten Wangen.

Die Stimme kam von nirgendwo; sie war eine innere Schwingung, die ihm durch die Brust ging. Tomás empfand sie so lebendig, wie damals, als sie ihm in Lebrija die Litaneien leise vorlas.

„Keine Bosheit und kein Tod werden uns unsere Liebe rauben. Begreifst du nicht, dass ich schon in dir bin?“, flüsterte die Stimme.

„Ich hätte sterben müssen!“, schrie Tomás. „Ich hätte mit Macaregua in der Höhle bleiben müssen, ich hätte mich zwischen deine Fänge und María del Carmen werfen müssen, ich hätte…!“

„Dein Mangel an Glauben entfernt mich“, sagte die Stimme, immer leiser.

„Ich bin verrückt!“, rief Tomás, stand auf und versuchte, sie zu umarmen, doch seine Arme schlossen nur kalte Luft ein.

„Jetzt kannst du ihren Tod rächen“, lachte der Baron.

Das Gelächter des Deutschen hallte an den Mauern des Friedhofs wider, als würden tausend Kehlen es wiederholen.

„Ich hasse ihn nicht“, sagte Tomás, überrascht, sich selbst so ruhig zu hören; was er empfand, glich eher Erschöpfung als Zorn.

„Ein solcher Zorn verdient eine Gelegenheit zur Rache“, drängte Fidel, wand sich, stöhnte vor Lust, als wohne er einem intimen Schauspiel bei.

„Vielleicht bevorzugt er ein Duell mit Pistolen“, schlug Otto mit gespielter Höflichkeit vor.

Aus der Dunkelheit trat Eutimio mit einer Schachtel, in der zwei goldene Revolver lagen, die wie heidnische Götzen glänzten. Hinter ihm zeichneten sich, gegen die dornigen Büsche, die Silhouetten von Doktor Arango und Abgeordnetem Torres ab.

Tomás’ Herz machte einen Sprung. Doktor Arango hier in Bucaramanga zu sehen, mit demselben Gehrock, den er in der Savanne bei Bogotá getragen hatte, war, als würde ein Foto über ein anderes gelegt: Der alte Arzt mit den weichen Händen entpuppte sich als derselbe Baron Otto in seiner Hauptstadtverkleidung. Das Kinn,

die Art, die Stirn zu runzeln vor einer Diagnose, die Weise, den Stock zu halten: alles fügte sich rückblickend grausam zusammen.

Arango lächelte mit den Lippen, doch seine Augen hatten dieselbe stählerne Härte wie die des Deutschen.

„Arango und Torres werden eure Paten sein“, sagte der Baron. „Ihr wählt eure Waffe.“

„Arango sind Sie selbst“, stammelte Tomás.

Der Baron blinzelte – eine kleine, aber aussagekräftige Geste, die Tomás verriet, dass ihm die Höllenvisionen vom Himmel gewährt worden waren.

„Haben Sie nie vom Doppelgänger gelesen?“, entgegnete Otto mit belehrendem Ton. „Die Abgesandten des Fürsten dieser Welt verfügen über mehrere Körper. Einer kümmert sich um die Klinik; ein anderer verwaltet die Geschäfte der Chinarinde; ein dritter tröstet die Witwen; ein vierter wohnt den Beerdigungen vor. Wir wissen das Ego zu zerstreuen, wenn es nützlich ist, überall zugleich zu herrschen.“

Tomás wollte Fidel rufen, doch seine Zunge trocknete aus, als hätte er Salz gelutscht. Kein Laut verließ seinen Mund. Er drehte den Kopf zu seinem Vetter, und eine unsichtbare, eiskalte Hand zwang ihn, das Gesicht dem Baron zuzuwenden. Seine Füße setzten sich gegen seinen Willen in Bewegung, als gehörten sie einem anderen.

Er streckte die Hand aus und nahm aus der Schachtel einen silbernen Revolver.

„Es ist deine Wahl“, sagte der Baron und nahm seinerseits mit einem Gestus der Selbstgewissheit den goldenen Revolver.

Tomás betrachtete die Waffe. Er erinnerte sich an die Klinge, die Geraldine Fidel in den Leib gerammt hatte, an die Gewehre, die Matías im Palacio Amarillo niederschossen, an das Bajonett, das die Brust des jungen Töpfers im Chicamocha-Canyon aufgerissen hatte. Die Gewalt verband ihn mit seinen Feinden mehr, als sie ihn von ihnen trennte.

Er legte den Revolver mit einem trockenen Klack auf die Schachtel zurück und nahm eine schlanke Stahlklinge, die eher einem Florett als einer Kriegswaffe glich.

„Eine weise Entscheidung“, sagte Torres und zeigte sein goldzähniges Gebiss. „Ich werde heute Abend Ihr Pate sein. Anständige Männer sterben mit Haltung.“

„Ich danke Ihnen“, brachte Tomás hervor, „aber ich ziehe es vor, darauf zu verzichten.“

Torres lächelte verächtlich, wie jemand, der einen Knaben den Katechismus leugnen hört, und verschwand zwischen den Büschen. Eutimio nahm ein Stück Holz und zog mit zeremoniellen Bewegungen drei Linien in die angrenzende Wiese.

„Eine für Tomás“, sagte er mit Grabesstimme, „eine in der Mitte und eine für den Baron.“

Die Luft wurde dichter, als hielte der gesamte Friedhof den Atem an. Tomás erinnerte sich an die Fechtstunden im Colegio Mayor de Nuestra Señora del Rosario: an den französischen Lehrer mit dem gewachsten Schnurrbart, der wiederholte, die erste Regel bestehe darin, selbst beim Empfang eines Stoßes die Fassung nicht zu verlieren, denn Eleganz sei die letzte Verteidigung des Verurteilten.

Er schwang die Klinge mit fester Hand in der Luft, bevor er sich auf seine Linie stellte. Otto zog verächtlich die Mundwinkel hoch, gab seinen Mantel an Arango und nahm mit dem Körper Angriffshaltung ein; die Beine, unter dem Gehrock kaum sichtbar, hatten die gespannte Elastizität eines lauernden Raubtiers.

Eutimio, zwischen beiden wie der Zeremonienmeister eines uralten Ritus, hob ein weißes Taschentuch. Einen Augenblick schien der Stoff das ganze Licht des Friedhofs in sich zu versammeln.

Das Taschentuch fiel.

Das Duell der Fechter begann.

Der Lärm von Metall, das auf Metall prallte, explodierte in der Stille des Friedhofs und hallte an den Mausoleen wider wie ein in Zeitlupe abgespielter Donner. Jeder Zusammenstoß sprühte einen Regen bläulicher Funken, die einen Moment in der Luft schwebten, bevor sie verloschen. Tomás verteidigte sich nahezu eine Minute lang tapfer, bewegt nur von Reflexen, ließ seine Muskeln die Paraden, Finten und Stöße abrufen, die er in seiner Jugend gelernt hatte. Die Erinnerung an die Lektionen von San Bartolomé und an die Ratschläge seines Vaters führte seine Hand, auch wenn er wusste, dass der Gegner vor ihm keiner menschlichen Logik folgte.

Der Baron, von seinen flinken Bockbeinen angetrieben, stieß sich von den Nischen ab und gewann Höhe mit der Leichtigkeit eines Nachtvogels. Er stürzte sich aus unmöglichen Winkeln auf ihn hinab, bewegte sich mit einer Agilität, die die Schwerkraft und jede Grenze

des Fleisches außer Kraft gesetzt zu haben schien. Bei einem dieser Angriffe kam er so nahe, dass Tomás den eisigen Hauch seines Mantels und den Geruch von heißem Eisen verspürte, als sei er in den geheimen Werkstätten des Rheins geschmiedet worden. Der Kampf nahm einen irrealen, fast liturgischen Ton an, bei dem jeder Zusammenprall alte Bilder in Tomás’ Geist aufriss.

Er erinnerte sich an den kalten Klassenraum von San Bartolomé, an den Lehrer mit dem Geruch von feuchtem Tabak, der Deklinationen herunterleierte, an den ersten anonymen Umschlag unter der Tür der Pension und an Teodosio mit Wildblumen im Haus seiner Mutter. Er sah wieder das Armband, das Macaregua vom Arm gerissen worden war, die teutonischen Bauten, die wie Narben in Bucaramanga wuchsen, und die von Torres geöffneten Wagen. Er spürte erneut Obesos Blut an der Plazuela, den fallenden Körper von Matías im Palacio Amarillo und den leeren Stuhl Nicasios neben den Erpresserbriefen. Und zwischen all diesen Visionen flüsterte Aramis’ ruhige Stimme den Satz, der ihn seit der Kindheit begleitete: „Il faut étudier les défauts de son ennemi, non pas sa force.“

Aus dem Augenwinkel sah er Fidel reglos stehen, den goldenen Umschlag schlaff in der Hand, unbeteiligt am Kampf. Arango und Torres beobachteten das Gefecht mit der Kälte von Händlern, die die Rentabilität eines Prozesses abschätzen, während Galeano wie eine Heiligenstatue am Rand des Friedhofs versteinert blieb. Der Baron wich einige Schritte zurück, senkte den Schwerpunkt und spannte die Muskeln für den finalen Stoß, zwang Tomás zur Reaktion. Der rollte aus der Angriffslinie, sprang auf den Totenaltar und spürte, wie die Gegenstände unter seinen Stiefeln erzitterten.

Genipperteinga stürmte mit Wut heran, zwang ihn zum Sprung ans andere Ende. Seine Hand fiel auf etwas, das er für eine Bibel hielt, doch das kalte Leder täuschte ihn: Es war eine Hülle ohne Seiten, eine gewollte Farce. In diesem Augenblick begriff er, dass das Duell kein Ehrstreit, sondern ein Opfer-Ritual war. Es gab falsche Paten, symbolische Waffen, leere Bibeln als Fallen. Er fühlte sich wie ein Christ, der in die Arena geworfen wird, während das Publikum Blut als unvermeidlichen Abschluss der Vorstellung erwartet.

Genipperteinga stürmte erneut.

Tomás stolperte über eine niedrige Grabplatte und fiel auf ein Knie. Die Spitze des gegnerischen Schwertes streifte seine Wange und hinterließ eine heiße Furche.

Da sprach eine innere Stimme, klar und grausam:

„Töte mich. Stoß den Pfahl. Tu es für María del Carmen. Für Macaregua. Für Obeso."

Tomás hob den Blick, und für einen Augenblick löste sich der Friedhof wie ein weggerissenes Bühnenbild auf; was vor ihm erschien, war keine Erinnerung, sondern ein unmittelbar bevorstehendes Vorspiel, eine überwältigende Vision dessen, was am nächsten Tag geschehen würde, als hätte die Zeit selbst einen Riss bekommen, um ihm die Zukunft zu zeigen. Er sah den Platz Custodio García Rovira, überfüllt von einer Menge von sechstausend Menschen, die sich unter einer sengenden Sonne drängten, die die Haut bis zu einem fiebrigen Rot verbrannte; die Feuchtigkeit klebte wie eine zweite, klebrige Schicht am Körper, durchzogen von einem säuerlichen, unerklärlichen Geruch, einem Moderdunst, der nicht von den Körpern ausging, sondern von etwas Tieferem, Uraltem, als hätte die Erde selbst angesichts der Schmach begonnen zu gären, die bevorstand. Über dem Platz kreisten Geier in langsamen Kreisen, herabgezogen von einer Vorahnung des Blutes.

Die Menge hielt den Atem an, während Beamte des Deutschen Reiches den preußischen Soldaten befahlen, auf die Fahnenmasten vorzurücken; das anfängliche Schweigen war wie ein straff gespannter Strang, der beim geringsten Zucken reißen konnte. Tomás spürte die Spannung in den Gesichtern, die Wut über Jahre sinnloser Toter in Bruderkriegen, die Demütigung, wie Männer Väter, Söhne und Brüder für die Nation hatten fallen sehen, um nun mitansehen zu müssen, wie fremde Mächte über das Schicksal ihrer Symbole entschieden. Als die Soldaten die erste Flagge, die des Departements Santander, umstellten, entwich der Menge ein Murmeln der Unruhe, ein Laut, der den Sturm ankündigte.

Dann setzte der preußische Soldat den Fuß vor und trat auf den Stoff. Das rote und gelbe Tuch knitterte unter der Ledersohle, und in jenem Augenblick, ohne dass jemand es befohlen hätte, durchlief ein gellender Laut die Menge; es war kein bloßer Klageruf, sondern ein Ton uralter Tragödie, identisch – dachte Tomás – mit jenem, den Flavius Josephus beschreibt, als er den Fall des Tempels durch Titus schildert. Er sah, genau wie dieser es erzählt hatte: gewaltige Steine, die kaskadenartig einstürzten, von Fackeln in Brand gesetzt; gespaltene Säulen, die Staub auf die Priester regnen ließen; Frauen, die sich die Haare ausrissen, während die Bundeslade zwischen

Flammen verschwand; die Schreie der Kinder, die sich in einem Labyrinth aus Trümmern verloren; schwarzer Rauch, der sich wie eine Narbe erhob und den Himmel über Jerusalem verdunkelte. Und derselbe Laut, jener Klagegesang, von dem Josephus sagte, keine Sprache sei imstande, ihn auszudrücken, entstieg nun sechstausend santandereanischen Kehlen.

Als die Preußen auf die zweite Flagge, die von Bucaramanga, zugingen, wurde die Luft unerträglich dicht. Der Modergeruch mischte sich mit etwas noch Beunruhigenderem, einem metallischen Duft, der an heißes Eisen erinnerte, als antizipiere die Vision selbst das Blut. Da machte Abundio, der Gerber, hart geworden durch die Arbeit mit Leder und durch ein Leben in der Sonne, einen Schritt zurück, atmete tief und sprang plötzlich über den Zaun; sein Gesicht spiegelte nicht nur Tapferkeit, sondern den Groll dessen, der den Krieg überlebt und die Leichen von Landsleuten geschleppt hatte, um nun sehen zu müssen, wie sie von einer fremden Macht verhöhnt wurden. Zwei junge Männer folgten ihm, getrieben von Zorn und Verzweiflung, von der Gewissheit, dass kein würdiger Mann diese Schmähung dulden könne.

Die Menge rief ihre Namen, doch Sonne, Feuchtigkeit und Staub verschleierten ihre Umrisse und verwandelten sie unter dem brennenden Licht in fast mythische Gestalten. Ein plötzlicher Wind hob Wirbel aus Blättern und Erde an, als protestierte die Natur selbst. Die Geier senkten sich noch ein Stück, dem Ausgang entgegen, während die Preußen mit eisiger Disziplin ihre Gewehre anlegten. Abundio berührte noch den Rand der geschändeten Fahne, bevor die Salve mit einem trockenen Krachen losging. Die drei Körper fielen fast gleichzeitig, erst auf die Knie, dann ganz, ausgestreckt auf den heißen Staub, die Arme ausgebreitet in einer Haltung, die eher einem alten Opfer gleichkam als einem militärischen Tod.

Die Menschen schrien, ohne wirklichen Glauben daran, sie retten zu können, mit dem kollektiven Schmerz des Begreifens, soeben einer Märtyrerszene beigewohnt zu haben. Einige Männer schlugen mit den Fäusten auf den Boden, andere knieten schweigend nieder, und die Frauen bedeckten ihre Gesichter, während die Sonne weiterhin unerbittlich auf den Platz brannte. In diesem unerträglichen Klima streckte auf der Tribüne der Gesandte des Deutschen Reichs eine mit dem Reichsadler gesiegelte Rolle aus; seine Stimme, scharf und makellos, schnitt wie eine Klinge durch die Luft.

„Kolumbien hat deutsches Blut vergossen. Heute fallen seine Symbole; morgen wird seine Nation fallen, wie Karthago fiel, und die Deutschen werden diese grünen Felder in eine Wüste verwandeln, die man die Sahara der Anden nennen wird. Das ist kein Scherz! Es ist das heilige Wort des teutonischen Adlers! Es wird kein Erbarmen geben, wenn ihr das Reich nochmals herausfordert. Es wird weder Waffenstillstand noch Pakt geben. Lernt diesen Tag gut, denn er wird als Beginn eurer Unterwerfung erinnert werden. Doch wir sind nicht ohne Milde! Baron Genipperteinga hat klinische Dienste für alle versprochen, die unter seelischen Störungen aufgrund dieser Demütigung leiden. Die Türen seines Irrenhauses stehen allen Santandereanern offen, zu ihrem Frieden und Wohlbefinden. Es lebe das Deutsche Reich!“

Daraufhin donnerten sechsundzwanzig Kanonenschüsse, jeder zu Ehren eines Bundesstaates des Deutschen Reiches. Der Geruch von Pulver verbreitete sich über den ganzen Platz, der von Schreien und Stöhnen gequält war, bis sich daraus eine angespannte, unerträgliche Stille formte.

Die Luft verdichtete sich, und diese Vision – schrecklich und noch zukünftig – brannte sich in Tomás ein wie ein glühendes Eisen, denn er wusste, dass dieser Wahn eine Warnung war.

Das spöttische Gesicht des Barons legte sich über dieses Bild, und der Zorn stieg in Tomás hoch wie ein überlaufender Fluss. Die Furien seiner Heimat wiesen ihn auf den Pfahl an seinem Bein: Ein einziger Stoß würde genügen, um allem ein Ende zu setzen und sich seinen Ahnen anzuschließen, jenen Helden, die wie Ricaurte in San Mateo lieber explodiert waren, als Launen der Fremden zu dienen. Doch aus den Gärten seiner zartesten Gefühle brach eine andere Frage hervor, klar und verzweifelt, die ihn ohne Erlaubnis durchbohrte.

„Wenn du da bist, María del Carmen, was soll ich wählen?“

Der Baron hob den Arm zum finalen Schlag.

Die Antwort kam, klar wie ein Vers aus der Kindheit:

„Du weißt es längst. Die Bibel wird dich durch das Tal des Todes führen.“

Tomás begriff, dass es sich nicht um einen Zauberspruch handelte, sondern um eine Verzichtleistung: die Rache loslassen, den Stolz aufgeben und einer anderen Gerechtigkeit – nicht seiner eigenen – Raum geben. Er atmete tief, und die Zeit schien sich zu

verlangsamen, während er die Finger öffnete und das Schwert fallenließ. Das Metall schlug auf den Marmor und erzeugte einen Klang, der die Krypten erschauern ließ. Trotz des brennenden Schmerzes des Pfahls an seinem Bein machte er einen Schritt auf den Baron zu.

„Ich werde Sie nicht töten“, sagte er. „Ich werde mich nicht rächen. Ich werde nicht wiederholen, was Fidel mit Obeso tat, oder was Sie mit Macaregua taten, oder was Ihre Verbündeten mit jedem Bauern getan haben, den sie enteigneten. Ich will Ihr Blut nicht an meinen Händen.“

Der Baron hielt inne, und etwas wie Verwunderung flog über sein Gesicht.

Torres brüllte aus den Büschen:

„Feigheit!“

Tomás antwortete, ohne den Blick von Otto abzuwenden:

„Keineswegs. Es ist Angst, ja – aber Angst davor, so zu werden wie ihr.“

Der Baron stürzte sich mit der Pistole auf ihn. Tomás blinzelte nicht. Fidel stieß ein ersticktes Lachen aus, denn die Luft veränderte ihre Dichte, der Wind rüttelte an den Zypressen, und die Kerzen flackerten heftig. Die falsche Bibel rutschte vom Tisch, prallte gegen Tomás’ Gehrock und löste ein kleines verstecktes Büchlein: sein altes Studenten-Evangelium. Das Buch fiel geöffnet zu den Füßen des Barons, nicht beim Psalm 91, sondern beim Psalm 140: „Errette mich, o Herr, von den bösen Menschen; behüte mich vor den Gewalttätigen…“

„Nein!“, schrie der Baron.

Sein Körper krümmte sich und verwandelte sich in eine riesige Fledermaus, die in die Wolken schoss. Arango und Torres zerflossen zu Rauch, Eutimio ließ die Revolverschachtel fallen, die zu Staub zerfiel, und Alirio zog sich zusammen, bis er zu einem formlosen Klumpen wurde, den der Wind zwischen den Gräbern zerstreute.

María del Carmen erschien wieder an seiner Seite, mit einem Schleier, der wie ein sanfter Schimmer leuchtete.

„Deine Liebe zu Gott hat ihn besiegt“, sagte sie, das Kinn bebend. „Aber eine Prüfung steht noch bevor…“

24. Himmel und Hölle

Die Schaufel traf Tomás' Genick mit einem dumpfen Geräusch, ähnlich dem Schlag eines Balkens gegen einen feuchten Sack. Sein Körper krümmte sich und stürzte, doch der Boden fing ihn nicht auf: Die Marmorplatte falzte sich wie eine Membran, die ihre Starrheit verloren hätte, und ließ ihn in eine tiefere Schicht hinabgleiten, in eine Realitätsebene, in der die Materie sich an einen uralten Zustand der Glut zu erinnern schien.

Die Wände des Mausoleums lösten sich in Falten heißer Schatten auf; die Kerzen verlängerten sich zu rötlichen Fäden, die wie freigelegte Sehnen zitterten. Die Gewölbe, verzerrt und pulsierend, atmeten im Takt eines verborgenen Herzens. Es gab weder Nacht noch Tag dort, sondern eine gesättigte Dämmerung, die an seiner Haut klebte wie Staub aus lebender Kohle.

Vor ihm öffnete sich ein Abgrund, so steil, dass er wie der Rand der Welt wirkte. In der Tiefe, ausgebreitet wie ein in Schichten aufgerissenes Amphitheater, sah Tomás einen Ring aus geschmolzenem Fels, in dem menschliche Seelen von Kreaturen manipuliert wurden, die nur noch einen Rest von Menschlichkeit bewahrten.

Trimegisto beherrschte jenen Ring mit einem Körper, der seine irdischen Proportionen hinter sich gelassen hatte: ein von matten Schuppen gepanzerter Oberkörper, Arme, die in Obsidianklauen endeten, und ein Gesicht, dessen Kiefer – nach dem Schuss, der ihm zu Lebzeiten den Unterkiefer weggesprengt hatte, auf groteske Weise wiederhergestellt – eher geschaffen schien, um Urteile auszusprechen als Worte. Er trug eine Peitsche, geflochten aus lebendigen Nerven, und jeder Knall erzeugte einen orangefarbenen Lichtschein, der die glühenden Eisen erhellte, die in Roberto Nariño getrieben waren, der an Ketten hing, die wie Saiten eines gottlosen Instruments vibrierten.

Die Folter ahmte eine mittelalterliche Vierteilung nach, ein sadomasochistisches Ritual, bei dem Nariños Gliedmaßen langsam von infernalischen Flaschenzügen gedehnt wurden, als zöge man sie von Pferden auseinander – nur ohne die Erlösung des Todes; denn in diesem Abgrund wussten alle, dass die Ewigkeit jedem Ende Hohn sprach. Trimegisto drehte die Kurbeln mit Wonne, verrenkte Schultern und Hüften mit einem Krachen, das wie ferner Donner

widerhallte. Nariño schrie vor Qual; sein Körper krampfte in Zuckungen, doch in seinen Augen glänzte ein perverser Ekstasefunke, ein schiefes Lächeln zwischen den Stöhnlauten.

„Stärker, verfluchter Dämon!" keuchte er und leckte das Blut von seinen aufgerissenen Lippen. „Das erregt mich, das lässt mich in dieser Verwesung lebendig fühlen! Aber ich schwöre bei den Flammen, dass ich dich auf einen glühenden Pfahl spießen werde, wenn ich an der Reihe bin, und dass ich dich langsam häuten werde, Schicht um Schicht, während du lachst wie ich jetzt."

Jedes Mal, wenn die Peitsche den Körper des Politikers berührte, sprühten Funken hervor, die sich in schwebende Namen verwandelten: Verwandte, Verbündete, Männer, die er betrogen hatte, gekaufte Beamte, übersehene Opfer, Gegner, die er durch Intrigen vernichtet hatte. Diese Namen brannten für einen Augenblick auf und zerfielen dann zu glühendem Staub, der die gegenseitige Lust an der Qual anfachte.

Die Schatten um den Ring herum hoben die Köpfe zu Tomás, der die Szene mit jener morbiden Neugier betrachtete, die Platon in der „Politeia" beschrieben hatte: die menschliche Seele, angezogen vom Grotesken, fasziniert vom fremden Leid wie ein entflammter Zuschauer in einem Theater des Grauens. Ein Schauer durchfuhr ihn, als er in sich selbst diese verbotene Lust erkannte, diese Gier zu begreifen, wie Schmerz sich mit Genuss zu einem derart verzerrten Tanz verweben konnte.

Sie hatten keine Augen, doch aus ihren Gesichtern traten rötliche Risse hervor, die wie lichtempfindliche Membranen pulsierten. Sie rückten voran, ohne zu gehen, kriechend wie Rauch, der einen eigenen Willen angenommen hatte.

„Was sucht dieser Gerechtigkeitsfanatiker an einem Rand, der ihm nicht gehört?" knurrte die erste der Schattenwesen mit einer Stimme wie ein Brunnen voller heißen Metalls.

Als Trimegisto das hörte, hob er seinen entstellten Kopf und spuckte mit einem Hass, der von Erinnerung und Groll genährt war. Sein rekonstruierter Kiefer knirschte wie verrostetes Eisen.

„Gerechtigkeitsfanatiker!" wiederholte er mit giftiger Häme. „Dieser elende Gerechte, der mich verkrüppelt hat! Bist du gekommen, um anzusehen, was du ausgelöst hast, Tomás? Dies ist kein Aussichtsbalkon. Wer den Kopf hinausstreckt, riskiert, auf der falschen Seite zu bleiben."

Hinter ihm tauchte ein weiterer Schatten auf, mit weiblicher Gestalt, doch ihre Haut bewegte sich wie ein Fächer aus Mündern, die sich lautlos öffneten und schlossen.

„Lauheit stinkt schlimmer als Bosheit“, flüsterte sie. „Bist du gekommen, um zuzuschauen oder um zu stürzen? Wie oft hast du schon in deinem Geist geschossen? Wie oft die Absicht geschwungen, bevor die Hand es tat? Die Zweifelnden fallen tiefer.“

Ein leuchtender Riss streckte sich Tomás entgegen, verlängerte sich wie ein Finger, der ihn berühren oder hinabzerren wollte. Er wich zurück und spürte, wie sich der Abgrund unter seinen Füßen zusammenzog. Doch die Dämonen bemerkten etwas, das ihn von ihnen trennte: Seine morbide Neugier war menschlich, kein Pakt mit dem Bösen; ein Impuls des Beobachters, nicht des Schülers. Und da sie wussten, dass seine Seele nicht die ihre sein würde, dass er den Schwellenweg zur ewigen Verdammnis nicht überschreiten würde, beschlossen sie, ihm die Vision zu rauben.

Die Frau-Schattenwesen streckte einen Arm aus, der sich in unmögliche Richtungen zu biegen schien, und schloss mit einer langsamen, endgültigen Bewegung den Zugang zum Abgrund. Die Höllenlandschaft zog sich zusammen, falzte sich in sich selbst, als würde eine riesige Hand einen Kohlenbecken auslöschen.

Eine blinde Kraft, wie die Strömung eines unterirdischen Flusses, riss ihn vom Rand des Abgrunds fort und spie ihn zurück. Der Aufprall auf den kalten Marmor des Mausoleums war hart und endgültig. Der Schwefelgestank verflog, aber er blieb in seinen Lungen eingebrannt wie das Rückstandsprodukt einer transzendentalen Alchemie.

Sein Rücken berührte den Marmor, starr und kalt; ein Blutstreifen rann ihm über die Schläfe. Die Luft hatte den Schwefelgeruch verloren, doch seine Lungen glaubten ihn noch zu atmen. Er fühlte den Marmor unter sich pochen, während sein Kopf wie eine Trommel schlug. Ein Schatten bewegte sich in der Nähe. Dann ein weiterer. Stimmen.

Baron Otto Genipperteinga stritt sich mit Fidel, sichtlich erregt.

„Du hättest irgendwen sonst herbringen sollen“, murrte Otto. „Aber du hast ausgerechnet den Mann gebracht, dessen Braut meine Herrschaft ruinieren kann.“

„Helfen Sie mir!“ entgegnete Fidel keuchend.

„Ich habe dich davor bewahrt, in der Savanne zu sterben; ich habe dich vor Trimegisto beschützt, in den nebeligen Straßen von La Candelaria, und damals, als sich jenes krumme Messer bog, als es versuchte, dein Brustbein zu durchstoßen.“

Tomás sah, wie Galeano seine Koordination wiederfand und wie ein blinder Betrunkener zwischen den Gräbern umhertaumelte.

Er versuchte, sich aufzurichten.

Galeano, nun an eine Statue gelehnt, sammelte seine Kräfte, um sich mit einem improvisierten Pflock auf Otto zu stürzen.

Fidel schrie etwas, seine Wirbelsäule bog sich, als hätte sich eine fremde Wirbelsäule über die seine gelegt; seine Haut spannte sich, bis sie zu reißen drohte, seine Finger krümmten sich zu feuchten Krallen. Im Bruchteil eines Augenblicks war er der Wolf, jener, den Tomás in Santacruz zu sehen geglaubt hatte.

Galeano wich zurück. Otto packte Fidel am Rücken, als hebe er eine rasende Katze hoch, und verhinderte, dass er Galeanos Hals zerfetzte. Er schleuderte ihn gegen eine rosafarbene Grabplatte; es krachte trocken, wie ein ausgeschlagener Knochen. Fidel stürzte und verkrampfte sich.

Tomás wurde übel; ein Schwall des Entsetzens überlief ihn.

Otto lächelte wie ein zufriedener Lehrer, während Galeano durch die Gänge des Friedhofs floh.

„Der Wolf ernährt sich von dem, was die Angst zurücklässt“, sagte der Baron. „Und du, Fidel, warst immer ein Dilettant.“

Fidel nahm langsam wieder menschliche Gestalt an und rang nach Luft.

Tomás erwachte dann auf einer Grabplatte, im Mausoleum, von dumpfem Schwindel erfüllt; er sah Fidel die Inschriften der Gräber lesen und schloss daraus, dass er nur geträumt hatte.

„Du bist beim Eintreten gestürzt“, sagte Fidel mit gespielter Gelassenheit. „Du warst keine Stunde bewusstlos. Hilf mir. Es bleibt Arbeit: der Umschlag, das Grab, die Anweisungen.“

Tomás nickte mit einer fast mechanischen Geste, wie jemand, der einer Trägheit gehorcht, die älter ist als der Wille, und sie kehrten ins Mausoleum zurück. Der ganze Friedhof schien sich um jenes Bauwerk aus hellem Stein zusammenzuziehen, um die Gräber, die sich ehrerbietig vor dem berühmten Pantheon der Familie Sepúlveda verneigten; die Öllampen, bereits schwach, flackerten in den Wegesnischen und projizierten Schatten von Zypressen, die sich

verlängerten, bis sie die Kuppel aus geätztem Glas zu berühren schienen.

Beim Überschreiten der schmiedeeisernen Schwelle fühlte Tomás erneut jenen Temperaturwechsel, den er so oft in den Kirchen des Hochlands erlebt hatte: eine Kälte, die mehr als körperlich war, ontologisch, von Luft, geschwängert von den Prämissen des Todes. Das Innere des Mausoleums öffnete sich weit, achteckig, getragen von Karyatiden, die junge Frauen mit verbundenen Augen darstellten; das Kerzenlicht spiegelte sich im Marmor der Sarkophage, und alles wirkte wie für eine Zeremonie vorbereitet, die Jahrhunderte zuvor begonnen hatte in der Gewissheit, niemals zu enden.

Fidel schlief aufrecht vor dem Sarg von Doña Arcadia, wie ein betrunkener Wächter, der seiner endlosen Wache schließlich erlegen war. Das Kinn ruhte auf der Brust, der Hals gespannt, eine Hand umschloss einen geschwärzten Eisenschlüssel, die andere krampfte sich um einen Umschlag aus dickem Papier; das geschmolzene Wachs der Kerzen hatte zu seinen Füßen kleine gelbe Seen gezeichnet, erstarrt, als hätte jemand versucht, die Zeit mit Tropfen aus Licht zu fixieren.

Tomás näherte sich vorsichtig, überwand den plötzlichen Impuls, seinen Vetter für immer schlafen zu lassen, wegzulaufen und auf jede Unternehmung zu verzichten, die ihn in diesem Raum festhielt, wo die Lebenden allzu rasch die Starre der Toten annahmen. Auf dem Umschlag prangte ein rotes Wachssiegel mit dem Wappen der Sepúlveda: ein Engel mit gezücktem Schwert, der ihm im zitternden Licht weniger wie ein Hüter des Paradieses erschien als wie ein Kerkermeister rebellischer Seelen.

Er löste behutsam den Umschlag aus Fidels Fingern; er spürte das Papier, das am Schweiß haftete, als hätte der Brief versucht, in Fleisch Wurzeln zu schlagen. Als er das Siegel brach, nahm er einen leichten Hauch vergangener Zeiten wahr, einen Duft aus Kampfer und verwelkten Blumen, vermischt mit bitteren Kräutern und frischer Tinte, Ausströmungen einer Verstorbenen, die in dieser Botschaft Verheißung und Drohung, Testament und Zauber bewahrte.

„Errätst du den Inhalt schon?“ fragte der Geist von María del Carmen, die ein paar Schritte hinter ihnen geblieben war. Tomás sah sie mit angehaltenem Atem an; ein Donner grollte stärker als erwartet und ließ das Laub auf dem Marmorboden des Mausoleums in aufsteigenden Spiralen tanzen.

Tomás trat an eine der Kerzen, neigte den Brief, bis das Licht die Schrift überflutete, und erkannte sofort die gotische Kalligraphie von Doña Arcadia: hohe, strenge Buchstaben, deren Striche eher mit einem Messer als mit einer Feder gezogen schienen, jede Initiale geschmückt mit kleinen Arabesken, die eher Haken und Dornen als Blumen erinnerten.

„Gott im Himmel!“ rief er unwillkürlich. „Es ist ein Vorwurfsbrief!“

Fidel fuhr zusammen, als hätte jemand ihm eine Nadel in den Schlaf gestoßen. Er hob den Kopf, blickte mit trüben Augen um sich und brauchte einen Moment, um sich zu erinnern, wo er war; dann, als er den Brief in Tomás’ Händen sah, richtete er sich langsam auf, mit der Gravitas eines Schauspielers, der mitten in der Szene seine Rolle wiederaufnimmt.

„Darin wirft dir die Verfasserin vor, Macaregua im Gelben Palast nicht beseitigt zu haben“, sagte Tomás, der im Stillen Auszüge las und Sätze übersprang, die ihm zu intim, zu schleimig erschienen, um sie vor María del Carmen auszusprechen.

„Das ist nicht alles“, murmelte Fidel und verhärtete sein Gesicht.

Tomás ahnte, dass keiner der Toten, die mit dem Baron zu tun hatten, je die Angewohnheit gehabt hatte, bloße Rügen zu schreiben.

Fidel riss ihm die zweite Seite grob aus der Hand; seine Augen flogen über die Zeilen, mit einem Glanz, der zwischen gekränkter Eitelkeit und Nostalgie schwankte.

„Dieses Luder schwört, sich in mich verliebt zu haben“, knurrte er. „Sie schreibt, nur ein Mann, der den Baron in einer Blutsache zu widersprechen wagt, könne ihres Herzens würdig sein; dass ihr einziger Gewissensbiss sei, kein Kind von mir gehabt zu haben; dass ihr der Rest der Welt nicht den Preis meines Lächelns wert sei. Und natürlich steht hier, was wir suchen.“

Er hob den Brief und schüttelte den unteren Rand. Eine Angabe, fast eine Karte, beschrieb im Detail den Standort einer Gruft oben an der Westmauer, wo der Körper eines gewissen Adolf Sepúlveda Eisengel ruhte, ihres ersten Ehemanns, der bis drei Monate nach der Hochzeit Inhaber unschätzbarer Smaragdadern in Muzo gewesen war und laut dem Schreiben Hüter eines Geheimnisses, dessen Offenlegung Fidels Loyalität auf die Probe stellte.

„Sie schreibt, wenn ich den Mut hätte, ihren Anweisungen zu folgen, würde ich beweisen, dass ich weder die Lebenden noch die Toten fürchtete“, fügte er hinzu. „Und dass ich nebenbei eine solidere Belohnung fände als ihre Seufzer.“

Tomás spürte einen Schauer. Er kannte diese weibliche Stimme, verkleidet als Schrift: die Stimme, die zu einem Verbrechen einlud, indem sie es als Tugend verkaufte, die Gold anbot, um Schweigen zu bezahlen, und Küsse, um Gewissen zu betäuben.

„Die Belohnung“, sagte er mit einem Anflug schmerzlicher Ironie, „muss ziemlich glänzen, wenn sie versucht, sie von jenseits des Grabes zu erreichen.“

Fidel antwortete nicht. Er erhob sich, streckte sich wie jemand, der sich wieder eine Maske aufsetzt, und ging in eine der seitlichen oktogonalen Nischen. Tomás folgte ihm und spürte hinter sich die stille Gegenwart María del Carmens wie ein zurückgehaltenes Gebet. In der Halbdunkelheit der Nische lagen Gegenstände, die die Familie im Laufe der Jahrhunderte zur Seite geräumt hatte: Bilderrahmen ohne Leinwand, Bruchstücke zerbrochener Skulpturen, verbogene Leuchter, Stücke von Eisenbalustraden; in einer Ecke lagen, rostig, aber intakt, die auseinandergebauten Teile einer Metallleiter.

Fidel hockte sich hin, prüfte die Teile mit den Bewegungen eines Schmieds, wählte die am wenigsten beschädigten aus und begann mit der Effizienz eines Mannes, der sich daran gewöhnt hat, auf unpassierbaren Wegen zu improvisieren, sie zusammenzusetzen. Das Geräusch von Metall, das in Metall einrastete, hallte in der Nische wie ein trockenes Gelächter wider.

Sie kehrten in den Hauptraum zurück, die Leiter zwischen sich tragend. Das Mausoleum erschien ihnen noch höher; die Grabplatten reihten sich mehrere Meter über dem Boden, wie steinerne Balkone, aus denen die Zeit ihre staubgekrönten Köpfe hervorlugen ließ. Die Inschriften, kaum lesbar, mischten kastilische Familiennamen mit germanischen Klangfärbungen, Kriegsdaten, politische Ämter, knappe Epitaphe, die Tugenden priesen, die vielleicht nur in der devoten Feder des Notars existiert hatten.

Fidel stellte den Fuß der Leiter auf die Deckplatte des Hauptsarkophags, den von Doña Arcadia, und neigte sie zur Westmauer.

„Jetzt müssen Sie mich halten“, befahl er, während er die ersten Sprossen erklomm. „Stürzt die Leiter, begräbt man uns drei in einem einzigen Bericht.“

Tomás stieg, ohne zu widersprechen, auf den Sarkophag und spürte unter der Sohle die Kälte des Steins, in dem die Frau lag, die aus dem Schatten so viele Befehle erteilt hatte. Er hielt die Konstruktion mit beiden Händen fest und presste sie gegen das marmorne Relief der Mauer.

„Wonach suchen Sie genau?“ fragte er, als er Fidel zu den Grabplatten hinaufsteigen sah.

„Ich muss die Gruft von …“, Fidel nahm den Brief, den er zwischen den Zähnen gehalten hatte, und las mit Mühe – „Adolf Sepúlveda Eisengel erreichen. Händler, gutmütiger Wohltäter, törichter Laienheiliger dieser Beauftragten der Hölle.“

Er gelangte zur oberen Nischenreihe und begann, die Reliefs mit den Fingerspitzen abzutasten: Wappen, Putten, Lorbeerkränze, Jahreszahlen. Das Kerzenlicht reichte nicht klar bis dorthin; es gab Zonen, in denen man nur die Konturen der Inschriften und die Schatten der Figuren unterscheiden konnte.

„Das Licht ist zu schwach“, sagte er, ohne den Ärger zu verbergen, in dem sich Furcht und Gier mischten. „Ich werde die Reliefs eines nach dem andern absuchen müssen.“

Tomás erlaubte sich, um von der Vorstellung abzulenken, dass Fidel abrutschen könnte und ihn mit in die Tiefe risse, eine Frage, die ihn seit dem Nachmittag beschäftigte:

„Unter welchen Umständen haben Sie Doña Arcadia kennengelernt?“

Fidel tastete weiter die Steine ab, während er antwortete; seine Stimme kam in Echos herab.

„In Santafé, vor Jahren“, sagte er. „Ein Arzt, dankbar dafür, dass Arcadia ihn auf wundersame Weise von Leukämie geheilt hatte, gab ihr und dem Baron ein Abendessen in einem Herrenhaus in Palermo; ein neoromanisches Herrenhaus mit falschen ionischen Säulen und Innenhöfen mit Becken, in denen die Fischlein an all dem Weihrauch zu ersticken drohen. Das Bankett war ein Aufmarsch von Uniformen, Soutanen und Möchtegern-Größen. Ich bemerkte, dass einige Gäste in einem schmalen Korridor verschwanden, als würden sie von einem Magneten angezogen.“

Er hielt kurz inne; Tomás hörte das Knirschen seiner Stiefel auf dem Eisen.

„Ich folgte ihnen; Sie wissen ja, dass die Neugier mein einziger Verdienst und mein Hauptverhängnis gewesen ist. Der Korridor mündete in eine fensterlose Kammer, die von Lampen erhellt war, die in rote Stoffe gehüllt waren. Männer und Frauen im Rausch unterhielten sich in kleinen Gruppen; einige lachten, andere weinten ohne Tränen. Arcadia bot mir ein Glas Cognac an; sie trug ein flaschengrünes Kleid, das sie wie einen in Fleisch gefassten Smaragd erscheinen ließ. Ich nahm es an. Von da an, sechs Jahre lang, bis zu ihrem Tod, hatten wir ein anstößiges Verhältnis. Sie sagte, es sei ein Blutpakt; ich hielt es für einen Handelsvertrag mit Nebenleistungen."

Tomás dachte an die abgetrennten Brüste der Frau, die in Santacruz geopfert worden war, und schluckte.

„Wer weiß noch davon?"

„Die, die es wissen mussten, und die, die es gegen mich verwenden wollten", erwiderte Fidel mit einem kurzen Lachen. „Aber sie hat die meisten der Namen mit ins Grab genommen. Mich hingegen hat sie von mehreren Krankheiten geheilt."

Es entstand ein plötzliches Schweigen, gefolgt von einem triumphierenden Ausruf:

„Hier ist es!"

Fidels Hände kratzten über die Marmorfläche; eine dünnere Platte, von unten kaum wahrnehmbar, gab nach und stürzte aus der Höhe, schlug mit einem Getöse auf den Boden, das die Kerzen erzittern ließ. Sie zerbrach in mehrere Stücke; aus der Öffnung trat die Silhouette einer dunklen Holzkiste hervor, geschmückt mit Reliefs von Seraphen, die eher wie Raubvögel mit Klosterflügeln aussahen.

Fidel stieg vorsichtig herab, die Kiste an die Brust gedrückt. Tomás half ihm, sie auf die glatte Oberfläche des Sarkophags zu stellen. Das Holz, von Jahrzehnten der Einschlüsse ausgetrocknet, knarrte unter dem vereinten Gewicht ihrer Hände, als sie begannen, sie gegen den Marmor zu schlagen.

Sie sprangen immer wieder auf den Deckel, bis ein diagonaler Riss den dicken Sarkophag aus massivem Madeira-Zedernholz durchzog. Der dritte Stoß sprengte ihn endgültig: Splitterbretter, verrostete Nägel, Fetzen von zerfressenem Samt stürzten zu Boden und wickelten eine Mumie aus, gehüllt in ein violettes Seidenkleid, ihr

in den Tod einbalsamiertes Entsetzen im Gesicht, mit einem Dolch mit Sukkubusgriff im Mund und einem Blatt Papier, das ihre Hände umklammerten.

Keuchend zog Fidel den Dolch und mehrere gefaltete Blätter heraus, auf denen die Schrift noch zu erkennen war. Er trat an eine Kerze, las die Seiten im Stillen und knirschte dabei Flüche, bis sich die spöttische Grimasse auf seinem Gesicht in einen Ausdruck verwundeten Zorns verwandelte.

„So will sie mich demütigen!" brüllte er und reichte Tomás ein Blatt.

Auf Pergament hatte Doña Arcadia, mit derselben unerbittlichen Schrift wie im Hauptbrief, der ihrem letzten Gedicht vorausging, geschrieben:

Verflucht sei jener, der mein feiger Gatte war,
Santandere mit germanischem Geblüt,
der in der Hochzeitsnacht, blind und ganz verratbar,
mit seiner Magd Coratá im Bette tut.
Wenn du bis hierher kamst, mein Henker,
antwortest du auf all mein Leid.
Ich lohne dir mit dunklem Schenker,
Smaragden, einst mein Erb' und Kleid.
Such nach dem Grab von Coratá Suesca,
ind'sche Taita, die meinen Zauber brach.
Ihr Tod verdient noch einen Zeugen,
erneuere den Pflock mit deiner Schmach.
Reiß ihre Überreste auseinander, treib ihn ein,
vernichte diese falsche Vampirin:
Dann wirst du haben, was dir zusteht, mein,
wenn du ihr Unheil und Verrat vollziehst als deinen Sinn.

„Sie verlangt von mir, dass ich die Eingeweide einer indianischen Hexe untersuche", sagte Fidel, die Augen geschwollen. „Und dass ich den Pflock erneuere, der sie unbeweglich hält."

„Ich glaube nicht", entgegnete Tomás und schob so viele Visionen auf die Pilze, die sie während ihres Aufenthalts in Santacruz verspeist hatten. „Mit Sicherheit findest du den letzten Beweis ihrer Untreue; ein Kleidungsstück vielleicht, ein Symbol, vielleicht ein Objekt von unschätzbarem Wert, wie sie behauptet."

„Sie zwingt uns, eine Leiche zu besiegen", rief Fidel. „Aber es sind unsere Smaragde!"

„Ich will sie nicht!“ rief Tomás und spürte, wie sich seine moralische Übelkeit mit der physischen mischte. „Mir ist, als schänden wir Gräber!“

Fidel stieß ein raues Lachen aus.

„Niemand hat dich gezwungen, Tomás.“

„Man wird uns der Nekromantie beschuldigen“, entgegnete dieser und stellte sich bereits Zeitungsüberschriften und das Geflüster frommer Frauen vor.

Fidel atmete tief ein, unterdrückte das Lachen und seine Augen wurden kalt mit jener eisigen Entschlossenheit, die Tomás bei manchen Militärführern vor einem Massaker gesehen hatte.

„Nein“, sagte er. „Die Besessene will uns auf die Probe stellen. Sie will wissen, ob ich, auch ohne sie, noch derselbe fügsame Schüler bin, der durch die Dienstbotentür eintrat. Und sie will wissen, ob Sie, Tomás, bereit sind, sich für einen Schatz die Hände schmutzig zu machen.“

„Aber …“, stotterte Tomás und bemerkte, dass María del Carmen nicht mehr bei ihm war, sondern tot, mit von Fidels Fängen zerfleischter Kehle und Brust.

Warum glaubte er immer noch, alles sei ein Traum gewesen? Er sagte sich, sein Geist könne nicht koordinieren, was geschah.

„Ich werde es tun“, unterbrach ihn Fidel, als schütze ihn der Satz vor seinem eigenen Zögern. „Wir können keinen weiteren Vampir zulassen, Tomás. Wir sind zu weit gegangen. Und Sie sind mit mir gekommen.“

Tomás nickte und folgte ihm wie eine Kuh, die von ihrem Besitzer zum Schlachthof geführt wird. Er fragte sich, ob er von seinem Vetter hypnotisiert sei. „Ich vertraue mich dir an, María del Carmen“, betete er in Gedanken.

Gemeinsam betrachteten sie die Lage des Sarkophags von Coratá Suesca, dessen Grabplatte unter dem Namen ein Relief deutscher Rosen und ein Epigramm in Guaní-Hieroglyphen zeigte, die niemand mehr zu übersetzen vermochte, die ihm aber, wegen ihrer Eidechsen und Goldschalen, eher wie Klauselformeln eines Vertrags als wie ein Gebet klangen. Sie stemmten die Beine gegen die Karyatiden, die die Platte trugen, und als sie sie gleichzeitig anwinkeln, gab der Marmor mit einem mineralischen Seufzer nach und hob sich wie der Deckel eines Sarges, der sich am Ende eines endlosen Leichenschmauses ergibt.

Fidel glitt mit der Beweglichkeit eines erfahrenen Totengräbers in das Innere des Sarkophags; er verschwand einige Sekunden lang in Schatten und Staub. Schwaden von Aasgeruch und Düften ranziger Parfüms, abgestandener Weine und von Fleisch, das sich weigerte, nur noch Erinnerung zu sein, stiegen empor.

Er tauchte wieder auf und hielt einen ausgezehrten Frauenkörper empor, in dessen Brust noch ein vermoderter Pflock steckte; die Knochen, noch in Fetzen grünlicher Haut und verschimmelter Seide gehüllt, hingen, als zweifelten sie immer noch an ihrer eigenen Zerstörung.

„Helfen Sie mir, sie entgegenzunehmen!“ befahl er mit einem Enthusiasmus, der Tomás unangebracht vorkam.

Tomás streckte die Arme aus; der Körper war überraschend leicht, als wäre ein Großteil seines Gewichts in Seufzern und Geheimnissen verdunstet. Erst als er ihn auf dem Boden ausstreckte, nahm er den Gestank wahr, den er verbreitete: ein Atemzug aus feuchtem Grab und geschlossenem Speicher, vermischt mit der süßlichen Schwere irgendeines Öls, das man ihr bei der Beerdigung vielleicht übergegossen hatte.

„Wo ist der Dolch mit dem Sukkubusgriff?“ fragte Fidel, in einer Erregung, die gefährlich nahe an Ekstase grenzte.

Tomás reichte ihn ihm; es war ein mittleres Messer, mit einer gebogenen Klinge, einst gewiss poliert, um Fleisch oder Umschläge zu schneiden, nicht jedoch, um in noble Leichen zu stochern. Fidel öffnete ungeschickt die Häkchen des Kleides; der Stoff, an die mumifizierte Haut geklebt, löste sich mit faserigen Geräuschen, als risse er mit Staub beladene Spinnweben.

Seine Hand blieb unter dem Mieder stehen; Tomás sah, wie seine Finger sich verkrampften. Zwischen Stoff und Haut kroch eine Schar weißer Maden hinein und hinaus durch eine der Brustwarzen, als hätte jene Indigene beschlossen, statt menschlicher Nachkommen ein Heer von Larven zu gebären.

Fidel atmete tief durch, unterdrückte einen Würgereflex, und ein Ausdruck, zugleich fasziniert und entsetzt, trat in sein Gesicht.

„Was ist los?“ fragte Tomás und fühlte, wie ihm die Unsicherheit die Pupillen ebenso weitete wie der Ekel.

Er sah sich um; die Kerzen, einzige leuchtende Zeugen, ließen die Dämmerung erzittern, mit Schatten, die sich verlängerten und verkürzten wie Atemzüge. Jenseits dieses Lichtkreises öffnete sich

das Mausoleum in dunklen Mäulern: Nischen, Treppen, Seitentüren, die vielleicht in Gänge führten, die keiner der Anwesenden kannte.

„Noch jemand atmet“, rief Fidel, den Blick in die Dunkelheit gerichtet, nicht auf die Leiche.

Tomás glaubte es ebenfalls zu hören: ein unterbrochenes Keuchen, fast ein Schluchzen, das aus dem tiefsten Untergrund des Friedhofs aufzusteigen schien. Ein menschliches Stöhnen, allem Erkennbar-Menschlichen beraubt.

Der ausgestreckte Körper lag reglos am Boden, und die Kerzenflammen waren schwach.

„Ich trage die Leiche durch die Seitentür hinaus“, flüsterte Fidel in einem Ton, der Gelassenheit vortäuschen wollte, aber Dringlichkeit verriet. „Sie warten hier auf meine Rückkehr.“

Er klemmte das Messer zwischen die Zähne und lud sich den Körper mit erstaunlicher Leichtigkeit auf die Schultern. Tomás, gelähmt von einer plötzlich überwältigenden Verlassenheit, nickte nur; er wollte fragen, ob Fidel seinen Pflock brauche, doch seine Kehle war trocken; Beine und Arme schienen von einem unsichtbaren Gips immobilisiert.

Fidels Schritte hallten gleichmäßig auf dem Marmor, jeder Tritt wie ein Takt, der die Entfernung zwischen der Welt der Lebenden und der der Toten maß. Das leise Knacken des Schlosses war zu hören, als sich der Schlüssel drehte, ein metallisches Quietschen, das sich in seine Nerven bohrte. Dann das Rascheln von Fidels Pelz gegen das Laub – und danach nichts mehr.

Die Stille, die sich nun einstellte, hatte eine fast greifbare Dichte. Tomás hatte das Gefühl, dass alle vorherigen Geräusche – das Knarren des Holzes, das Wispern des Wachses, das leichte Knistern der Flammen – sich in eine ferne Tiefe zurückzogen. Er blieb allein mit dem Pochen seines eigenen Herzens in den Ohren.

Ein Gesicht tauchte aus der linken Nische auf, nur schwach vom Schein einer entfernten Kerze erleuchtet. Tomás duckte sich instinktiv hinter den Sarkophag und beherrschte den Impuls zu schreien. Die Gestalt hatte eine eingesunkene Nase, eine übergroße Stirn, Augen, die tief in Höhlen lagen und in denen ein uralter Zorn glühte. Ihre kindlichen Züge standen im Kontrast zur Wildheit ihres Blickes; sie sah aus wie ein Zwerg aus einem nordischen Märchen, dem jede Spur von Sanftmut fehlte.

Das Gefühl der Verlassenheit wurde nahezu unerträglich. Sein Herzschlag beschleunigte sich, während er auf eine gebieterische Stimme wartete, die ihn verurteilte, auf einen Schrei, der die Diener des Barons oder seine privaten Dämonen rufen würde.

Er blieb reglos zehn Minuten lang, vielleicht eine Stunde, vielleicht nur um Sekunden verlängerte Angst. Schließlich, als er seinen Schrecken überwand, hob er endlich den Kopf und sah, auf einem Mauervorsprung, die von Akromegalie entstellte Gestalt Genipperteingas. Der Baron sah von oben auf ihn herab; sein Antlitz, einst herrisch, erstarrte in einem unbeweglichen Ausdruck des Verachtungskriegs, als hätte der Bildhauer im Stein die letzte Miene eines Hochmütigen festhalten wollen, der seine Niederlage erkennt.

Macaregua stieg zwischen den Pfeilern hinab, als würde er einem unterirdischen Erinnerungsstück entsteigen; sein Gesicht war dasselbe, das Tomás in den Erzählungen der Alten gesehen hatte, doch seine Augen trugen nun einen Glanz, der nicht zur Tageswelt gehörte. In der einen Hand hielt er die Obsidianmesser, in der anderen einen goldenen Guane-Spiegel, dessen polierte Oberfläche tiefer wirkte als jeder Schatten.

Genipperteinga empfing ihn, ohne einen Muskel zu bewegen; nur ein leichtes Lippenzucken verriet seine Überraschung.

„Ich hatte nicht erwartet, den Hüter der Asche wiederzusehen“, murmelte er, als spräche er über das Wetter. „Ich glaubte, dein letztes Feuer habe deinen Hunger endgültig gelöscht.“

Macaregua blieb nicht stehen, doch der Spiegel vibrierte in seiner Hand.

„Manche Feuer entzünden sich von selbst, Kreuzritter. Deines zum Beispiel – und auch das jenes Jungen, der in deinen Fußstapfen gehen wollte, ohne seine Knochen zu messen.“

Ein spöttischer Funke huschte über das Gesicht des Barons.

„Hancock … ja. Er spielte gerne den Verwegenen. Arcadia schaute ihn an, doch andere kamen ihm zuvor. Du hattest nur die Höflichkeit, die Geste zu vollenden.“

Macaregua neigte leicht den Kopf, ohne es zu dementieren.

„Jeder bringt der Erde zurück, was sie nicht tragen wollte“, sagte er. „Und du hast meiner Berge zu viele Körper anvertraut.“

Der Baron lächelte und zeigte eine Reihe allzu perfekter Zähne.

„Deine Berge klagen aus Gewohnheit, Taita. Die Yariguíes … ach, sie waren leicht wie Federn. Der Wind hätte sie ohnehin mitgenommen."

Macaregua schloss fester die Finger um seine Messer.

„Fast zweitausend Federn ergeben einen Sturm, und heute Nacht komme ich ihretwegen."

Der Vampir legte den Kopf mit der berechneten Trägheit eines Bibliotheksräubers schief.

„Weißt du, dein Hancock war nicht dazu bestimmt zu sterben, als er fiel. Er erfüllte nur die Karte, die ich ihm gegeben habe. Erinnerst du dich? Diese fünfte, die er nie zeigen wollte. Pik-König. Niemand entkommt dem Schicksal, das ich selbst mische."

Macaregua antwortete nicht: Er ging weiter. Die Messer zogen zwei gekreuzte Lichtblitze, während der Baron mit sanfter, beinahe eleganter Bewegung zurückwich. Die Schatten vibrierten beim Aufeinanderprall uralter Kräfte: guanische Obsidian gegen Fleisch, das kein Fleisch mehr war.

Einen Augenblick später stürzte sich Genipperteinga mit Wolfsgeschwindigkeit auf ihn, doch Macaregua rollte zurück und hob den Spiegel, während er etwas murmelte, das Tomás nicht verstand. Das Glas verdunkelte sich wie eine Sonnenfinsternis.

Der Baron prallte unerwartet dagegen. Seine Gestalt verzog sich, dehnte sich, zersplitterte, bis ein nicht-menschlicher Schrei hinter der Oberfläche gefangen blieb. Dort blieb er eingesperrt, wand sich wie ein Schatten, der in einer Träne eingeschlossen ist.

Macaregua hielt den Spiegel mit beiden Händen und atmete tief durch, bevor er sich zum Gehen wandte.

Doch Tomás, noch immer zitternd von seiner eigenen Höllenvision, machte einen ungeschickten Schritt. Sein Fuß stieß gegen den Rand eines Kerzenhalters und, als dieser fiel, hallte das Metall mit einem hohlen Schlag, der sich wie ein Jahrhunderte aufgestauter Donner durch das Mausoleum ausbreitete.

Macaregua fuhr sofort herum und der Spiegel glitt ihm aus den Fingern.

Der Goldrahmen hielt stand. Die Glasscheibe nicht.

Der Knall verbreitete sich wie ein schriller Aufschrei, und aus dem zerbrochenen Glas stieg Genipperteinga hervor, nicht in seiner menschlichen Gestalt, sondern bereits als Wolf: eine Masse aus

Schatten, Knochen und aschgrauem Fell, mit Augen, in denen uralte Gelbtöne brannten.

Der Baron-Wolf stürzte direkt auf Macaregua zu, doch der Taita war überraschend schnell, warf eine Handvoll rötlichen Pulvers in die Luft, das wie glühende Kohlen sprühte, und gewann damit nur eine Sekunde. Diese Sekunde genügte, damit Macaregua in eine Spalte zwischen den Grabplatten schlüpfte und in jener Dunkelheit verschwand, die ihn gebracht hatte.

Der Baron brüllte und biss in die Luft, wo der Körper des Indigenen einen Augenblick zuvor gewesen war, und seine Wut machte ihn noch tierischer.

Schließlich drehte er sich um, witterte seine Beute und entfernte sich auf die andere Seite des Friedhofs.

Als Tomás die kalte Morgenluft einatmete, hatte er für einen kurzen Moment das Gefühl, seine Zugehörigkeit zur Welt wiederzuerlangen; doch kaum war er zwei Schritte gegangen, erkannte er zu seiner Rechten einen Schatten, der dichter war als die übrigen: das ausgemergelte Gesicht des Zwergs, dessen blutunterlaufene Augen ihn wie ein gekränkter Gläubiger anstarrten.

Er rannte los, bevor er zuließ, dass der Laut, der aus seiner Brust aufstieg, zu einem Schrei wurde. Panik fuhr wie eine Peitsche seine Wirbelsäule hinab. Irgendwann gaben seine Beine nach und die Welt erlosch. Als er ins Bewusstsein zurückkehrte, bewegte sich sein Körper noch, getrieben von einem animalischen Instinkt, der älter war als die Angst selbst.

Er erreichte einen Felsen neben den Grabplatten, von dem aus er auf die Oberfläche der Umfassungsmauer sprang. Erst als sein gesamtes Körpergewicht auf dem Rand ruhte, bemerkte er, zu spät, die scharfen Glasscherben, die die Granitblöcke krönten: eine Reihe durchsichtiger Zähne, die unter dem wolkenverhangenen Himmel matt glänzten.

Er stützte sich auf seinen rechten Fuß und sprang auf die andere Seite. In der Luft hatte er genug Zeit, in einem Blitz sein ganzes Leben Revue passieren zu lassen: von den Lateinstunden im Jesuitenkolleg bis zum Lächeln María del Carmens im Garten des Casa Liberal; dann schrumpfte die Welt auf den brutalen Aufprall seiner Knie, seiner Beine und seiner Hände gegen die Platte eines benachbarten Grabes zusammen. Er spürte, wie seine Knochen in einem Chor schlecht gestimmter Knacklaute protestierten.

Ein noch schärferer Schmerz ergriff seinen rechten Fuß. Er sah hinunter und erkannte mit fast klinischer Klarheit eine Glasscherbe, die aus seinem Fleisch ragte, seine Gewebe von einer Seite zur anderen durchtrennend, wie eine Eiszunge, die ein Stück warmes Fleisch durchbohrt. Der Überlebensinstinkt setzte sich gegen den Horror durch: Er riss das Glas heraus, schnitt sich dabei in die Hand, und zog, unter wildem Zerren, den Fuß aus der Falle, wie man einen Ast aus einem dornigen Strauch reißt.

Er schrie; die Stimme brach, klang eher wie das Röhren eines verletzten Tieres als wie ein menschlicher Aufschrei. Das Blut schoss aus den durchtrennten Arterien und bildete eine schwarze Lache, die sich zwischen den eingravierten Buchstaben des Namens eines unbekannten Verstorbenen hindurchschlängelte.

Mit zitternden Händen zerriss er sein Hemd und band es um den Knöchel zu einem provisorischen Tourniquet, wobei er sich plötzlich an die Anweisungen eines Militärchirurgen erinnerte, die er in der Savanne gehört hatte. Jeder Knoten war ebenso ein Akt des Glaubens wie der Technik.

Als er sich auf einem einzigen Bein erhob, benommen, sah er am Ende der Hauptallee des Friedhofs eine schwarze Kutsche, gelenkt von vier pechschwarzen Rappen; deren Augen schienen erloschene Kohlen, doch der Dampf, der aus ihren Nüstern strömte, verriet, dass sie aus einer Region angerannt kamen, in der die Hitze nicht dem Klima entstammte, sondern der Strafe.

Er hüpfte panisch die Allee entlang und hörte hinter sich das Klatschen der Peitschen und das Schnauben der Tiere; jeder Sprung riss einen Faden Leben aus seinem Oberschenkel.

Seine Glieder versagten, taub vor Kälte; er brach nur wenige Meter vom geschnitzten Kreuz am Eingang des Friedhofs nieder, dem steinernen Christus, den er schon von weitem gesehen hatte und der nun wie ein schweigender Richter über ihm aufragte.

„So kommen Sie nicht weit“, hörte er hinter sich, in einem Ton, der Spott und Mitleid mischte.

Er drehte sich um und erkannte Wilhelm, mit blasser Haut und graublauen Augen, in einem weißen Seidenanzug, der sich mit der müden Eleganz eines Höllenbeamten von seinem Sitz erhob, ohne die Zügel der Pferde loszulassen.

„Mein Vater erwartet Sie“, sagte er und wies mit einer höflichen Geste auf das Kutscheninnere, als lade er einen verspäteten Gast ein, Platz in einem Salon zu nehmen.

Tomás versuchte, einen Einwand zu formen, doch die Worte verfingen sich ihm in der Kehle. Welcher Vater? Der des Irdischen, der ohne Gewissheiten gestorben war? Der des Himmels, dessen Gesicht er hinter Dogmenschleiern vermutete? Oder das Monster mit den vielen Namen, das sein Blut aus den Tiefen einer verdorbenen Genealogie heraus forderte?

Er öffnete die Kutschentür. Innen roch es nach altem Leder, Feuchtigkeit und einem süßen Parfüm, das sich mühte, den Gestank der Verwesung zu überdecken. Auf dem gegenüberliegenden Sitz umarmte Fidel den verwesenden Leichnam von Coratá; oder etwas Schlimmeres: Der weibliche Körper trug nun den Kopf von Doña Arcadia, grotesk mit Goldschnüren an den Hals genäht. Der Mund dieses Kopfes bewegte sich, die fleischigen Lippen gaben perlweiße Fangzähne frei, und die verjüngten Augen musterten ihn mit feliner Neugier.

Tomás wich zurück und mobilisierte seine letzten Kräfte, um nicht zu erbrechen.

„Arcadia lebt noch“, beeilte sich Fidel zu erklären, mit einer Stimme, die ihm nicht mehr ganz gehörte, „und sie teilt sich diesen Körper. Was du gelesen hast, war für dich, aber mir gab sie ein anderes Gedicht:“

„Für seine Schläge und die schnöde Zung’,
gab ich ihn hin der Fieberglut Coratás;
drei Monde fraß ihn ihre rohe Lust,
er fand den frühen Tod im Schlund der Wund’.
Gesättigt in der Rache, lächelt’ die Indio himmelwärts,
schwor mir zu dienen, Hüterin der Schmach;
sie nahm den Vampirbund an, schon dürstend ihre Seel’,
ließ in der Leiche den Pflock als Zeichen ihrer Wach’.
Schlagt ihr das alte Haupt vom Leib, setzt meines ihr auf den Hals;
der Pflock, der sie bedrückt, ist Tor zu meiner Wiederkehr;
reißt ihr ihn aus, erwach’ ich aus dem bösest’n Traum,
und in geliehener Hülle strahlt erneut mein Licht so sehr.
Denn ich gab hin mein Leben für genoss’nen Tod,
das Blut ist meine Krone, der Pakt hält mich bereit:

wer meinen Zauber kostet, bricht nie mehr mein Gemach,
denn aus dem Staub kehr' ich zurück, um wieder zu sein im Leid."

Ihre Pupillen waren getrübt, als hätte das Blut, das einst ihren Blick entflammte, sich in den Mund der Frau zurückgezogen.

„Wir sind euch sehr dankbar", mischte sich Eutimio ein, der plötzlich an der Seite der Kutsche auftauchte und ihn mit einer Kraft in die Arme nahm, die seiner Erscheinung nicht entsprach; die Höflichkeit in seiner Stimme kontrastierte mit der Härte seiner Hände. „Ich bringe euch nun zurück an euren endgültigen Bestimmungsort: Santacruz."

Tomás wurde ins Innere gesetzt, von einer zunehmenden Schwäche befallen. Vom gegenüberliegenden Sitz aus betrachtete Doña Arcadia – oder das, was von ihr übrig war, oder was sich ihrer bemächtigt hatte – ihn mit Augen, in denen sich Belustigung und Hunger mischten.

„Was ist geschehen?" fragte sie, die fleischigen Lippen halb geöffnet, wobei das Rot ihres Lippenstifts sich mit Resten getrockneten Blutes mischte. „Willst du dich nicht für den Tod von Candelario rächen? Er und Arango haben gegen dich intrigiert, Liebster. Die Welt lacht über Männer, die vergeben."

„Wie kann Arango zugleich Genipperteinga sein?"

Arcadia sah ihn überrascht an und durchforstete mit ihrem Blick seine Gedanken, auf der Suche nach der Quelle seines Wissens. Tomás sah deutlich, wie sie bei jenem Gespräch mit dem Baron verweilte, das er für Teil eines Traums gehalten hatte.

„Er hat einen Pakt mit seinem Körper geschlossen", antwortete Arcadia, während drei Falten aus ihrem Gesicht verschwanden. „Um seine Leukämie zu heilen und ewig zu leben, überließ er seinen Leib dem Willen eines Verdammten, der ihn nun nach Belieben besitzen kann."

Tomás, der mit einer Toten nicht über Energien diskutieren wollte, die sich der Chemie entzogen, murmelte:

„Ich habe mich beim Verlassen des Mausoleums geschnitten … und einen Fuß verloren."

Wilhelm trieb die Pferde an; das Gefährt ruckte und setzte sich über die von Zypressen gesäumte Allee in Bewegung.

Arcadia hob eine Ledergerte an ihrer Seite und schlug Wilhelm mit plötzlicher Wut.

„Misshandle meine Pferde nicht, verfluchter Sklave!"

Galeano stieß einen Schmerzlaut aus, ertrug die Schläge ohne Protest. Arcadia bemerkte Tomás' fassungsloses Gesicht.

„Der Baron hat ihm das Leben geschenkt, und er gehört jetzt zu uns", erklärte sie mit perverser Miene. „Darum lässt er sich erniedrigen – ein Vorbild für Tomás Fines."

„Ich bin noch nicht bereit!" flehte Fidel und küsste ihre Hände. „Ich will nicht sterben! Mach mich wie dich!"

„Du hast Macaregua am Leben gelassen", erwiderte Doña Arcadia und strich ihm über die Wangen, während sie ihre perlmuttfarbenen Fänge in einem Lächeln zeigte, das Zärtlichkeit vortäuschen sollte. „Wenn du zögerst, tue ich es nicht. Jemand muss die Rechnung begleichen."

Fidel, wie in Trance, schlang die Arme um den Leib seiner Geliebten; sie antwortete, indem sie sich leidenschaftlich in seinen Hals biss. Dicke Bäche schwarzen Blutes tränkten sein Obergewand über der Brust, während ihr Mund zähe Klumpen ausspeite, die mit dumpfem Geräusch auf den Kutschenboden fielen.

Tomás wandte den Blick ab. Durch das Fenster sah er die Gräber der Sepúlveda, Eisenkreuze, Gras, plattgetreten von Trauerzügen, und dahinter, sich vor dem grauen Himmel abzeichnend, die gewaltige Kuppel der Kirche San Laureano vorbeiziehen. Ein Schauer lief ihm vom Nacken bis zur Basis der Wirbelsäule; jene Kuppel bedeutete für einen Katholiken die Verheißung des Himmels, doch er sah sie jetzt wie ein Riff, vom Schiff der Verdammten aus.

„Wohin bringt ihr mich?" schluchzte er, mit geweiteten Augen und trockener Stimme.

Arcadia antwortete nicht. Tomás bemerkte eine frische Blutspur auf dem Oberkörper der Frau; schwere Goldketten hingen von ihren Rippen herab und schlangen sich um ihre Hüften, als wären es metallene Wurzeln, die sie mit der im Mausoleum versteckten Smaragdkiste verbanden. Dieser Anblick erinnerte ihn plötzlich an die Juwelen, die er nicht hatte berühren wollen.

Ohne aufzusehen, in einem verzweifelten Überlebensimpuls, der sich mit einem Akt des Glaubens mischte, stürzte er sich durch das Fenster der Kutschentür nach draußen. Das Glas gab mit einem vielfach brechenden Krachen nach; er schlug auf der Allee auf, rollte

mehrfach, riss neue Wunden in Kopf und Armen, bis sein Rücken gegen die Mauer prallte, die das Mausoleum umgab.

Die Kutsche kam mit metallischem Quietschen zum Stehen. Vom Boden aus sah Tomás Arcadia, wie sie rasend die Kehle ihres Liebhabers zerkratzte; der Blutstrom, der aus Fidels Hals quoll, wurde gierig von der Kreuzritterin getrunken, die sich wie eine Gottesanbeterin über ihre Beute beugte.

„Ich schicke dich zur Hölle!“ brüllte Arcadia.

„Rettet mich!“ wimmerte Fidel, der sich in seiner Pelzjacke fortschleppte und eine purpurne Spur hinterließ.

Tomás erhob sich halb, stöhnend, und kroch panisch in die entgegengesetzte Richtung; der Schmerz im – oder von ihm so empfundenen – verstümmelten Fuß war so heftig, dass er meinte, zwei Herzen zu besitzen, eines in der Brust und eines im Knöchel. Fidel erreichte in seiner Agonie mit der Hand einen seiner gesunden Knöchel; Tomás spürte den verzweifelten Ruck, die Bitte eines Ertrinkenden, der den zu packen sucht, der sich zu retten versucht.

Ein breiter Blutfaden hinter beiden zeichnete die Szene nach, als würde ein makabrer Maler die Skizze eines ganz persönlichen Jüngsten Gerichts entwerfen. Tomás sah in Fidels hilflos glasige Augen; in ihnen verliehen Angst und Todesqual einem Charakter Menschlichkeit, die ihm bisher fremd gewesen war.

„Ei …“, stöhnte er mit schwacher Stimme, wie ein Kind, das nach Milch verlangt.

Ein Flügelschlag kam näher; Tomás stolperte, als er bemerkte, dass ein schmieriger Schatten mit unbestimmten Rändern sich über Fidel senkte.

Als er erneut zu Boden ging, die Wange an die feuchte Erde gepresst, sah er das letzte Röcheln des Mörders von Candelario: Der Schatten stürzte herab, hüllte seinen Körper ein, saugte ihn in eine formlose Umarmung. Zum ersten Mal empfand Tomás Mitleid mit diesem Mann, den er so oft verabscheut hatte.

Er raffte sich noch einmal mit großer Mühe auf, vielleicht mit der vagen Absicht zu fliehen, vielleicht nur aus jenem Instinkt, der einige Körper dazu zwingt, sich einmal mehr aufzurichten, als vernünftig wäre. Neben ihm sprang ein Mastiff aus der Kutsche; seine Fänge glänzten und ein Faden scharlachroter Spucke tropfte auf den Kies. Tomás humpelte weiter, hörte das Bellen hinter sich und sah seine eigene Haut schon von diesen Kiefern zerfetzt.

„Also werden jene, die sich in Wölfe verwandeln, zu seinen Lakaien, bevor sie in die Foltern des Bárathros geschickt werden“, dachte er und erkannte in dem Schädel des Mastiffs Wilhelm, und fragte sich, ob dies sein eigenes trauriges Ende sein würde.

Da ertönte Ottos Stimme über den Gewölben des Friedhofs, verstärkt von Mauern und Grabsteinen, als wäre jeder Name eines Toten ein Lautsprecher für seine Blasphemie:

„Dich hat der besiegt, der deine Mutter geschändet hat“, schrie er mit gewaltiger Stimme. „Tomás Fines!“

Der junge Mann blickte nach vorne; neben dem Kreuz sah er die Silhouette einer Frau, scharf abgezeichnet gegen den bleichen Himmel.

„Rette mich!“ rief er und erinnerte sich plötzlich an die Geschichte des portugiesischen Seefahrers, die Fidel ihm in der Savanne erzählt hatte; die Worte stürmten in seinem Geist durcheinander und kamen mit Blut und Speichel vermischt hervor. „Gedenke dieses Sünders in der Stunde seines Todes, und ich schenke dir mein Leben als Mönch!“

Er drehte sich und sah zwei weitere Mastiffs mit Frauenhaar, die sich mit großen Sprüngen näherten; ihre Augen hatten die senkrechten Pupillen von Bestien und den berechnenden Glanz von Kurtisanen. In diesen Gesichtern erkannte er Züge von Arcadia und Marisol, vermischt; ihm wurde klar, dass weder die Himmelskönigin noch der Schöpfer verpflichtet waren, ihn zu retten, anders als einst jenen portugiesischen Reisenden.

„Amen“, murmelte er in der nackten Hoffnung, María del Carmen wiederzusehen; ergeben, ohne noch mehr Angst oder Widerstand zu bieten, wie einer, der sich in einen Fluss wirft im Vertrauen darauf, er möge ihn ins Meer oder in einen Strudel tragen.

Ein Lichtstrahl leuchtete am Horizont auf, nicht wie die Blitze, die Sturm ankündigen, sondern wie das erste Licht einer sonnenlosen Morgenröte. Er sah María del Carmen neben einem dunkelhäutigen Mann mit Mäuschen am Hals und einer Jungfrau in Weiß und Himmelblau; er verglich sie in seinem benebelten Geist mit San Martín de Porres und dem Bild der Jungfrau von Chiquinquirá, das er als Kind auf verblichenen Andachtsbildchen gesehen hatte.

Neben ihnen zogen zwei Männer leuchtende Schwerter, deren Klingen wie erstarrtes Feuer wirkten oder wie Kristall, der aus

derselben Mine geschürft war, aus der das Universum das Licht all seiner Morgen- und Abendröten gewinnt.

Hinter ihm brachen Geheul und Flüche aus. Die Mastiffs wanden sich; ihre Körper verschlangen sich und verlängerten sich, bis sie zu zwei Schlangen mit Menschenköpfen wurden, die sich ineinander verschlungen, um ein abnormes, zentriertes Wesen von Menschengröße zu bilden, mit einem Gargoylekopf und einem Torso, der in seiner ewigen Drehung die Züge von Arcadia, Wilhelm und Marisol, vermischt mit noch älteren, zeigte. Das Monster wich vor der Gegenwart der himmlischen Wesen zurück; seine Größe schrumpfte, je näher die Männer mit den flammenden Schwertern mit festem, wortlosem Schritt kamen, wie jene, die ein seit langem geschriebenes Urteil vollstrecken.

Einer von ihnen spießte das Wesen mit der Spitze seiner Waffe auf; das Monster kreischte mit vielen Stimmen und zog sich zusammen, bis es zu einer einzelnen Schlange wurde, die sich schwach wand. Der Engel trug sie, die Flügel ausbreitend, zu den Füßen der Frau, die María del Carmen begleitete; die Schlange schien sich zu ergeben, als wäre dieser Boden ein Altar, zu dem sie seit Anfang der Zeiten gehörte.

Bevor er bewusstlos zusammensank, dachte Tomás an die Patronin seiner Nation, neben einer Frau, die niederkniete, und an die Cherubim, die sie auf den Retabeln krönten; er begriff, mit einer Klarheit, die jede Wachheit blendete, dass Himmel und Hölle aus seinen Gefühlen hervorgingen und um eine einzige Seele stritten, bald an Liebe und Zärtlichkeit haftend, bald an Hass und Grausamkeit.

Jahre lang – bereits in einem Frieden, den nur die Erinnerung leicht ritzte – dachte er über die Andeutungen seiner Verwandten nach, die darauf beharrten, alles sei ein Delirium gewesen: Blutverlust, Trauma, der verderbliche Einfluss übermäßigen Studiums der „Summa Theologiae“ des heiligen Thomas oder, schlimmer noch, der halluzinogenen Pilze, die im Hause des Barons serviert worden waren.

Zunächst räumte er ihnen aus Klugheit den Vorteil des Zweifels ein; doch wenn er an den Körper María del Carmens dachte, an die entsetzlichen Schmerzen seines abgetrennten Fußes und an seinen nun unversehrten Fuß, gezeichnet von einer dicken Narbe, die seinen Knöchel umrundete, begriff er die Wunder, die ihn erlöst hatten, und

widerlegte jene, die meinten, seine Naht sei das Produkt einer Hautinfektion gewesen.

Die Gewissheit dessen, was er erlebt hatte, schwemmte schließlich seine Zurückhaltung wie seine Vorsicht fort: Er begann zu behaupten, mit einer Gelassenheit, die seine aufgeklärten Gesprächspartner irritierte, die Jungfrau von Chiquinquirá habe ihm den abgetrennten Fuß zurückgegeben.

Sein bewusstloser Körper war am nächsten Tag neben den zerteilten und zerrissenen Leichen des Barons und seiner Konkubine Marisol gefunden worden, zu Füßen des Kreuzes, am Eingang des Friedhofs. Weiter draußen, auf einer Rasenlichtung, lag María del Carmen Vergel, in ein Kleid aus Spitze und weißer Seide gehüllt, scheinbar schlafend, mit einem leichten Lächeln auf den Lippen und einem Bündel weißer Nelken in den gefalteten Händen über dem Mieder; die Starre ihres Gesichtes verriet keine Gewalt und wurde bald als Zustand himmlischer Kontemplation gedeutet.

Im folgenden Jahr, aus der Botschaft in Ecuador, erfuhr er, dass Fidel geflohen war und in Quito unter neuer Identität lebte; die Gerüchte folgten ihm wie eine Wolke: zwielichtige Geschäfte, liederliche Frauen, endlose Kartenspiele. Zwei Monate später, von Schulden bedrängt, floh er vor seinen Gläubigern nach Macao, wo er, wie Tante Aidé ihm schrieb, als Stoffhändler zu Wohlstand gelangte.

Die Stadtbehörden und die Familie Sepúlveda erklärten Tomás für geistesgestört, als er beteuerte, der Baron, Marisol und die verstorbene Arcadia seien Kreuzritterinnen alter Zeiten gewesen, Vampire, die sich dunklen Pakten verschrieben hätten. Doktor Rueda, der die Obduktionsberichte zu verfassen hatte, drängte ihn immer wieder, seine Aussagen zurückzunehmen.

„Wir wissen noch wenig von Geist und Erinnerung“, erklärte er mehr als einmal, mit dem Ton eines Professors, der der Vernunft den Vorzug gibt, auch wenn sie auf Hypothesen gründet. „Das Gehirn, Señor Fines, ist eine erzählende Maschine. Angesichts eines Traumas – sagen wir, den Angriff eines Raubtiers – spinnt es Geschichten mit dem Faden unserer kulturellen Ängste. Seine ‚vampirischen Kreuzritter‘ sind physiologisch gesehen besser verständlich als akute Psychose durch Blutverlust.“

„Ich habe es erlebt!“ entgegnete Tomás und stampfte mit dem Stock auf den Boden, nicht um den Arzt einzuschüchtern, sondern um sich selbst zu vergewissern, dass er noch in einem Körper wohnte.

„Wenn Sie darauf bestehen“, fügte Doktor Rueda mit fester Stimme hinzu und legte die Feder beiseite, „fürchte ich, dass Torres und die Erben Genipperteingas Sie in seinem Sanatorium in Santacruz einsperren werden. Sie werden nicht zulassen, dass Sie ihren verstorbenen Wohltäter in den Schmutz ziehen. Da stehen Interessen auf dem Spiel, die über – und da gebe ich Ihnen recht – Ihren wundersam gesunden Fuß hinausgehen.“

Tomás beschloss, nicht länger auf der monströsen Vergangenheit jener illustren Figuren zu beharren, in der Erwägung, dass Torres mit Galeanos Unterstützung, nunmehr Erbe von Santacruz, zum Bürgermeister aufsteigen würde.

„Wir haben in dieser Gegend keine Wölfe“, fügte der Arzt mit trockenem Humor hinzu, „wohl aber andere Raubtiere. Ich stelle Ihnen gern ein Attest aus, dass sie von einem Pärchen Jaguare angefallen wurden, wenn es Ihnen recht ist. Die Leute glauben lieber an Tiere als an Dämonen.“

Niemand wusste, wohin die Diener und Lakaien Genipperteingas, Wilhelm und Eutimio, verschwunden waren; sie lösten sich aus der Landschaft, als hätte jemand mit einem nassen Lappen Figuren von einer Tafel gewischt. Nur der Fund der Leiche von Juan, dem Träger, in Pescadero bestätigte teilweise den verrückten Bericht von Tomás.

„Und María del Carmen?“ fragte er in einem späteren Gespräch. „Ihre Leiche wurde unversehrt aufgefunden, doch Fidel und ich sahen sie zerstückelt …“

„Ich wiederhole“, unterbrach ihn Rueda, unfähig, noch mehr Geschichten von Frauen zu hören, die ohne Herz in der Brust überleben. „Ich fand an María del Carmen weder Risswunden noch den geringsten Bluterguss, der eine gewaltsame Todesursache nahegelegt hätte. Ihr Herz war unversehrt. Eine einfache angeborene Fehlbildung der Halsschlagader hätte genügt, um ein so sensibles Herz anzuhalten.“

„Was sagen wir ihrem Bruder?“ drängte Tomás, zunehmend verzweifelt.

„Die Wahrheit, die man öffentlich sagen kann“, erwiderte der Doktor und unterschrieb die Obduktionsberichte. „Dass die Kutsche des Barons und von Marisol von Pumas angegriffen wurde, weshalb sie außer Kontrolle geriet und María del Carmen überfuhr, die stürzte und sich die Verletzung zuzog. Das andere, falls es das gab, gehört in

jene Zone, in der Theologen und Dichter um das letzte Wort streiten.“

„Sie ist eine Heilige!“ rief Tomás mit feuchten Augen. „Sie hat mich aus dem Jenseits gegen die vampirischen Kreuzritter verteidigt. María del Carmen hat mich mit ihrer Reinheit beschützt! Unsere Hochzeit wird im Jenseits stattfinden!“

Seine Worte wurden von Krankenschwestern, einem neugierigen Sakristan und einer Witwe, die in der Leichenhalle wartete, gehört; sie wurden zur vox populi. Wenige Stunden später begann eine Prozession von Bittstellern, Blumen und Opfergaben um ihren Sarg in der Haupthalle des Bestattungsinstituts San Martín de Porres niederzulegen. Frauen aus den Vierteln, Dienstmädchen von Haciendas, genesende Soldaten, ruinierte Kaufleute – alle wiederholten mit Varianten dieselbe Geschichte: dass Señorita Vergel gestorben sei, um einen anderen zu retten, dass ihr Körper nach Rosen duftete und ihre Hände noch wie zum Segen bereit schienen.

Gerardos Reise von Santafé de Bogotá verlängerte das Begräbnis um vier Tage, während deren der Leib María del Carmens tatsächlich Rosenduft ausströmte, den nicht einmal die Hitze Bucaramangas zu zersetzen vermochte; das Phänomen verbreitete ihre Verehrung nur noch mehr. Manche wollten winzige Tränen in den Augenwinkeln gesehen haben oder ein leichtes Lippenzucken, wenn jemand mit besonderem Eifer betete.

„Ich werde ihr das schönste Mausoleum bauen, das eine Jungfrau in Bucaramanga je gehabt hat“, sagte Gerardo Vergel mit bewegter Stimme während der Beerdigung. „Weil sie meine Schwester ist und weil sie schon dem ganzen Volk gehört.“

Er hielt sein Versprechen. Das im Folgejahr fertiggestellte Mausoleum mischte Stile, wie die Erinnerung Epochen mischt: neoklassische Säulen, Glasfenster mit Marienszenen, Reliefs mit Chinarindenähren und in der Mitte die Statue María del Carmens, die ein Kreuz und einen Rosenkranz hielt. Es wurde bald zu einem Wallfahrtsort für Gläubige aus ganz Santander; alte Frauen aus Lebrija, Girón und Socorro wiederholten, dass die Jungfrau kleine wie große Gnaden schenke – von der Linderung kindlicher Fieber bis zum Schlichten von Familienzwisten und dem Retten der Ernten.

Sechs Jahre nachdem – der offiziellen Version zufolge – ein Puma Baron Otto Genipperteinga zerrissen hatte, lebte Tomás Fines in einer Hütte am Meer, auf einem Gelände, das ihm die Regierung

des Präsidenten Trujillo als Belohnung für seine Dienste überlassen hatte. Von dort aus hörte er jede Nacht das Rauschen der Brandung, das ihn mal an das Gemurmel der Seelen am Rand des Abgrunds erinnerte, mal an das Rascheln der Tuniken der Engel, wenn sie vorbeigingen. Dort schrieb er drei Bände seiner Erinnerungen, nicht aus literarischer Eitelkeit, sondern aus geistlicher Notwendigkeit: Jede Seite war ein Versuch, das Erlebte im Licht einer Theologie zu ordnen, die er mehr in Wunden als in Seminaren gelernt hatte.

Seit damals suchten ihn Pilger auf, um Einzelheiten jener Nacht der Prüfungen von Himmel und Hölle zu erfahren. Tomás fasste die Sache in einem Satz zusammen, der seine Schrecken ebenso wie seine Hoffnung bündelte:

„Ich zog vor, kurz gesagt, wie Abel zu sterben, statt wie Kain zu töten, weil ich glaube – und bis zu meinem letzten Herzschlag glauben werde – an die Auferstehung Christi."

Dann nahm er das Neue Testament, das ihn stets begleitete; er schlug es auf und ließ die Worte in sich fallen wie einen stillen Regen.

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden an seiner Seele leidet?"

Draußen lebten neue Generationen, in ihrem Agnostizismus den Streitigkeiten von Himmel und Hölle ausgeliefert; und er schrieb unermüdlich, weil Gott – oder das Universum – ihm, wenn auch nur einen Augenblick lang, die Visionen der Hölle, die ihn beinahe fortgerissen hätte, und des Himmels, der ihn nun erwartete, offenbart hatte: die Geschichte einer Rettung, die kein anderer Federkiel als der seine zu beschreiben vermochte.

Von diesem friedlichen Ort aus, an dem meine Seele den Frieden gefunden hat, den Menschen und Tiere mir verweigert haben, lobe ich den Herrn dafür, dass er mir durch die Fürsprache María del Carmens vergeben hat. Mit Härte begriff ich, dass die Prüfungen der Göttlichkeit unserem Maß an Glauben an die Ewigkeit der Liebe oder des höchsten Gutes unterworfen sind — das heißt für uns Gläubige: an Gott. Was für einen portugiesischen Reisenden darin bestand, die Herrschaft Unserer Lieben Frau, der unbefleckten Jungfrau, über die Bestien anzuerkennen, bildete zweifellos ein Glaubenswagnis seiner Generation; im neunzehnten Jahrhundert jedoch, das meint, den Teufel mit Zivilgesetzen gezähmt zu haben, ist es nur noch Anekdote. Mein Glaube verlangte die Loslösung vom Leben selbst.

Meine geliebte María del Carmen bereitete mich über Monate hinweg mit ihrer beständigen Liebe vor; hätte ich angesichts der Gewissheit meines Endes das Gefühl der Frustration verspürt – so, wie ich es im verängstigten Gesicht Fidels sah –, wäre ich in diesem Meer aus Ehren und Vorurteilen untergegangen. Doch mein Vertrauen in ihre unerschütterliche Liebe, gegenwärtig in den Sorgen María del Carmens, überschritt die Sterblichkeit, um mir das Glück des göttlichen Schutzes zu schenken. Sie lehrte mich, dass Himmel und Höllen dort beginnen, wo das Herz im Verborgenen entscheidet, wenn niemand hinsieht, und dass, selbst wenn die Bestien unser Fleisch zerfleischen, die Seele – wenn sie an ein höchstes Gut jenseits des Todes glaubt, das heißt an Gott – die Integrität ihres Vorsatzes bewahren kann.

Lebrija, den 8. Dezember 1883.

Nächte des neunzehnten Jahrhunderts

Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
als Bucaramanga, kalt und nebelverhangen,
seine Eliten mit Dämonen paktieren sah…
Es sind auch die Nächte unseres Jahrhunderts,
denn jede Macht ist finster.

Ein Dichter fällt in Bogotá,
und die Stadt bewahrt ein Geheimnis.
Tomás Fines sucht die Wahrheit
im Schatten alten Schreckens.
Seine Braut lebt in Lebrija:
er muss reisen, um sie zu schützen
vor dem Deutschen, der Santander beherrscht,
Baron Otto von Genipperteinga,
mit einem Blick aus reinem Winter,
mit eiserner Vergangenheit und Pakten,
der mit Wissenschaft und Fortschritt
ein ganzes Volk beugt.

Kanonen… Tempel… zerbrochene Städte…
die Nation erzittert vor Zorn.
Deutsche werden getötet, der Indio beschuldigt,
und der Baron sperrt die Lebenden ein
wie schuldige Schatten…
Macaregua, ihr Anführer, widersteht:
die letzte Mauer gegen den Vampir.

Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
als Bucaramanga, kalt und nebelverhangen,
seine Eliten mit Dämonen paktieren sah…
Es sind auch die Nächte unseres Jahrhunderts,
denn jede Macht ist finster.
Gotisches Bucaramanga,
Stadt, die in Ungerechtigkeiten brennt,

wo die Wissenschaft die Furcht heiligt
und die Kirche vor der Eugenik schweigt.
Gotisches Bucaramanga,
am äußersten Rand des Abgrunds:
durch die Schluchten von Pescadero
kämpfen Glaube und Messer.
Paradies und Hölle verflochten
in der Seele jedes Kolumbianers.
Krankenhäuser, in denen der Schlaf
Pforten zur Hölle öffnet;
Friedhöfe, in denen der Tote
den Lebenden schweigend anblickt.
Die „Goldschnabel-Schlange“
erhebt sich in den Werkstätten,
während unsichtbare Pakte
Gesetze und Mächte bewegen.

Wer regiert in der Dämmerung?
Bismarck… oder sein Gespenst?
Lebt das neunzehnte Jahrhundert weiter?
Wo fielen die Comuneros?

Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
als Bucaramanga, kalt und nebelverhangen,
seine Eliten mit Dämonen paktieren sah…
Es sind auch die Nächte unseres Jahrhunderts,
denn jede Macht ist finster.
Gotisches Bucaramanga,
wo ein Vampir die Schienen, Banken und Spitäler
wie Adern zur Hölle lenkt.
Gotisches Bucaramanga,
wenn die Lebenden Opfer sind,
wer entscheidet auf diesen Hügeln,
wo die Legende beginnt?
Die Frauen, die heilig sterben…
oder jene, die namenlos brennen?
Tomás wandert zwischen Welten,
der Glaube bricht in seiner Brust,
die Gerechtigkeit beißt den Staub,

und die Liebe… wird Spiegel.
María del Carmen leuchtet
wie ein Leuchtturm in dichter Nacht,
doch das Jahrhundert — ach, das Jahrhundert —
fordert ein anderes Versprechen.

Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
als Bucaramanga, kalt und nebelverhangen,
seine Eliten mit Dämonen paktieren sah…
Es sind auch die Nächte unseres Jahrhunderts,
denn jede Macht ist finster.
Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
Nächte des unsrigen ebenso,
wenn die Macht Schatten trinkt
und dem Volk die Stirn darbietet.
Gotisches Bucaramanga,
Stadt aus Fieber und Grenze:
Wähle dein Schicksal gut,
denn die Chinarinde reist bereits in die Welt
aus dem neidischen Bogotá.
Denn das Jahrhundert wohnt noch in uns…
denn der Vampir ist noch hier…
in Bucaramanga, in Bogotá,
in jedem, der zur Macht aufsteigt…
In Kains Herrschaft…
wirst du Abel sein vor dem Gewalttätigen?
Erwache.
Die Träume sind wirklich.
Nächte des neunzehnten Jahrhunderts,
als Bucaramanga, kalt und nebelverhangen,
seine Eliten mit Dämonen paktieren sah…
Es sind auch die Nächte unseres Jahrhunderts,
denn jede Macht ist finster.
In diesem Land erwachen Portente,
die unter der Geschichte schlafen:
Hydren, die Stürme trinken,
Wölfe, die uralte Pakte heulen,
Kobolde, geboren zum Herrschen.
Und jene, die ihre Seele verkaufen, um zu töten.

Unbestattete, die ihr Fleisch wechseln
und doch den Kopf unversehrt bewahren,
Frauen, die ohne Herz leben,
weil ein anderes in ihrem Dunkel schlägt.
tom of Form

Proof